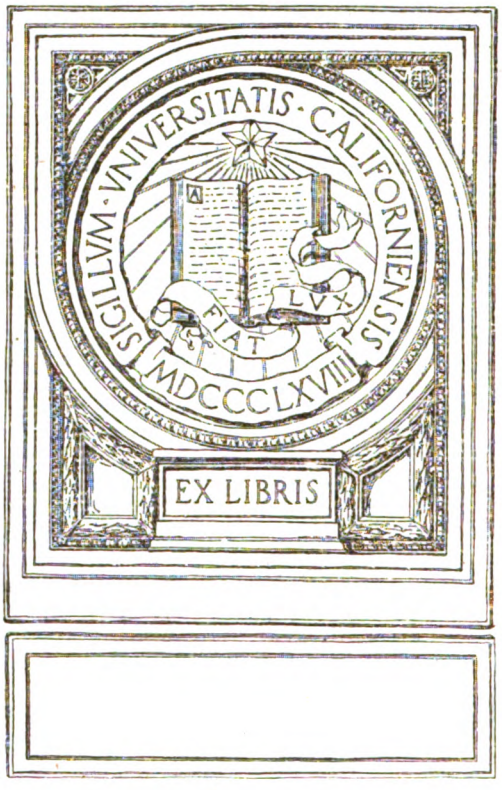

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT
LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von George Cleinow

72. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Nr. 14

England und Rußland in Persien. Von Freiherrn Albrecht von Woellwarth in London 1

Fürstliche Gegner Bismarcks. Von Dr. Heinrich Glaser in Weimar 7

Vom alten und vom neuen Reichsarchiv. Von Dr. Paul Wentzke in Düsseldorf-Oberkassel 31

Die irische Renaissance und George Moore. Von Beda Prilipp in Berlin-Schöneberg 34

Die Wehrsteuern und die wirtschaftliche Lage. Von Spectator . . 40

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Verwaltung: Ein preußisches Ansiedlungsamt? Von O (S. 46)

Ausgegeben am 2. April 1913.

60 Pf. das Heft

Berlin SW. 11

Tempelhofer Ufer 35a

6 Mark vierteljährlich

Direction der Disconto-Gesellschaft in Berlin.

Bilanz am 31. Dezember 1912.

Aktiva.	ℳ	₰
Kasse, fremde Geldsorten und Coupons	37 604 585	72
Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken	7 272 370	41
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen		
a) Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten ℳ 232 367 007,69		
b) eigene Accepte —,—		
c) eigene Ziehungen —,—		
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank —,—	232 367 007	69
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	52 095 554	97
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere	110 386 457	53
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	118 662 822	63
davon am Bilanztage gedeckt		
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine ℳ 43 976 155,30		
b) durch andere Sicherheiten „ 14 966 642,01		
Eigene Wertpapiere		
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten ℳ 20 456 056,37		
b) sonstige b. der Reichsbank u. anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere „ 2 848 550,22		
c) sonstig börsengängige Wertpapiere „ 7 601 942,41		
d) sonstige Wertpapiere „ 6 311 754,61	37 218 303	61
Konsortial-Beteiligungen	46 620 350	52
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg	50 000 000	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	56 669 038	18
Debitoren in laufender Rechnung		
a) gedeckte ℳ 283 120 277,79		
davon durch börsengängige Effekten gedeckt ℳ 154 230 238,30		
b) ungedeckte „ 102 757 872,33	385 878 150	12
Ausserdem Aval- u. Bürgschaftsdebitoren ℳ 52 643 348,77		
Effekten-Bestände der Pensionskasse, und der Stiftungsfonds	5 847 302	80
Mobilien	222 157	70
Bankgebäude in Berlin, London, Bremen, Frankfurt a. M., Mainz, Frankfurt a. O. und Essen	19 422 157	01
	1 160 266 663	89

Passiva.	ℳ	₰
Eingezahlte Kommandit-Anteile	200 00 000	—
Allgemeine (gesetzliche) Reserve	57 300 000	—
Besondere Reserve	24 000 000	—
Kreditoren		
a) Nostroverpflichtungen ℳ 411 188,09		
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite „ 13 757 256,70		
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen „ 42 659 422,53		
d) Einlagen auf provisionsfreie Rechn.		
1. innerhalb 7 Tagen fällig ℳ 121 742 688,28		
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig „ 79 857 704,62		
3. nach 3 Monaten fällig „ 62 721 432,28 „ 264 321 825,18		
e) sonstige Kreditoren		
1. innerhalb 7 Tagen fällig ℳ 184 407 452,54		
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig „ 94 091 863,53		
3. nach 3 Monaten fällig „ 4 865 536,45 „ 283 364 852,52	604 514 545	02
Accepte und Schecks		
a) Accepte ℳ 233 626 555,77		
b) noch nicht eingelöste Schecks „ 5 199 474,51	238 826 030	28
Ausserdem Aval- u. Bürgschaftsverpflichtungen ℳ 52 643 348,77		
Eigene Ziehungen —,—		
davon für Rechnung Dritter —,—		
Weitergegebene Solawechel der Kunden an die Order der Bank —,—		
David Hansemannsche Pensionskasse ℳ 5 104 114,82		
Hierzu Überweisung aus der Gewinn- und Verlust-Rechnung von 1912 „ 300 000,—	5 404 114	82
Adolph von Hansemann-Stiftung	505 910	64
Schoeller-Stiftung	222 010	70
Sonstige Stiftungsfonds für die Angestellten der Gesellschaft	288 156	98
Noch nicht abgehobene Dividenden der früheren Jahre	28 602	—
Reserve für neuerworbene Immobilien und Neubauten ℳ 3 000 000,—		
Hierzu Überweisung aus der Gewinn- und Verlust-Rechnung von 1912 „ 1 000 000,—	4 000 000	—
Rückstellung für Talonsteuer „ 758 571,45		
Hierzu Überweisung aus der Gewinn- und Verlust-Rechnung von 1912 „ 272 857,15	1 031 428	60
10% Dividende auf ℳ 200 000 000 Kommandit-Anleihe	20 000 000	—
Tantieme des Aufsichtsrats	631 578	94
Gewinn-Beteiligung der Geschäftsinhaber	2 305 263	16
Übertrag auf neue Rechnung	1 209 022	75
	1 160 266 663	89

Gewinn- und Verlust-Rechnung 1912.

Soll.	ℳ	₰
Verwaltungskosten einschl. Tantieme der Angestellten	12 093 741	70
Steuern	1 956 281	92
Zu verteilender Reingewinn	25 718 722	—
	39 768 745	62

Haben.	ℳ	₰
Saldo-Vortrag aus 1911	1 376 901	04
Effekten	4 034 596	16
Kurswechsel	1 459 716	67
Coupons	164 734	71
Verfallene Dividende	216	—
Provision	9 738 676	91
Diskont und Zinsen	14 895 777	70
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg	5 000 000	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	3 098 126	43
	39 768 745	62

Die Grenzboten

72. Jahrgang. Zweites Vierteljahr

Die

Grenzboten

Zeitschrift für
Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber:
George Cleinow

72. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Berlin
Verlag der Grenzboten G. m. b. H.
1913.

H30
G7

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1913. Zweites Vierteljahr

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

	Heft	Seite
Albanien, Das werdende —, von W. von Massow	15,	49
Ansiedlungsamt, Ein preußisches —, von o o	14,	46
Balkankrieg (s. „Nach dem Fall von Skutari" von W. von Massow)	18,	201
Belgien, Die Gärung in —, von Franz Fromme	20,	297
Belgien, Flämen und Wallonen in —, von Franz Fromme	25,	551
Bismarcks, Fürstliche Gegner — im Kampf um den Krieg 1866, an der Hand von teilweise unveröffentlichten politischen Korrespondenzen dargestellt von Dr. Heinrich Glaser	14,	7
Einfuhrscheine und Deckungsfrage, von Julius Mecca	22,	396
Elsaß-lothringischen Regierung, Die Anträge der —, von M. Winterberg	24,	491
England und Rußland in Persien, von Freiherrn Albrecht von Woellwarth	14,	1
Engländer in Indien, Die —, von Nadir (s. auch Heft 2, 11 und 12 von 1913)	20,	321
Erbrecht, Das — des Reiches, von B.	26,	628
Erbschaftssteuer, von Justizrat Bamberger	25,	537
Frankreichs Kulturexpansion und ihre Bedeutung für Deutschland, von Oberrealschuldirektor Dr. Ost	23,	457
Gneisenau, Neidhardt von —. Beiträge zu seinem Charakterbilde, von Dr. J. von Newald	21,	350
Heeresvorlage, Randglossen zur —, von G. Cleinow	15,	58
Imperialismus, Deutscher —, von Darius	21,	345
Imperialismus, Grundlagen des —, von Dr. jur. Herbert von Dirksen	19,	257
Kaiser auf Reisen, Mit dem —. Nach Briefen und Tagebuchblättern von Teilnehmern erzählt von George Cleinow 24, 495; 25, 558;	26,	598
Kaiser, Dem —	24,	489
Kanzlerreden, von G. Cleinow	16,	97
Karpathendeutschen, Die Tagung der — in Wien, von Otto Alscher	24,	534
Kiderlen-Briefe (s.: „Kiderlen und die Marokkokrise", 22, 433; und „Mit dem Kaiser auf Reisen" 24, 495; 25, 558;	26,	598
Kiderlen und die Marokkokrise, von G. Cl.	22,	433
Kolonisation im Osten, Der wirtschaftliche Wert der bäuerlichen —, von Dr. Erich Keup	17,	151
Kolonisation! Schon wieder ein Gegner der inneren —, vom Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat Dr. Metz, Präsidenten des Oberlandeskulturgerichts	15,	67
Krieg 1866, Fürstliche Gegner Bismarcks im Kampf um den — an der Hand von teilweise unveröffentlichten politischen Korrespondenzen dargestellt von Dr Heinrich Glaser	14,	7
Krupp, von G. Cleinow	19,	249
Londoner Brief, von Albrecht Freiherrn von Woellwarth	22,	393
Marokkokrise, Kiderlen und die —, von G. Cl.	22,	433
Mecklenburg, Verfassungskämpfe in —, von Arthur Raschèr	17,	145
Millionenheere, Führung und Verpflegung der —, von Major a. D. Max von Schreibershofen	25,	540
Napoleons des Ersten, Der Zusammenbruch der Herrschaft —, von Dr. G. Grotch	26,	585
Orientkrisis, Deutsche Weltpolitik nach der — von Prof. Dr. Otto Hoetzsch	23,	441
Römische Kaiserinnen, von Dr. W. Janell	25,	576
Rumänien, An der Wiege des Königreichs —. Berichte des preußischen Spezialgesandten Freiherrn von Richthofen an Friedrich Wilhelm den Vierten (s. auch 1912, Heft 28, 31, 42, 48 und 1913, Heft 8)	17, 176;	18, 222
Rußland in Persien, England und —, von Freiherrn Albrecht von Woellwarth	14,	1
Schutzgebieten, Mehr Deutschtum in unseren —, von Landgerichtsrat Otto von Pfister.	24,	535
Skutari, Nach dem Fall von —, von W. von Massow	18,	201
Vom Kriege?, von Janus	16,	112

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

Arbeiter, Beiträge zu einer Psychologie der —, von Dr. D. Meyer	22,	427
Arbeiterbewegung, Zur Geschichte der modernen — im letzten Jahrzehnt, von Heinrich Göhring	26,	591
Bank, Geld und Wirtschaft		
Vermögensabgabe, Die einmalige —	14,	43
Wehrvorlage, Ankündigung der großen deutschen —	14,	41
Einfuhrscheine und Deckungsfrage, von Julius Mecca	22,	396
Entspannung, Nach der —, von Spectator und G. Cl.	21,	380
Fleischversorgung, von Pitsch	26,	625
Heimatschutzes, Die Beziehungen des — zu den Fragen des modernen Staatslebens, von Bauamtmann Kurt Hager	20,	334
Opium in China, Der Kampf gegen das —, von Privatdozent Dr. F. Jadow	19,	288
Presse, Die Beschäftigung von Referendaren bei der —, von Dr. Krueckemeyer	21,	386
Reichsarchiv, Vom alten und vom neuen —, von Dr. Paul Wentzcke	14,	31
Reichskriegsschatz und Währung, von Spectator	16,	132
Rheinmündung, Die deutsche —, von G. Cleinow	18,	239
Schundfilm und Filmzensur, von Dr. Albert Hellwig	16,	141
Wehrsteuern, Die — und die wirtschaftliche Lage, von Spectator	14,	40
Wehrsteuer und Beitrag der „Toten Hand", von Landrichter Dr. Sontag	17,	199

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

Berechtigungsfrage, Zur —, von Dr. J. Quandt	16,	137
Bluts- und Bodenrecht, Deutsches —, von Dr. Hans Ratjen	23,	452
Erbrecht des Reiches, Das —, von B.	16,	137
Erbrecht des Reiches, Das —	17,	193
Kerschensteiners, Georg — Begriff der Arbeitsschule, von Traugott Friedemann	17,	167
Kriminalistische Institute, von Gerichtsassessor Dr. Albert Hellwig	19,	274
Matthias, Adolf — und das höhere Schulwesen, von Professor Dr. Rudolf Lehmann	24,	500
Orientalische Sprachen, Die Umgestaltung des Seminars für —	21,	382
Schulen, Weltkenntnis und Weltanschauung auf unseren höheren —, von Gymnasialdirektor Dr. Paul Lorentz	21,	364

Heft Seite

Schulwesen, Adolf Matthias und das höhere —, von Professor Dr. Rudolf Lehmann . . . 24, 560
Strafjustiz und Detektiv, von Landrichter Dr. Sontag 17, 199

Kulturgeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

Gobineaus Renaissance in altem und neuem Gewande, von Fritz Friedrich 18, 233
Klassischen Altertums, Das Fortwirken des —, von Dr. Otto Kaemmel 22, 435
Machiavelli als Psychologe, von R. H. . . . 22, 434
Persien, Präludien zu einem Ritt in —, von Graf E. von Westarp 17, 183
Rügen, von Oberst a. D. Seelmann . . . 20, 340

Literatur, Kunst, Philosophie

Arndts Vermächtnis, Aus —, von Albrecht Dühr 22, 404
Boccaccio, Giovanni, von Dr. Hubert Rauffe 24, 518
Breslauer „Skandal", Der —, von *** . . . 26, 630
Brod, Max, Indifferentismus in der Literatur, von Otto Zoff 22, 412
Denkens, Die Natur des —, von Dr. Richard Müller-Freienfels 26, 615
Feuerbach, Anselm — und seine Zeit, von Dr. Felix Braun 20, 307
Frühromantik, Briefe aus der —, von Dr. Max Adam 19, 284
Hebbels, Zur Psychologie — und moderner Kritik (s. Kirchspielvogt Mohr), von Professor Dr. Karl Reuschel 16, 103
Herder? Mehr —, von Dr. Wilhelm Martin Becker 15, 61
Holz, Arno, von Dr. Arthur Westphal . . . 18, 243
Indifferentismus in der Literatur (Max Brod), von Otto Zoff 22, 412
Irische Renaissance und George Moore, Die —, von Beda Prilipp 14, 34
Kino-Dramaturgie, von Moritz Goldstein . . 16, 126
Kirchspielvogt Mohr. Zur Psychologie Hebbels und moderner Kritik, von Professor Dr. Karl Reuschel 16, 103
Künstlerbundes, Die Jahresausstellung des Deutschen — in Mannheim, von Professor Th. Hänlein 26, 619
Lichtspieltheaters, Die „Kunst" des —, von Professor Dr. Konrad Lange 24, 507
Ludwig, Emil, contra Richard Wagner, von Fritz Reck-Malleczewen (s. Heft 23 d. Jhrg.) 21, 374
Moore, Die irische Renaissance und George —, von Beda Prilipp 14, 34
Nietzsche und sein Biograph, von Moritz Goldstein 19, 270
Parsifal, Richard Wagners —. Versuch einer wissenschaftlichen Deutung, von Dr. P. Hauck 18, 201
Philosophie und Einzelwissenschaften, von Professor Dr. Richard Herbertz 15, 91
Porträtgalerie, Eine nationale —, von Heinz Amelung 26, 629
Roman und Epos, von Privatdozent Dr. R. Metzlény 21, 358
Schmidt †, Erich, von Heinz Amelung . . . 19, 293
Wagner, Richard, contra Emil Ludwig, von Fritz Reck-Malleczewen (s. Heft 21 d. Jhrg.) 23, 466

Novellen, Romane, Gedichte

Der vorsichtige Freier, Novelle, von Karl Federn, 18, 227; 19, 277
Die Rodia. Erzählung aus Ceylon, von Konrad Guenther 15, 79; 16, 117
Krieg! Gedicht, von Walter Baron 18, 242
Sturm, Roman, von Max Ludwig-Dohm 21, 369; 22, 419; 23, 474; 24, 524; 25, 567; 26, 609
Vorahnung, Gedicht, von Fritz Köpp . . 16, 131

Heft Seite

Bücherbesprechungen

Ein „B" anstelle der Seitenzahl bedeutet Bücherliste im Anzeigenteil des betr. Heftes.

Amelung, Heinz: H. C. Andersen, Das Märchen meines Lebens (Traugott Friedemann) . . 21, 390
Anders, Fritz (Max Allihn): Doktor Duttmüller und sein Freund (M. K.) . . . . . 24, B
Andersen, H. C.: Das Märchen meines Lebens. Herausgegeben von Heinz Amelung (Traugott Friedemann) 21, 390
Batka, R.: Wagner (Dr. Richard Hohenemser) 22, 439
Baumgarten, Fritz, Franz Poland und Richard Wagner: Die hellenistisch-römische Kultur (Dr. Otto Kaemmel) 22, 435
Benedict, Dr. C. S.: Richard Wagners Parsifal in seiner menschlich-ethischen Bedeutung (Dr. Hauck) 17, 197
Bergmann, Prof. K.: Der deutsche Wortschatz (Nic von Carlowitz-Hartitzsch) 17, 196
Bernoulli, Carl Albrecht: Zum Gesundgarten 24, B
Bode, Wilhelm: Karl August von Weimar. Jugendjahre (M. K.) . . . . . 22, B
Boucher: La France victorieuse dans la Guerre de demain (Dr. Fritz Roepke) . . 18, 247
Brod, Max: Tod den Toten! Experimente, Die Erziehung zur Hetäre, Schloß Nornepygge, Jüdinnen, Arnold Beer, Das tschechische Dienstmädchen, Abschied von der Jugend, Der Weg des Verliebten, Tagebuch in Versen (Otto Zoff) 22, 412
„Buch und Bild in der Schweiz" . . . . . 15, B
Busse, Carl: Geschichte der Weltliteratur (Dr. Heinrich Spiero) 23, 486
Clausewitz, General von: Vom Kriege. (Janus) 16, 112
„Der Kaiser und das Offizierkorps". (G. Cl.) 24, 532
„Deutschland als Weltmacht" (Dr. S.) . . . 24, 533
„Deutschland in Waffen" (G. Cl.) 24, 533
Dose, Johannes: Ein Bonapartefeind, Abenteuer und Amouren, Fahrten und Fährlichkeiten des Oberstleutnants von Wahren (S.) 24, B
Dostojewski: Raskolnikoff (M. K.) . . . . . 22, B
Ferrero, Guglielmo: Die Frauen der Cäsaren (Dr. W. Janell) 25, 578
Frank, Erich: Clemens Brentano, Nachtwachen von Bonaventura (Karl Freye) 22, 440
Freund, Dr. Ismar: Die Emanzipation der Juden in Preußen unter besonderer Berücksichtigung des Gesetzes vom 11. März 1812. Ein Beitrag zur Rechtsgeschichte der Juden in Preußen (Dr. D. Meyer) 18, 245
Frimmel: Beethoven (Dr. Richard Hohenemser) 22, 439
Görres, Josef von —, Ausgewählte Werke und Briefe. Herausgegeben von Wilhelm Schellberg (Carl Jentsch) 21, 388
Goethe-Lexikon. Herausgegeben von Dr. Heinrich Schmidt (R. Sch.) . . . . . 18, B
Gregorovius: Wanderjahre in Italien (B. P.) 18, 244
Gundolf, Friedrich: Shakespeare in deutscher Sprache (P. . . . . 25, B
Guenther, Dr. Konrad: Einführung in die Tropenwelt. Erlebnisse, Beobachtungen und Betrachtungen eines Naturforschers auf Ceylon (Sch.) . . . . . 20, B
Güßfeldt, Geheimer Regierungsrat Paul: Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889 bis 1892 (G. Cl.) 24, 532
„Heim und Herd", 5. Band (S.) . . . . . 24, B
„Hellenistisch-römische Kultur", dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland und Richard Wagner (vgl. „Die hellenistische Kultur" 1906 IV 50, 618) (Dr. Otto Kaemmel) . . 22, 435
Herbertz, Prof. Dr. Richard: Philosophie und Einzelwissenschaften 15, 93
Hildenbrand, Hans: Herbststudien in den Schweizer Alpen, Herbststudien im deutschen Wald (Dr. W. Wartat) 19, 294
Jacoby, Günther: Herder als Faust (Dr. W. M. Becker) 15, 64
Jegerlehner, Johannes: Marignano—Petronell 24, B
Karoline, Briefe aus der Frühromantik; nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt (Dr. Max Adam) 19, 284

	Heft	Seite
Kaufmann, Oskar: Aus Indiens Dschungeln (Dr. S.)	24,	B
Keller: Die Handwerker im Volkshumor (—l)	18,	B
Keup, Dr. — und Rührer: Die volkswirtschaftliche Bedeutung von Groß- und Kleinbetrieb in der Landwirtschaft, eingeleitet von Prof. Dr. Aubagen (Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat Dr. Metz)	15,	77
„Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm" (Dr. S.)	26,	B
Kirchmann, A.: Antiqua oder Fraktur? (Ric von Carlowitz-Hartitzsch)	17,	196
Kluge, Friedr.: Wortforschung und Wortgeschichte (Ric von Carlowitz-Hartitzsch)	17,	194
Kühnemann, Eugen: Herder (Dr. W. M. Becker)	15,	61
La Mara: Mendelssohn (Dr. Richard Hohenemser)	22,	440
Lenson und Steffens: Arndts Werke (Albrecht Dühr)	22,	407
Leroy-Beaulieu, Paul: La Question de la Population (Carl Jentsch)	25,	582
Levenstein, Ad.: Die Arbeiterfrage mit besonderer Berücksichtigung der sozialpsychologischen Seite des modernen Großbetriebes und der psycho-physischen Einwirkungen auf die Arbeiter (Dr. D. Meyer)	22,	427
Levinstein, Dr. Kurt: Die Erziehungslehre E. M. Arndts (Albrecht Dühr)	22,	405
Loevenich, Joseph: An E. M. Arndt (Albrecht Dühr)	22,	405
Ludwig, Emil: Die Entzauberten (Dr. Fritz Reck-Malleczewen)	21, 374; 23,	466
Ludwig, Otto: Aus dem Regen in die Traufe (Dr. W. St.)	21	B
Matthias, Adolf: Erlebtes und Zukunftsfragen aus Schulverwaltung, Unterricht und Erziehung (Prof. Dr. Rudolf Lehmann)	24,	500
Meinhold, Paul: Wilhelm II., 25 Jahre Kaiser und König (G. Cl.)	24,	533
Meisner, H. und R. Geerds: Arndts Werke (Albrecht Dühr)	22,	407
Meyer, Richard M.: Nietzsche. Sein Leben und seine Werke (Moritz Goldstein)	19,	270
Meyers Großem Konversations-Lexikon, 6. Auflage, Drittes Jahres-Supplement 1911/1912 zu — (H.)	20,	343
Mikkelsen, Kapitän: Ein arktischer Robinson (Sch.)	20,	341
Morold, M.: Bruckner (Dr. Richard Hohenemser)	22,	439
Morold, M.: Hugo Wolf (Dr. Richard Hohenemser)	22,	440
Münzer, Kurt: Mein erster Hund (M. K.)	15,	B
„Neue deutsche Jugendbücher". Die große Armee. Der Brand von Moskau. Mit Mann und Roß und Wagen. (S.)	24,	B
„Opinions allemandes sur la Guerre moderne" (Dr. Fritz Roepke)	18,	247
Oertel, Dr. Otto: Deutscher Stil (Ric von Carlowitz-Hartitzsch)	17,	196
Priomer, Otto: Dichtungen und Dichter. Essays und Studien (Dr. Wolfgang Stammler)	16,	140
Poe, Edgar: Werke (Ernst Ludwig Schellenberg)	23,	487
Rachfahl, Prof. Dr. Felix: Kaiser und Reich 1888—1913 (G. Cl.)	24,	533
Reimann, H.: Bach (Dr. Richard Hohenemser)	22,	439
Reventlow, Graf E.: Der Kaiser und die Monarchisten (G. Cl.)	24,	531
Rey, Etienne: La Renaissance de l'orgueil français (Dr. Fritz Roepke)	18,	248
Rieß, Ludwig: Historik (Professor Dr. W. M. Becker)	25,	581
Röckl, Sebastian: Ludwig II. von Bayern und Richard Wagner (Dr. Richard Hohenemser)	22,	438
Rörig, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. G.: Wild, Jagd und Bodenkultur (F. M.)	21,	391
Ruprecht, G.: Das Kleid der deutschen Sprache (Ric von Carlowitz-Hartitzsch)	17,	197
Schäfer, Wilhelm: Karl Stauffers Lebensgang (Professor Th. Hänlein)	23,	483
Schellberg, Wilhelm: Josef von Görres. Ausgewählte Werke und Briefe (Carl Jentsch)	21,	388
Schjelderup: Richard Wagner und seine Werke. Ein Volksbuch. (Dr. Richard Hohenemser)	22,	439
Schlözer, Kurd von —: Römische Briefe (B. P.)	18,	244
Schmidt, Erich: Karoline Briefe aus der Frühromantik; nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben (Dr. Max Adam)	19,	285
Schmidt, Leopold: Mozart (Dr. Richard Hohenemser)	22,	439
Stöwer, Prof. Willy: Kaiser Wilhelm II und die Marine (G. Cl.)	24,	533
Strauß, Emil: Der nackte Mann (R. M.)	15,	94
Suchier und Birch-Hirschfeld: Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart [2. Auflage] (Dr. F. R.)	24,	B
Thurn, H.: Die Funkentelegraphie (Dr. K. Schmitt-Wendel)	20,	342
Thurnwald, R.: Volk, Staat und Wirtschaft auf den Salomoinseln und dem Bismarckarchipel (Kurt Perels)	23,	485
Trabert, Adam: Historisch-literarische Erinnerungen (Dr. Wolfgang Stammler)	21,	390
„Unser Kaiser. Fünfundzwanzig Jahre der Regierung Kaiser Wilhelms II., 1888 bis 1913" (G. Cl.)	24,	531
Welschinger, Henri: La prochaine guerre (Dr. Fritz Roepke)	18,	248
Wertheimer, Eduard von: Der Herzog von Reichstadt (E. R.)	16,	139
Werthenau, E. C.: Interessante Wörter (—l)	18,	B
Wippermann, Karl: Deutscher Geschichtskalender (Dr. Otto Kaemmel)	17,	198
Wundt, Wilhelm: Die Psychologie im Kampf ums Dasein (M. K.)	15,	93
Zenneck, J.: Lehrbuch der drahtlosen Telegraphie (Dr. K. Schmitt-Wendel)	20,	342
Zielinski, Th.: Cicero im Wandel der Jahrhunderte (E. R.)	19,	296
***: Deutsche Weltpolitik und kein Krieg? (Prof. Dr. Otto Hoetzsch)	23,	443

Mitarbeiter-Verzeichnis

Adam, Dr. Max: Briefe aus der Frühromantik	19,	284
Alscher, Otto: Die Tagung der Karpathendeutschen in Wien	24,	534
Amelung, Heinz: Erich Schmidt †	19,	298
— Eine nationale Porträtgalerie	26,	629
B.: Das Erbrecht des Reiches	16,	137
Bamberger, Justizrat: Erbschaftssteuer	25,	587
Baron, Walter: „Krieg!" (Gedicht)	18,	242
Becker, Professor Dr. W. M.: „Historik", von Ludwig Rieß	25,	581
— Mehr Herder?	15,	61
B. P.: „Römische Briefe" von Kurd von Schlözer	18,	244
— „Wanderjahre in Italien", von Gregorovius	18,	244
Braun, Dr. Felix: Anselm Feuerbach und seine Zeit	20,	307
Carlowitz-Hartitzsch, Ric von: Sprache und Schrift (Sammelbericht)	17,	198
Cleinow, G.: Die deutsche Rheinmündung	18,	239
— Kanzlerreden	16,	97
— Krupp	19,	249
— Mit dem Kaiser auf Reisen. Nach Briefen und Tagebuchblättern von Teilnehmern erzählt	24, 495; 25,	558; 26, 598
— Randglossen zur Heeresvorlage	15,	88
C. R.: „Cicero im Wandel der Jahrhunderte" von Th. Zielinski	19,	296
— „Der Herzog von Reichstadt" von Eduard von Wertheimer	16,	139
Darius: Deutscher Imperialismus	21,	345
Dirksen, Dr. jur. Herbert von —: Grundlagen des Imperialismus	19,	257
Dühr, Albrecht: Aus Arndts Vermächtnis	22,	405
Federn, Karl: Der vorsichtige Freier, Novelle,	18, 227; 19,	277
F. M.: „Wild, Jagd und Bodenkultur", von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. G. Rörig	21,	391
Freye, Karl: „Nachtwachen von Bonaventura", von Clemens Brentano	22,	440
Friedemann, Traugott: „Das Märchen meines Lebens", von H. C. Andersen	21,	390

	Heft	Seite
Friedemann, Traugott: Georg Kerschensteiners Begriff der Arbeitsschule	17,	167
Friedrich, Fritz: Gobineaus Renaissance in altem und neuem Gewande	18,	238
Fromme, Franz: Die Gärung in Belgien	20,	297
— Flämen und Wallonen in Belgien	25,	551
G. Cl.: An der Wiege des Königreichs Rumänien. Berichte des preußischen Spezialgesandten Freiherrn von Richthofen an König Friedrich Wilhelm den Vierten	17, 176; 18,	222
G. Cl.: Bücher und Zeitschriften [anläßlich des 25jährigen Regierungsjubiläums] (Sammelbericht)	24,	531
G. Cl.: Kiderlen und die Marokkokrise	22,	433
Glaser, Dr. Heinrich: Fürstliche Gegner Bismarcks im Kampf um den Krieg 1866 an der Hand von teilweise unveröffentlichten politischen Korrespondenzen dargestellt	14,	7
Göhring, Heinrich: Zur Geschichte der modernen Arbeiterbewegung im letzten Jahrzehnt	26,	591
Goldstein, Moritz: Kino-Dramaturgie	16,	126
— Nietzsche und sein Biograph	19,	270
Grosch, Dr. G.: Der Zusammenbruch der Herrschaft Napoleons des Ersten	26,	585
Guenther, Konrad: Die Rodia. Erzählung aus Ceylon 15, 79;	16,	117
H.: „Drittes Jahres-Supplement 1911/1912 zu Meyers Großem Konversations-Lexikon. 6. Auflage"	20,	843
Hager, Bauamtmann Kurt: Die Beziehungen des Heimatschutzes zu den Fragen des modernen Staatslebens	20,	334
Häulein, Professor Th.: Die Jahresausstellung des Deutschen Künstlerbundes in Mannheim	26,	619
— „Karl Stauffers Lebensgang", von Wilhelm Schäfer	23,	483
Hauck, Dr.: „Richard Wagners Parsifal in seiner menschlich-ethischen Bedeutung", von Dr C. S. Benedict	17,	197
— Richard Wagners Parsifal. Versuch einer wissenschaftlichen Deutung	18,	201
Hellwig, Gerichtsassessor Dr. Albert: Kriminalistische Institute	19,	274
— Schundfilm und Filmzensur	16,	141
Hohenemser, Dr. Richard: Neue Bücher über Musik (Biographisches). Sammelreferat	22,	488
Hoetzsch, Prof. Dr. Otto: Deutsche Weltpolitik nach der Orientkrisis	23,	441
Ianell, Dr. W: Römische Kaiserinnen	25,	576
Janus: Vom Kriege?	16,	112
Jentsch, Carl: „Josef von Görres. Ausgewählte Werke und Briefe", von Wilhelm Schellberg	21,	388
— „La Question de la Population", von Paul Leroy-Beaulieu	25,	582
Kaemmel, Dr. Otto: Das Fortwirken des klassischen Altertums	22,	435
— „Deutscher Geschichtskalender", von Karl Wippermann	17,	198
Kemp, Dr. Erich: Der wirtschaftliche Wert der bäuerlichen Kolonisation im Osten	17,	151
Köpp, Fritz: Vorahnung, Gedicht	16,	131
Krueckemeyer, Dr.: Die Beschäftigung von Referendaren bei der Presse	21,	386
Lange, Professor Dr. Konrad: Die „Kunst" des Lichtspieltheaters	24,	507
Lorentz, Gymnasialdirektor Dr. Paul: Weltkenntnis und Weltanschauung auf unseren höheren Schulen	21,	364
Ludwig-Dohm, Max: Sturm, Roman 21, 369; 22, 419; 23, 474; 24, 524; 25, 567;	26,	609
Massow, W. von: Das werdende Albanien	15,	49
— Nach dem Fall von Skutari	18,	201
Mecca, Julius: Einfuhrscheine und Deckungsfrage	22,	396
Meßlény, Privatdozent Dr. R.: Roman und Epos	21,	358
Metz, Dr., Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, Präsident des Oberlandeskulturgerichts: Schon wieder ein Gegner der inneren Kolonisation!	15,	67
Meyer Dr. D.: Beiträge zu einer Psychologie der Arbeiter	22,	427
— „Die Emanzipation der Juden in Preußen unter besonderer Berücksichtigung des Gesetzes vom 11. März 1812" von Dr. Ismar Freund	18,	245
M. K.: „Die Psychologie im Kampf ums Dasein", von Wilhelm Wundt	15,	93
Müller-Freienfels, Dr. Richard: Die Natur des Denkens	26,	615
Nadir: Die Engländer in Indien (s. auch Heft 2, 11 und 12 von 1913)	20,	321
Naschér, Arthur: Verfassungskämpfe in Mecklenburg	17,	145
Newald, Dr. J. von: Reidhardt von Gneisenau. Beiträge zu seinem Charakterbilde	21,	350
Ost, Oberrealschuldirektor Dr.: Frankreichs Kulturexpansion und ihre Bedeutung für Deutschland	23.	457
Perels, Kurt: „Volk, Staat und Wirtschaft auf den Salomoinseln und dem Bismarckarchipel", von R Thurnwald	23,	485
Pfister, Landgerichtsrat Otto von: Mehr Deutschtum in unseren Schutzgebieten	24,	535
Pitsch: Fleischversorgung	26,	625
Prilipp, Beda: Die irische Renaissance und George Moore	14,	84
Quandt, Dr. J.: Zur Berechtigungsfrage	16,	137
Ratjen, Dr. Hans: Deutsches Blut- und Bodenrecht	23,	452
Rauffe, Dr. Hubert: Giovanni Boccaccio	24,	518
Red-Malleczewen, Dr. Fritz: Emil Ludwig contra Richard Wagner	21,	374
— Richard Wagner contra Emil Ludwig	23,	466
Reuschel, Professor Dr. Karl: Kirchspielvogt Mohr. Zur Psychologie Hebbels und moderner Kritik	16,	103
R. H.: Machiavelli als Psychologe	22,	434
R. M.: „Der nackte Mann", von Emil Strauß	15,	94
Roepke, Dr Fritz: Frankreich und der Krieg. (Sammelbericht)	18,	247
S, Dr.: „Deutschland als Weltmacht"	24,	533
Sch: „Ein arktischer Robinson", von Kapitän Mikkelsen	20,	341
Schellenberg, Ernst Ludwig: „Edgar Poes Werke"	23,	487
Schmitt-Wendel, Dr. K.: „Lehrbuch der drahtlosen Telegraphie", von J. Zenneck. „Die Funkentelegraphie", von H. Thurn	20,	342
Schreibershofen, Major a. D., Max von: Führung und Verpflegung der Millionenheere	25,	540
Seelmann, Oberst a. D.: Rügen	20,	340
Sontag, Landrichter Dr.: Strafjustiz und Detektiv	17,	199
— Wehrsteuer und Beitrag der „Toten Hand"	17,	199
Spectator: Die Wehrsteuern und die wirtschaftliche Lage	14,	40
— Reichskriegsschatz und Währung	16,	132
Spectator (und G. Cl.): Nach der Entspannung	21,	380
Spiero, Dr. Heinrich: „Geschichte der Weltliteratur", von Carl Busse	23,	486
Stammler, Dr. Wolfgang: „Dichtungen und Dichter", von Otto Pniower	16,	140
— „Historisch-literarische Erinnerung", von Adam Trabert	21,	390
Warstat, Dr. W.: „Herbststudien im deutschen Wald", „Herbststudien in den Schweizer Alpen", von Hans Hildenbrand	19,	284
Wentzcke, Dr. Paul: Vom alten und vom neuen Reichsarchiv	14,	31
Westarp, Graf E. von: Präludien zu einem Ritt in Persien	17,	183
Weitphal, Dr. Arthur: Arno Holz	18,	243
Winterberg, M.: Die Anträge der elsaß-lothringischen Regierung	24,	491
Woellwarth, Albrecht Freiherr von: England und Rußland in Persien	14,	1
— Londoner Brief	22,	393
Zadow, Privatdozent Dr. F.: Der Kampf gegen das Opium in China	19,	288
∞: Ein preußisches Ansiedlungsamt	14,	46
*** Der Breslauer „Skandal"	26,	630

England und Rußland in Perſien

Von Freiherrn Albrecht von Woellwarth in London

Der engliſche Premierminiſter Asquith erklärte dieſer Tage im Unterhauſe: „Wie bereits wiederholt feſtgeſtellt wurde, iſt England durch keine geheime und dem Parlament unbekannte Verpflichtung gezwungen, an irgendeinem Kriege teilzunehmen.“

Zeitungsnachricht

ir Edward Grey und Herr Sſaſonow hatten im September 1912 auf dem ſchottiſchen Königsſchloſſe Balmoral eingehende Gelegenheit, ſich über die zwiſchen den beiden Ländern ſchwebende perſiſche Frage ſchlüſſig zu werden. Als das Ergebnis dieſer Unterredungen war am 1. Oktober des vergangenen Jahres bekannt gegeben worden, daß keine der beiden Mächte die Abſicht, noch das Verlangen hege, Perſien zu teilen; daß beide Regierungen, um die Zurückziehung ihrer Truppen aus Perſien zu ermöglichen, eingehende Erwägungen darüber anſtellen, wie man am beſten die perſiſche Regierung ſtärken könne, um ſie in den Stand zu ſetzen, die Ordnung wiederherzuſtellen und die Handelsſtraßen zu ſichern.

Die Betonung, mit der das amtliche Communiqué beiden Mächten die Abſicht abſpricht, teilen zu wollen, verhüllt etwas durchſichtig die Tatſache, daß die eine Macht ſehr gerne teilen möchte, der Partner aber ſich widerſetzt. Die „Erwägungen“, wie die perſiſche Regierung zu ſtärken ſei, ſprechen nicht gerade von entſchloſſener und einheitlicher Initiative, das notwendigſte zu geben, nämlich Geld. Außerordentlich zögernd und bedächtig klang dieſe Kundgebung über die perſiſche Politik der beiden Ententemächte. Wenn man die Ereigniſſe in Perſien ſelbſt, die jüngſten Erklärungen der Vertreter des britiſchen Auswärtigen Amtes im Parlament und die Angriffe der engliſchen Oppoſition ins Auge faßt, ſo wird es klar, daß die Bemühungen, eine klare Entſcheidung zu vermeiden, von der Themſe und nicht von der Newa ausgehen.

Die allgemeine Billigung, die man — von indischen Mohammedanern und ihren Freunden abgesehen — in England der auswärtigen Politik Sir Edward Greys während der Balkankrise widerfahren läßt, erstreckt sich nicht auf die persische Politik des Staatssekretärs. Das Problem, die englisch-russische Freundschaft zu festigen und damit die Wahrung englischer Interessen gegen Rußland zu verbinden, hat der Minister nicht so zu lösen vermocht, wie es viele seiner Landsleute verlangten. Die Interessen der Mächte der Tripleentente weisen eben nicht in allen Teilen der Welt die unerschütterliche Übereinstimmung auf, die man, zumal an der Seine als Kitt für diese politische Gruppierung wünscht. Den englisch-russischen Gegensatz, der Jahrzehnte hindurch einen stehenden Faktor in der hohen Politik bildete, wollte man vor sechs Jahren auf der persischen Reibungsfläche durch einen Vertrag beheben, von dem eine dauernde und befriedigende Lösung im Sinne aller Beteiligten erhofft wurde.

Die anarchischen Verhältnisse in Persien, deren Wirrnis seit dem Ende des absolutistischen Regime am 5. August 1907 wuchs, bedrohen Handel und Sicherheit der Einheimischen wie der Europäer in gleichem Maße. Rußland ist mit 56 Prozent am persischen Außenhandel beteiligt. Sein Expansionsdrang war ohnedies nach dem Kriege mit Japan wieder gegen die Südgrenze seiner asiatischen Reichsteile gelenkt worden —, jedenfalls muß der Gefährdung des russischen Handels in Persien ein Ende gemacht werden. Nächst Rußland hat England mit 26,4 Prozent Beteiligung am Außenhandel das stärkste Interesse an der Rückkehr geordneter Verhältnisse. Darin findet es sich mit Rußland einig. Die Handelssphären der beiden Nationen sind ziemlich voneinander geschieden. Der Handel auf dem Landwege im Norden und über das Kaspische Meer ist in russischen Händen. Der Küstenhandel am persischen Golf und die gesamte überseeische Ausfuhr, namentlich nach Bombay, geht durch englische Kaufleute und auf englischen Schiffen vor sich.

Wenn aber für Rußland eine tatsächliche Besitznahme seiner Interessensphäre die glatteste und gründlichste Lösung scheinen muß, so hat England gar keine Neigung zu irgendeiner Ausdehnung seines Besitzes. Das britische Reich ist territorial hier wie anderswo gesättigt. Ihm liegt nur an einer strategischen Sicherung seiner heutigen Grenzen und, in Übereinstimmung mit Rußland, an Zuständen, die normale Bedingungen für Handel und Wandel schaffen. Diese strategischen Rücksichten müssen aber ein Vorschieben Rußlands über das Hochplateau von Iran hinaus bedenklich erscheinen lassen, sie müssen ebenso ein Vorrücken Englands vom indischen Zentrum weg verurteilen. England, das heute das Kaiserreich Indien mit einer Armee von der Größe des bayerischen Heeres verteidigen will, kann kein neues offenes und schutzbedürftiges Außengelände brauchen. Rußland scheut nicht die Nachbarschaft Englands, aber Großbrittannien sehnt sich nicht nach Grenzgemeinschaft mit dem Ententefreund.

So muß England auf alle Fälle eine Teilung vermeiden, auf die Rußland auch nicht zu bestehen braucht — eine Penetration vom Norden her bringt

Vorteile genug und stößt weniger auf abgemessene Grenzen. Unter solchen Gesichtspunkten fanden sich die Kabinette von London und St. Petersburg zu dem Abkommen vom 31. August 1907. Dieser Vertrag besagt im wesentlichen:

„Beide Regierungen verpflichten sich, die Integrität und Unabhängigkeit Persiens anzuerkennen. Großbritannien verzichtet auf politische oder kommerzielle Konzessionen in dem Teil des Landes nördlich der Linie Kaer-i-Shirin, Ispahan, Yezd und Kakh bis zu dem Treffpunkt der Grenzen von Persien, Rußland und Afghanistan. Rußland seinerseits gibt die gleichen Garantien für das südöstliche Persien, begrenzt durch eine Linie von der afghanischen Grenze über Gazik Birjand, Kerman und Bender Abbas. Beide Staaten willigen ein, eine Kontrolle über die Einkünfte der ihrem Einfluß unterstehenden Provinzen einzurichten für den Fall, daß in der Ablösung oder Zinszahlung der Staatsschuld Unregelmäßigkeiten entstehen."

Bei der geographischen Festlegung dieser Einflußsphären ist einmal bemerkenswert, daß ein Wüstenstreifen beide Zonen trennt, dann aber, daß die britischen Handelsinteressen, außer in Bender Abbas, vorwiegend in dem neutralen Südwestpersien und dem Gestade des Schat-el-Arab liegen. Man hat auf die Einbeziehung dieses Teils aus dem Grunde verzichtet, daß Lord Kitchener, der damals Oberkommandierender in Indien war, die Unmöglichkeit betonte, diese Provinzen von Indien aus verteidigen zu können. Entsprang so dieser Verzicht strategischen Erwägungen, so waren auch wesentlich diese für die Sicherung Südostpersiens vor russischem Einfluß maßgebend, durch die man die Deckung der Grenze von Belutschistan bezweckte.

Das Deutsche Reich erlangte die Wahrung seiner persischen Interessen durch den Vertrag mit Rußland vom 19. August 1911, durch den bestimmte Garantien für eine projektierte Anschlußstrecke an die Bagdadbahn über Khanikin nach Teheran gegeben werden.

Alle schönen Zukunftspläne aber, mögen sie Handelsstraßen oder Bahnbauten betreffen, können erst dann verwirklicht werden, wenn die Ordnung im Lande wiederhergestellt und somit dieses Ziel des russisch-englischen Vertrags erfüllt ist. Man kann nicht gerade behaupten, daß dies geschehen ist. In dem wirren Durcheinander, das der Einführung einer Verfassung folgte, wechselten Kämpfe zwischen dem 1909 abgesetzten Schah Mohammed Ali, dem Parlament der Medjlis, dem jetzigen Regenten, den verschiedenen Stämmen und Cliquen, die bis heute das Land nicht zur Ruhe kommen lassen. Je einmal gaben die Ereignisse den Schutzmächten Anlaß zu einem Ultimatum. Im Jahre 1911 waren wieder einmal englische Kaufleute durch Räuberbanden auf einer Karawanenstraße ausgeplündert worden. Sir Edward Grey richtete die kategorische Warnung nach Teheran, es sollte dem Räuberunwesen abgeholfen werden, widrigenfalls er die indischen Militärbehörden mit der Sache betrauen werde. Besser wurde es daraufhin nicht, im Gegenteil, ein paar Monate später wurde der englische Konsul in Schiras bei einem Krawall verwundet. Aber was tat

die indische Militärbehörde? Hundertundsiebzig indische Ulanen landeten in Buschir.

Sehr viel zielbewußter zeigte sich Rußland im November 1911, als es die sofortige Entlassung des Kontrolleurs der Staatsfinanzen Herrn Shusters und eines anderen Amerikaners forderte. Herr Shuster hatte sich unliebsam bemerkbar gemacht, indem er mehrfach britische Untertanen auch innerhalb der russischen Einflußsphäre mit Posten in der Steuerverwaltung bedachte. Die Medjlis weigerten sich zunächst, dem russischen Verlangen zu entsprechen. Der Regent — unter russischem Drucke handelnd — löste das Parlament auf und ernannte Herrn Mornard, einen Belgier, auf russischen Wunsch zum Generalschatzmeister. Die gewohnten Unruhen, die durch diese Krise neu auflebten, wurden noch durch die Landung des Exschahs, den Rußland im richtigen Moment losgelassen hatte, verstärkt. Natürlich bedingte dieses Durcheinander den Einmarsch neuer russischer Truppen, die heute in Stärke von dreizehntausend Mann in Nordpersien stehen. In Südpersien sind ein paar Schwadronen indischer Kavallerie und britische Marineinfanterie — im ganzen dreizehnhundert Mann. Die englische Regierung legt aber Wert darauf zu betonen, daß es sich nur um Konsulatswachen handelt.

Das englische Kabinett sieht das Heil einzig und allein in der Befestigung einer möglichst selbständigen persischen Regierung — ist man einmal so weit, dann würde auch, so läßt man sich versichern, das russische Okkupationskorps aus Nordpersien zurückgezogen werden. Um einer Regierung einige Autorität zu verleihen, mußte eine Gendarmerie geschaffen, mußte vor allem auch das notwendigste Geld vorgestreckt werden. Nach einigem Zögern erhielt denn auch Persien im März 1912 eine Anleihe von 4 Millionen Mark, 2 Millionen von Rußland, $1^1/_2$ Millionen von England und eine halbe Million von Indien. Mit einem Teil dieser Summe fand man den Exschah ab, der sich nach Odessa begab, während sein Bruder Salar-ed-Danleh finanzielle Entschädigung zurückwies und im Westen noch Souverän unter der Suzeränität des Schahs sein will. Eine weitere Anleihe von je 4 Millionen Mark steht zurzeit den Regierungen von London und Petersburg zur Erwägung. England will die von ihm gezahlte Summe hauptsächlich in der Provinz Farsistan verwandt wissen.

Als Gegenleistung für die erste Anleihe erklärte Persien offiziell sein Einverständnis mit dem englisch-russischen Abkommen, ferner versprach es die Entlassung aller irregulären Truppen, dafür aber die Aufstellung einer kleinen stehenden Macht zu Polizeizwecken, deren Organisation im Einvernehmen mit den diplomatischen Vertretern Englands und Rußlands erfolgen solle.

Zur Leitung und Ausbildung dieser Gendarmerie wurden schwedische Offiziere berufen, von denen inzwischen einer ermordet wurde und die anderen sich alle erdenkliche Mühe gaben, ihrer Aufgabe mit eingeborenen Untergebenen gerecht zu werden.

Eine ausreichende Polizei, gesunde Finanzen und eine kräftige Zentralgewalt bedingen sich gegenseitig. Diesem letzteren Ziel strebt England sehr ernstlich zu,

und es fand die höfliche Zustimmung Herrn Ssasonows bei seinem Besuch in Balmoral. Von einer machtvollen Regierung ist bis jetzt noch nichts zu verspüren. Zwar hat man auf die Wiedereinberufung der Medjlis auf russischen Wunsch verzichtet. Von dieser Körperschaft durfte auch kaum das Heil kommen. Der Schah zählt vierzehn Jahre. Der Regent Nasr-ul-Mulk begab sich im letzten Juni nach Europa und versichert, aus Familienrücksichten verhindert zu sein, in absehbarer Zeit sein ihm anvertrautes Vaterland wieder aufzusuchen. Es existiert wohl ein Kabinett, an dessen Spitze Ala-es-Sultauch steht, allein irgendeine Autorität hat es außerhalb der russischen Bajonette nicht, und vollends die Nomadenstämme sind tatsächlich unabhängig.

Rußland würde wohl nichts dagegen haben, den Exschah, der wenigstens ein Mann von gewisser Energie zu sein scheint, wieder einzusetzen. Allein England, vor allem die englischen Liberalen, bestehen auf ihrer Abneigung gegen den Autokraten. So muß man sich möglicherweise auf eine dritte Persönlichkeit einigen, die mit Hilfe europäischer Berater die dornenvolle Aufgabe übernehmen muß, für den König der Könige die Regentschaft zu führen.

Ist nun aber glücklich eine Regierungsform gefunden, welche Stadt soll die neue Hauptstadt sein? Die größeren historischen Städte liegen alle innerhalb der russischen Demarkationslinie. Vielleicht wird man sich für Ispahan entscheiden, das zwar auch innerhalb dieser Linie liegt, aber doch etwas mehr von englischem Einfluß erreicht wird.

Heute sieht England zu — zum heftigsten Unwillen der englischen Opposition — wie der Gesandte Rußlands in Teheran der allmächtige Herr gegenüber dem persischen Kabinett ist. England solle, so verlangt die Opposition, dem Wachstum des russischen Einflusses entgegenarbeiten. Man schlug zu diesem Zwecke vor, den schwedischen Gendarmeieinstrukteuren indische Offiziere beizugeben — allein man kam von diesem Gedanken ab im Hinblick auf die mögliche Rivalität. Bei den jüngsten Verhandlungen im englischen Parlament verlangten die Redner der Opposition eine Revision des englisch-russischen Vertrags und eine teilweise Einbeziehung der neutralen Sphäre am persischen Golf in die englische Interessensphäre. Allein wie der Unterstaatssekretär für auswärtige Angelegenheiten in der Unterhaussitzung vom 14. Februar erklärte, hält die Regierung es für besser, diese Zone mit Konzessionen als mit Truppen zu belegen. Die strategischen Bedenken, die im Jahre 1907 den Engländern ein Hinausgehen über die Linie Benders Abbas-Kerman untunlich erscheinen ließen, bestehen ja noch fort und so begnügte man sich mit der Option für eine Eisenbahn von Mohammerah nach Khorramabad.

Was wird aus dieser neutralen Zone — Südwestpersien von Benders Abbas bis zur türkischen Grenze und nordwärts bis gegen Ispahan — werden? Darin liegt eigentlich das persische Problem. Wenn England sich hier politisch für uninteressiert erklärt hat wegen der oben erwähnten strategischen Unmöglichkeit einer Verteidigung von Indien aus, wer will dann Rußland

hindern, dort Einfluß zu suchen. Die Demarkationslinie zwischen der russischen und der neutralen Zone ist eine durchaus künstliche Grenze, über die der Gang der Ereignisse so leicht führen kann. Die Straßen und Eisenbahnen, die Rußland in seiner nordpersischen Domäne bauen wird, werden kaum respektvoll die Richtung nach dem persischen Golf vermeiden. Die Kosaken, die gegen räuberische Nomaden kämpfen, können auf ihren Zügen leicht südlicher geraten. Wie, wenn zu dieser natürlichen Entwicklung der Drang des Zarenreiches nach dem offenen Meer, der Trieb nach dem Schat-el-Arab, heute eine englische Binnensee, hinzutritt?

Rußland hat ausgedehnte Bahnpläne in Persien. Zunächst wird es eine Linie von der transkaukasischen Grenzstadt Julfa nach Täbris bauen. Das weitreichendste Projekt ist aber eine transiranische Bahn. Man steht diesem Plan in England mit dem gleichen Bedenken gegenüber wie der Untertunnelung des Kanals. Eine Bahn, die Persien durchquert, würde dazu beitragen, die Isolierung Indiens nach der Landseite und damit die eigentliche Stärke seiner Verteidigung zu durchbrechen. Man liebt weder in England noch in Indien die Aussicht, zur Sicherung des indischen Kaiserreichs Rüstungen nach dem Muster europäischer Festlandsmächte betreiben zu müssen. Ein weiteres Bahnprojekt Bagdad—Khanikin—Teheran ist Gegenstand des deutsch-russischen Abkommens von 1911 gewesen. Diese Konzession kann unter bestimmten Umständen an die deutsche Bagdadbahngesellschaft fallen — auch mit dieser Möglichkeit ist in England nicht jedermann einverstanden.

England sieht sich nicht imstande, für seine Interessen im mittleren Osten Rußland gegenüber mit Festigkeit einzutreten. Die Schwäche seiner Position liegt einmal in der Unzulänglichkeit seiner indischen Landesverteidigung. Zum andern aber wird ein energisches Auftreten gegenüber dem Partner durch die europäische Ententepolitik gelähmt und durch die Furcht, Rußland an die Seite Deutschlands zu treiben, wollte man sich seinen persischen Plänen nachdrücklich widersetzen. So sucht denn die Politik Sir Edward Greys in Persien einer Entscheidung aus dem Wege zu gehen. Das Fortschreiten der russischen Bahnbauten mag aber die Entwicklung, die England vermeiden möchte, beschleunigen und den alten Gegensatz zwischen London und St. Petersburg neu beleben.

Fürſtliche Gegner Bismarcks

im Kampf um den Krieg 1866

an der Hand von teilweiſe unveröffentlichten politiſchen Korreſpondenzen dargeſtellt

Von Dr. Heinrich Glaſer in Weimar

In der nationalen Entrüſtung, die anläßlich der Marokkoverhandlungen im Sommer 1911 ausgelöſt wurde, tauchten hiſtoriſche Parallelen auf: die Zeit vor Olmütz im Jahre 1850 und vor dem Ausbruch des Krieges 1870. In beiden Fällen anmaßende auswärtige Miniſter; dort der Öſterreicher Schwarzenberg, der mit Krieg drohte, wenn Preußen nicht auf ſeine Unionsbeſtrebungen in Deutſchland verzichte. Hier Gramont mit ſeinem Auftreten gegen die Hohenzollernkandidatur und mit der Forderung, daß ſie nie wieder aufleben dürfe. Aber wie verſchieden die Wirkung. Dort ſchwächliches Nachgeben, der Gang nach Olmütz und Verzicht auf die preußiſche Vorherrſchaft in Norddeutſchland. Hier die rückſichtsloſe Entfachung des furor teutonicus und Krieg.

Die Schlußfolgerung liegt nahe; aber ſie iſt übereilt, weil bei dem Vergleich vergeſſen iſt, daß derſelbe Bismarck, der auf Gramonts Unverſchämtheiten mit der gepanzerten Fauſt antwortete, den Gang nach Olmütz und damit die Unterwerfung unter die diktatoriſche Bevormundung Öſterreichs gebilligt hat.

Gerade der Stimmung gegenüber, die durch den Abſchluß des Marokkohandels ausgelöſt wurde, iſt es nicht ohne Intereſſe auf die Gedanken hinzuweiſen, die Bismarck in einer am 3. Dezember 1850 gehaltenen Rede ausgeſprochen hat: „die einzige geſunde Grundlage eines großen Staates, und dadurch unterſcheidet er ſich weſentlich von einem kleinen Staate, iſt der ſtaatliche Egoismus und nicht die Romantik, und es iſt eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu ſtreiten, die nicht ſeinem eigenen Intereſſe angehört. Zeigen Sie mir alſo, meine Herren, ein des Krieges würdiges Ziel, und ich will Ihnen beiſtimmen. Es iſt leicht für einen Staatsmann, ſei es in dem Kabinette oder in der Kammer, mit dem populären Winde in die Kriegstrompete zu ſtoßen und ſich dabei an ſeinem Kaminfeuer zu wärmen oder von dieſer Tribüne donnernde Reden zu halten und es dem Muskетier, der auf

dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht. Es ist nichts leichter als das, aber wehe dem Staatsmann, der sich in dieser Zeit nicht nach einem Grunde zum Kriege umsieht, der auch nach dem Kriege noch stichhaltig ist." Also aus realpolitischen Gründen verwarf Bismarck damals den Krieg. War die Lage günstig und standen wirklich große nationale Fragen auf dem Spiel, da griff er rücksichtslos durch, so 1870 und mehr noch 1866. Gerade diesen Krieg hat Bismarck bewußt langer Hand vorbereitet und allen Widerständen zum Trotz herbeigeführt.

Die Notwendigkeit des Krieges von 1866 ergab sich für Bismarck, so erzählt er selbst, während seiner Frankfurter Wirksamkeit als Gesandter am Bundestag. Damals zerrannen seine jugendlichen Illusionen von einer Harmonisierung der deutschen Verhältnisse auf Grund preußisch-österreichischer Freundschaft. Schon damals erkannte er, daß der gordische Knoten deutscher Zustände sich nicht in Liebe lösen ließ, sondern militärisch durchhauen werden mußte. Den Gegensatz anders als durch Krieg zu beseitigen, schien ihm eine mathematische Unmöglichkeit.

Nachdem sich Bismarck klar geworden war, daß zur Erringung der preußischen Vormachtstellung in Norddeutschland ein Krieg mit Österreich unerläßlich sei, arbeitete er mit zäher Beharrlichkeit an seiner Vorbereitung. Er richtete sein Augenmerk besonders darauf, die auswärtige Lage für seine Pläne günstig zu gestalten und die inneren Hemmnisse zu beseitigen.

Im Interesse des ersten Zieles setzte er sich bald nach seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten mit den ungarischen Emigranten, den Todfeinden der habsburgischen Monarchie, in Verbindung. Und bald begannen auch seine engen Beziehungen zu Napoleon dem Dritten.

In mehreren persönlichen Besprechungen gelingt es ihm, Napoleon für seinen Plan, Österreich aus Deutschland auszuschalten und Norddeutschland unter Preußens Führung zu einigen, zu gewinnen. Napoleon war es, der Italien zum Abschluß mit Preußen drängte, weil sonst nach Bismarcks Versicherung der König für einen Krieg nicht zu haben sei. Es unterliegt wohl kaum noch einem Zweifel, daß Bismarck sich diese weitgehende Unterstützung Napoleons durch die Zusage gewann, den französischen Absichten auf Belgien nicht entgegenzutreten.

Aber dadurch, daß er der französischen Begehrlichkeit nach diesem Lande Förderung verhieß, lenkte er zugleich das englische politische Interesse von der bevorstehenden kriegerischen Auseinandersetzung in Mitteleuropa ab und erregte in London starkes Mißtrauen gegen die französischen Bestrebungen. So findet der wiederholte Versuch des Herzogs von Coburg, England zur Intervention im Interesse des Friedens zu veranlassen, entschiedene Ablehnung. Charakteristisch für den Erfolg der Bismarckschen Politik im Hinblick auf die Stellung der Westmächte ist folgendes Chiffretelegramm, das mehrere Wochen vor Beginn des Krieges in Coburg einlief: „Deinen Brief vom 11. (Mai) erhalten. Die

Gefahr ist nicht unterschätzt worden; alles ist geschehen, was möglich war. Frankreich aber wollte durchaus nicht, und allein können wir nichts tun, und überhaupt will das hiesige Gouvernement nicht in einen Krieg hineingezogen werden. Victoria-London."

Die russische wohlwollende Neutralität war durch das Verhalten der preußischen Regierung dem polnischen Aufstand 1863 gegenüber unbedingt sicher.

Ungleich schwieriger war es für Bismarck, die Hemmnisse zu beseitigen, die sich im Innern Preußens und Deutschlands der Ausführung seiner Pläne entgegensetzten. Es ist Bismarck wirklich nicht leicht geworden, die Deutschen seiner Zeit, die in Sentimentalität und Phrasen zu zerfließen drohten, aus ihren Träumen zu reißen und an seine waffenklirrende, von staatlichem Egoismus beseelte Politik zu gewöhnen. Einen Vorgeschmack der Schwierigkeiten, die ihm bei der Durchführung seiner realpolitischen Ziele bevorstanden, erhielt er bei dem ersten Ministerrat nach dem Tode des dänischen Königs Friedrich des Siebenten. Als er während der Sitzung den König kurz und schlicht aufforderte, dem Beispiel seiner Vorfahren zu folgen und durch die Erwerbung der Herzogtümer Schleswig-Holstein das Wachstum Preußens zu fördern, wies der König nach der Sitzung den Protokollführer an, diese Auslassungen nicht in dem amtlichen Protokoll anzuführen. „S. M. schien geglaubt zu haben," schreibt Bismarck, „daß ich unter den bacchischen Eindrücken eines Frühstücks gesprochen hätte und froh sein würde, nichts weiter davon zu hören. Der Kronprinz hatte, während ich sprach, die Hände zum Himmel erhoben, als wenn er an meinen gesunden Sinnen zweifelte . . ."

Als Bismarck gar den Krieg mit Österreich als politische Notwendigkeit forderte, stieß er auf den stärksten Widerstand. Gegen sich hatte er die überwiegende Majorität des preußischen Volkes, soweit sie in der Stimmung der liberalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses zum Ausdruck kam. Nicht einmal alle konservativen Vertreter, deren Zahl so weit zurückgegangen war, daß sie, wie der Berliner Witz feststellte, in einem Omnibus zum Dönhoffsplatz fahren konnten, standen auf seiner Seite. Eine Gruppe konservativer Abgeordneter sah in der engen Verbindung mit dem konservativen Österreich das einzige Mittel, dem revolutionären Überschäumen der nationalen Volksbewegung wirkungsvoll Halt zu gebieten. Und der König selbst stand diesem Gedankengang nicht fern, zumal wenn in ihm die Erinnerung an die Waffenbrüderschaft mit Österreich zur Zeit der Befreiungskriege geweckt wurde.

Aber warum fand Bismarck mit seinem politischen Streben keinen Anklang bei der nationalen Partei? Einigung Deutschlands unter Ausschluß Österreichs war doch eines ihrer Ideale. Daß er erst Norddeutschland zusammenschließen wollte, konnte man doch als Etappe zum Ziele gelten lassen. Nun in der liberalen Volksbewegung, die Anfang der sechziger Jahre im Nationalverein verkörpert war, lebte noch die Erinnerung an das Programm der Gothaischen Partei, das eine Einigung Deutschlands mit Ausschluß Österreichs unter

Preußens Führung als erstrebenswertes Ziel enthielt; aber ihre Führer legten keineswegs den Nachdruck auf die Vergrößerung der preußischen Machtstellung. Sie sahen in der liberalen Organisation Deutschlands, in der Schaffung eines Reichstages, von Reichsministerien und anderen liberalen Einrichtungen das Hauptziel. Vor allem aber waren sie überzeugt, daß, wenn sich in Preußen der Liberalismus durchgesetzt hätte, auch das übrige Deutschland allein schon durch die alles fortreißende Macht der Ideen und der Volksbewegung zum Anschluß an die neu zu begründende Reichseinheit gezwungen werden würde. Trotz der üblen Erfahrungen des Jahres 1848 glaubte man an die Möglichkeit dieser akademischen Lösung der deutschen Frage und verabscheute jeden Versuch einer kriegerischen Auseinandersetzung.

Gerade im Interesse der deutschen Einheit hielt man darum den Sturz des konservativen Regiments in Preußen, den Sturz Bismarcks für unbedingt notwendig. In seinen kriegerischen Absichten sah man nur eine mutwillige Störung der in so gutem Fluß befindlichen nationalen Bewegung; ihn selbst faßte man als Spieler auf, der alles auf eine Karte, auf den Krieg setzte, um über die inneren Schwierigkeiten hinweg zu kommen.

Der Kronprinz von Preußen befand sich völlig im Banne dieser Gedankengänge. Im Hinblick auf die Bismarckschen Bestrebungen äußerte er: „Diejenigen, welche den König, meinen allergnädigsten Herrn, auf solche Wege führen, betrachte ich als die allergefährlichsten Ratgeber für Krone und Vaterland.“ „Tollkühnheit und Frivolität“ sah er in Bismarcks Verhalten. Und aus seiner Auffassung, daß nur durch ein den Forderungen der Zeit gemäßes, entschieden liberales Regiment im Innern die Herrschaft Preußens in Deutschland hergestellt werden könnte, machte der Kronprinz auch Fernerstehenden gegenüber kein Hehl.

Die Anschauungen seiner Verwandten in Coburg und Karlsruhe und die seines Freundes, des Herzogs von Augustenburg, bewegten sich auf derselben Linie. Sie betonten, daß Annexionen in Norddeutschland die deutschen Fürsten mit dem höchsten Mißtrauen gegen die preußische Politik erfüllen und die Intervention des Auslandes im Gefolge haben müßten. Schließlich arbeitete die Königin Victoria in ihrer temperamentvollen Weise gegen den abscheulichen Menschen, wie sie Bismarck in einem ihrer Privatbriefe nannte.

Von allen Seiten wurde so der Versuch gemacht und immer wieder erneuert, die Friedensliebe des Königs und seine politische Vorliebe für Österreich gegen den Minister aufzurufen.

Bei diesem Kampf um den König hatte Bismarck nur wenige Getreue zur Seite. Roon, den Kriegsminister, in erster Linie, dann besonders Gustav von Alvensleben, den Generaladjutanten, der sich später im Kriege 1870 als Kommandeur des vierten Armeekorps bei Beaumont auszeichnete. So mußte Bismarck seine ganze staatsmännische Kunst, zuweilen gepaart mit seinem rücksichtslosen Zorn und seiner vulkanischen Leidenschaft, ins Feld führen, um den König bewußt oder unbewußt für den Dienst an der nationalen Sache zu

gewinnen. Wenn man die kühle diplomatische Geschichtsschreibung Sybels liest, ahnt man nicht, mit welcher Leidenschaft die sich gegenüberstehenden Parteien um den entscheidenden Einfluß auf den König rangen.

Benedetti gegenüber hat Bismarck in dieser Zeit die Äußerung getan: Der König ist so geartet, daß man, um ihn zur Einforderung eines Rechts zu bestimmen, beweisen muß, daß andere es ihm bestreiten. Aber wenn er überzeugt ist, daß man seine Autorität mißachtet, daß man ihren Gebrauch einzuschränken wagt, so kann man energische Beschlüsse vorschlagen, ohne die Besorgnis, er werde sie ablehnen.

Aus dieser Erkenntnis heraus wird Bismarck nicht müde, das Rechtsempfinden des Königs als seinen besten Bundesgenossen wachzurufen. Es war ihm schon gelungen, die ursprüngliche Sympathie des Königs für den Herzog von Augustenburg dadurch in das Gegenteil zu verkehren, daß er immer wieder die Frage erörterte: Darf der Erbprinz von Augustenburg in Kiel Wohnsitz nehmen, sich mit einer Regierung umgeben, sich als Herzog von Schleswig-Holstein huldigen lassen, obwohl der Wiener Friede und der Gasteiner Vertrag den Herrschern von Preußen und Österreich den souveränen Besitz der Herzogtümer zugesprochen haben? Ist es nicht ein unerhörter Eingriff in die verbrieften Rechte des Königs von Preußen? Besonders beeinflußte er damals den König durch den Nachweis, daß der Herzog in engster Verbindung mit der deutschen Bewegungspartei stände und von ihr, die durchaus in den Ideen des Jahres 1848 wurzele, Durchsetzung seiner Ansprüche erwarte. Bismarck selbst hat diese nationale Bewegung nicht eben hoch eingeschätzt. Er bezeichnete ihre Führer als Schwätzer und Schwindler, sprach von Bierhaus-Enthusiasmus und erwartete von ihr im Ernstfall keinen Schuß und wenig Groschen. Anders der König. Er war davon überzeugt, daß die demokratische Partei absichtlich oder unwillkürlich Anarchie und Königsmord herbeiführe. Diese pessimistische Auffassung war aus seinen Erlebnissen und Eindrücken im Jahre 1848 entsprungen. Es war ja für ihn die schmerzlichste Erinnerung seines Lebens, daß er sich im März 1848 in der Kleidung eines Dieners den seitens des Pöbels drohenden Mißhandlungen hatte entziehen müssen.

Bei diesem Gedankengang des Königs war es Bismarck höchst willkommen, daß die österreichische Regierung, bald nachdem Graf Mensdorff Ministerpräsident geworden war, den Herzog von Augustenburg als ihren Kandidaten für die Herzogtümer feierlich proklamierte. Denn nun konnte Bismarck die in ihrer Wirkung schon erprobten Vorhaltungen wiederholen, besonders als der österreichische Statthalter Versammlungen und Umtriebe zugunsten des Herzogs ruhig gewähren ließ. Bereits am 26. Januar 1866 beklagte sich eine preußische Note darüber, daß die österreichische Regierung in den Herzogtümern Mittel der Aufwiegelung gegen Preußen in Bewegung setzte. Das war die Tonart, die beim König auf besonderes Verständnis stieß: Österreich, seither der Hort der Legitimität, jetzt der Feind feierlich abgeschlossener Verträge!

So brachte es Bismarck nach heißem Bemühen und zuweilen erst nach drastisch einseitiger Auslegung des Vorgehens und der Pläne der österreichischen Regierung dahin, daß der König glaubte, Österreich wage, sein Erbe an Macht und Recht anzutasten, und er sei genötigt, zu seiner Verteidigung das Schwert zu ziehen.

Die rücksichtslos subjektive Färbung der politischen Absichten des Gegners und der Erfolg, der nur zu bald zutage trat, erhöhte die leidenschaftliche Entrüstung seiner politischen Widersacher und verdoppelte ihre Anstrengungen, den Ministerpräsidenten, von dessen Einfluß auf den König man nicht bloß den unheilvollsten aller Kriege, sondern eine Katastrophe für den Staat und die Monarchie befürchtete, zu stürzen.

An der Hand politischer Korrespondenzen, die in wichtigen Teilen unveröffentlichtes Material enthalten, soll die gefährlichste Intrige, die den Sturz Bismarcks bezweckte, in ihrem Verlauf dargestellt werden. Teilnehmer sind der Herzog Ernst der Zweite, der österreichische Ministerpräsident Graf Mensdorff, ein Vetter des Herzogs von Koburg und der Königin von England, der Kronprinz Friedrich Wilhelm und die Königin Augusta.

Am 22. März 1866 übergab der Adjutant des Herzogs von Koburg in Berlin zwei Schreiben: ein Geburtstagsschreiben an König Wilhelm und einen Brief an den Kronprinzen von Preußen. Beide Schreiben verfolgen das Ziel, den gefährdeten Frieden zu erhalten.

Herzog Ernst der Zweite an König Wilhelm.

Gotha, 21. März 66.

Allergnädigster König.

Ich kann nicht umhin, dem Drange meines Herzens zu folgen, Dir für den festlichen Tag meine ebenso herzlich als wohlgemeinten Glückwünsche zu Füßen zu legen und Dir meine Freude auszusprechen, daß Du sowohl in körperlicher als geistiger Kraft allen den sonst bei viel Jüngeren sich fühlbar machenden Einflüssen der Jahre so glücklich die Spitze bietest. — Ein jedes neue Jahr, das man betritt, soll seinen Charakter an der Stirn tragen. Unser aller sehnlichster Wunsch liegt diesmal in dem einen Wörtchen „Friede“. Möchtest Du in Deinem neuen Lebensjahr zur Freude Deutschlands und zur Beruhigung ganz Europas dieses so schwer bedrohte und doch so kostbare Gut uns zu erhalten wissen!

Wir, die wir Dich kennen und die wir so eklatante Proben von Deinem persönlichen Gerechtigkeitssinn und Deiner kaltblütigen Enthaltsamkeit haben, wenn es darauf ankam, die Verherrlichung Preußens auf Kosten Deiner Bundesbrüder zu suchen, sind fest überzeugt, daß Du allen Verlockungen und allem Drängen, es zum Zweck der Vergrößerung Preußens durch ein deutsches Erbland bis zum Bruderkrieg kommen zu lassen, widerstehen wirst. Noch sind alle Deiner Worte und Deines Handgelübdes in Baden eingedenk, wofür sie Dich damals gesegnet haben. Wie soll es möglich sein, daß Du dahin gelangen könntest,

vielleicht schon in kurzem das friedliche Deutschland in ein Schlachtfeld zu verwandeln.

Wir sind uns vollkommen klar darüber, daß mit dem ersten vergossenen Tropfen Bruderblutes die Kriegsfurien in all ihrer alten Leidenschaft entfesselt sein werden und daß es dann in keines Macht und Willen mehr liegt, sie in Grenzen zu bannen und die unausbleibliche Einmischung des Auslandes auszuschließen.

Und wie sollte solch ein Krieg enden?

Doch das sind alles wenig festliche Betrachtungen, die mir wie Schatten über die Freude des feierlichen Tages hinwegflogen. Mögen sie zerfließen vor dem Glanze Deiner Gerechtigkeit!

In dieser Hoffnung lasse mich die wärmsten Glückwünsche wiederholen, mit denen ich in aufrichtiger Verehrung bin, allergnädigster König,

Dein treu ergebener Freund und Diener

Ernst.

Konzept.

Ernst der Zweite an Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen.

Gotha, 21. März 66.

Lieber Fritz.

Ich schicke Dir Schleinitz mit einem Gratulationsbrief an den König und habe darin zugleich meine großen Bedenken ausgesprochen über die Wege, die man zu tun im Begriff scheint. — Du kannst Dir meine Ansichten über einen Bruderkrieg denken, und wie wenig ich in Eurem eigenen Interesse wünschen kann, Preußen in Deutschland durch das Schwert vergrößert zu sehen. Welche Gefahren laufen wir nicht und lauft Ihr nicht selbst. — Ich beauftragte Schleinitz mit mündlichen Äußerungen, da man schriftlich ein mémoire füllen könnte; hoffentlich bringt er günstigere Nachrichten. Sollte es wirklich zum äußersten kommen, so müßte ich schon wegen der eigenen Stellung nach Berlin eilen. Jetzt halte ich es wirklich für schädlich . . .

Ernst.

Die Antwort des Königs*) lautet wie folgt:

König Wilhelm an Herzog Ernst.

Berlin, 26. März 1866.

Empfange meinen besten Dank für Deine freundlichen Wünsche zum 22. Gewiß, ich kann es dem Himmel nicht genug danken, daß, da er mich einmal dies hohe Alter erreichen lassen will, er mir auch die geistigen und körperlichen Kräfte noch erhält — mich nicht zum Kinderspott werden ließ! Doch wie lange dies so gehen wird, weiß auch der Himmel nur allein.

*) Tempeltey, Herzog Ernst von Koburg und das Jahr 1866. S. 19 ff.

Sehr recht hast Du, mein neu betretenes Jahr als unter trüben Auspizien sich darstellend zu bezeichnen. Was in meinen Kräften steht, den Frieden zu erhalten, wird wahrhaftig geschehen, so lange es meines Landes Ehre möglich macht. Wenn Österreich aber nicht aufhört, nicht nur in den Herzogtümern, sondern in ganz Europa und weiter, diese meine Ehre auf die insultierendste Weise anzugreifen . . ., um Preußen überall verhaßt zu machen, dann ist meine Geduld zu Ende. Gastein ist aus dem Gefühl hervorgegangen, daß der Halbhuberschen Mißregierung ein Ende gemacht werden müsse, um in Frieden nebeneinander in den Herzogtümern bestehen zu können. Kaum aber waren zwei Monate vergangen, als die Mißregierung in erhöhtem und stets steigendem Grade wieder eintrat. Meine gerechtesten Beschwerden im Januar wurden unter dem 7. Februar auf eine für mich verletzende Art zurückgewiesen. Seitdem sprechen nur die Zeitungen in gegenseitig vehementer Sprache. Seit vierzehn Tagen rüstet Österreich und konzentriert Truppenmassen, die schlesischen Grenzen umspinnend, und dennoch habe ich bis heute nicht einen Mann gerührt, Beweises genug, daß ich nicht der Provozierende bin. Die Zukunft der Herzogtümer ist in Gastein der Zukunftsvereinbarung von neuem vorbehalten worden. Die Zeit bis dahin aber durch Insulten und Invektiven zu benutzen, um jede Sympathie mir zu rauben, ist illoyal und ungerecht. Will Österreich den Krieg, so werde ich ihm nicht ausweichen! Alle mit demselben verbundenen Gefahren sehe ich gerade so an, wie Du. Wer mit mir gehet, wird nie etwas von Preußen zu besorgen haben, trotz dem seit einundfünfzig Jahren bestehenden cauchemar, daß Preußens drei Könige nur auf die Annexion seiner deutschen Nachbarn ausgehn!! Wenn auch eine Bundesreform namentlich für Norddeutschland nötig scheint, wozu Du das erste Beispiel und den ersten Schritt getan hast, so ist dies niemals Annexion. Wie ich in Baden an Eurer Aller Spitze vereint mit Euch stand, so stehe ich auch heute noch, wenn die Rivalität Österreichs sich endlich in die bundesfreundliche Anerkennung Preußens, als ebenbürtiger Macht, umgestaltete. Dies glaubte ich 1864 nach dem Friedensschluß erreicht; die eineinhalb Jahre beweisen aber, daß dem nicht so ist! Wäre es der Fall gewesen, so ständet Ihr Alle hinter uns! Warum standet Ihr nicht so, als 1864 Preußen und Österreich zusammenstanden? Das vermeintliche Recht der Augustenburger machte viele von Euch zu unseren Gegnern; jenes Recht ist nur auf einzelne Landesteile erweislich möglich, nicht auf die Gesamtherzogtümer; der Spruch meiner Kronsyndici ist für mich das Entscheidende. Daneben stehet die öffentliche Meinung und das Verlangen meines Landes, das in der Annexion der Herzogtümer Ersatz für geopfertes Gut und Blut sieht, — Preußens und Deutschlands Interessen sind identisch bei dem Besitz jener Länder durch ersteres. Warum also Krieg?? — Da hast Du in wenig Worten mein Glaubensbekenntnis über die momentane politische Lage! Gott wird weiter seinen Willen erblicken lassen!

Dein ergebener Freund und Vetter Wilhelm.

Zugleich mit dem königlichen Schreiben überbrachte Schleinitz einen Brief des Kronprinzen von tief pessimistischem Inhalt.

Kronprinz Friedrich Wilhelm an Herzog Ernst den Zweiten*).

Berlin, den 26. März 1866.

Mein lieber Onkel.

Bestens für Deinen Brief dankend, benutze ich gleichfalls Schleinitz, um Dir, wenn auch nur allgemein gehalten, zu sagen, daß ich namenlose Pein in diesen Tagen ausstehe.

Bruderkrieg ist das nämliche Wort, welches ich gebrauche, um auszusprechen, wie ich Bismarcks Entschluß: den Krieg mit Österreich uns aufzuerlegen, ansehe. Noch stehen die Dinge wohl nicht zum Äußersten, bei Bismarcks Talent aber, die Dinge also zu färben, wie er sie angesehen haben will, muß ich befürchten, daß er dem König so zusetzen wird, daß wir wirklich das Unerhörte erleben werden.

Der König ist entschieden nicht kriegslustig, vielmehr sich vollkommen der ungeheueren Verantwortlichkeit bewußt, die er übernimmt, wenn er solch einen Krieg beginnt. Aber er ist gereizt durch Österreichs Auftreten sowohl im Holsteinschen wie auch in der Presse; diese zwei Punkte werden natürlich geflissentlich und geschickt benutzt, um beständig neue Reizmittel abzugeben. Und nun vollends in Böhmen und Galizien Truppenbewegungen stattfinden, wird dieser Umstand erst recht Öl ins Feuer gießen. Bismarck ignoriert mich vollständig. Seit dem Herbstmanöver in Sachsen hat er für gut befunden, mir bis heute faktisch nicht eine Silbe über die brennende Frage zukommen zu lassen. Ich natürlich erwidere sein Benehmen, was mir wenigstens den Vorteil gewährt, mich unbefangen äußern zu können. Ich erfahre mitunter durch den König den augenblicklichen Stand der Dinge und spreche mit ihm offen. Sonst erfahre ich nur das, was jeder auf der Straße vernehmen kann.

Unerklärlich bleibt mir Bismarcks Tollkühnheit, einen deutschen Krieg in deutschen Landen gegen die Sympathie des engeren wie des weiteren Vaterlandes zu unternehmen, zumal nichts in der Welt dem Kaiser Napoleon willkommener sein kann, wie die sichere Aussicht, in Deutschland den Friedensstifter alsdann spielen zu können.

Man stützt sich aber hier auf die günstige Lage des Augenblicks (?), auf die noch einige Jahre vorwaltende Überlegenheit der preußischen gezogenen Feuerwaffen und meint, Italien werde auch losgehen, wenn wir es tun.

Des Pudels Kern ist: Bismarck hat des Königs ursprüngliche absolutistische Gesinnung mit der Gegenwart in eine Scheinverträglichkeit zu bringen verstanden, wobei er nebst seinen Ministerkollegen von Konflikt zu Konflikt mit dem Lande sich tiefer in die Unhaltbarkeit seines Systems hineingeritten hat.

*) Tempeltey S. 23 ff. hat nur einen Auszug. Gerade charakteristische Stellen fehlen.

Jetzt soll der Krieg ihm heraushelfen; weil einmal er glaubt, dann und infolge der erwarteten Siege das Land auf seine Seite treten zu sehen, ferner aber weil er auf den (so!) Chaos rechnet, der aus jenem Kriege entstehen wird, um denselben zugunsten Preußens auszubeuten.

Wenn wir aber nicht gleich siegen, wenn die Nachbarn sich gegen uns erklären — was dann? Das ist das Schauerliche, das ebenso möglich ist, wie die Erfolge, auf die man hier so sehr zuversichtlich rechnet.

Mit gebundenen Händen überantworten wir uns einem blinden Schicksal! Ich werde meinerseits nichts unversucht lassen, um dem Unheil zu begegnen, abzuwehren, zu warnen, zu verhindern! Du weißt aber, wie wenig ich vermag!

Der Tante küssen Vicky und ich die Hand, und mit tausend herzlichen Grüßen der ersteren an Dich, wie immer, mein teuerer, lieber Onkel,

Dein

treuergebener

Neffe und Freund

Friedrich Wilhelm.

Mehr noch als das Schreiben des Kronprinzen bewies dem Herzog die Antwort des Königs, daß Bismarck im Begriffe stand, sein heißersehntes Ziel zu erreichen. Denn auch die Stimmen der nächsten Angehörigen des Königs hatten ihre Wirkung verloren. Nur durch ein möglichst offensichtliches Eintreten Österreichs für den Frieden konnte im letzten Augenblick das Spiel des Ministers in Verwirrung gebracht werden. Der Herzog richtete deshalb an seinen Vetter, den österreichischen Ministerpräsidenten, folgendes Schreiben.

Konzept.

Ernst der Zweite an Graf Alexander Mensdorff.

Gotha, den 27. März 1866.

Lieber Alexander.

In der jetzigen kritischen Lage möchte ich keinen Augenblick zögern, Dir ganz im Vertrauen Kenntnis von zwei wichtigen Handschreiben zu geben, die ich soeben von Berlin erhalte und welche Euch authentisch darlegen, wie man höchsten Ortes in Berlin denkt und daß es, wenn es Euch um Erhaltung des Friedens zu tun ist, die höchste Zeit wird, den einzigen Weg einzuschlagen, der das Gewebe von Täuschung und Mißverständnis noch durchdringen kann, den von Person zu Person, vom Kaiser an den König direkt.

Ich hatte Schleinitz nach Berlin geschickt, um dem König aus Anlaß seines Geburtstages einen Brief zu überbringen, in dem ich ihn bei allen Seiten seines Charakters, die mir zugänglich schienen, angriff, um ihn vor den Verlockungen zu einem so unseligen Kriege wie dem um die unrechtmäßige Erwerbung eines deutschen Erblandes mit Österreich aufs inständigste zu warnen. Die Antwort ist die anliegende, in der der König nur sich selbst als den beleidigten und bedrohten Teil hinstellt. Meine zuverlässigen Nachrichten aus

Berlin sind im übrigen folgende: der König ist vollständig von Bismarck umgarnt. Die systematische Bearbeitung geht so weit, daß ihm Eure Depeschen oder Mitteilungen, wenn sie dem Minister nicht konvenieren, nicht vorgelegt, die Zeitungen gefälscht, Eure aufhetzenden Blätter absichtlich verbreitet, Eure Truppen in vergrößertem Maßstab vorgetragen werden. Der König selbst zwar sträubt sich noch gegen den Krieg, aber Bismarck — darauf dürft Ihr Euch verlassen — will ihn (soll er doch bereits sein Privatvermögen mobilisiert und in der Bank von Brüssel angelegt haben, um nötigenfalls, wenn die Dinge unglücklich gehen, selbst in Sicherheit zu sein.)

Außer ihm will zwar eigentlich in Preußen, einige immer kriegslustige junge Militärs abgerechnet, kein Mensch den Krieg, und aus dem hier ganz konfidentiell abschriftlich beiliegenden Briefe des Kronprinzen an mich wirst Du dessen Denkungsweise ersehen; aber alles dies wird sich ändern, sobald der Plan Bismarcks ausgeführt sein wird, Euch soweit zu drängen, daß Ihr den ersten Schuß tut und Preußen in der Rolle des angegriffenen Teils dasteht und die Ehre seiner Armee engagiert ist. Da nun eben bereits das eklatante Rundschreiben Bismarcks an die deutschen Regierungen in Szene gesetzt ist, in welchem letztere kategorisch aufgefordert werden, sich zu erklären, ob Preußen auf ihre Unterstützung rechnen könne, wenn es von Österreich angegriffen oder durch Demonstrationen genötigt werden sollte, selbst anzugreifen, so dürfte es die höchste Zeit sein, das einzige Mittel beim König anzuwenden, von dem ich mir noch eine Wirkung auf ihn verspreche, am besten eine persönliche Zusammenkunft, mindestens aber ein direktes Handschreiben des Kaisers an ihn, durch welches dem Ideengange, in den sich der König hat einspinnen lassen, vom Kaiser selbst eine diametral entgegengesetzte Richtung durch unleugbare Tatsachen gegeben würde, also durch Hinweis auf Eure vollkommene Uneigennützigkeit in der Sache der Herzogtümer, Eure Achtung des preußischen Besitztitels, Eure Nichtbeteiligung an den Auslassungen der Presse, durch Betonung allerhöchst persönlichen Wunsches der Freundschaft- und Allianz mit Preußen zum Wohle beider Länder und Europas, aber auch zugleich des festen Entschlusses, die eigene Gleichberechtigung in der Herzogtümerfrage sich nicht schmälern lassen zu wollen, also selbst nur in der Position des Angegriffenen zu stehen. Es könnte darin auch der König direkt vor den unheilvollen Ratschlägen seines Ministers gewarnt werden, der offen seinen Wunsch, mit Österreich zu brechen, ausgesprochen, und es dürfte schließlich ein Appell an die Waffenbrüderschaft und die von seinem Vater ererbten Gesinnungen guter Freundschaft mit Österreich erfolgen, die man jetzt durch allerhand untergeordnete Rücksichten unter dem Titel provozierter Gefährdung von Staatsinteressen und Staatsehre in blutigen Bruderkrieg zu verwandeln im Begriff stehe, zu deren Wiederherstellung aber der Kaiser, sobald nur das Interesse Österreichs gewahrt werde, die brüderliche Hand biete.

Solch ein Schreiben, durch irgendeinen Spezialgesandten direkt in des Königs Hand gelegt, dürfte das einzige Mittel sein, von dem ich mir, wenn

nicht eine persönliche Zusammenkunft möglich ist, jetzt noch Erfolg verspreche. Noch ist der König, wenn nicht alle Anzeichen trügen, nicht zum Äußersten entschlossen; aber ein Tag zu spät, und das Schlimmste ist vielleicht unwiderruflich geschehen. Ich bitte Dich persönlich, beide anliegende Handschreiben dem Kaiser vorzulegen, mit der Bitte um die größte Diskretion, und mir dieselben, ohne eine Abschrift zu dulden, wieder zurückzusenden .... Ernst.

* * *

In Wien wurde den Ratschlägen, die der Herzog empfohlen, nicht entsprochen. Bei der gespannten Lage konnte von einem persönlichen Zusammentreffen der Herrscher nicht mehr die Rede sein. Auch von einem Handschreiben des Kaisers wurde abgesehen. Dagegen entwarf Mensdorff nach den ihm in dem herzoglichen Schreiben an die Hand gegebenen Gesichtspunkten ein Schreiben an seinen Vetter augenscheinlich zu dem Zweck, daß es von ihm nach Berlin weitergegeben werden sollte. In einem Punkt ging der österreichische Ministerpräsident sogar über die Vorschläge des Herzogs von Koburg hinaus. Er hob zwar hervor, daß es dem Kaiser Franz Joseph nicht zugemutet werden könne, daß er österreichisches Blut habe vergießen lassen, um einseitig Preußen zum Nachteil der österreichischen Stellung im Bunde zu vergrößern. Anderseits deutete er jedoch an, daß die durch die Gasteiner Konvention Preußen eingeräumte Bevorzugung bei der schließlichen Lösung gewiß noch eine präzisere Form erlangt haben würde. Es entsprach dieser Hinweis ganz seiner Auffassung, die er in Wien der Kriegspartei gegenüber vertrat, Österreich möge sich um den Preis einiger Zugeständnisse in Deutschland mit König Wilhelm über den Kopf seines Ministers hinweg verständigen.

Doch hören wir den Wortlaut des Briefes:

Graf Mensdorff an Herzog Ernst den Zweiten*).

Wien, 31. März 1866.

Baron v. Meyern wird Dir berichten, wie wenig hier irgend jemand an einen Angriff auf Preußen denkt. Das in Berlin eingeschlagene Verfahren läßt sich schwer anders erklären, als daß man eben hofft, indem man leichtsinnig mit der in Deutschlands friedliche Gauen geschleuderten Brandfackel einen in seinen Folgen unberechenbaren Weltbrand entzündet, in dem daraus entstehenden Chaos einige Vorteile für Preußen zu fischen. Werden sie des Preises wert sein?

Mit Perfidie hat man dem König alles, was von österreichischer Seite geschehen ist, als feindliche Demonstrationen gegen seine Person und seine Ehre und alle gehässigen Artikel einer, dank der ihr gewährten Freiheit, schrankenlosen Presse als österreichischer Inspirierung entsprungen darzustellen gesucht. Einige Dislozierungen, die hauptsächlich wegen der in Böhmen stattgehabten Unruhen vorgenommen wurden und welche sich schließlich auf die Verstärkung

*) Im Auszug bei Tempeltey S. 26 ff.

der in jener Provinz garnisonierenden Truppen von drei auf vier Brigaden Infanterie auf dem Friedensfuß und der Verlegung so vieler Kavallerie dahin, als wie stets in den ruhigsten Zeiten dort stationiert, beschränkte, wurden gleichfalls als eine Bedrohung Preußens geschildert. Wenn außerdem auf dem Papier einige Vorkehrungen getroffen wurden und das Heranziehen einiger der entferntesten Kavallerieregimenter stattfand, so waren die Äußerungen des preußischen Ministerpräsidenten, der jedem, der es hören wollte, von der Unvermeidlichkeit eines Krieges mit Österreich sprach, während gleichzeitig, wie dies bereits zur Zeit vor der Gasteiner Konvention geschehen war, und was ich aus der allersichersten Quelle weiß, Unterhandlungen mit Florenz gepflogen wurden, wohl für Österreich ein hinreichender Grund zur Vorsicht.

Seit den von uns im vergangenen Jahre zurückgewiesenen Februarforderungen ist preußischerseits kein erneuter Vorschlag an uns ergangen, und doch ist von österreichischer Seite alles geschehen, was die berechtigten Ansprüche Preußens sichern konnte. Nur war es dem Kaiser, meinem allergnädigsten Herrn, nicht zuzumuten, daß er österreichisches Blut habe im Norden vergießen lassen, um einseitig Preußen zum Nachteil unserer Stellung im deutschen Bunde zu vergrößern. Weiß Gott, daß weder dabei der Kaiser noch dessen Ratgeber von irgendeiner Gehässigkeit gegen die allgemein so hochgeehrte Person des meinem allergnädigsten Herrn so innig befreundeten Königs geleitet wurden, aber man konnte weder dem eigenen Lande noch Europa gegenüber seine Großmachtstellung abdizieren und sich dem allgemeinen Gespötte preisgeben. Bei der durch die Gasteiner Konvention Preußen eingeräumten Bevorzugung, welche bei der schließlichen Lösung gewiß noch eine präzisere Form erlangt haben würde, ist der überwiegende Einfluß, den Preußen schon naturgemäß durch seine geographische Lage im Norden ausübt, für alle Zukunft gesichert worden. — Ein Krieg in Deutschland kann nur dem Auslande zugute kommen, und nie dürfte sich das alte lateinische Sprichwort: inter duobus ligitantibus (sol) tertius gaudet glänzender bewahrheiten, als gerade bei einem solchen Kampfe. Die Zukunft birgt ohnehin Zündstoff genug in ihrem Schoße, — der doch über kurz oder lang nicht ausbleibende Tod des dritten Napoleon wird sicher gewaltige Konvulsionen nach sich ziehen. Dies sollte genügen, um Österreich und Preußen von Entzweiung abzuhalten, da sie in jener Zeit berufen sein werden, entscheidend einzugreifen im Geiste der Ordnung und des Rechts. Darum sollte es sich auch jeder Konservative zur Pflicht machen, alles aufzubieten, die beiden Staaten einig zu erhalten, damit sie in der bezeichneten Epoche ihr Machtwort vereint ertönen zu lassen vermögen.

Wie soll die Geschichte es einst beurteilen, wenn zwei Fürsten, deren Freundschaft auf gegenseitige Achtung und Zuneigung begründet ist, ihren Feinden das erwünschte Schauspiel eines Bruderkrieges geben, aus dem eben nur diese letzteren Vorteil und Gewinn ziehen würden. Wir in Österreich müssen die Verantwortung von uns weisen, den Anstoß zu einem der unseligsten Kriege, der je

gratuitement in Szene gesetzt worden wäre, gegeben zu haben. Wenn es aber, was Gott und die Weisheit der von ihm erleuchteten Fürsten verhüten möge, doch zum Äußersten kommen sollte, so werden wir jeden Angriff mit dem Einsatze aller Mittel und aller uns innewohnenden Kraft zurückschlagen. In einem so ungerecht provozierten Kampfe kann der Kaiser auf die opferwillige Treue seiner Völker unbedingt zählen, da sie bei dem Gedanken an eine solche Eventualität das gleiche Gefühl tiefen Unwillens durchglüht. Ich kann und will es nicht glauben, daß es zu so etwas Ungeheuerlichem kommt. Von Kind auf war ich in dem Glauben erzogen, daß die Einigkeit der deutschen Großmächte eine Notwendigkeit für die Sicherheit Deutschlands und eine Bürgschaft für die Macht und Größe beider Staaten sei. Ebenso habe ich stets mit treuer Verehrung an der ritterlichen Person des Königs Wilhelm gehangen, der mir von Jugend auf stets freundlich und gnädig begegnet war, weshalb mir der Gedanke, daß nicht ein friedlicher, beide Teile nicht verletzender Ausgleich möglich sei, nicht einleuchten will. Er muß und wird gefunden werden, wenn Leidenschaftslosigkeit und Gerechtigkeitssinn nicht aus dem Rate der Souveräne gewichen sind. Nur müßten freilich vor allem die Waffen aus der Hand gelegt werden, da sich Österreich nun und nimmer einen Ausgleich abtrotzen lassen wird. Heute übergibt Graf Karolyi in Berlin eine Erklärung, welche die Ableugnung jeder kriegerischen Absicht gegen Preußen enthält und verlangt eine gleiche von Preußen.

Wenn es nicht gelingt, diese zu erhalten, so geht wahrscheinlich die Steigerung von militärischen Vorkehrungen fort, bis der Krieg unvermeidlich wird. Es mag dies im Interesse einzelner maßgebender Personen liegen, deren Zahl ist aber klein; — unverantwortlich wäre es, wenn ihre Ansicht gegen die überwiegende Mehrzahl durchdränge.

Empfange zum Schlusse meinen herzlichsten Dank für Deine freundlichen Zeilen, die ich auch dem Kaiser zeigte, welcher Dich grüßen läßt und Deinen wahrhaft patriotischen Bestrebungen zur Erzielung einer auch von ihm aufrichtig gewünschten Verständigung vollste Anerkennung zollt. Aus meinem in Eile geschriebenen Brief wirst Du ersehen, daß auch ich nach demselben Ziele strebe.

Erhalte Deine Freundschaft

Deinem alten treuen Vetter

Alex. M.

Der Koburger Spezialgesandte Herr von Meyern, der Überbringer des herzoglichen Schreibens, nahm den Mensdorffschen Brief mit nach Koburg zurück, und bereits am 2. April wurde er dem König von Preußen mit folgendem Begleitschreiben des Koburger Herzogs ausgehändigt

Ernst der Zweite an König Wilhelm.

Konzept. Gotha, den 2. April 66,
durch H. von Schleinitz.

Allergnädigster König!

Deine Nachrichten, die Du so gnädig warst, mir in Deinem Briefe vom 26. v. M. über Eure Stellung zu Österreich zukommen zu lassen und die mir fast gleichzeitig bekannt gewordene überraschende Aufforderung Deines Gouvernements an die deutschen Regierungen, sich zu erklären, was sie im Fall eines Krieges zwischen Preußen und Österreich tun würden, haben mich so alarmiert, daß ich für nötig befunden habe, sofort einen Vertrauten nach Wien zu senden, um sich genau zu unterrichten, ob man denn wirklich dort unerhörterweise so kriegerisch gesinnt sein sollte, wie man es Dich glauben gemacht zu haben scheint.

Es ist mir eine wahre Herzenserleichterung, jetzt aus sichersten Quellen zu hören, daß glücklicherweise in Wien gerade das Entgegengesetzte der Fall ist. Man denkt nicht daran, Euch zu irgend etwas durch militärische Anstalten nötigen zu wollen, ja man hält einen Krieg zwischen Preußen und Österreich sogar dort wie anderwärts für etwas Ungeheuerliches. Aber allerdings erklärt man in Wien, durch die Art und Weise, wie Graf Bismarck privatim und offen seinen Wunsch, einen Krieg mit Österreich herbeizuführen, zu erkennen gegeben habe und durch die letzte Maßregel in Schleswig, die man als einen weiteren Schritt zu einem beabsichtigten Bruche ansieht, so frappiert worden zu sein, daß man sich zu einigen defensiven Vorbereitungen in den österreichisch-preußischen Grenzländern bewogen gefunden habe, um sich von einem für so unberechenbar gehaltenen Gegner nicht überraschen zu lassen. Übrigens bestehen diese Vorbereitungen, wie mir konstatiert wird, lediglich in Dislokationen einiger Brigaden auf dem Friedensfuße (Kompagnie 70 Mann, Brigade 2000 Mann), was soviel wie gar nichts heißt. Nicht ein Urlauber ist einberufen, nicht ein Pferd ist zu kaufen befohlen worden. In Wien, höre ich, lächelt man über den von den Zeitungen in Berlin ausgesprengten österreichischen Rüstungs- und Angriffseifer.

Zum Überfluß bin ich in der Lage, Dir einen authentischen Beweis darüber zu geben, wie man an maßgebender Stelle in Wien die Situation auffaßt, indem ich mir die Indiskretion gestatte, Dich zu bitten, von dem beiliegenden Privatschreiben des Grafen A. Mensdorff an mich Einsicht zu nehmen und mir dasselbe dann gnädigst zurückstellen lassen zu wollen.

Ich schließe in der freudigen Hoffnung, daß alle in den letzten Tagen so verhängnisvollen Mißverständnisse sich noch lösen werden und daß es Deiner persönlichen Weisheit und Mäßigung gelingen wird, auch in der Hauptfrage eine nach allen Richtungen genügende Lösung zu finden.

In aufrichtiger Verehrung verbleibe ich, allergnädigster König,

Dein treuergebener Freund und Diener

Ernst.

Es ist charakteristisch für das Verhältnis des Königs zu Bismarck, daß er seinem Ministerpräsidenten das Schreiben mit dem Ersuchen um sein Gutachten weitergibt. Damit war die Intrige mißglückt. In welchem Maße sich Bismarcks Zorn auf ihren Urheber entlud, kann man aus dem in dem Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen I S. 129 ff. abgedruckten Brief an König Wilhelm ersehen.

Bismarck an König Wilhelm*).

Berlin, den 3. April 1866.

Eure Majestät

haben durch Abeken zu befehlen geruht, daß ich mich über die Frage äußere, ob der ehrfurchtsvoll wieder beigefügte Brief des Herzogs von Koburg zu beantworten sei. Ich erlaube mir, daran zu erinnern, daß der Herzog von Koburg seit vier Jahren an jeder Intrige gegen Eurer Majestät innere und auswärtige Politik beteiligt gewesen ist. Seine Hoheit hat wesentlich zur Herbeiführung demokratischer Wahlen in Preußen durch Geld und Einfluß mitgewirkt, sich in den Vereinen zur Bewaffnung des Volkes (Büchsen-Groschen-Vereinen) beteiligt und der Monarchie gegenüber sich so verhalten, daß Ew. Majestät in einem längeren Schreiben dem Herzoge schlagende Vorhaltungen machten und den Besuch desselben wegen des üblen Eindruckes in der Armee ablehnten. Der Herzog mit seinen Beamten Sammer und Franke ist der Hauptträger des antipreußischen Augustenburgertums, ohne ihn hätte der Erbprinz mit sich reden lassen. Der Herzog hat die Abberufung Lord Napiers, als eines zu preußischen Diplomaten, herbeigeführt. Die Einwirkung des Herzogs auf Seine Kgl. Hoheit den Kronprinzen erlaube ich mir ehrfurchtsvoll anzudeuten. Gewiß aber sage ich nicht zu viel, wenn ich Seine Hoheit als einen der unversöhnlichsten Widersacher der Politik Eurer Majestät bezeichne und von ihm keine Hingebung für Eurer Majestät Ehre und Vorteil gewärtige.

Das vorliegende Schreiben des Herzogs, der offenbar zum Behufe der Mitteilung an Eure Majestät bestellte, durchweg unwahre Brief des Grafen Mensdorff verrät einen Zusammenhang mit den Eröffnungen, die von der Königin Viktoria durch Vermittlung Sr. Kgl. Hoheit des Kronprinzen an Eure Majestät gelangten, und gewiß werden Allerhöchstdenselben ähnliche Insinuationen auch von anderer Seite zugehen. Das alles beruht ohne Zweifel auf einem wohlkombinierten Plane, nach welchem die offenen und heimlichen Gegner der Politik Eurer Majestät bemüht sind, Allerhöchstdieselben zur Nachgiebigkeit gegen Österreich zu bereden und eine andere Politik dadurch anzubahnen, daß zunächst Eurer Majestät jetziges Ministerium und ich insbesondere als Ursache allen Übels dargestellt werde. Eure Majestät sind gewiß ohne meine Versicherung überzeugt, daß ich, auch wenn meine Gesundheit von den letzten Jahren unberührt geblieben wäre, doch jederzeit gern und mit lebenslänglicher Dankbarkeit für Eurer Majestät

*) Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen I S. 129 ff.

vielfache Gnade in den Ruhestand übergehen würde, auch dann, wenn mit meinem Verbleiben im Dienste keine Nachteile für Eure Majestät verbunden wären, um wie viel mehr also, wenn mein Rücktritt für König und Vaterland irgendwelchen Nutzen bringen könnte.

Ich sehe aber keine Möglichkeit, daß irgendein anderer Minister Eurer Majestät irgendeine andere Politik als die bisher verfolgte und in dem Conseil vom 28. Februar genehmigte, mit Ehren anraten könnte, denn diese Politik ist von jeder Parteifärbung unabhängig, nur durch Preußens Interesse geboten, durch die Situation unvermeidlich gemacht. Wenn der Herzog von Koburg eine andere Politik, wie sie den Wiener Vorschriften zusagt, empfiehlt, so hebe ich ehrfurchtsvoll hervor, daß derselbe Herr seit vier Jahren alles empfohlen hat, was den monarchischen Interessen und insbesondere den preußischen entgegengesetzt war. Eure Majestät haben dem Herzoge dennoch die Ehre erzeigt, seinen vom 22. eingegangenen Brief zu beantworten. Wollten Eure Majestät diesen jetzigen Brief mit seiner beleidigenden und wahrheitswidrigen Einlage auch beantworten, so würden Allerhöchstdieselben Ihre Gegner ermutigen, Ihre Diener entmutigen.

Das Schreiben schließt mit folgenden Sätzen:

Mein alleruntertänigster Vorschlag geht (deshalb) dahin, daß Eure Majestät geruhen wollen, den Brief des Herzogs unbeantwortet zu lassen und dem Adjutanten nicht zu verhehlen, daß die Übersendung der Einlage Allerhöchstdieselben nicht angenehm berührt hat. Ist die Persönlichkeit des Adjutanten dazu geeignet, so wäre es vielleicht gut, mündlich anzudeuten, daß Eure Majestät die Absichtlichkeit des ganzen Manövers mit dem Mensdorffschen Briefe vollkommen durchschauen und den Ton des letzteren daher nicht goutieren.

von Bismarck.

Nach dem Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen (I 132) hat König Wilhelm den wenig verbindlichen Rat seines Ministers befolgt; denn es findet sich hier, sogar in autographischer Nachbildung, ein Notizzettel des Königs für den Adjutanten Leutnant von Schleinitz als mündliche Antwort an den Herzog von Koburg, und in einem Schreiben an Bismarck, auf das ich an späterer Stelle eingehen werde, betont der König, daß er dem Herzog nicht geantwortet habe. Im Koburger Archiv ist jedoch, von demselben Tage datiert, ein Brief des Königs erhalten, der zwar mit dem Gedankengang des Notizzettels annähernd übereinstimmt, im Wortlaut aber völlig abweicht und ausführliche, teilweise charakteristische Zusätze aufweist. Ich hebe nur hervor: Auf Minister Äußerungen pflegt man nicht défensiv Rüstung in dem jetzigen Maße wie in Böhmen anzuordnen.

Im einzelnen lautet der Brief wie folgt:

König Wilhelm an Herzog Ernst den Zweiten.

4. April 1866.

Schon im July 1865 rüstete ich, da ich Krieg befürchten mußte. Gastein erhielt den Frieden.

Seitdem wurde es schlimmer als zuvor.

Daher Kriegs Lust; aber auf Minister Äußerung pflegt man nicht défensiv Rüstungen in dem jetzigen Maße wie in Böhmen anzuordnen.

Wir wissen sehr wohl, was in Böhmen stehet, wer in seinem Standbezirk stehet, was auf dem Marsch ist.

Man will uns täuschen, weil noch alles auf dem Friedensfuß, und spricht von Judenkrawall Unterdrückung, die im südlichen Böhmen stattfinden und nicht im nördlichen, wo alle Truppen konzentriert sind.

Pferdelieferungen sind stipuliert, aber Pferde noch nicht abgeliefert.

Das alles fand statt, ehe in Preußen auch nur ein Mann und Pferd gerührt ward. Vom 13. bis 28. März sah ich dem allen staunend zu! Dann erst traf ich die bekannten Anordnungen.

Wie kann man also behaupten, daß Preußen Offensivabsichten hegte? Gegen die man sich schützen müsse!

Österreich hat alle Anordnungen getroffen, um so schnell wie Preußen mobil werden zu können, plus einer Anzahl von zwölf Kavallerieregimentern in Böhmen.

Dies ist Antwort auf den M-Brief; und meine Antwort nach Wien auf die Carolyi-Note wird Dir alles nähere zeigen.

W. 4. April 66.

Es scheint fast, als ob der König gegen den Willen und ohne Vorwissen des Ministers die rücksichtslose Form der Antwort unterlassen hat. Auch sonst ist das Verhalten des Königs in der kurzen Zeitspanne, in die die koburgisch-englischen Beeinflussungsversuche fallen, die in ihrer Wirkung durch ungünstige Berichte des preußischen Botschafters in Paris über Napoleons Verhalten unterstützt wurden, nicht frei von Schwankungen.

Am 3. April erbittet der König die Antwort auf die österreichische Note vom 31. März, die er auf Abekens Zureden, trotz seiner Empfindung, sie sei doch etwas sehr kalt und schroff im Vergleich zu der Österreichs, schon genehmigt hatte, zurück, um sie nochmals durchzulesen. Trotz des wiederholten energischen Protestes Bismarcks nimmt der König einzelne Änderungen vor. In Berlin kommen auch sofort Gerüchte auf, der König zaudere, so entschlossen gegen Österreich vorzugehen, wie Bismarck wolle. Schärfer als vorher erhebt die Friedenspartei ihre Stimme. So erklärt damals der liberale Führer Theodor Bethmann-Hollweg: wenn das so fortgehe, werde er sein Gut verkaufen und sich anderswo ansiedeln; denn in einem Lande, in dem solche Tollheiten getrieben würden, könne man nicht bleiben. Von der Ursache dieser Wirkungen ziehen die Worte des eingeweihten Kriegsministers Roon den Schleier. Denn gerade

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

damals beklagt er sich bitter über die Koburger Manscherei und die Haus- und Familienwanzen, die sich in den königlichen Schlössern eingenistet haben.

Gerade aus diesen Folgen erkannte Bismarck, wie verhängnisvoll das Vorgehen des Herzogs von Koburg für die Durchführung seiner Pläne werden konnte. Er begnügte sich deshalb nicht mit der scharfen Zurückweisung, zu der er den König bestimmt zu haben glaubte, sondern er hielt es, zu einer Zeit, wo er nach dem Urteil Roons in herkulischer Tag- und Nachtarbeit nervös abgenutzt war, für nötig, persönlich in der Presse einen Kampf gegen den Herzog zu eröffnen, um ihn politisch an den Pranger zu stellen. In der Kölnischen Zeitung und in der Kreuzzeitung erscheinen mehrere Artikel. Zu zweien von ihnen hat sich Bismarck ausdrücklich als Verfasser bekannt. Sie tragen auch von seinem Geist und seiner Rücksichtslosigkeit nicht wenige Spuren. Einige Proben mögen das beweisen.

Kreuzzeitung Nr. 78. 3. April 1866.

„Wir haben schon gestern konstatiert, daß kein preußischer Minister, wer es auch sei, in den Elbherzogtümern eine andere Politik treiben könne und dürfe als die, welche der jetzigen Aktion des preußischen Kabinetts zum Grunde liegt und daß ein Verlassen dieser Bahn überhaupt nicht zu den Dingen gehört, welche als möglich gedacht werden können.

Um so überraschender klingt uns deshalb die Nachricht, daß ein vielgenannter deutscher Fürst, der Herzog von Koburg, nichtsdestoweniger seine bekannten Hebel anzusetzen versucht, um, allerdings zunächst nur in indirekter Weise, Preußen aus seiner bisherigen Bahn herauszuwerfen.

Es ist — wie man uns versichert — der preußische Ministerpräsident, welchen er sich als Objekt des Angriffs ausersehen, und man hat beliebt, diesen Anlauf unter dem wohlklingenden Namen einer Vermittlung zwischen Preußen und Österreich diplomatisch einzuführen. Gewiß ist — wir leugnen es nicht — ein solches Vorgehen eine glänzende Schmeichelei für den Grafen Bismarck. Dennoch aber ist solch ein Versuch einem König von Preußen gegenüber diplomatisch zu ungewöhnlich, als daß er nicht fast als eine Beleidigung erscheinen müßte.

Es ist ja nicht der Minister, sondern es ist das Königreich Preußen, mit welchem das Kaiserliche Kabinett zu Wien sich in Konflikt befindet, — und das Engagement Preußens in den obschwebenden Fragen geht höher und tiefer, als es durch einen Personenwechsel erledigt werden könnte.

Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß der Herzog von Koburg in betreff der Person einen recht geschickten Griff getan, und daß er sehr wohl weiß, was er tut, wenn er den Grafen Bismarck auf allen geraden und ungeraden Wegen mit allen bekannten und unbekannten Mitteln, mit Aufgebot aller Streitkräfte intra et extra muros anzugreifen versucht.

Graf Bismarck ist in diesem Moment allerdings mehr als ein einzelner Mann; er ist der Repräsentant eines Systems, das mit ihm in den Augen

Europas gleichzeitig desavouiert werden würde; wir begreifen deshalb auch den Eifer der „stillen Preußenfreunde" in Wien, vor allem den Mann wegvermitteln zu lassen, dessen Beseitigung von selbst vieles andere nach sich ziehen würde. Auch der Wolf war ja bereit, mit dem Hirten um den Preis des treuen Wächters zu „vermitteln". Was man aber in Koburg wie in Wien nicht gründlich erwogen zu haben scheint, das ist die Frage: ob denn der Herzog von Koburg wohl die geeignete Persönlichkeit ist, um Preußen gegenüber mit Erfolg als Vermittler auftreten zu können; ob die Haltung der jetzt so sehr friedlichen und zur Vermittlung geneigten österreichischen Staatsmänner in der Tat von der Art war, um den diplomatischen Angelhaken als den Anker des Friedens erscheinen zu lassen.

Unsererseits wenigstens entsinnen wir uns kaum, den „fürstlichen Vermittler" jemals anderswo als auf seiten der Gegner Preußens gefunden zu haben, — sei es, daß er als Schützenkönig und Nationalvereins-Herzog Deutsche Kaiser-Generalprobe abgehalten, sei es, daß er als einfacher deutscher Patriot der preußischen Fortschrittspartei die Wege geebnet.

Was kann es also sein, was den Herzog von Koburg dessenungeachtet heute zu einem so warmen Freunde Preußens macht? und was hat sich in Wien begeben, daß man dort plötzlich nur noch den einen Streitpunkt und die eine Aufgabe kennt, den König von Preußen in seinem Kabinett besser bedient zu sehen?

Wäre es so gemeint, daß Preußen um den Preis des Grafen Bismarck alles das gewinnen könnte, was es gewinnen muß, — wir meinen, es würde diesem selbst sein Leben nicht zu teuer sein.

Vielleicht aber ist es doch nicht so gemeint, und einige nähere Details werden wohl bessere Aufklärung geben."

Kreuzzeitung Nr. 79, 1866.

Ist der Herr Herzog von Koburg in der Tat der geeignete Mann, als deutscher Friedensstifter und als „Vermittler" zwischen Preußen und Österreich aufzutreten? Dürfen die gegenwärtig leitenden Staatsmänner Österreichs mit Fug den Anspruch erheben, als selbstvergessene Schwärmer für die Größe und Ehre Preußens betrachtet und aufgenommen zu werden? — Wir werfen diese Fragen nicht auf, um neue Zwistigkeiten durch die Erinnerung an alte zu steigern und zu schüren; wir dürfen sie aber nicht umgehen, weil leider nur zu Viele — auch da, wo man es nicht glauben sollte — vergessen zu haben scheinen, daß man sich in Wien auf die Psychologie versteht und daß man es natürlich vorzieht, wenn es sein kann, seine Zwecke nicht durch Krieg, sondern auf billigerem Wege zu erreichen. Krieg verlangt Geld, „viel Geld", und bleibt doch immer ein bedenkliches, zweifelhaftes Spiel, wogegen eine „Vermittlung" wie die, mit welcher wir es hier zu tun haben, außer gewissen bekannten baren Auslagen keine großen Unkosten verursacht, und außerdem den

Vorteil gewährt, selbst wenn sie mißlingt, beschränkteren Patrioten gegenüber als deutsche Bundestreue und edle Selbstverleugnung verwertet werden zu können.

Schauen wir deshalb der Frage etwas näher ins Gesicht, ob der Herzog Ernst begründete Aussicht hat, mit seiner Vermittlerrolle zu reüssieren, so müssen wir zunächst das österreichische Dementi jener Rolle auf seinen wahren Wert zurückführen. Wir sind in dieser Beziehung soweit unterrichtet, um zu wissen woran wir sind, und daß die Handhabung doch nicht fein genug war, um die Illusion bis ans Ende aufrecht erhalten zu können. Der Hauptgrund dieses Mißerfolges war die Künstlichkeit, mit welcher das patriotische Schauspiel in Szene gesetzt wurde. Umgeben mit dem ganzen politischen Apparat seiner Familie und gewohnt, diesen stets in vollem Orchester spielen zu lassen, widerfuhr Sr. Hoheit dem Herzoge von Koburg das eigentümliche Mißgeschick, eine zu volltönende Resonanz seiner Melodie zu finden und in der vielstimmigen Warnung vor der Gefährlichkeit der preußischen Politik, seine Vermittlerrolle einfach als eine diplomatische Verschwörung enthüllt zu sehen. Man weiß in Berlin, daß der Graf Bismarck dem Herzog von Koburg und seinen politischen Freunden sehr unbequem ist; man weiß nicht minder, daß die leitenden Staatsmänner in Wien wohl lieber mit einem anderen auswärtigen Minister Preußens verhandelten. Und wie der Dichter sagt — es macht der Vorteil den Gefährten. Um deswillen hätte es auch kaum der politischen Vergangenheit des fürstlichen Vermittlers bedurft, um seine Aussaat hier auf einen unfruchtbaren Boden fallen zu lassen. Man kennt den Mann, man kennt den Zweck, man kennt die Mittel — und es dürfte förderlicher gewesen sein, wenn man in Wien den gewöhnlichen Geschäftsgang nicht verlassen hätte. Zur Begründung dieses Wunsches wird es kaum vonnöten sein, dem Wiener Kabinett einen kurzen Abriß der preußischen Geschichte und der österreichischen Politik seit den Tagen des großen Kurfürsten bis auf den heutigen Tag vorzuführen. Die Geschichte der letzten Jahre spricht laut und beredt genug, um die Wahrheit zu erhärten, daß in Wien das diplomatische Hilfsbüchlein des großen Friedrich die meiste Anerkennung gefunden hat, und daß uns deshalb auch nichts in dem Maße eine Aussicht auf einen dauernden ehrenvollen Frieden gewährt, als wenn wir dem Wiener Kabinett keinen Zweifel darüber lassen, daß wir mit demselben nicht über Ministerveränderung in Preußen, sondern über die ebenbürtige Stellung in Deutschland verhandeln."

Die Artikel hatten ein interessantes Nachspiel. Die Kronprinzessin, empört über die Art, wie ihrem Onkel mitgespielt war, bat ihre Schwiegermutter, die Königin Augusta, dem König die beiden Artikel der Kreuzzeitung mit Protest zu überreichen. Die Königin hat dies getan:

Königin Augusta an König Wilhelm*): (wohl 7. April 1866)

Entschuldige diese Mitteilung (zwei Nummern der Kreuzzeitung Nr. 78 und 79) Vickys, die ich pflichtgemäß zu Deiner Kenntnis bringe.

*) Vgl. Tempeltey 33 und 34 und Lorenz, „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Deutschen Reiches," S. 567.

Du hast die loyale Absicht ihres Onkels nicht verkannt, durch die persönlichen Beziehungen, die ihm zu Gebote stehen, die ernste Sachlage möglichst zugunsten Deines eigenen Wunsches, die ehrenvolle Erhaltung des Friedens betreffend, aufzuklären, und sich dafür, wie sonst, in direkte Verbindung mit Dir zu setzen.

In demselben Augenblick wird er von bekannter Seite auf eine Art behandelt, die ihn als deutschen Bundesfürsten verletzen und seine vielfachen verwandtschaftlichen Beziehungen kränken muß.

Wenn sich nicht der Herzog durch sein persönliches Attachement für Dich, das er nie verleugnet hat, gebunden fühlt, wäre er berechtigt, sofort seinen Brief an Dich zu veröffentlichen und zu beweisen, wie er gehandelt hat und welcher Lohn ihm dafür zuteil wird.

(In Abschrift nach Koburg geschickt; Abschrift von der Hand des Kronprinzen, ebenso das Nachwort:

Der König erwiderte mündlich: „Er habe dem Minister geschrieben, daß er die Artikel nicht billige und eine Rektifikation wünsche, wenn man Einfluß auf die Zeitung habe.")

In der Tat liegt im Anhang zu den G. und E. (I 132) ein Brief des Königs vor, der die Veröffentlichungen tadelt und mit der Bitte schließt, dem Unwesen der Kreuzzeitung gegen den Herzog von Koburg ein Ende zu machen.

König Wilhelm an Bismarck.

7. April 1866.

Mir werden soeben die Nrn. 78 und 79 der Kreuzzeitung vorgelegt durch fremde Hand (da ich diese Zeitung seit 1861 [Krönungsartikel im Juni] nicht mehr halte) wegen der Schmähartikel auf den Herzog von Koburg. Mir ist das sehr unangenehm, da nur Sie und die Königin und Kronprinzliche Herrschaften Kenntnis von den Briefen des Herzogs an mich hatten, daher die Quelle des Artikels sofort zu erraten ist. Da Sie mir immer sagten, daß die Regierung keinen Einfluß auf die Kreuzzeitung habe, so scheint hier doch ein Fall vorzuliegen, der dem widerspricht? Die Art, wie ich dem Herzog antwortete und das zweitemal nicht antwortete, bewies ihm, daß ich keine Fortsetzung der Korrespondenz wollte. Aber solche Artikel wie quest. müssen ihn noch feindlicher gegen uns stimmen, und das ist nicht politisch richtig in diesem Momente. Ich bitte Sie also, dem Unwesen der Kreuzzeitung gegen den Herzog ein Ende zu machen. W.

Doch Bismarck nahm diesen königlichen Tadel nicht ruhig hin. Noch einmal bietet er alles auf, seinen königlichen Herrn von der Berechtigung seines Vorgehens, von dem Unrecht seiner fürstlichen Gegner schlagend zu überzeugen. Seine in dem Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen I, 133 ff. veröffentlichten Ausführungen bilden den leidenschaftlichen Schlußakkord der politischen Auseinandersetzung.

Bismarck an König Wilhelm.*)

Berlin, den 7. April 1866.

Eure Majestät

bitte ich alleruntertänigst um Verzeihung, wenn ich durch die Artikel über die Vermittlung des Herzogs von Koburg, welche sich nicht an den Brief desselben, sondern an eine Reihe anderer Zeitungsartikel über diese Vermittlung anschließen, Allerhöchstdero Unzufriedenheit mir zugezogen habe. Ich würde es niemals wagen, Eure Majestät zu täuschen, und gestehe offen, daß ich diese Artikel in der Hauptsache selbst veranlaßt habe, da ich, wie jeder andre meiner Kollegen, zwar nicht den Einfluß auf die Kreuzzeitung habe, aus ihr fernzuhalten, was ich will, aber doch so viel, daß sie aufnimmt, was ihrer Tendenz nicht gerade widerspricht; dasselbe Verhältnis findet mit der Spenerschen, der Nationalzeitung und vielen andern statt, und glaube ich auch nicht, diese Art Einfluß jemals in Abrede gestellt zu haben.

Es hatte mir geschienen, daß Eure Majestät selbst über die Unaufrichtigkeit in dem Verfahren des Herzogs und des Grafen Mensdorff entrüstet waren; Eure Majestät verzeihen aber großmütig den Mangel an Ehrerbietung, der in einem solchen Verfahren liegt, wie die früheren Feindseligkeiten des Herzogs, der Eurer Majestät und dem preußischen Staate durch Begünstigung der Demokratie, durch Störung des Verhältnisses zu England mehr Schaden getan hat, als er jemals durch eine Militärkonvention wieder gut machen kann, und der seine wahren Gesinnungen gegen Eure Majestät zur Zeit des Frankfurter Fürstentags gezeigt hat. Eure Majestät werden an meiner Hingebung und an meinem Gehorsam keinen Zweifel haben, erwarten Allerhöchstdieselben aber nicht das Uebermenschliche von mir, daß ich ruhigen Blutes jederzeit bleibe, wenn ich sehen muß, wie mir der schwere, ich darf wohl sagen aufreibende Dienst, der mir obliegt, absichtlich erschwert wird durch die Ungnade solcher hochgestellten Persönlichkeiten, denen das Gelingen preußischer Politik, denen der Ruhm Eurer Majestät und des Königlichen Hauses nach menschlicher Erwartung mehr als Allen am Herzen liegen sollte. Und weshalb trifft mich diese unversöhnliche Ungnade, dieser Kampf gegen mächtige Einflüsse, den ich auf jedem Schritte der mühevollen Bahn zu bestehen habe? Nur weil ich mich nicht dazu verstehe, zweien Herren zu dienen, andere Politik als die Eurer Majestät zu machen, anderen Einflüssen als den Befehlen Eurer Majestät Rechnung zu tragen. Mein Vergehen ist daß ich bereit war, Eurer Majestät mit Ihrem Willen zu dienen, als andere es sich versagten, daß ich nicht Anstand nahm, Eurer Majestät zu gehorchen, auf die Gefahr hin, mir die Ungnade derer zuzuziehen, die Eurer Majestät am nächsten stehn. Ich könnte Frieden haben, wenn ich, wie manche meiner Vorgänger, mich dazu verstehen wollte, das, was mir von anderer Seite aufgetragen wird, bei Eurer Majestät als

*) Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen I, 133 ff.

meine eigne Überzeugung vorzutragen, und wenn ich namentlich in der inneren Politik, in der Militärorganisation zum Nachgeben raten wollte; denn in der äußeren Politik geschieht ja eigentlich nichts anderes, als was früher von denen, die mich anfeinden, gewollt wurde.

Verzeihen Eure Majestät, wenn mich in diesen Kämpfen das Gefühl, ungerecht angegriffen zu werden aus dem einzigen Grunde, weil ich meine Pflicht gegen Eure Majestät ohne Seitenblicke zu erfüllen suche, die Ruhe verlieren läßt, die ich selbst gern bewahren möchte. Zum Beweise, daß die Vermittlung des Herzogs schon länger Gegenstand der Presse ist, und von Wien aus zuerst besprochen wurde, lege ich einige Zeitungsartikel ehrfurchtsvoll bei.

von Bismarck.

Die Gedankengänge dieses Schreibens waren auf die bereits charakterisierte Eigenart König Wilhelms berechnet und haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Der Versuch des Herzogs von Koburg, den König von seinem Minister zu trennen, war gescheitert. Am 8. April unterzeichnete der König den Bündnisvertrag mit Italien. Am 9. April wurde der Antrag Preußens auf Berufung eines deutschen Parlaments auf Grund des allgemeinen Stimmrechts durch direkte Wahlen am Bundestag übergeben und geheime Verhandlungen mit Bayern über den Ausschluß Österreichs aus dem neu zu schaffenden Bund, über Preußens Vormachtstellung in Norddeutschland und Bayerns im Süden Deutschlands begonnen.

Ernst der Zweite hatte bereits nach Eintreffen des früher erwähnten königlichen Briefes sein Spiel verloren gegeben. Das zeigt folgendes Telegramm an den Grafen Mensdorff: König schenkt keinen Glauben; entgegengesetzte Rapporte. Persönlich immer noch aufgebracht. Direkter Schritt notwendig. Große Mäßigung empfehlenswert.

Es darf wohl angenommen werden, daß die österreichische Note vom 7. April unter dem Eindruck und dem Einfluß dieses Telegramms entstanden ist. Sie enthielt ein ernstes, friedliches Angebot und gab König Wilhelm die ersehnte Gelegenheit, der Welt seine angezweifelte Friedensliebe zu zeigen. Eine Zeitlang hatte es zur größten Beunruhigung Bismarcks wirklich den Anschein, als ob die Kriegsgefahr noch beschworen werden könnte. Denn der König milderte den Entwurf der Bismarckschen Antwortnote zweimal und schickte ihn zweimal zurück. Ihr Kerngedanke war die preußische Bereitwilligkeit, die Rüstungen rückgängig zu machen, wenn Österreich sich derselben Friedensmaßregel anschließe. Österreich ging aufs bereitwilligste auf den Vorschlag ein. Bismarcks Pläne waren arg gefährdet. Daß sie nicht endgültig durchkreuzt wurden, dafür sorgte, wie so oft, die Torheit seiner Gegner. Gerade in diesen Tagen der neu erwachten Friedenshoffnung setzte der österreichische Generalstab die Mobilmachung gegen Italien durch, das möglicherweise infolge des friedlichen Umschwungs in Deutschland besonders kriegerisch zu lärmen begonnen

hatte. Damit war der Stein ins Rollen gekommen; an ein Aufhalten war nicht mehr zu denken.

Der telegraphische Wunsch, den die Königin von England am 7. April nach Koburg übermittelt hatte, ist erfreulicherweise nicht in Erfüllung gegangen. Sie hat depeschiert:

Viktoria an Ernst den Zweiten,

7. April Windsor Castle.

Dank für Brief vom 2. Ich habe ihn mit Deinen Einlagen Lord Clarendon übergeben und schicke Dir hiermit Clarendons Brief . . .

. . . Gott gebe, daß dieses schändliche, sündhafte Benehmen Bismarcks reichlich bestraft und der Frieden erhalten sein möge.

Ewig Deine

treue und unglückliche
Schwester und Freundin

The Qu.

Vom alten und vom neuen Reichsarchiv

Von Dr. Paul Wentzcke in Düsseldorf-Oberkassel

Eine kurze Bemerkung im preußischen Haushaltsetat für 1913 kündet ein neues Reichsamt an. Beim Neubau des seit langem mehr als unzureichenden Geheimen Staatsarchivs in Berlin ist gleichzeitig ein Bauplatz für ein neu zu begründendes Reichsarchiv, räumlich getrennt und selbständig erweiterungsfähig, vorgesehen. Ausführliche Motive sollen erst dem nächsten Haushaltsetat des Reiches beigelegt werden, da zurzeit noch nicht mit Bestimmtheit angegeben werden kann, welchen Raum die reponierten Registraturen der Reichsämter benötigen. Deren Kanzleien sind bereits jetzt, nach dreiundvierzigjähriger Arbeit so überfüllt, daß sich eine Entlastung als unbedingt nötig erweist. Die historische Wissenschaft hat heute, da die Träger der Verhandlungen von 1870 alle dahingegangen sind, ein Anrecht auf Ordnung und Einsicht der Akten, in denen die Arbeit der Paladine des alten Kaisers niedergelegt ist. Darüber hinaus aber erheischt der Gedanke eines Reichsarchivs noch besondere Bedeutung: das alte Deutsche Reich hat sich trotz einer fast tausendjährigen Geschichte nie dauernd ein selbständiges Archiv schaffen können.

Die deutschen Könige des früheren Mittelalters führten zumeist ein Wanderleben. Mit ihnen zog Kanzlei und Registratur von Bischofssitz zu Bischofssitz,

von Pfalz zu Pfalz. Daß unter diesen Umständen alle Stücke, die für die laufenden Geschäfte entbehrlich schienen, langsam abbröckelten, vielleicht in dieser oder jener Pfalz liegen blieben, ist selbstverständlich. Als Aachen unter den Karolingern zeitweise eine Art ständiger Residenz wurde, sind hier wohl die wichtigeren Archivalien, in gewisser Verbindung vielleicht mit der Hofbibliothek, niedergelegt worden. Schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts aber verschwindet dieses Pfalzarchiv. Als Inhaber des normannischen Königreichs in Unteritalien und Sizilien mit seinem vorbildlich gegliederten Verwaltungsschema haben unter allen deutschen Königsgeschlechtern erst die letzten Staufer den Wert eines geordneten Archivs kennen und schätzen gelernt. In Neapel gründeten sie ein Haus- und Staatsarchiv, das jedoch unter den Stürmen der nächsten Jahrzehnte bis auf wenige Bruchstücke vernichtet wurde.

Nur ein günstiger Zufall hat uns ein Jahrhundert später einen Teil der Reichskanzlei und ihrer Registratur erhalten. Am 24. August 1313 starb in dem toskanischen Städtchen Buonconvento Kaiser Heinrich der Siebente, der noch einmal das Erbe der Staufer hatte wiederherstellen wollen. Seine Schätze brachten seine Getreuen in die Heimat zurück. Die Urkunden und laufenden Akten sind zum Teil von dem aus Savoyen stammenden Kammernotar nach Turin verschleppt worden, wo sie noch heute einen wertvollen Bestandteil des königlich italienischen Staatsarchivs bilden. Die große Masse der Archivalien gelangte, ebenfalls durch persönliche Beziehungen, in das Archiv des Domkapitels zu Pisa. Von hier kamen sie erst später auf unaufgeklärtem Wege zumeist in das Hausarchiv des toskanischen Geschlechts der Roncioni, die so in unseren Tagen Hüter alten, wertvollsten „Reichsguts" sind.

Die Königsgeschlechter des vierzehnten Jahrhunderts, denen die Erlangung der Krone ja nur ein Teil ihrer Hauspolitik war, vereinigten stillschweigend die in ihrer Kanzlei erwachsenen Akten mit ihrem Hausarchiv, — soweit sie die ihnen nur zufällig zuströmenden Stücke überhaupt des Aufhebens wert erachteten. Der Begriff des Reichsarchivs im eigentlichen Sinne, als Eigentum des Reiches, tritt erst im fünfzehnten Jahrhundert auf. Von der einen Seite drängte das römische Recht auf scharfe Scheidung von Privat- und öffentlich-rechtlichen Urkunden, auf der anderen Seite verlangten die „Stände" jetzt Einsicht und Kontrolle über die Reichsgeschäfte. 1422 schuf Kaiser Sigmund bewußt ein Reichsarchiv, indem er die Registerbücher seiner Vorgänger mit der eigenen Registratur vereinigte und die Reichsgeschäfte gesondert führen ließ. Die Entwürfe einer „Reichsreform" von 1495 sahen die Unabhängigkeit von Reichskanzlei und Reichsarchiv von dem jeweiligen Reichsoberhaupt, ihre eigene Verwaltung durch den „obersten Reichsrat" vor. In der Tat erkannte Maximilian der Erste jetzt das Eigentumsrecht des Reiches am Reichsarchiv ausdrücklich an. Eine dauernde Ordnung aber wurde weder damals noch später geschaffen. Seit dem Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts entwickelten sich vielmehr aus der Vielgestaltigkeit der Reichsverwaltung nach und nach nicht weniger als vier verschiedene „Reichsarchive".

Am organischsten erwuchs das Archiv des Reichskammergerichts in Speyer, später in Wetzlar. In jahrhundertelangem Bestand häuften sich in ihm die Prozeßakten, heute eine schier unerschöpfliche Quelle vor allem der neuen Wissenschaft der Familiengeschichte. Seine Schätze sind 1845 unter die damaligen Bundesstaaten verteilt worden. Nach 1871 hat auch Elsaß-Lothringen seinen Anteil erhalten. Nur ein „untrennbarer" Bestand sowie alle Akten, die bei der Auflösung des Archivs an Preußen fielen, stehen jetzt als selbständiges Staatsarchiv in Wetzlar unter besonderer Verwaltung.

Im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv ist, ebenfalls gesondert, das Archiv des alten, berühmten und berüchtigten Reichshofrats aufgestellt, das unter Aufsicht des Erzkanzlers, des Kurfürsten von Mainz, der Reichsvizekanzler leitete. Die Akten der eigentlichen „Reichskanzlei" dagegen, die unter der unmittelbaren Aufsicht und Obhut des Mainzer Kurfürsten in dessen Residenzen Mainz und Erfurt die „Reichs"geschäfte führte, wurden nach der Neuordnung der deutschen Verhältnisse 1815 dem Bundestag in Frankfurt am Main unterstellt. Von hier entführte sie 1866 die österreichische Regierung ohne jeden Rechtsgrund und gliederte sie dem K. und K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien ein. Nur einzelne Splitter sind in dem Archiv des Kurfürstentums Mainz geblieben, das jetzt im Kreisarchiv zu Würzburg, zum Teil auch im Hausarchiv der Grafen Schönborn, der Inhaber des Kurhuts im siebzehnten Jahrhundert, in Wiesenteid in Franken ruht.

Das vierte „Reichsarchiv" endlich hat sich aus der Registratur des Regensburger Reichstags entwickelt. Die Grafen von Pappenheim führten als Reichserbmarschälle die Aufsicht und Verwaltung. In ihrem Hausarchiv auf Schloß Pappenheim sind die hier erwachsenen Akten untergebracht, da sich nach dem schmählichen Ende des alten Reichs niemand als „Erbe" des seligen Reichstags bekennen wollte.

In der bunten Mannigfaltigkeit dieser Bestände, in der Rechtlosigkeit des „Reichsarchivs" und in seinen wechselvollen Schicksalen spiegelt sich die ganze Schwäche des Reichs vielleicht stärker noch, als es uns die Urkunden und Akten selbst berichten könnten. Im zufällig, meist rechtlos erworbenen Besitz von alten Familien in Deutschland und Italien, im Archivgewölbe geistlicher und weltlicher Körperschaften ruht die Überlieferung des alten „Reiches". Allein die Reihenfolge der Orte und Landschaften, wo der Historiker heute seine Nachforschungen anstellen muß, erzählt seine Geschichte: Neapel, Turin und Pisa; Karlsruhe (für Ruprecht von der Pfalz), München und Wien; Wetzlar, Frankfurt, Würzburg, Pappenheim, Wiesenteid und wieder Wien, das sind die Etappen der Reichsverwaltung bis 1806.

Mit dem Rheinbund entschwand das Deutsche Reich. Ein Reichsarchiv aber hat sich noch im neunzehnten Jahrhundert der deutsche Partikularismus selbstbewußt geschaffen. Als Bayern seinen Besitzstand unter dem Protektorat Napoleons aus den Trümmern des alten Reiches mehr als verdoppelte, dachten

die Wittelsbacher und ihr Volk ernstlich daran, das neue Bayerische „Reich" ebenbürtig den „übrigen" Großmächten zur Seite zu stellen. 1808 wurde das „Allgemeine Reichsarchiv" in München mit der Bestimmung gegründet, alle Besitztitel der alten und neuen Provinzen zu vereinigen. Sein erster Direktor wurde der Ritter von Lang, dessen lebendig geschriebene Memoiren die ganze Schwäche und Trostlosigkeit des Bureaukratismus und Partikularismus der bayerischen Verwaltung bis ins Kleinste wiedergeben. Das einzige „Reichsarchiv", das Deutschland zurzeit besitzt, spiegelt in seinem Namen die tiefste Schmach des deutschen Namens, die Blütezeit des mittelstaatlichen Partikularismus.

Aus diesen traurigen Erinnerungen, die sich für uns bisher an den Begriff des „Reichsarchivs" knüpften, weist der Entschluß, die im laufenden Geschäftsgang entbehrlich gewordenen Akten der Behörden des neuen Reiches in technischer Vollkommenheit zu sammeln und zu bearbeiten, hinaus in eine frohe Zukunft. Er kündet die feste Zuversicht, daß das 1870 geschaffene, mit Blut und Eisen gekittete Werk von dauerndem Bestande ist und sein soll, daß wir künftigen Geschlechtern die Bearbeitung unserer Geschichte stolz und selbstbewußt überlassen dürfen.

Die irische Renaissance und George Moore

Von Beda Prilipp in Berlin-Schöneberg

Seit Beginn des neuen Jahrhunderts kommt von Zeit zu Zeit spärliche Kunde von der westlichsten der brittischen Inseln, berichtend von einer literarisch-nationalen Bewegung, die sich mit dem stolzen Namen der irischen Renaissance nennt. Die gälische Liga ist der treibende Faktor dieser Bewegung. Und wiewohl es sich ein paar praktisch veranlagte Männer angelegen sein lassen, vor allem an der Verbesserung der wirtschaftlichen Lage zu arbeiten, nämlich das Landvolk über die Nutzlosigkeit primitiver Betriebe in Ackerbau und Viehzucht aufzuklären, ruht doch die Führung in den Händen einiger Literaten, die sich alles Heil von der geistigen Erziehung des irischen Volkes versprechen. In bezug auf die Wege, mittels derer dies zu erreichen wäre, bestehen eigentümliche Meinungsverschiedenheiten. Dublin ein neues Florenz, das alle Künste als Krone trägt — dies ungefähr ist das Ziel. Den einen scheint es erreichbar nur dann, wenn die Volkssprache in ihr altes Recht tritt, wogegen sich der Einwand erhebt, daß das gälische Idiom bereits auf einer sehr primitiven Entwicklungsstufe von der englischen Sprache verdrängt wurde und daß ihm somit lange Jahrhunderte hindurch die

feine Ziselierarbeit der Dichter und Denker gefehlt hat, durch die eine Sprache erst für den Ausdruck künstlerischer Werte abgestimmt wird. Dem überzeugungstreuen Katholiken ist die römische Religion in Irland untrennbar vom nationalen Gedanken, während die Gegner dieser Ansicht eben im römischen Dogma die Ursache des tiefen Niedergangs sehen. In der sehr sympathischen Persönlichkeit George Russells, der die Weltliteratur mit einigen wunderbar stimmungsvollen Gedichtsammlungen, gezeichnet A. E., bereichert hat, gesellt sich der Schar der Führer gar ein Vorkämpfer der altkeltischen Naturreligion, der sich von der Erschließung des Mysteriums der alten Druidenlehren weltbeglückende Resultate verspricht. Zwischen diesen heterogenen Strömungen gibt es allerlei Übergänge. Mancher der jüngeren verharrt unschlüssig an den Kreuzwegen. Aber es ist außerordentlich charakteristisch für die Art dieses Geisteslebens, daß das politische Element nur flüchtig hineinspielt; die Abkehr von den Wirklichkeiten der irdischen Erscheinungswelt war von alters ein Kennzeichen der keltischen Mythologie und Dichtung.

Einstweilen bestehen diese heterogenen Richtungen noch ziemlich friedlich nebeneinander; um des gemeinsamen Ziels willen läßt ein jeder des andern Sonderüberzeugung über Mittel und Wege gelten und konzentriert sich darauf, innerhalb des eigenen engen Kreises so intensiv wie möglich zu wirken. Ein übersichtliches Vergleichen zwischen Ziel und Wegen aber ist nicht die Sache dieses wunderlichen Völkchens. Das bringt nur ein von außen Hereinkommender fertig, einer, den vorübergehend die Harfenklänge der irischen Volkstradition zwar bezaubern konnten, der dann aber doch wieder den ihm Freund gewordenen und ihm dennoch wesensfremden Künstlern den Rücken kehrte und eigene Wege ging. Als George Moore sich der Bewegung anschloß mit der Parole, sein ganzes künftiges Schaffen der gälischen Sache zu weihen, durfte man mit Recht auf das Resultat gespannt sein. Er ist geborener Ire und mehr als einer unter seinen Vorfahren hat dem unglücklichen Vaterlande das eigene Wohl aufgeopfert. Aber der Enkel war der Heimat doch fremd geworden. Lange literarische Lehrjahre in Paris, etliche erfolgreiche Romane (Esther Waters, Evelyn Innes), in denen sich keine Spur von keltischen Elementen findet — das alles muß bergehohe Scheidewände zwischen den Enkel irischer Patrioten und sein Stammland gelegt haben. Und dann kam es doch plötzlich über ihn — ein Heimweh — eine Regung des Blutes? Er beschreibt es als eine Stimme, die er deutlich hörte: „Geh nach Irland!" An anderen Stellen tauchen Erklärungen auf, die den ungewöhnlichen Entschluß vielleicht begreiflicher machen. Den Ästheten Moore lockte die junge, urwüchsige Sprache, die aus ihr zur Entfaltung strebende neue Kunst. Der Zug der Kunst geht unaufhaltsam westwärts, philosophiert er; alle Länder der alten Welt hat sie besucht, und es ist nicht ihre Art, sich zum zweitenmal zu Gaste zu bitten. Warum sollte sie nun nicht das grüne Erin heimsuchen und ihm eine neue Blütezeit bereiten? Was vom Singen und Sagen der Künstlerliga an seine Ohren klang, tönte so herzerfrischend neu,

wie nie gehörte Harmonien. Allerlei Kindheitserinnerungen spielten eine weichlockende Begleitung; er erzählt, wie er sich als Knabe einst in die Wildnis gewagt und angelnd am Eingang einer Felshöhle den Elfenkönig gesehen habe. Und das Kind habe ihn gefragt, wie weit es von Kingstown ins Elfenreich wäre. Darauf habe jener geantwortet, daß sich allmonatlich aus dem Meere eine große Welle höbe, von der müsse man sich mitnehmen lassen und dann der nächsten warten und ein Stück weiter wiederum der nächsten, bis zur neunten. Diese aber trüge den erdenmüden Wanderer ins Elfenland. — So erzählt der Mann, der seinen Dichtungen stets den Reiz persönlicher Bekenntnisse zu geben weiß, mit schlicht überzeugender Innigkeit, und der Leser, dem die Geschichte der gälischen Literatur nicht fremd ist, spürt in solchen und ähnlichen Stellen intensiv die Stimme des keltischen Bluts und fühlt, daß sie für ein sensitives Dichtergemüt recht wohl die Form hörbarer Rede annehmen konnte.

Wenn jedoch die ererbten Impulse ein Teil des Menschen sind, so bildet sich der andere durch Erziehung und Umgebung. Der George Moore, der mit den Mystikern Yeats und Russell rasch Freundschaft schließt und die alte Schulkameradschaft mit dem rechtgläubigen Katholiken Edward Martyn herzlich erneuert, kann sein altes Selbst nicht verleugnen. Der Künstler in ihm gibt sich der neuen Gedankenwelt gefangen, der Philósoph steht beobachtend daneben, selten würdigend und anerkennend, oft unzufrieden kritisch und im Laufe der Zeit mehr und mehr ernüchtert. Das erste in jener Zeit entstandene Buch, die short story-Sammlung „The untilled Field“ offenbart sehr deutlich die Enttäuschung, die am großen Werke Schaffenden gar so oft in Träumen hindämmern und darüber die im Augenblick notwendige Tat verpassen zu sehen. Dunkler Nebel der Mutlosigkeit liegt über dem kleinen Buch, das dennoch in bezug auf künstlerisch plastische Gestaltung sehr hoch bewertet werden muß, besonders im Vergleich zu den landläufigen Erscheinungen der schönen Literatur in England. Der drei Jahre später erschienene Roman „The Lake“ urteilt schon milder, bereitet aber gleichzeitig das philosophische Fazit vor, das Moore aus seinen Erfahrungen in Irland einerseits für die Sache der gälischen Renaissance, anderseits für sich selbst zieht. Klar ausgesprochen wird es am Schluß der zusammengehörenden Bände „Hail and Farewell“: „Ave“ und „Salve“ (diese, wie die andern hier genannten Werke Moores, sind in der Tauchnitz-Ausgabe zugänglich), die in der Form reizvoll hingeplauderter Erinnerungen eine Darstellung der Bewegung geben und durch manche Offenherzigkeit von einigen der ernsthaften Enthusiasten vielleicht nicht ganz angenehm empfunden werden können. Solcher Empfindlichkeit zu begegnen, ist ein kurzes Vorwort vorangestellt worden, das darauf hinweist, der Dichter habe sein Material auf die nämliche Art verarbeitet, wie er es im Roman tun würde. Ein Vorbehalt ähnlich demjenigen, wie ihn Goethe seinem „Dichtung und Wahrheit“ beigegeben hat, nur daß der feinfühlige Leser hier sehr viel klarer zu scheiden imstande sein wird. Denn die geschilderte Periode liegt ja der Gegenwart um soviel näher, und der

Schreibende ist ein Mensch, dem das rückhaltlose Bekennen alles in der Stille und im Austausch mit andern Persönlichkeiten Durchlebten ein angeborenes Bedürfnis ist. Es ist ein Ringen nach Wahrheit, eingeschlossen in eine sehr persönliche Form, und wer zur Ergänzung die Individualität dieser Führenden aus ihren Werken kennen gelernt hat, wird Moores Charakterstudien durch ein Temperament gesehen mit Freude begrüßen.

War doch jene Zeit, als Moore sich der Bewegung anschloß, eine der interessantesten in der Geschichte der jüngsten englischen Literatur. Denn man darf dieses Spezialgebiet, das aus nationalen Motiven heraus sich dem Sammelbegriff englische Literatur oft feindselig gegenüberstellt, ihm dennoch eingliedern, weil die englische Sprache einer großen Mehrheit seiner Dichter als Medium dient. Viele haben von Anfang an betont, daß die irische Volkssprache tot und nicht wieder zum Leben zu erwecken sei, andere, und unter ihnen Moore, haben eine solche Erweckung zwar ersehnt, sind indessen in ihren Hoffnungen enttäuscht worden und selbst die für die gälische Sprache unentwegt Begeisterten haben mit der Schwierigkeit der mannigfaltigen Dialektteilung zu kämpfen. Und wenn nun auch die unermüdlich tätige Sammlerin folkloristischer Denkmäler, Lady Gregory, sogar etliche fremde Dichtungen, darunter Molières „Médecin malgré lui" und den „Scapin", sowie Sudermanns „Teja" in das heimatliche Idiom übersetzt hat, so dürfte die Spaltung in Jahrzehnten nicht zu überbrücken sein.

Ein anderes Element, das die eng national sein wollende gälische Dichtergruppe der Weltliteratur einordnet, ist die eigentümliche Verbindung dieser heimatwüchsigen Dichtung mit einer Seelenanalyse, die dem Maeterlinckfreunde sogleich vertraut sein wird, weil sie der Weltanschauung dieses Dichters und Denkers innig verwandt erscheint. Die feinen Unterschiede, die Umbildungen, die das urwüchsig nationale Element in den Händen eines Yeats erfährt, treten am klarsten hervor, sobald man mit dem Werk eines wurzelechten Iren, etwa dem des Präsidenten der gälischen Liga, Douglas Hyde, in Berührung kommt. Hier umweht uns der herbe Wind der fremden Geistesregion, die in den Werken der bereits mehrfach genannten irischen Mystiker nur ein reizvolles Lüftchen entsendet. Jedenfalls spiegeln sich alle diese Schattierungen intensiv in einem großen Unternehmen, dem irischen Nationaltheater, bei dessen Gründung Moore zugegen war und das unter verschiedenen Namen seine Lebensfähigkeit bis in die jüngste Zeit und in den letzten Jahren sogar durch sehr erfolgreiche Gastspielreisen erwiesen hat. Yeats' Anschauung, daß das Theater ein „Ausdruck des in die Höhe und Weite wachsenden Nationalbewußtseins" sei, hat sich hiermit praktisch erfüllt.

George Moore plaudert nun aus, wie es zu Beginn damit aussah. Manches, was den Beteiligten blutiger Ernst war, erscheint nun dem Leser in sein humoristischer Beleuchtung ganz so, wie es der bühnenkundige Praktiker sehen mußte, der die Regieversuche eines Häufleins glühend begeisterter, aber rührend uner-

fahrener Dichter begutachten sollte. Moores Scharfblick war es zu danken, daß unzulängliche Darsteller rechtzeitig durch andere ersetzt wurden, solche, die sich durch Yeats gutgemeinte Bemühungen, die Vortragsweise der alten Rhapsoden wieder zu beleben, nicht beirren ließen. Trotzdem geschah es, daß die Premiere des seither unzählige Male mit Erfolg aufgeführten Yeatsschen Stückes „Countess Cathleen" durchfiel, weil der Dichter hinter dem Rücken des regieführenden Freundes in Galway einen Trupp Landfrauen angeworben hatte, die mit der schrillen Echtheit ihres Volksgesangs, des caoine, die ganz auf verhaltene Töne gestimmte Poesie des Dramas störten. Der sehr bald nachher aufgeführte Einakter „Cathleen ni Houlihan" von Yeats mußte nun freilich unmittelbar zu den Herzen eines irischen Auditoriums sprechen. Das Stück ist ein Symbol eingeschlossen in eine einfach und großzügig entwickelte Handlung. Cathleen ni Houlihan ist bekanntlich einer der poetischen Namen, mit denen irische Patrioten ihr Land bezeichneten — in jener Zeit, wo ihnen von Englands Unduldsamkeit politische Verfolgung aus den geringfügigsten Ursachen drohte. So besang man die Heimat unter der Maske einer geliebten Frau, und etwas von dieser von innigstem Fühlen durchtränkten Poesie ist dem Iren auch heute noch eigen. „Irland ist kein geographischer Begriff, sondern eine Persönlichkeit", sagt Moore einmal. Bei Yeats nun erscheint Cathleen ni Houlihan als gebeugte Greisin, um Hilfe flehend gegen die Fremden, die raubend in ihrem Hause weilen. Solche Hilfe zu suchen wandert sie rastlos und kann doch als Lohn nur Tränen und schmählichen Tod verheißen. Aber seit mehr als hundert Jahren folgen ihr dennoch die besten Männer von Irland und auch der junge Hochzeiter im Stück verläßt um ihretwillen Braut und Heim und geht der Davoneilenden nach. Die alten Eltern fragen ihren jüngsten, eben eintretenden Knaben, wo sie blieb: „Trafst du eine alte Frau auf dem Wege?" „Nein," antwortet er; „aber ich sah ein junges Weib und es schritt daher gleich einer Königin!"

Diesem patriotischen Appell ist der Humor gefolgt, meist in kleinen Einaktern, die rasch gelernt und rasch verstanden wurden. Es entstand dann auch in einer merkwürdigen Zusammenarbeit von Moore und Yeats die dramatisierte Heldenlegende „Diarmuid und Grania", bei der Yeats das Verlangen stellte, Moore solle den Text französisch schreiben, wonach er ins Englische und dann ins Irische übersetzt werden sollte. Man merkt aus der gesteigerten Ironie der Erzählung, daß Moore hier wohl bereits die Unhaltbarkeit der Verbindung einsah.

Der zweite Band „Salve" bereitet dann auch die Trennung der Wege vor. Mehr und mehr festigte sich in Moore die Überzeugung, daß Irland allein seinem orthodoxen Katholizismus den Niedergang zu danken habe. Den schärfsten Ausdruck fand diese Meinung in einem damals viel erörterten offenen Briefe an die „Irish Times": „Wann wird mein unglückliches Land die Augen von Rom wenden — der Ursache all seines Leides? Seit Jahrhunderten hat Rom

Irla"d verraten. Im fünften Jahrhundert verfluchte ein römischer Erzbischof Tara. Im elften lud ein römischer Bischof Heinrich den Zweiten ein, Irland zu besetzen. Im achtzehnten Jahrhundert erklärten sich irische Bischöfe bereit, ihr Gehalt von England anzunehmen. Im neunzehnten Jahrhundert, als Irland siegreich auf der Schwelle der Freiheit stand, stürzte eine Phalanx von Priestern, Schulter an Schulter, Parnell. Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ließen Maynooth und der römischkatholische Erzbischof die Parlamentspartei im Stich — der eine in der Hoffnung, eine katholische Universität durchzusetzen, der andere um einen Kardinalshut. Diese Verräterei darf uns nicht überraschen. In jedem Lande ist Rom antinational gewesen. Rom fragt nach keinem Vaterland, nicht einmal in Italien. Sein Ziel sucht nach einer weiterspannenden Gemeinschaft als die Nationalität es ist, und je und je hat ihm ein englischer Herzog mehr gegolten, als die ganze Provinz Connaught."

Die Bitterkeit dieses Hasses hat sich bei Moore kaum gemildert, aber das Buch „Salve" legt die psychologischen Übergänge klar. Es zeigt den Dichter im Widerstreit mit seinem an der Kirche festhaltenden Bruder und mit seinen ebenso gesinnten Freunden, die Moores offenen Bruch mit der katholischen Religion sehr schmerzlich empfunden haben. Es ist begreiflich, daß dieser Zwiespalt die Trennung Moores von Irland beschleunigt hat. Eine warme, dankbare Würdigung der künstlerischen Werte, die der Dichter im Verkehr mit den gälischen Freunden empfing, geht Hand in Hand mit der Verurteilung des Katholizismus, den er den kulturfeindlichen Mächten einordnet. Anderseits verbot ihm sein stark entwickelter Wirklichkeitssinn, sich der ebenfalls antikatholischen, zur Mystik neigenden Strömung anzuschließen. A. E. ist ihm der innig verehrte Freund, der ihn „fühlen läßt, daß das Jenseits nicht finster, sondern voll weichen Dämmerlichtes ist und daß eine unsichtbare Hand einen Schicksalsfaden durch das einförmige Gewirk des Lebens webt"; für seine Visionen aber hat der Skeptiker nur ein Lächeln.

Eigentümlich fesselnd entrollt sich so in ungewöhnlicher Beleuchtung das ungewöhnliche Bild der gälischen Renaissance. Und vielleicht spricht die Tatsache, daß diese Bewegung ein so wesensfremdes Element wie Moore in ihre Kreise zu ziehen vermochte, am deutlichsten für die in ihr ruhende Kraft, — eine Kraft, die in ferner Zukunft ihre belebenden Ströme wohl auch nach außen und vielleicht gar ins feindliche Lager der englischen Literatur entsenden kann.

Die Wehrsteuern und die wirtschaftliche Lage

Ein starker und andauernder wirtschaftlicher Aufschwung, namentlich wenn er internationaler Art ist, wird schließlich immer zu einer Verteuerung des Geldes und zu einer Überanspannung führen. Daher ist jede Periode einer industriellen Hochkonjunktur mit einer gewissen Pressung des Geldmarktes unweigerlich verbunden. Diese letztere kann aber eine sehr verschiedene Gestaltung annehmen: es kann entweder ein langsamer Ausgleich eintreten, indem die Verteuerung des Leihgeldes ein allmähliches Einschränken der industriellen Ansprüche erzwingt und ein langsameres Laufen der Maschine herbeiführt, oder es kann bei dem Zusammentreffen ungünstiger Umstände, vor allem bei vorhandener Überspekulation dieser Ausgleich sich auch in gewaltsamen Formen vollziehen und in einer wirtschaftlichen Katastrophe endigen. An der gegenwärtigen Situation auf dem Geldmarkt ist nun das eigentümlich, daß die vorhandenen Geldschwierigkeiten nicht sowohl die Folge der industriellen Entwicklung als die Folge äußerer Umstände, nämlich der schwierigen politischen Lage sind, unter der wir seit Jahr und Tag zu leiden haben. Die Zuspitzung der politischen Verhältnisse hat Deutschland von den ausländischen Geldern entblößt, welche im Betrage von vielen Hunderten von Millionen früher unser Wirtschaftsleben befruchteten und mit denen zu rechnen wir uns nur allzusehr gewöhnt hatten. Die Kriegsfurcht des vergangenen Herbstes hat sodann wieder Hunderte von Millionen baren Geldes in die Truhen und Kisten gebannt, aus welchen Verstecken sie heute noch nicht wieder den Weg zum Markte zurückgefunden haben. Man hat es für übertrieben gehalten, als seinerzeit die Summe des thesaurierten Hartgeldes auf mindestens 400 Millionen Mark geschätzt wurde. In der Zwischenzeit haben aber die Reichsbankausweise des letzten Quartals den ziffermäßigen Beweis dafür erbracht, daß in dieser Zeit dem Institut fast der zehnfache Betrag von Zahlungsmitteln entzogen worden ist als sonst in regulären Zeiten. Und der bekannt gewordene Erlaß der Reichsregierung an die einzelnen Bundesstaaten, in welchem die Hilfe der letzteren zur Aufklärung der Bevölkerung und zur strafrechtlichen Verfolgung der Personen erbeten wird, die unter Ausnutzung

der Panik Reichsbanknoten und Papiergeld mit einem Disagio gegen bares Geld aufkaufen, spricht zur Genüge für den Grad der eingetretenen Beunruhigung. Wenn somit die Summen, welche der Volkswirtschaft infolge der politischen Verhältnisse entzogen worden sind, auf mehr als eine Milliarde Mark zu schätzen sind, so bedeutet das einen Kraftverlust, der auch in ruhigen Zeiten nur schwer überwunden werden kann. Doppelt empfindlich aber muß eine solche Blutentziehung werden, wenn die allgemeine Wirtschaftslage nicht ein ruhiges Erholen und Sammeln gestattet, sondern die äußerste Anspannung der Kräfte fordert. Das aber ist gerade die merkwürdige Erscheinung der jüngsten Zeit gewesen. Trotz alles Kriegslärms und aller Panik hat sich der wirtschaftliche Aufschwung, da er die Folge einer Weltkonjunktur ist, nicht zurückdämmen lassen. Es ist das eine geradezu erstaunliche Tatsache. Wäre der politische Himmel ganz wolkenlos, lebte ganz Europa im tiefsten, unzerstörbaren Völkerfrieden, stände uns Geld in Hülle und Fülle zu Gebote: unsere Bergwerke hätten nicht mehr Kohlen fördern, unsere Hütten nicht fieberhafter arbeiten können, als sie es in dieser politisch so unruhigen und gefährlichen Zeit getan haben. Jeder Monat bringt neue Rekordziffern. Die Beteiligungsquoten im Kohlensyndikat, die man ehedem als unerreichbare Größen auch in günstigsten Zeiten betrachtet hatte, sind längst überschritten; fast 11 Prozent beträgt der Mehrabsatz des Syndikats im Monat Januar! Da ist es denn erklärlich, wenn unter dem Zusammenwirken dieser Umstände, einer Hochkonjunktur von nie erlebter Stärke, und einer geschwächten monetären Position, die Lage des Geldmarktes eine Verfassung gewonnen hat, die zu den schwersten Bedenken Anlaß gibt und den Anschein erweckt, als treibe alles einer Krisis entgegen. Der Privatdiskont seit Wochen auf 6 Prozent, Ultimogeld $8^1/_4$ Prozent am Ende März; Geld für Hypotheken auch zu drückendsten Bedingungen nicht aufzutreiben, die Schatzscheinemission Preußens ein eklatanter Mißerfolg, die Reichsbank nur mit Mühe imstande, den sechsprozentigen Zinsfuß festzuhalten: das sind Erscheinungen, welche der nächsten Zukunft ein schlimmes Prognostikon stellen.

* * *

Mitten in diese Zeit schwerster Geldsorgen fiel nun die Ankündigung der großen deutschen Wehrvorlage und der Milliardensteuer. Es ist begreiflich, daß schon die bloße Ankündigung eine tiefgehende Wirkung ausübt und daß man sich allenthalben die Frage vorlegte, ob eine solche finanzpolitische Maßregel in der gegenwärtigen Zeit ohne die schwerste Erschütterung des Wirtschaftslebens überhaupt durchführbar sei. Es ist in den letzten Wochen hierüber gar vielerlei geschrieben und debattiert worden. Nachdem anfänglich der Gedanke, die bedeutenden einmaligen Kosten der Heeresverstärkung durch eine allgemeine Besitzsteuer aufzubringen, eine sympathische Aufnahme gefunden hatte, sind allmählich auch absprechende Kritiken laut geworden, die freilich meist insofern

der festen Grundlage entbehrten, als ja der Plan der Reichsregierung nur in großen Umrissen bekannt war und sehr wichtige und entscheidende Einzelheiten sich der öffentlichen Kenntnis entzogen.

Nunmehr sind die Pläne der Regierung veröffentlicht; Kritik und Gegenkritik haben jetzt mit Recht das Wort. Es war politisch klug von der Regierung gehandelt, schnelle Arbeit zu machen und durch schleunige Veröffentlichung der Vorlagen dem haltlosen Debattieren und Nörgeln, welches die ursprüngliche Freude des Entschlusses zu verkümmern drohte, den Boden zu entziehen. Es ist ein ungeheures Stück Arbeit, welches in diesen weitausgreifenden Vorlagen in unglaublich kurzer Zeit geleistet worden ist. Und man darf im voraus zusammenfassend sagen: ein Stück vorzügliche Arbeit. Wenn sonst die Steuervorlagen des Reichs zu berechtigten Bedenken und zu begründeter Kritik Anlaß gegeben haben, so wird dies angesichts dieser Vorlagen nur in verschwindendem Maße der Fall sein können. Vor allem aber vermag man nunmehr die voraussichtliche Rückwirkung dieser bedeutungsvollen Steueraktion auf die allgemeine Wirtschaftslage mit einiger Sicherheit abzuschätzen und die dagegen erhobenen Bedenken auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Um es kurz zu rekapitulieren, so sollen die einmaligen Ausgaben durch einen Wehrbeitrag von $^1/_2$ Prozent vom Vermögen, der nur die kleinen unter 10 000 Mark freiläßt und auch die Aktiengesellschaften trifft, gedeckt werden. Dabei ist für eine Heranziehung der großen Einkommen über 50 000 Mark, falls die Inhaber keine entsprechende Vermögenssteuer zu zahlen haben, Sorge getragen. Die laufenden Ausgaben werden, abgesehen von einer Hinausschiebung der Ermäßigung des Grundstücksstempels und der Zuckersteuer durch Umlage auf die Bundesstaaten aufgebracht, die ihrerseits diese Beträge im Wege der Besteuerung von Einkommen, Ertrag oder Vermögen decken müssen, ferner durch Übergang der Besteuerung der Gesellschaftsverträge und Versicherungen auf das Reich und endlich durch ein Erbrecht des Reiches, für das in den Grenzboten der unermüdliche Justizrat Bamberger gemeinsam mit dem Herausgeber schon seit Jahren eingetreten ist*). Es ist also der Gedanke, den Hauptteil der Kosten durch eine einmalige Abgabe vom Vermögen zu bestreiten, festgehalten worden und man hat bei Deckung der laufenden Ausgaben darauf Bedacht genommen, daß die Hauptlast wiederum dem fundierten Besitz in Form von Einkommen-, Vermögens-, Vermögenszuwachssteuer zufällt und hat sich davor gehütet, neue Abgaben zu ersinnen, die Handel und Verkehr mit neuen und schwer übersehbaren Lasten bedenken. Es ist hier nicht der Ort, die Einzelheiten der Steuervorlagen nach ihrer finanzpolitischen Bedeutung zu würdigen. Vermutlich wird sich ja an die Ausbildung des Systems der Matrikularbeiträge (der unseres Erachtens

*) Es sei auf die im Verlag der Grenzboten Berlin erschienene Schrift Bambergers „Das Erbrecht des Reichs" 1913, Preis 50 Pfennige, verwiesen, die alle mit der neuen Steuer eng zusammenhängenden Fragen in leicht faßlicher Form darstellt. G. Cl.

in dieser Form der reichsgesetzlich vorgeschriebenen Deckung keine Bedenken entgegenstehen) manche Erörterung anknüpfen. Dagegen ist es am Platz, einen Blick auf die Tragweite der Vorlagen für das gesamte Wirtschaftsleben zu werfen.

* * *

Man hat den „mittelalterlichen" Gedanken der einmaligen Vermögensabgabe heftig angegriffen und die „moderne" Form der Anleihedeckung als die einzig richtige bezeichnet, von der man sich auch durch die augenblickliche „Borgscheu" und die Angst vor dem Kursrückgang der Reichsanleihe nicht sollte abhalten lassen. Bei dieser Argumentation tritt die deutsche Vorliebe des Theoretisierens wieder recht augenfällig zutage. Geht doch ein angesehener Nationalökonom soweit, es für Torheit zu erklären, wenn man die „gerechtere und zweckmäßigere" Anleihedeckung aus Angst vor einem Kurssturz vermeiden wolle; nicht etwa weil er einen solchen Kurssturz nicht befürchtet, sondern weil er meint, ein Kurssturz werde sich auch bei Steuerdeckung nicht vermeiden lassen.

Man glaubt also im Kreise gewisser Theoretiker ernstlich, das Reich könne in der heutigen Zeit eine Anleihe von über eine Milliarde Mark an den Markt bringen! Und dies, wo einige Wochen zuvor 200 Millionen Schatzanweisungen (also nicht Rente) sich als unanbringlich erwiesen haben, weil für kurzfristige Kapitalanlagen auch allererster Qualität kein Geld vorhanden ist. Man glaubt an die Möglichkeit einer Anleiheemission, obwohl alle Kulturstaaten nur auf den Augenblick einer Erleichterung des Geldmarkts warten, um Milliardenbeträge von ihm zu heischen! Im Ernst wird man solche Anschauungen nicht verteidigen können. Geht man davon aus, daß diese bedeutenden Aufwendungen Deutschlands notwendig und zwar augenblicklich notwendig sind, so bleibt schlechterdings gar kein anderes Mittel übrig, als das, die erforderliche Summe im Besteuerungswege aufzubringen. Und diese Aufbringung durch eine einmalige Abgabe vom Vermögen hat unleugbar etwas Großzügiges und Bestechendes. Veranlagungsschwierigkeiten im einzelnen mögen sich ergeben; sie sind aber dadurch gemindert, daß die Veranlagung selbst den Einzelstaaten überlassen ist.

Wichtig für unsere Betrachtung ist natürlich die Frage, ob die Aufbringung der Milliarde, sei es im Steuer- sei es im Anleihewege, geeignet ist, das wirtschaftliche Gleichgewicht zu stören und einen nachteiligen Einfluß auf das wirtschaftliche Leben auszuüben. Die Debatte hierüber ist freilich insofern müßig, als, wenn die politische Notwendigkeit der Aufbringung bejaht wird, man etwaige Störungen des Wirtschaftslebens mit in den Kauf nehmen müßte und nur darauf bedacht sein könnte, sie durch entsprechende Maßnahmen zu mildern. Indessen ist diese Befürchtung ganz unbegründet. Es sind die eigentümlichsten Ansichten über die mutmaßliche Wirkung dieser Milliardensteuer zutage getreten. Hauptsächlich wird damit argumentiert, daß durch diese Steuer

dem Land Kapital zu unproduktivem Zwecke entzogen und investiert werde, daß die „Kaufkraft" des Publikums um den Betrag dieser Steuer, also um eine Milliarde geschwächt werde und daß also eine verderbliche Rückwirkung dieser „Kapitalentziehung" und Schwächung der Kaufkraft unausbleiblich sei. Ein Professor der Staatswissenschaften hat sogar in apodiktischer Form das Axiom aufgestellt, daß jede produktive Ausgabe dahin tendiere, den Zinsfuß zu erniedrigen, den Konsolskurs zu steigern; daß aber jede unproduktive (also vornehmlich solche zu Militärzwecken) dahin tendiere, den Zinsfuß zu steigern und den Kurs zu erniedrigen. Von dieser Auffassung aus wird der Steuervorlage eine gleich verderbliche Wirkung auf den Geldmarkt und den Konsolskurs vorausgesagt.

Bei alledem handelt es sich um handgreifliche Trugschlüsse. Zunächst ist jenes Axiom des national-ökonomischen Professors grundfalsch und findet in den Tatsachen absolut keine Stütze. Nur eine Wechselwirkung zwischen Zinsfuß und Anleihekurs ist tatsächlich vorhanden, derart, daß bei teuerem Geldstand die Anleihekurse sinken und umgekehrt. Wo aber bleibt der Beweis dafür, daß produktive Anlagen den Zinsfuß erniedrigen? Jede Hochkonjunktur widerlegt diesen apodiktischen Satz auf das schlagendste. Denn jede Hochkonjunktur führt, wie oben gesagt, schließlich zu einer Geldteuerung, weil die produktiven Anlagen, die Erweiterungsbauten und Neugründungen der Industrie, den vorhandenen Kapitalvorrat übersteigen und weil die dringende Nachfrage nach Kapital den Wert desselben und damit den Zinsfuß erhöht. Für den letzteren ist eben allein das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage entscheidend, nicht der Verwendungszweck des Kapitals.

Nicht minder schief ist die Auffassung, als werde durch die Steuer Kapital investiert oder die Kaufkraft geschwächt. Um den letzten Einwand vorwegzunehmen, so ist doch offenbar, daß der angeblich verminderten Kaufkraft der Steuerzahler die vermehrte Kaufkraft des Reichs gegenübersteht. Die Milliarde, welche das Reich den Steuerzahlern entzieht, dient unmittelbar dem Zwecke, als Kaufsumme für die verschiedenartigsten Zwecke, von der Anschaffung von Armeematerial bis zur Beschaffung von Arbeitskraft in Form von Gehältern, auf dem Markte zu erscheinen. Es handelt sich also für die Volkswirtschaft nicht um eine Schwächung, sondern um eine Potenzierung der Kaufkraft dieser Summe. Und ebenso unrichtig ist die Auffassung, als werde dieses Kapital dem Verkehr oder der produktiven Anlage entzogen, um unproduktiv investiert zu werden. Man muß, um diese Frage richtig zu beurteilen, den Blick auf die Gesamtheit der Erscheinungen heften. Da steht es denn volkswirtschaftlich so, daß diese Steuer, mag sie sich auch eine Vermögenssteuer nennen und nach dem Vermögen erhoben werden, praktisch doch von dem Volkseinkommen gezahlt wird. Schätzungsweise beträgt unser jährlicher Kapitalszuwachs etwa vier Milliarden Mark. Das ist die Summe, welche zur produktiven Anlage und Thesaurierung jährlich verfügbar ist. Die Wirkung der Milliardensteuer wird also praktisch

die sein, daß im laufenden Jahr die Übersparung sich um ein Viertel vermindert. Dieses Viertel wird nun aber nicht im Kasten eingesperrt und der Volkswirtschaft entzogen, sondern es dient in der Hand des Staates dazu, Handel und Gewerbe zu unterstützen. Es findet also in der Tat produktive Verwendung und zwar auch in gesteigerter Form, weil die Zuführung so großer Summen dem gewerblichen Leben einen gesteigerten Ansporn verleihen wird.

Auf der anderen Seite wäre es freilich ebenso verkehrt, jede Rückwirkung einer so großen Abgabe auf den Geldmarkt zu leugnen. Es liegt ungefähr das gleiche Verhältnis vor wie bei einem starken Quartalstermin. Es wird dem Markt behufs Flüssigmachung der Summen für eine kurze Zeit Geld entzogen, welches ihm alsbald nachher wieder zuströmt. Handelte es sich darum, den Milliardenbetrag auf einmal und auf einen bestimmten Termin aufzubringen, so könnte man wohl angesichts der augenblicklichen Lage des Geldmarktes Befürchtungen hegen. Allein das ist schon durch den Veranlagungs- und Erhebungsmodus ausgeschlossen. Es bleibt geraume Zeit, sich auf die Aufbringung dieser Summen einzurichten. Und diese Raten sind, verglichen mit den Bedürfnissen, welche unser Geldmarkt sonst auch in normalen Zeiten zu befriedigen hat, durchaus nicht so ungeheuerlich. Wird für ein außerordentliches Bedürfnis, etwa eine große ausländische Anleihe, vorgesorgt, so vollzieht sich die Geldbeschaffung meist ohne alle Schwierigkeiten. Der Zinsfuß steigt deshalb noch nicht um Bruchteile eines Prozents. Mit der Aufbringung dieser Steuerbeträge wird es nicht anders sein.

Wir dürfen also behaupten, daß die Befürchtungen, welche man im Hinblick auf diese außerordentliche Steuer zu erwecken und zu nähren versucht hat, in das Reich der Fabel gehören. Wir dürfen die Gewißheit haben, daß eine allgemeine Störung des Wirtschaftslebens von der Aufbringung dieser Steuer nicht zu besorgen ist. Spectator

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Verwaltung

Ein preußisches Ansiedlungsamt? Dem Plane der Errichtung einer besonderen staatlichen Ansiedlungsbehörde steht die Regierung einstweilen noch ablehnend gegenüber. „Einem solchen Projekt," so führte der Ministerpräsident im vorigen Jahre aus, „würde entgegenstehen, daß wir damit den Grundbesitz noch mehr mobilisieren würden, als er es leider schon ist, daß wir die Güterpreise weiter in ungesunder Weise steigern würden, und daß es uns wahrscheinlich sehr schwer werden würde, auf diesem Wege leistungsfähige Neusiedlung zu schaffen. Und darauf kommt es doch an, daß die Neusiedler unter wirtschaftlich gesunden Bedingungen, daß sie nicht zu teuer wirtschaften." Es sind keine Anzeichen dafür vorhanden, daß die Regierung gegenwärtig anders darüber dächte.

Den hiermit zum Ausdruck gebrachten Bedenken wird man sich kaum verschließen können. Dennoch dürfte es angebracht erscheinen, darauf hinzuweisen, daß von hervorragenden Sachkennern sowohl im preußischen Parlament wie in der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur immer wieder die Notwendigkeit einer behördlichen Zentralisierung der neudeutschen Binnensiedlungspolitik betont worden ist.

Bei der Beratung des Besitzbefestigungsgesetzes im Hause der Abgeordneten (74. Sitzung vom 17. Mai 1912, Seite 6174) wies der Abgeordnete Viereck darauf hin, daß, während auf dem platten Lande die Aufgaben der Ostmarkenpolitik sowohl durch Ansiedlung wie durch Besitzbefestigung sich nach einem großzügigen Plane vollzögen, für die Städte ein einheitlicher Plan anscheinend fehle. Beteiligt seien an der Ostmarkenpolitik in den Städten der Minister des Innern im allgemeinen und namentlich in bezug auf die kulturelle Hebung, an der auch der Kultusminister Anteil hat, ferner der Landwirtschaftsminister durch die Unterstützung der Pfandbriefanstalt und die Förderung der Arbeiteransiedlung, sowie der Eisenbahnminister durch Verbesserung des Verkehrs und Seßhaftmachung von Arbeitern. Es sollten auch beteiligt sein der Handelsminister, indem er Handel und Gewerbe in den Ostmarken einer besonderen Prüfung und Förderung unterzöge und auch wohl der Kriegsminister, indem er prüfte, wo man den Städten durch Garnisonen aufhelfen könnte und müßte. „Wenn man eine einheitliche Durchführung der Pläne der Regierung beabsichtigt, so vermisse ich, daß dafür keine einheitliche Instanz vorhanden ist, welche prüft, wie die Tätigkeit in den einzelnen Zweigen zusammenwirkt und wie die eine die andere beeinflußt oder gar zurückdrängt; ich vermisse auch die gemeinschaftliche Anleitung für die Gesichtspunkte, nach denen die Ostmarkenpolitik im ganzen zu führen ist. Ich möchte wohl wünschen, daß hierfür eine Zentralinstanz geschaffen würde, die wohl in den Händen des Herrn Ministerpräsidenten liegen müßte."

In Anlehnung an diese Gedankengänge bemerkte Freiherr von Zedlitz und Neukirch in der darauffolgenden Sitzung (Haus der Abgeordneten, 75. Sitzung vom 18. Mai 1912, Seite 6240): „Ich glaube, es verdient ernste Erwägung, ob man nicht die Ansiedlungskommissionen als Zentralstelle für die gesamte

innere Kolonisation unserer östlichen Landesteile einsetzt. Diese Funktion würde sie auf das ausgezeichnetste ausführen können, sie würde ihre Erfahrung und ihr Personal in den Dienst der großen Kulturaufgaben stellen ..."

Im Herrenhause nahm bei dem gleichen Beratungsgegenstande der Herzog zu Trachenberg Fürst von Hatzfeld in seiner vielbeachteten Rede, in der er unter anderem auf den großzügigen, aber leider vereitelten Miquelschen Kolonisationsplan hinwies, auch zu dieser Frage das Wort: „Ich will dahingestellt sein lassen, ob es angezeigt ist, etwa eine neue Ansiedlungskommission für unsere östlichen Provinzen einzurichten oder die Befugnisse der Posener Kommission auf die Nachbarprovinzen auszudehnen. Freilich wird eine solche kolonisatorische Tätigkeit nicht vollständig von den lokalen Instanzen losgelöst werden dürfen, namentlich nicht losgelöst werden dürfen von der Mitarbeit der preußischen Oberpräsidenten."

Der ehemalige Frankfurter Generalkommissionspräsident, jetzige Präsident des Oberlandeskulturgerichts, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat Dr. Metz, gelangt am Schlusse seines Rückblickes auf die Tätigkeit der Generalkommissionen bis Ende 1910 im „Archiv für innere Kolonisation" Band IV, Heft 2, Seite 51 ff. gleichfalls zur Erörterung der Frage, ob es nicht an der Zeit sei, an eine umfassende Neuorganisation des Kolonisationswesens zu denken, bei der die Besiedlung der Moore an erster Stelle zu berücksichtigen wäre. Er führt dazu aus: „Hält man provinzielle Behörden für entbehrlich, dann wird man doch, zahlreichen Anregungen aus beteiligten Kreisen folgend, eine Stelle schaffen müssen, die das gesamte Kolonisationswesen zu beaufsichtigen und zu leiten hätte. Sie hätte selbstverständlich in Verwaltungssachen von dem Staatsministerium oder von den drei besonders beteiligten Ministern der Landwirtschaft, des Innern und der Finanzen allgemeine dienstliche Anweisungen zu empfangen, im übrigen aber müßte sie mit einer weitgehenden Selbständigkeit ausgerüstet sein. Sie wäre zusammenzusetzen aus Beamten, Meliorationstechnikern, Landwirten und Moorsachverständigen, die die verschiedenen Arten der inneren kolonisatorischen Tätigkeit aus Erfahrung kennen. Eine solche Behörde könnte u. a. bewährte Einrichtungen in einer Provinz daraufhin prüfen, ob sie auch auf andere Gegenden zu übertragen wären. Sie hätte rechtzeitig vorbeugend einzuschreiten, wenn z. B. Gesellschaften ohne genügende finanzielle Sicherheit begründet würden, und den zuständigen Ministerien alle Bedenken vorzutragen und zu begutachten, die ihr entgegentreten. Sie hätte auch die zwischen den Beteiligten vorkommenden Streitigkeiten zu entscheiden. Sie könnte dafür sorgen, daß richtig kolonisiert würde, daß z. B. die neuen Gemeinden gehörig mit Land ausgestattet würden, daß nicht in einzelnen Gegenden zu viel Großbetrieb zerschlagen würde, in anderen zu wenig, daß die Moore sobald wie möglich besiedelt würden. Ihr wäre auch die Ausführung eines etwa kommenden Parzellierungsgesetzes zu übertragen usw. Der vom Hauptausschuß des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins und vom Präsidium des landwirtschaftlichen Vereins gebildete Ausschuß für Ansiedlungswesen spricht sich über die Behördenorganisation in Mecklenburg wie folgt aus: „Unser Land bedarf eines einheitlichen Ansiedlungsamtes zur planmäßigen Leitung der inneren Kolonisation unter gebührender Berücksichtigung der Landarbeiterfrage. Bedarf es dessen für Mecklenburg, so ist es für Preußen um so nötiger, als hier eine Zersplitterung besteht, die auf die Dauer befriedigende Ergebnisse nicht zu zeitigen vermag."

In einer Abhandlung über die Arbeiteransiedlung in Preußen in der eben genannten Zeitschrift Band III Seite 303 bemerkt Oberlandeskulturgerichtsrat Pagenkopf: „Wenig förderlich für die Entwicklung (der Arbeiteransiedlung) ist auch der Umstand, daß die Frage der Organisation der staatlichen Besiedlungsbehörde eingeleitet, aber nicht durchgeführt ist. Eine Staatsbehörde, die die Leitung des ganzen Besiedlungswesens hat, über den Besiedlungsgesellschaften steht und selbsttätig mit der erforderlichen Sachkunde vorgehen kann, ist nötig für eine großzügige Besiedlung. Der jetzige Schwebezustand mit seinen Unklarheiten muß naturgemäß lähmend wirken."

Ziehen wir aus dem hier Vorgetragenen das Fazit, so stehen wir der Tatsache gegenüber, daß maßgebende Persönlichkeiten, darunter erfahrene Praktiker der inneren Kolonisation, für eine einheitliche Aufsicht und Leitung des gesamten Siedlungswerkes eintreten. Wer mit der inneren Kolonisation näher vertraut ist, wird ja keineswegs verkennen, daß jene ideale Forderung der Errichtung eines Zentralamts für die innere Kolonisation eine Zweckmäßigkeitsfrage einschließt, die vom praktischen Gesichtspunkt entscheidend bestimmt wird. Trotzdem wäre es nicht nur ungerecht, sondern auch kurzsichtig, die ganze Frage schlechthin und für immer als undiskutabel abzutun. Hätte man es in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht für eine Utopie bezeichnet, von einem dereinstigen selbständigen Reichskolonialamt mit einem Staatssekretär an der Spitze zu sprechen? Wer aber wollte behaupten, daß das gewaltige Werk der inneren Kolonisation und der Ödlandbesiedlung weniger umfangreich und verantwortungsvoll in seiner Durchführung und weniger bedeutsam und einschneidend in seinen Wirkungen auf unser gesammtes Wirtschaftsleben sich darstellt als die äußere Kolonisation?

Den Kerngedanken, der sich aus den oben wiedergegebenen Zitaten sachverständiger Auslassungen im Parlament und Fachliteratur herauslöst, könnten wir in die klare Forderung fassen: die spezifische Ostmarkenpolitik muß einmünden in eine das gesamte Wirtschaftsleben, insbesondere der Abwanderungsprovinzen umfassende innere Kolonisationspolitik.

Es ist in diesem Jubiläumsjahre des größten Kolonisators, den Preußen erlebt, unzählige Male in Wort und Schrift auf die vorbildliche Siedlungsarbeit Friedrichs des Großen hingewiesen worden. Das charakteristische der friderizianischen Kolonisationspolitik kommt darin zum Ausdruck, daß die damalige Ansiedlungstätigkeit als in sich geschlossener Verwaltungszweig betrachtet und behandelt wurde.

Wenn die Schaffung einer besonderen Zentralinstanz gegenwärtig als inopportun erscheint, so drängt dennoch der unbedingt berechtigte Kern der Forderung einer Vereinheitlichung nach Verwirklichung: es ist unerläßlich, daß das Werk der inneren Kolonisation in allen seinen Ausstrahlungen von einem Geist erfüllt und von einem klaren Willen der Staatsregierung gelenkt wird, der sich auf alle in Betracht kommenden Faktoren der verschiedenen Ressorts auswirkt.

Ein so hochgestecktes Ziel, wie es die innere Kolonisation vor sich sieht, erheischt die Arbeit von Generationen und bedarf eines weitsichtigen Planes. Nur dann vermögen wir das Ziel, die rationelle Verteilung und Besiedelung des deutschen Volksbodens mit vollem Erfolge zu erreichen, wenn einmal die weitesten Kreise des Volkes von der nationalwirtschaftlichen Bedeutung der Binnensiedlung durchdrungen sind und auf der anderen Seite die Behörden, nicht nur die unmittelbar mit der Durchführung der Besiedelung betrauten Generalkommissionen, sondern auch alle anderen Behörden, namentlich die der Staats- und Selbstverwaltung sich berufen fühlen, bei der inneren Kolonisation tatkräftig mitzuwirken.

OO

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden behufs schneller Erledigung möglichst Dienstags und Mittwochs erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Das werdende Albanien

Von W. von Maſſow in Berlin

Wenn man heute über Balkanfragen ſpricht, muß man ſich zunächſt immer gegenwärtig halten, daß man ſich mit Dingen beſchäftigt, bei denen jeder neue Tag eine neue Überraſchung bringen kann. Von vornherein hat man ſich alſo zu ſagen, daß es ganz unmöglich iſt, vorauszubeſtimmen, wie es kommen wird. Es iſt ſchon viel, wenn es gelingt, in dem Erkennen deſſen, was kommen kann, nicht allzuweit von der Wirklichkeit oder auch nur Wahrſcheinlichkeit abzuirren. Dieſe Erwägung könnte vielleicht als Mittel erſcheinen, um von dieſen Fragen überhaupt abzuſchrecken, anderſeits aber berühren die Ereigniſſe auf dem Balkan ſo wichtige Intereſſen, die uns alle angehen, daß der Politiker ſich der Notwendigkeit, ſie zu erörtern, nicht entziehen kann. Es kann aber in dieſem Falle nicht ſeines Amtes ſein, den Vorhang vor der Zukunft vorwitzig lüften zu wollen; er ſoll vielmehr verſuchen, das Bild der jeweiligen Gegenwart dem allgemeinen Verſtändnis näher zu bringen. Damit ſollen auch die Grenzen der hier geſtellten Aufgabe bezeichnet ſein.

Als der Krieg auf der Balkanhalbinſel ausbrach, gingen die Bemühungen der Großmächte zunächſt dahin, den Status quo zu erhalten. Man hat dieſes Bemühen verſpottet und es als einen Beweis für die Kurzſichtigkeit der zünftigen Diplomatie angeſehen, die einmal wieder nicht erkannt habe, was jedem Schulknaben in Europa auf den erſten Blick klar geweſen ſei. Dieſer Spott war vom Laien- und Biertiſchſtandpunkt zwar begreiflich, in Wahrheit aber ſehr unberechtigt; es wird dabei vergeſſen, daß es, wollte man ſehr ſchwerwiegende Folgen verhüten, vor allem nötig war, das Gemeinſame in den politiſchen Abſichten der Großmächte möglichſt ſchnell auf eine beſtimmte Formel zu bringen, um einen Ausgangspunkt für ein einiges Vorgehen zu gewinnen.

Diese Formel konnte nur in dem Bekenntnis aller Mächte zu dem bestehenden, völkerrechtlich anerkannten Rechtszustand gefunden werden. Als sich dann die Unmöglichkeit der Erhaltung des Status quo herausgestellt hatte, waren die diplomatischen Grundlagen der weiteren Einigkeit der Mächte bereits so befestigt, daß die Zustimmung aller Mächte zu dem Grundsatz „Der Balkan den Balkanvölkern" erlangt werden konnte. Indem sich die Großmächte diesen Grundsatz zu eigen machten — was eben nicht möglich gewesen wäre, ohne die vorherige Einigung unter der Fahne des Status quo —, trugen sie einerseits den wirklichen Geschehnissen Rechnung, anderseits wahrten sie sich ihre Mitwirkung an dem weiteren Gang der Ereignisse. In diesem Zusammenhange taucht aber auch sogleich der Gedanke auf, einen neuen Staat auf der Balkanhalbinsel zu errichten, ein unabhängiges Albanien.

* * *

Der Vorschlag hatte insofern etwas Überraschendes, als es bisher nur verhältnismäßig wenigen, in derartige Bestrebungen besonders eingeweihten Leuten zum Bewußtsein gekommen war, daß die Albanesen solche Wünsche hegten. Gewiß, jeder Gebildete hatte wohl etwas von diesem Lande und seinen Bewohnern gehört, aber die Vorstellungen, zu denen sich diese meist spärlich empfangenen Eindrücke aus Schulerinnerungen, Zeitungen und Büchern verdichteten, gingen wohl nur bei wenigen darüber hinaus, daß man es bei diesen Albanesen eigentlich mit einer recht wilden und ungemütlichen Gesellschaft zu tun habe und daß ihnen irgendwo allein zu begegnen im allgemeinen nicht ratsam sei. Die meisten Menschen sehen sich also der albanischen Frage gegenüber in der Lage, daß sie gewissermaßen in der Registratur ihrer politischen und geographischen Vorstellungen eigens ein neues Fach anlegen müssen. Wer hätte noch vor kurzem daran gedacht, daß dieses Durcheinander von blutsverwandten Stämmen, das nacheinander das enfant gâté Abdul Hamids und das enfant terrible der jungen Türkei gewesen war, plötzlich ein politisches Gemeinwesen in der Reihe der selbständigen europäischen Staaten werden solle?

Was war nun die Veranlassung, daß sich die Mächte in dieser anscheinend so unerwartet großmütigen Weise eines Volksstammes annahmen, der bisher doch nur so bescheidene Beweise seiner Fähigkeit zu einer politischen Rolle gegeben hat? Man erklärt sich das am einfachsten auf dem Wege, daß nach dem Verzicht auf den Status quo das ganze Interesse der Mächte darauf gerichtet sein mußte, die Orientfrage endlich einmal vollständig zu lösen.

Das Grundübel, das diese Angelegenheit niemals zur Ruhe kommen ließ, war die Schwäche der Türkei. Man hatte aus dieser Tatsache nur deshalb nicht das Nötige zu folgern gewagt, weil mehrere Großmächte an dem Fortbestande der Türkei ein lebhaftes Interesse hatten und durch weitere Losreißung von Gebietsteilen diesen Fortbestand gefährdet glaubten. Seit dem

letzten Russisch-türkischen Kriege hatten jedoch schärfere Beobachter allmählich die Überzeugung gewonnen, daß von einem unaufhaltsamen Verfall der Türkei, der nur durch künstliches Stützen ihres abbröckelnden Besitzstandes mühsam hingehalten werden könne, gar keine Rede sei. Freilich gehören die Türken nicht zu den Völkern, die ihre geschichtliche Aufgabe als Träger und Verbreiter einer höheren Kultur zu lösen haben. Aber sie sind ein tüchtiges, gesundes Volk, das durch eine ganze Reihe von trefflichen Charaktereigenschaften wohl noch imstande ist, auf geeignetem Boden eine dankbare und ehrenvolle politische Stellung auszufüllen. Ich habe in dieser Zeitschrift einmal in anderem Zusammenhange darauf hingewiesen, daß die Türkei erst dann „der kranke Mann" in Europa wurde, als es der Eroberrolle, die es so lange in ausgesprochenem Gegensatz zu dem christlichen Europa und im Namen der Religion Mohammeds festzustellen versucht hatte, endgültig entsagte. Diese Entsagung, die in der Reform Mahmuds des Zweiten ihren sichtbaren Ausdruck fand, war allerdings nicht freiwillig; zu einer solchen Rolle reichte eben die Kraft nicht mehr hin. Aber diese religiöse Mission der osmanischen Eroberer — wenn man es kurz so nennen darf — war doch schon eine Überschreitung der natürlichen Kraftgrenzen, die das türkische Volk wohl vorübergehend, aber nicht auf die Dauer mißachten konnte. Das Erlahmen der durch religiöse Begeisterung entfachten und durch den Rausch der Macht getragenen Eroberkraft schließt die innere Sammlung und das Wiedererstarken nationaler Kraft nicht aus. Das weniger auf den Islam als auf nationales Bewußtsein und nationale Eigentümlichkeiten gestützte Osmanentum verlor nun freilich seine Überlegenheit gegenüber den inzwischen gleichfalls national erstarkten christlichen Balkanvölkern. Aber genau in demselben Maße wurde die Türkei innerlich kräftiger. Als sie noch über Bulgaren, Serben und Rumänen herrschte, war das Reich „der kranke Mann". Das ist anders geworden, seit dieses unnatürliche Verhältnis gelöst worden ist. Noch schleppt das osmanische Reich manches Wesensfremde mit sich herum, Formen, in die es noch nicht hineingewachsen ist. Aber die völlige Gesundung wird erleichtert, wenn es in den Bereich zurückkehrt, in den die Natur es gewiesen hat, wenn es sich, ohne fremde Mißgunst fürchten zu müssen, den seinen Kräften entsprechenden Aufgaben da widmen kann, wo seine Volksart geschlossen lebt und den ihr zusagenden Lebensbedingungen begegnet.

Das ist die Einsicht, die der Balkankrieg gebracht hat. Die europäische Türkei im alten Sinne ist fortan unmöglich und nicht mehr lebensfähig. Aber in Kleinasien und Vorderasien wird das Osmanentum wohl imstande sein, seine alte Kraft wiederzufinden und ein gesundes Volk einer zweckmäßigen, nicht mit Unmöglichkeiten beschwerten Staatsordnung und einer eigenen Kultur zuzuführen. Wenn dieser neuen Türkei der Besitz von Konstantinopel und eines zur Verteidigung der Hauptstadt notwendigen Teiles von Rumelien erhalten bleibt, so ändert diese aus bekannten politischen Rücksichten gegebene Lösung nichts daran, daß die Türkei ihren wirtschaftlichen Schwerpunkt künftig in Asien findet und

von allen den Sorgen befreit wird, die bisher wohl eigentlich die Ursache ihrer Schwäche gewesen sind. Es ist natürlich, daß diese Lösung in der Türkei selbst vorläufig mit Bitterkeit aufgenommen und als ein Zeichen des Übelwollens der Mächte gedeutet wird. Denn sie verletzt zunächst die Empfindungen, die von dem nationalen Ehrgefühl unzertrennlich sind. Aber das ist unvermeidlich nach den Niederlagen, die die Türkei nun einmal erlitten hat. Jenes naheliegende Empfinden kann selbst für die befreundeten Mächte nicht maßgebend sein. Sie haben nichts anderes zu tun, als eine Lösung schaffen zu helfen, in der sich deren eigene Interessen mit denen der Türkei begegnen.

Steht es nun aber fest, daß die Herrschaft der Türkei in Europa westlich von einer vor Konstantinopel gezogenen Linie nicht mehr haltbar ist, so ist es um so mehr eine Pflicht der Großmächte, die eine endgültige Regelung der Balkanfrage herbeiführen wollen, nicht Ursachen neuer Reibungen fortbestehen zu lassen. Und solche Reibungen würden sicherlich nicht ausbleiben, wenn es den slawischen Balkanstaaten in Gemeinschaft mit Griechenland gestattet würde, das bisherige türkische Gebiet restlos aufzuteilen. Nicht etwa als ob den Südslawen und Griechen dieser Besitz nicht zu gönnen wäre; denn das landesübliche Gerede von dem ungeheuren slawischen Wall, der im Südosten als Fortsetzung der russischen Macht aufgerichtet werde, braucht man als ruhiger Beurteiler dieser Verhältnisse nicht nachzusprechen. Das Entscheidende ist vielmehr, daß in dieser neuen Ordnung der Dinge wieder ein Element der Unruhe vorhanden sein würde, das in seinen Nachwirkungen ähnliche Verhältnisse herbeiführen würde, wie sie Europa nun lange genug bis zum Überdruß ertragen hat. Und das soll eben durch ein unabhängiges Albanien verhütet werden.

* * *

Um die verschiedenen Ansichten über die Bewohner Albaniens und die Gründe für ihre geplante staatliche Unabhängigkeit deutlich zu machen, wird es notwendig sein, auch auf die Geschichte Albaniens einzugehen. Hierbei wird es allerdings nicht darauf ankommen, alle gelehrten Meinungen über die Herkunft der Albanesen wiederzugeben und zu würdigen; es genügt, festzustellen, daß sie Nachkommen von Stämmen sind, die schon in uralter Zeit im Lande saßen und sich durch ihre dem indogermanischen Sprachstamm zugehörende Sprache ebenso von den Griechen wie von den späteren Einwanderern unterschieden. Demgegenüber kommt es wenig darauf an, ob alle Stämme des albanischen Volks sich zu allen Zeiten vollständige Rassereinheit bewahrt haben. Soweit fremde Elemente hinzugekommen sind, haben sie sich der albanischen Art vollkommen angepaßt, so daß die Albanesen zweifellos als eine von Griechen und Slawen bestimmt zu unterscheidende Nationalität anzusehen sind. Der zweite, auch für die Gegenwart wichtige Umstand ist, daß die Vorfahren der heutigen Albanesen in dem Lande, das sie jetzt bewohnen, schon zu der Zeit saßen, als die Einwanderung der Slawen begann. Und diese mächtige Slawen-

flut, die sich über die Balkanhalbinsel ergoß und dort die ganzen Bevölkerungsverhältnisse von Grund aus veränderte, — die sogar dem lebenszähen Hellenentum beinahe den Garaus gemacht hätte und ihm zum wenigsten eine ganz neue Blutmischung gab, die dem alten ugrisch-türkischen Volk der Bulgaren einen neuen nationalen Stempel aufdrückte und es für alle Zeiten in die Reihen der slawischen Völker hinüberführte, — diese Flut fremder Einwanderer hat nur einer Volksart nichts anzuhaben vermocht: — den Albanesen. Dabei fand keineswegs eine künstliche Absperrung statt, war durchaus nicht über einen Mangel an freundnachbarlicher Gesinnung zu klagen. Aber der albanische Stolz war so mächtig und so unbesiegbar, daß in den angeborenen Instinkten dieses Volkes eine feste Schranke aufgerichtet war, die kein Zerfließen der nationalen Art vor fremden Einflüssen gestattete.

Um so merkwürdiger ist es, daß diese so fest und sicher ausgeprägte nationale Art eigentlich niemals bis jetzt dahin gelangt ist, in sich selbst das Bedürfnis nach einem eigenen Staat zu fühlen. Ein Russe, der gegen Ende des vergangenen Jahres in den Nachrichten des Petersburger Auswärtigen Amts einen sehr beachtenswerten und für die russischen Auffassungen lehrreichen Aufsatz über Albanien veröffentlicht hat, nennt das albanische Volk „eine Masse, der jede nationale und politische Idee fremd ist und deren Zusammenleben in Stämmen und Familien einen Gegensatz zum Staatsgefühl darstellt". Nur darf man sich freilich nicht vorstellen, daß das ganz allein auf natürlicher Charakteranlage beruht; es hat auch seine nachweisbaren äußeren Gründe. Die Nationalität der Albanesen ist nicht minder stark und häufig bedroht gewesen als die der anderen Balkanvölker, aber sie hatten zwei Vorteile vor den anderen voraus. Erstens besaßen sie in ihren Sitten und sozialen Einrichtungen eine solche Bedürfnislosigkeit und Ursprünglichkeit, daß die an sie herantretende fremde Kultur keine Lockungen für sie besaß. Zweitens war es die Unzugänglichkeit ausgedehnter Teile ihrer Heimat, die diesen abgehärteten, fast kulturlosen Stämmen immer wieder eine Zuflucht bot, wohin die Fremdherrschaft nicht dringen konnte und wollte. In unserer Zeit, die die starren Eisregionen der Polargegenden durchforscht, die in das Herz der Wüsten eindringt und sich im Innern fremder Erdteile durch keine Fieberdünste und keine Schrecken der Wildnis zurückhalten läßt, berührt es sonderbar, wenn man hört, daß es in Europa, unserem Europa ein Land gibt, das noch kein Kartograph vermessen, kein Forscher erschlossen hat. Dieses Land ist Albanien! Aus den sicheren Einöden dieser großartigen, noch unberührten Gebirgsnatur konnten diese schlichten, bedürfnislosen Menschen immer wieder in ungebändigter, ungebrochener Freiheit hervortreten, um aller Verfolgungen machthungriger Eroberer, aller Verlockungen der Außenwelt, die ihnen das Palladium ihres Volkstums hätte rauben können, zu spotten.

Nur einmal haben sie doch so etwas wie einen Staat gebildet. Das war im vierzehnten Jahrhundert, als von zwei Seiten fremde Mächte erstanden, die

sie zu erdrücken drohten. Da haben sich die Stämme zusammengetan, um ihre Freiheit ebenso gegen das von Norden andringende serbische Reich wie gegen die von Süden und Südosten mit unwiderstehlicher Kraft vorstoßenden Osmanen zu verteidigen. Aber nur ein Menschenalter später erlag Serbien selbst in der Schlacht auf dem Kossovo-Felde dem gewaltigen Sultan Murad, und nun brauste der Türkensturm auch über Albanien hin. Indessen die alten Osmanensultane, insbesondere die Nachfolger Murads des Ersten, der bekanntlich selbst in jener Schlacht nach schon erfochtenem Siege getötet wurde, waren nicht nur wilde Eroberer, sondern auch kluge Männer, die zu erkennen wußten, welchen Vorteil ihnen die als Feinde so schwer zu fassenden und gefährlichen, als Freunde so harmlosen und unbeholfenen Albanesen gewähren konnten. Die Türken begnügten sich mit dem Erfolge der äußerlichen und scheinbaren Unterwerfung Albaniens und ließen die Stämme gewähren, in richtiger Abschätzung des Charakters der Albanesen, die nun wieder in das von altersher gewohnte Clanwesen auseinanderfielen. Dieser Zustand wurde gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts noch einmal unterbrochen, diesmal nicht durch die gemeinsame Furcht der Stämme vor der Fremdherrschaft, sondern durch die Macht der Persönlichkeit und den Ehrgeiz eines genialen Menschen, wie ihn ein naturfrisches, kraftvolles Volkstum gelegentlich hervorbringt, wenn außergewöhnliche Begabung Gelegenheit findet, aus der gewohnten Umgebung herauszutreten und sich mit den Mitteln einer höheren Kultur zu vervollkommnen. Dieser Mann war Georg Kastriota, dem die Türken später den Namen „Skanderbeg" gaben, denselben, womit sie den größten Eroberer des Altertums, Alexander den Großen, zu bezeichnen pflegen. Skanderbegs Ehrgeiz, seinem geeinten Volke dauernd die Unabhängigkeit zu erringen, wurde nicht erfüllt; mit seinem Tode zerfiel seine Schöpfung. Aber es blieb dem Nationalbewußtsein der Albanesen die Erinnerung an eine Episode heldenhafter Kämpfe eingepflanzt, die ihnen ganz und gar gehörte und ein Idealbild ihrer Volksart schuf. Dieser Held, der, am Sultanshof in fremdem Glauben erzogen und von allen Lockmitteln höfischen und kriegerischen Glanzes umgeben, aus der Kraft eigener Überzeugung den Weg zum Glauben seiner Väter zurückfindet und nun mit der Mischung von Verschlagenheit und Kühnheit, die allen urwüchsigen Völkern so besonders gut gefällt, die Fahne des Freiheitskampfes entrollt, mußte um so tiefere Spuren seines Daseins hinterlassen, als er in der ganzen Geschichte Albaniens eine einzig dastehende Gestalt geblieben ist. An eine dauernde Zusammenfassung ihrer Kräfte haben die Albanesen nicht wieder gedacht.

Trotzdem ist die Skanderbegzeit in einzelnen besonderen Nachwirkungen geschichtlich bedeutungsvoll geworden. Der Widerstand Skanderbegs gegen die Türkenherrschaft wäre wohl nicht so beachtet worden, wenn er nicht gerade in die Zeit gefallen wäre, als die Eroberung von Konstantinopel die ganze abendländische Welt tief erschütterte und ihr die drohende Türkengefahr zum Bewußt-

sein brachte. So wurde der Freiheitskampf Albaniens in die Berechnungen der europäischen Politik hineingezogen. Allerdings nicht immer in einem Sinne, der den Albanesen günstig und angenehm war. Die Republik Venedig machte mit den Türken gemeinsame Sache, weil sie hoffte durch ihre Hilfe gegen Skanderbeg ihren bedrohten Besitz an der adriatischen Ostküste erhalten und sogar — auf Kosten Albaniens — vergrößern zu können. Dagegen erhielt Skanderbeg den Beistand des Papstes, der sich damals in einem politischen Gegensatz zu Venedig befand, und damit auch anderer italienischer Staaten. Schon damals wurde wohl der Grund gelegt zu engeren Beziehungen mit Italien und zu dem Vordringen des römisch-katholischen Bekenntnisses in Albanien.

Die auf den ersten Blick sehr kompliziert erscheinenden religiösen Verhältnisse Albaniens erhalten durch die Kenntnis dieser geschichtlichen Vorgänge eine einfache Erklärung. Wie die gesamte Bevölkerung der Balkanhalbinsel waren die Albanesen zunächst Bekenner der griechisch-orthodoxen Kirche. Bei der Bevölkerung Südalbaniens, den sogenannten Tosken, erhielt sich dieser Bekenntnisstand, weil sie von anderen Nationalitäten fast nur Griechen unter sich sahen. Im Norden dagegen fand unter der albanischen Bevölkerung, die mit dem Namen der Gegen zusammengefaßt wird, wie erwähnt, der römische Katholizismus Aufnahme. Nachdem dazu einmal der Grund gelegt worden war, vermehrte sich die Zahl der Katholiken. In Skutari bildete sich im Laufe der Zeit eine Art von geistigem Zentrum dieses Bruchteils der Bevölkerung, der in den Städten des Nordens Handel zu treiben anfing und hierbei vielfach mit Italienern in Verbindung trat, später auch im Norden Beziehungen mit Kroatien anknüpfte.

Die Türken machten gegenüber diesen Verhältnissen nur den Grundsatz des islamitischen Rechts geltend, daß Andersgläubige keinen Grundbesitz zum Eigentum erwerben durften. Im übrigen ließen sie den Albanesen, wie schon bemerkt wurde, möglichst ihre Freiheit, und das belohnte sich dadurch, daß die in allen diesen Fragen nichts weniger als empfindsamen Albanesen den Schutz der türkischen Regierung gegenüber den ihnen äußerst unsympathischen Serben gar nicht so übel fanden und sich gern bereit finden ließen, von so bequemen Herren das Recht auf Grundbesitz durch Übertritt zum Islam zu erwerben. Das geschah besonders im Norden und Osten in den fruchtbaren Ebenen, die von der serbischen Bevölkerung allmählich durch Auswanderung infolge des türkischen Druckes geräumt wurden. Während also Süd- und Mittelalbanien griechisch-orthodox blieb, ging im Westen Nordalbaniens die Hauptmasse des Volks — namentlich in den Städten — zum Katholizismus über; gleichzeitig drang vom Osten her der Islam vor und nahm einen starken Bruchteil des Volks für sich in Anspruch. Der Islam breitete sich auch im Süden aus, gleichfalls von der Ostgrenze aus nach Westen vorrückend.

Man hätte denken sollen, daß diese religiöse Spaltung auch eine politische Spaltung unter den Albanesen herbeiführen mußte. Das war aber nicht der

Fall. Während auf der einen Seite das ausgeprägte Nationalbewußtsein alle religiösen Interessen weit in den Hintergrund schob, blieb auf der andern Seite das Interesse an einer politischen Einigung der Stämme so gering, daß die Verschiedenheit der Bekenntnisse gar keine Gelegenheit fand, irgendeine Wirkung auszuüben. Sie konnte Leute nicht trennen, die ohnehin ihren eigenen Weg gingen. Ihre Hauptbedeutung erhielten die konfessionellen Verhältnisse erst dadurch, daß die habsburgische Monarchie seit 1642 auf Grund eines besonderen Vertrages das Protektorat über die albanischen Katholiken beanspruchte, während Rußland sich als politische Vormacht zum Schutz der orthodoxen Christen betrachtete. Aber beides blieb lange Zeit hindurch gänzlich ohne politische Folgen, weil keine der albanesischen Glaubensgemeinschaften das Bedürfnis eines Glaubensprotektorates empfand.

Hiernach wird man sich bereits vorstellen können, wie sich das Verhältnis zwischen den Albanesen und der Hohen Pforte im Laufe der Jahrhunderte gestaltete. Der Mangel jedes politisch gefärbten Freiheitsgefühls bei den Albanesen machte der Pforte den Verzicht auf fühlbare Eingriffe in die Selbstbestimmung des Landes leicht und legte dafür den Gedanken nahe, die politisch so leicht zu lenkende, in ihrem Wesen aber unaustilgbare Sonderart dieser Volksstämme gegen die dem Osmanenreich viel gefährlicheren slawischen Nationalitäten auszuspielen. Dabei konnte es allerdings geschehen, daß in Zeiten der Schwäche des osmanischen Thrones eine ehrgeizige und mächtige Persönlichkeit die Herrschaft über das albanische Volk vorübergehend der Pforte aus der Hand nahm, ohne daß sich dieses Volk bei seiner politischen Indolenz dagegen gewehrt hätte. Das hat seinerzeit der berühmte Ali Pascha von Janina vermocht, dessen von wilder Romantik erfülltes Leben gewissermaßen das Vorspiel des griechischen Freiheitskampfes bildete. Ali Pascha war selbst ein mohammedanischer Toske (Südalbaner), aber man würde vollständig fehlgehen, wenn man seine Herrschaft etwa als den ersten Versuch eines albanischen Nationalstaats ansähe.

Niemand aber hat es besser verstanden, die Albanesen an die Interessen des osmanischen Reiches zu fesseln, als Sultan Abdul Hamid der Zweite, der den Wert des zähen albanischen Sondergeistes in seiner völlig isolierten Stellung zwischen Griechen und Slawen ebenso richtig erkannte wie ihre politische Harmlosigkeit. Der absoluten Ehrlichkeit und Eidestreue dieser schlicht denkenden und fühlenden Menschen gewiß, gewann es der mißtrauischste aller modernen Despoten über sich, den Schutz seiner Person in erster Linie einer Albanesengarde anzuvertrauen, und kein Volksstamm, kein Gebietsteil des weiten Reiches hat sich so außerordentlicher Gunst- und Vertrauensbeweise erfreut wie Albanien. Gerade daß dieses Verhältnis ein rein persönliches war, machte seine Stärke aus. Es beruhte auf einem vollständigen Mißverständnis, wenn man in Europa glaubte, die Albanesen seien fanatische Mohammedaner und Freunde des Alttürkentums. Das waren sie nicht. Sie waren dem Mann

ergeben, der nach der Lage der Dinge, über deren Ursprung nachzuforschen ihnen im Grunde sehr gleichgültig war, die Macht und den Willen hatte, ihnen das zu gewähren, worauf sie Wert legten: ein ungestörtes Leben nach der Väter Weise und die drei einzigen Rechte, in denen sich ihnen alles verkörperte, was sie an politischen Forderungen auf dem Herzen hatten: Militärfreiheit, Steuerfreiheit und das Recht des Waffentragens.

Und gerade daran rührte mit täppischer Hand das Jungtürkentum, das den alten Herrn, der die Treue seiner Albanesen so zu schätzen gewußt hatte, beseitigt hatte. Das alles paßte nicht in das Schema des modernen Staates, in den die Türkei, es koste was es wolle, über Nacht umgewandelt werden sollte. Nun rotten sich die aufgeregten Albanesen zusammen und rüsten sich zum Aufstande. Es hat wirklich etwas Rührendes, zu sehen, wie diese Naturkinder sich doch immer wieder beruhigen und nach Hause schicken lassen, wenn einer der hohen Herren aus Konstantinopel herbeieilt und mit Versprechungen hinsichtlich ihrer bescheidenen Forderungen ihnen gut zuredet. Aber das war doch bei alledem nicht mehr zu verbergen: die Albanesen waren in dem Körper der modernen Türkei ein kaum noch einzufügender Fremdkörper geworden. Denn soviel Unfertiges und Unmögliches, soviel Asiatentum diese neue Türkei auch noch in sich barg, so waren doch die Grundformen des Staatswesens so verändert, daß mit einem so sonderbar veranlagten und entwickelten Volkstum wie dem albanischen darin buchstäblich nichts anzufangen war. Daß nach dem militärischen Zusammenbruch der Türkei Albanien nicht mehr ein Bestandteil des Osmanenreichs bleiben konnte, lag für alle, die das künftige Schicksal der Balkanhalbinsel zu überlegen hatten, klar zu Tage. Wie aber standen die Albanesen nun zu den andern Balkanvölkern?

* * *

Die Zähigkeit, mit der die Albanesen der Hellenisierung und dann auch der Slawisierung widerstanden haben, könnte vielleicht den Glauben erwecken, daß sich hier ein starker nationaler Gegensatz entwickelt hat. Das ist in dieser Allgemeinheit nicht richtig. Mit den Griechen haben sich die Albanesen immer ganz gut vertragen und sind dabei doch Albanesen geblieben. Ja, man erinnere sich einer kleinen Äußerlichkeit: die albanische Nationaltracht, die Fustanella, hat ihren Siegeszug einstmals durch ganz Hellas bis zum Kap Matapan gehalten, und noch heute stolziert die Elitetruppe des griechischen Heeres, die Evzonen, in Athen in albanischer Tracht einher. Auch mit den Montenegrinern haben die Albanesen keineswegs grundsätzlich unfreundlich gestanden. Die Bewohner der Zeta — so hießen im Mittelalter die Schwarzen Berge — haben einst dem tapferen Skanderbeg treulich beigestanden, und im allgemeinen sind die Montenegriner und Albanesen trotz gelegentlicher Fehden und Streitigkeiten gute Nachbarn gewesen. Die Streitigkeiten beruhten nicht auf Nationalhaß, sondern auf wirtschaftlicher Not. Die Bewohner des armen und rauhen Montenegro waren

ebenso wie die albanischen Malissoren gelegentlich auf Räubereien angewiesen. Malissoren, d. h. Gebirgsleute, nennt man die Bewohner des unzugänglichen und unwirtlichen Bergzuges, der sich durch Nordalbanien längs der montenegrinischen Grenze hinzieht, im Gegensatz zu den kultivierteren Ansiedlern im Kossovogebiet und den Bewohnern des südlichen, sanftere Formen zeigenden Berglandes, den Miriditen. Eine weitere Erklärung der Fehden gibt das den Montenegrinern und Albanesen gemeinsame Bestehen der Blutrache, einer Sitte, die ja sehr barbarisch erscheint, über die wir uns aber insofern nicht allzu heftig zu entrüsten brauchen, als sie gerade den edelsten und tüchtigsten Völkern auf einem gewissen Kulturstandpunkt eigen zu sein pflegt. Davon haben auch unsere eigenen Vorfahren keine Ausnahme gemacht und wir verdanken dieser Sitte das herrlichste und großartigste Epos unserer Nationalliteratur, das Nibelungenlied, dieses hohe Lied der Mannentreue und des aufopfernden Heldenmuts. Zwischen Montenegrinern und Albanesen hat es also zeitweise Blutrache gegeben. Wurde aber die Sache zu kompliziert und zu umfangreich, dann wurde ein Strich darunter gemacht und nach einer entsprechenden Verhandlung ein „Blutfriede" geschlossen. Dann lebten die Stämme wieder in herzlicher Eintracht; von Nationalhaß ist keine Rede.

Etwas anders gestaltete sich das Verhältnis zwischen Albanesen und Serben. Die Albanesen brachten den Serben aus Gründen, die ihren Ursprung wohl noch in der Zeit der ersten serbischen Eroberungen haben, eine an Verachtung grenzende Abneigung entgegen. Die Serben aber sahen in den Albanesen die Werkzeuge der verhaßten türkischen Herrschaft, durch deren willige Hilfe sie aus einem Teil der von ihnen einst besetzten und stets wieder beanspruchten Gebiete — im Sandschak Novibazar und Altserbien — verdrängt worden waren. Allen Anzeichen nach scheinen diese unfreundlichen Gefühle bei den Serben stärker zu sein als bei den Albanesen, was sich aus dem beiderseitigen Nationalcharakter leicht erklären läßt. Nun hat der jetzige Balkankrieg nicht nur diesen Haß bei den Serben verschärft, sondern auch die Montenegriner in die gleiche Stimmung hineingezogen. Denn die bloße Existenz der Albanesen stellt der Erfüllung dringender Wünsche der kriegführenden Balkankönigreiche starke Hindernisse entgegen. Deshalb haben die Montenegriner gewaltsame Bekämpfungsversuche albanischer Katholiken zum orthodoxen Bekenntnis angestellt, während die Serben auf ihrem Siegeszuge nach Süden die albanesische Bevölkerung, wo sie konnten, einfach niedermetzelten. Wollte man jetzt Teile des Malissoren- und Miriditengebiets zu Montenegro schlagen, die östlichen und nordöstlichen Albanesenstämme Serbien, die Tosken Griechenland zuteilen, so würde, da die so geschaffenen Verhältnisse von den Albanesen niemals gutwillig ertragen werden könnten, der Unfriede auf dem Balkan verewigt werden, und zwar schlimmer, als es je zur Zeit der Türkenherrschaft geschehen ist. Dazu kommen die gewichtigen Gründe, die Österreich-Ungarn und Italien veranlassen, Serbien infolge seiner politischen Haltung keine politische Stellung an der Ostküste des Adriatischen Meeres zu gestatten.

Alle diese Gefahren, unter denen die europäischen Interessen allgemein leiden würden, können nur vermieden werden, wenn das hauptsächlich von Albanesen bewohnte Gebiet den Bestrebungen der Balkankönigreiche überhaupt entzogen, also zu einem unabhängigen Staat gemacht wird.

* * *

Wie soll nun dieses Albanien, das zunächst noch keinen geschichtlichen Rechtstitel für sich aufzuweisen hat, vielmehr vorerst nur ein geographischer oder vielmehr ethnographischer Begriff ist, abgegrenzt werden? Der schwierigste Teil dieser Frage ist der Absteckung der Nordgrenze, weil hier Montenegros einzige Hoffnung auf einen Lohn für die übernommenen Kriegsopfer und Serbiens Lieblingstraum von der Wiedergewinnung der alten Kernlande seiner mittelalterlichen Größe zerstört werden muß. Beide Königreiche richten ihre Blicke hoffnungsvoll nach Rußland, wo der Lärm der Panslawisten ihnen eine ähnliche Lage vortäuscht wie 1877, als Alexander der Zweite, von dem gleichen Lärm eingeschüchtert, für die Balkanslawen das Schwert zog. Aber die Lage ist doch in Wahrheit eine andere, und Rußland hat Gründe genug, die gewiß nicht aus Sentimentalität so fürsorglich hergestellte Einigkeit der Großmächte nicht zu stören. So ist denn auch die Verständigung mit Österreich-Ungarn herbeigeführt worden, das, ebenso wie Italien und vor allem auch England, ein bestimmtes Interesse daran hat, daß der in Aussicht genommene neue Staat Albanien auch lebensfähig wird. Dazu gehört aber, daß er in seinem nördlichen Teil, wo der Kulturzustand der Malissoren ohnehin als erschwerendes Moment mitwirkt, nicht die notwendigen Stützpunkte einer städtischen Kultur, eines auswärtigen Handels und einer geordneten, entwicklungsfähigen Landwirtschaft verliert. Darum bestand namentlich Österreich mit vollem Recht darauf, daß das neue Albanien Skutari und Djakova erhalten sollte. Montenegro sollte durch Ipek, Serbien durch andere eroberte Gebietsteile entschädigt werden. Dieser Lösung aber wollte Rußland im Interesse der slawischen Königreiche nicht zustimmen, bis man sich nach weiteren Verhandlungen einigte. Österreich erklärte sich damit einverstanden, daß Djakova noch an Serbien fallen sollte, wofür Rußland zugestand, daß Skutari bei Albanien bleiben sollte. Die Bestimmung der Südgrenze wird voraussichtlich nicht so viele Schwierigkeiten machen, wenn auch die Abgrenzung Griechenland vielleicht einige Schmerzen und Enttäuschungen verursachen wird. Da die Westgrenze Albaniens die adriatische Küste ist, so bleibt dann nur noch die Ostgrenze zu bestimmen, wo es leichter sein wird, den Wünschen Serbiens und Bulgariens entgegenzukommen. Schon jetzt steht fest, daß die Einigkeit der Mächte durch die albanische Frage nicht gestört wird. Früher bestand die Gefahr, daß Albanien zum Zankapfel zwischen Österreich-Ungarn und Italien werden könnte. Diese Gefahr ist beseitigt, seit Italien durch die Verstärkung seiner Stellung im Mittelmeer seit dem Tripoliskriege die ängstliche Sorge um seine Stellung im Adriatischen Meer hat fallen lassen.

So darf man wohl vertrauen, daß auch Montenegro seine schwere Enttäuschung über den ihm aufgenötigten Verzicht auf Skutari überwinden wird.

Wird denn aber nun wirklich der neue Staat ein lebensfähiges Gebilde sein? Das ist eine Frage, deren sichere Beantwortung erst die Zukunft bringen wird. Wenn aber schon jetzt aus der bisherigen Geschichte und Art Albaniens Schlüsse auf die Aussichtslosigkeit dieses Experiments gezogen werden, so läßt sich dem mancherlei entgegenhalten. Auch dem bisherigen Albanien — richtiger gesagt, den von Albanesen bewohnten Teilen der Wilajets Skutari, Janina, Üsküb und Monastir — fehlte es nicht an kulturfähigen und der Kultur bereits erschlossenen Gebieten. Aber diese Ansätze einer fortgeschrittenen Kultur kamen nicht der albanischen Nation zugute, sondern schlossen sich an andere Interessenzentren an, die außerhalb des gemeinsamen Volkstums lagen, so daß auch Verbindungen mit anderen Kulturländern, z. B. mit Italien und den österreichisch-ungarischen Kronländern, wo sich zahlreiche Kolonien der intelligentesten und entwicklungsfähigsten Köpfe Albaniens bildeten, für das Heimatland unwirksam blieben. Wenn aber diese bereits vorhandenen geistig und wirtschaftlich regsamen Elemente durch die Vereinigung aller Gebietsteile Albaniens ein Feld finden, wo sie unmittelbar für ihre Heimat wirken und sich betätigen können, so ist nicht einzusehen, warum sich nicht eine kluge und glückliche Regierung finden soll, die mit dieser Hilfe und auf diesen Grundlagen und — man darf hinzufügen — mit entsprechender Geduld, Ruhe und Zähigkeit die politische Erziehung ihres Volkes in die Hand zu nehmen vermag. Das überstürzte Zurechtzimmern eines allermodernsten Staatsgerüstes mit allerhand unberechtigten Voraussetzungen und Erwartungen würde allerdings Rückschläge und peinliche Eindrücke bringen, aber das wäre kein Grund, den Versuch zu unterlassen, dieses Volk, in dem noch soviel unentwickelte Tüchtigkeit, ein so vortrefflicher sittlicher Kern schlummert, einer neuen, gesunden und stetigen Entwicklung zuzuführen.

Mehr Herder?

Von Dr. Wilhelm Martin Becker in Darmstadt

enn man den modernen „Gebildeten" über Herder befragt, so gerät er in Verlegenheit. Er weiß aus seiner Schulzeit etwas vom „Cid", von den Volksliedern, hat vielleicht etwas von den „Ideen" gehört, aber lebendig ist ihm die Vorstellung dieses Mannes nicht. Die Schule ist daran nicht schuld. Denn sie kann unter den Männern, die den Eingang zur neueren deutschen Geistesgeschichte bezeichnen, außer Kant keinen dem jugendlichen Verständnis schwerer erschließen als Herder. Und wer beschäftigt sich nach der Schule noch mit ihm?

Daß dieser Zustand eines Volkes nicht würdig ist, das für so viele kleine Geister mit andächtiger Verehrung „Gemeinden" bildet, darüber wird kein Zweifel sein. Aber man wird fragen müssen: Verlieren unsere gebildeten Kreise, auf die soviele Tagesinteressen einstürmen, beträchtliche Werte, wenn sie die Größen der Tagesmode einmal zurücksetzen, um Herder vorzulassen? Was könnte dem Durchschnitt von uns Herder noch sein? Insbesondere: Könnte er uns Führer sein?

Es ist nicht rätlich, sich in die gewaltige Masse Herderscher Schriften ohne sachkundige Leitung hineinzuwagen. Die Biographie von Eugen Kühnemann liegt jetzt in zweiter Auflage vor („Herder", München 1912, Beck) und gibt sich schon in ihrer Titeländerung (die erste Auflage 1895 hieß „Herders Leben") als einen Versuch, in die Persönlichkeit Herders selbst einzudringen. Das Wesen dieses absonderlichen Menschen wird uns in diesem Buche wirklich lebendig. Tiefen und Untiefen sind schärfer als früher erfaßt und begründet, und der Niedergang des Gestirns in den Bedingungen seines Aufstiegs bereits erschaut. Eine Würdigung von Herders Wesensart wird daher an dieses Buch anknüpfen können.

Wer von dem Buche Kühnemanns herkommend sich die obige Frage vorlegt, der findet, daß Herders Natur nach sehr bemerkenswerten Seiten hin mit dem Wesen vieler unserer Mitlebenden verwandt ist. So sehr, daß es eine Gefahr bedeuten könnte, wenn sie sich in ihn hineinlebten und ihn als eine Art Vorbild vor sich aufpflanzten. Ich denke an den Mangel der dauernden

Konzentration auf das zur Leistung ausersehene Gebiet. Dieser Gefahr ist unsere Zeit in besonders starkem Maße ausgesetzt, und die Besten von uns am meisten, weil die Masse der Eindrücke unerhört groß ist, und zwar die Aufnahmefähigkeit, aber nicht die innere Bewältigung sich dem Andrange anpaßt. Für die entsprechende Wesensseite Herders ist z. B. das Reisejournal von 1769 mit seiner Fülle von klugen Einfällen bezeichnend. Schon geringe Anlässe bewirken ein unabsehbares Ablaufen von Ideen, deren jede einen schöpferischen Keim in sich trägt, aber im Gedränge nicht zur Auswirkung gelangt. Hier fehlt Herder schon in äußerlich ungestörtesten Verhältnissen das, was unserer Zeit überhaupt fehlt, die Sammlung, die innere Ruhe. Statt deren eine bis ans Krankhafte gehende Ideenflucht. Gewiß, alles, was in Herder aufging, nahm Leben an, denn es stellte sich von selbst unter das obwaltende Gefühl, es wurde von ihm getragen und so mit dem übrigen verbunden. Aber es ist nur wie mit dem Lichte eines Scheinwerfers beleuchtet: der Lichtkegel irrt von Gegenstand zu Gegenstand, ohne den Zusammenhang des blitzartig Erschauten innerlich auch begrifflich erfassen zu lassen. Und so hat Herder nicht geleistet, was ihn zum Führer in unserer zerfahrenen Zeit machen würde, die Durchdringung alles einzelnen mit seinem Wesen zur Gestaltung eines persönlich-sachlichen Ganzen. Was er geschaffen hat, sind fast immer nur Teile, oft winzige Fragmente, Skizzen voll Tiefblick, voll von „hellseherischem Ahnungsvermögen", für das es in Raum und Zeit keine Hindernisse gibt. Keineswegs kleinlich: gerade in den Plänen zu künftigen Werken, wie zu jenem „Buch zur menschlichen und christlichen Bildung" liegt ein großer Wurf; auch sonst tritt er als Reformator der Gesamtwissenschaft auf, sein Blick umfaßt stets das Ganze der Völker und Zeiten. Aber wenn der Leser in den Einzelergebnissen die Spuren des Löwen erblickt, so ergreift ihn eine gewisse Beängstigung bei der Frage, ob der Verfasser wirklich so groß und so klein zugleich sein kann, ob er der seltene Mensch ist, der nicht nur ahnungsweise und gefühlsmäßig, sondern wirklich das Weltall in sich aufbaut. So wird es wohl bei der klassischen Äußerung Chamberlains sein Bewenden haben: „Herders Genialität übertrifft bei weitem sein Talent, das ist sein Verhängnis, das hindert ihn, wahre Meisterwerke zu vollenden. Die Welt aber fragt nicht viel nach dem Wesen eines Mannes, sondern fast einzig nach seinen Taten; und als Tat läßt sie nur das gelten, was sich ihr mit Gewalt aufzwingt."

Hinzu nehme man die Schwäche seiner Willensseite, wie sie in mehr als einem wichtigen Moment seines Lebens als Entschlußunfähigkeit sich geltend macht, und man versteht, wie ein solcher Geist, reizbar im höchsten Grade, nach allen Seiten gleichzeitig emporgezogen, nicht leicht den festen Boden findet, von dem aus er den Aufbau seiner Anschauungen und seines Lebens beginnen kann. Können wir diese Unsicherheit nicht auch um uns herum täglich bemerken? Und die Untersuchung des Verhältnisses von Ich und Leben bei Herder führt nicht minder in ein modernes Problem.

Schon früh hemmt ihn der Gegensatz, der in dem Bewußtsein der inneren Fülle und der Unfähigkeit, sie restlos zu äußern, liegt. Hieraus entspringen — sogar im Augenblick heftigsten Vordringens nach innerer Klärung! — kleine Züge von Besorgnis, ob man ihm auch die gebührende Anerkennung zolle. Auch diese Abhängigkeit von äußerem Urteil, ein Zeichen des mangelnden inneren Gleichgewichts, ist ein Zug, der in unserer Zeit liegt. Wenn Herder, mit seiner Fülle der Gesichte, mit dem Gefühl, ein Reformator der Kulturphilosophie zu sein, vom Menschenurteil beeinflußt wird, so ist es wohl ein Überbleibsel seiner harten Jugend, eine Art Verkrüppelung, die wir an dem Wahrheitssucher besonders schmerzlich empfinden. Gar zu menschlich erscheint es uns, wenn er den Mangel an innerer Sicherheit ersetzt durch eine zur Schau getragene Würde, oder gar durch ein absprechendes, nörgelndes Wesen.

Kann uns, die wir in einer unharmonisch gärenden Zeit nach Bahnbrechern in ein Land der Harmonie zwischen Wollen und Können, zwischen Ich und Umwelt ausschauen, kann uns Herder ein Führer sein? Er lebt uns die Schmerzen vor, die in dem Mißverhältnis der genialen Intuition und der praktischen Auswirkung ihre Quelle haben. Er, d. h. seine Persönlichkeit, kann uns als psychologisches Studienobjekt interessieren, er kann uns als Held einer im tiefsten menschlichen Wesen beruhenden Tragik erscheinen, aber ein Führer, ein Vorbild, die Verkörperung eines Ideals kann uns dieser von Grund aus unglückliche Mensch nicht sein.

Und doch, wenn dem so ist, was verschaffte diesem Menschen die Anziehungskraft, woher stammt der beispiellose Reiz, den Herder während seiner Jugend und selbst noch bis ins Alter hinein auf so viele Menschen, die in seinen Kreis traten, ausgeübt hat? Das Geheimnis liegt in der Wärme seines Wesens. Das Gefühl, womit er Menschen und Dinge aller Zeiten umfaßt, läßt ihn als ein Wesen von einziger Art erscheinen, nicht die von den Dingen abgelöste Schwärmerei, nicht Ästhetentum, sondern ein enthusiastisches Ergreifen und Zueigenmachen alles Gegebenen. In wem dieser Ton gleiche Saiten erregte, der konnte sich Herders Wesen nicht entziehen. So allein ist sein Verhältnis zu Goethe zu verstehen, der durch die unfreundliche Schale ins Innere dieses seltenen Menschen sah. Hier ist es, wo die Versenkung in Herders Schriften, die Vorstellung von seiner Menschenart, eine wohltätige Wirkung auf uns Kinder einer raschlebenden, verstandeskühlen Zeit üben könnte. Man muß Schriften aus seiner ersten Lebenshälfte lesen, z. B. die „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts", um zu verstehen, wie ihm in ganz unerhörtem Maße die Gabe des Einfühlens in die Gegenstände gegeben war. Das Gefühl war das Grundorgan, mit dem er Nahes und Fernes an sich zog und zu einer eigenen Art von Klarheit brachte. Und er war sich dieser Wesensseite froh bewußt. Wie er z. B. in den Briefen über Ossian das gefühlsmäßig Erlebte in der Dichtung dem Ergrübelten entgegenhielt, so möchte man heute oft auch auf anderen Gebieten des geistigen Lebens tun, wo verstandesdürre Arbeit das Herz unbefriedigt

läßt. Manche Ausfälle auf den platten Intellektualismus der Aufklärung seiner Zeit könnten ebenso gut heute geschrieben sein. Gewiß hatte diese Art, an die Dinge heranzutreten, ihre Schattenseite: es war Herder schwierig, wenn nicht unmöglich, die Dinge objektiv zu betrachten; ohne Affektion der Gefühlsseite war ihm jede Geistestätigkeit zuwider. Aber gerade da, wo der Denker zum einfühlenden Seher wird, werden wir hingerissen von den weiten Blicken in unbekannte Länder, deren Gefilde sich ihm und uns beleben durch die Kraft der liebend hingegebenen Intuition.

Eben hierdurch ist Herder zu einem großen Säemann geworden. Wo er mühelos seine Ideen hinwirft, unausgeführte, weil zur Ausführung der Drang der schöpferischen Stunde nicht Zeit ließ, da ist für uns Nachlebende ein Schacht voll von Schätzen, die alle zu heben noch nicht gelingen wollte. Die Inkonsequenzen, die den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" anhaften, das Unzureichende der Humanitätsidee als des Kernes und Sternes Herderscher Zielsetzung sind ja längst erkannt. Aber daß ihm der Kulturhistoriker, der Geschichtsphilosoph die weitesten Blicke, ja sozusagen die erste Begründung seines Gedankengebäudes verdankt, wird darum nicht bestritten. Erst in den letzten Jahrzehnten besinnen sich auch andere Wissenschaften darauf, was sie seinen Anschauungen, ja auch seinen oft nur kurz hingeworfenen Andeutungen verdanken. So hat der gewiß kompetente Wilhelm Wundt auf den „Geist heutiger Psychologie" hingewiesen, der — im Gegensatz zu den meisten späteren Werken über das gleiche Thema — in Herders Schrift über den Ursprung der Sprache lebendig sei. Wenn ich noch die Schriften des Juristen Viktor Ehrenberg („Herders Bedeutung für die Rechtswissenschaft", 1903), des Botanikers Adolf Hansen („Häckels Welträtsel und Herders Weltanschauung", 1907), des Theologen Horst Stephan („Herder in Bückeburg und seine Bedeutung für die Kirchengeschichte", 1905) nenne, so geschieht es, um zu erweisen, daß die Schätzung Herders als eines Bahnbrechers oder doch Anregers auf den verschiedensten Gebieten immer mehr Fortschritte macht.

So wäre denn zu sagen: Herder wird als vorbildliche Persönlichkeit unserem Geschlechte, das der echten Heldenverehrung wieder dringend bedarf, nichts zu bieten haben, desto mehr aber werden wir uns in seine Schriften vertiefen, um einerseits den Reichtum des Gefühls zu kosten, in den er alles eintaucht, und um anderseits, von welcher Wissenschaft aus wir bei ihm einkehren, bereichert um Ausblicke, Anregungen und Ideen diesen eigenartig selbständigen Denker zu verlassen.

* * *

Herders als eines Säemanns muß aber auch noch in einem anderen Zusammenhang gedacht werden, auf einem Gebiete, das alle gebildeten Deutschen angeht. Vor kurzem hat ein Buch von Günther Jacoby, „Herder als Faust" (Leipzig 1911, Felix Meiner), berechtigtes Aufsehen erregt und ist, soviel ich

sehe, von der zünftigen Kritik nicht überall glimpflich behandelt worden. Auf das in diesem Buche behandelte Problem möchte ich die Aufmerksamkeit noch lenken; ist es doch auch ein Beitrag zu der Frage: Was ist uns Herder?

Im Mittelpunkt des Buches steht der bedeutsamste Vorgang, der sich in Herders Leben überhaupt abgespielt hat: seine Berührung mit dem jungen Goethe in Straßburg. Goethe, in dem tausend Keime sich regten, tausend Ansätze auf Befruchtung harrten, in der Rolle des dankbaren, selbst unterwürfigen Schülers gegenüber dem einzigartig Frühreifen, in dem sich Wissen und Schauen zu einem gewaltigen Weltbilde, beseelt von tiefdurchwaltendem Gefühle, auszuwachsen strebte. Der persönliche Verkehr legte in Goethe den Grund zu einem viele Jahre andauernden unerhörten Aufgeschlossensein der Seele für alle Wesensäußerungen Herders. Goethe las nunmehr, was er von Herder las, mit ganzem Gemüte. Vielleicht hat kein Mensch, auch Schiller nicht ausgenommen, je auf Goethe so stark gewirkt, und gewiß hat keiner in einem so fruchtbaren Augenblick gewirkt wie Herder. Man wird sicher gut tun, den Nachklang Herderscher Ideen in Goethes Anschauungen, die damals zuerst zu dauernder Festigung strebten, mehr zu beachten als dies gewöhnlich geschieht.

Wenn nun Jacoby den Versuch unternimmt, aus diesem Gebiet eine Kernfrage, die nach Herders Einwirkung auf die Konzeption des Faustdramas, zu untersuchen, so ist der Gedanke selbst nicht neu. Man hat auch früher schon bemerkt, daß sich in Faust der Geist Herders regt. Doch ist niemand bisher dem Gedanken auf den Grund gegangen. Es kam darauf an zu zeigen, wie nahe die Persönlichkeit Herders der des Goetheschen Faust steht, und wie daher Goethe in ihm die lebendige Erscheinung des Aufstrebens vom Menschen zum Übermenschen, die Durchdringung von Natur und Menschenleben mit eigenem Gefühl und ihre Gestaltung und Durchfühlung als Kosmos, mithin das Nachdenken des göttlichen Gedankens erlebt haben müsse, hierdurch die Faustidee auf eine Höhe erhebend, die keiner der vorausgegangenen Faustdichter erreichte.

Darüber wird kein Zweifel obwalten können: die für den Schüler nicht immer erquickliche Lehre, in die Herder den jungen Goethe in Straßburg nahm, und die sich in dem Briefwechsel der nächsten Jahre fortsetzte, bedeutete für Goethe eine heilsame Erziehung; das „spechtische Wesen" wich einer zunehmenden Verinnerlichung. Aus Jacobys Darlegungen gewinnt man nun den Eindruck, als habe Goethe Herders Persönlichkeit und seine Schriften mit einer solchen Glut eingesogen, habe sich so mit Herder getränkt, daß er nicht nur in Herders Lebensrichtung hineingezogen, nicht nur seinen Anschauungen gewonnen worden sei, sondern daß bis in die Ausdrucksweise, bis in den sprachlichen Rhythmus hinein Herders Wesen durch das seine hindurch sich auswirkt.

Am stärksten haben — immer als Persönlichkeitszeugnisse gefaßt — außer den vor der Straßburger Begegnung schon erschienenen Herderschen Schriften die der nächsten Jahre auf Goethe gewirkt: die „Älteste Urkunde", „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit", der Aufsatz „Über die

dem Menschen angeborene Lüge", eine Anzahl Gedichte über die Seele; am unmittelbarsten als Zeugnis für Herders damaliges Innenleben spricht das vielfach von faustischen Empfindungen durchzogene Reisetagebuch von 1769. Die von Jacoby beobachtete Einwirkung auf die Gestaltung des Faustgedichtes umfaßt die gedankliche Konzeption des Ganzen, die Nacht- und Erdgeistszene, die Auseinandersetzungen mit Wagner und Mephisto, mit dem Schüler, „Wald und Höhle", „Trüber Tag". Wir erleben Verzweiflung und Gottesgewißheit, Geisterschau und Menschbewußtsein, Haß gegen die Schulwissenschaft und Streben zur Kabbala, Spott über die Geschichtsphilosophie der Aufklärung und ihre „pragmatischen Maximen" nochmals in Herders Gedankenwelt, indem wir sie durch Fausts Inneres ziehen sehen. Der Wille zur Selbstvergottung, dem wir im Faust begegnen, und das Zurückgestoßenwerden, das Herabsinken zum Erdbedingten, die beiden Pole des Menschenseins — „zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust" — erscheinen wie in Faust so in Herder in typischer Weise wirksam. Endlich ist es das gefühlsmäßige Ergreifen des Weltganzen, auf das beider Drang ausmündet, nicht die verstandesmäßige Durchdringung, die ja doch stets am ignorabimus scheitert.

Der große Apparat von Parallelstellen, durch den Jacoby diese Berührungen aufzuzeigen sucht, ist zweifellos sehr verdienstlich, indem er in den Geist der Faustentstehung Einblick verschafft; doch wird man, ohne an der grundsätzlichen Richtigkeit der gedanklichen Berührung zu zweifeln, bei manchen Zitaten das Gefühl haben, daß sie an sich nicht ausreichten, um einen zwingenden Schluß darauf zu bauen. Wie vieles von dem Gedankenreichtum in der Zeitatmosphäre lag und bei gegebenem Nährboden an verschiedenen Stellen zugleich Keime treiben konnte, wird im einzelnen schwer zu scheiden sein. Goethe aber hat den Faust, den tiefen Sinn des Faustgeschehens, innerlich erlebt. Die Ausstrahlungen des Herderschen Geistes hatten Goethes Geist aufs stärkste befruchtet, und so trägt die Faustdichtung, das Wesen Fausts neben anderen auch Herdersche Züge. Wer da von Unselbständigkeit Goethes reden möchte — mit dem Nebensinne von Plagiat — der verkennt doch das Verhältnis. „Vom Allgemeinen ganz gesättigt" — um ein Wort Diltheys zu gebrauchen — tritt die Faustfabel hervor. Aber zu diesem Allgemeinen, das in Goethes eigenstem Wesen sich bildet, hat Herder, soviel ein Mensch geben konnte, beigetragen, indem er Goethes Wesen vom Sehen zum Schauen führte, ihn vor der Menschheit große Fragen stellte, vor Probleme, die ihn selbst im Innersten bewegten, die er aber dichterisch zu bewältigen unfähig war.

Zu den weniger einleuchtenden Ausführungen Jacobys möchte ich den Versuch rechnen, in Herder den Vermittler von Lessings Faustplan an Goethe zu erweisen. Eine Dramatisierung des Faststoffes lag in der Luft, mindestens seit dem Erscheinen von Lessings siebzehntem Literaturbrief; es war die Zeit, „wo aus allen Zipfeln Deutschlands Fauste angekündigt waren", eine ganze Anzahl hat in der nächsten Zeit das Licht der Welt erblickt. Die Tatsache,

daß beide Faustpläne ein Vorspiel haben, kann nach dem Vorgang von Klopstocks Messias kaum mehr beweiskräftig sein; und der in dem Vorspiele beider angedeutete rettende Ausgang durfte dem ins allgemein Menschliche erhobenen Stoff nicht fehlen, wollten die Dichter nicht hoffnungslosem Pessimismus das Wort reden. Vielleicht darf man auch bei Goethe den rettenden Ausgang des merkwürdigen alten Schauspieles „Turbo" als bekannt voraussetzen, das sich überhaupt in manchen Punkten auffällig mit Goethes Faust berührt; seinem Verfasser J. V. Andreä († 1654) widmete ja Herder besondere Verehrung.

Aber derartige Einzelheiten mindern nicht den Wert von Jacobys Untersuchung. Mancher nachdenkliche Literaturfreund wird nun in Herder die Züge selbst aufsuchen, die er mit dem zum Repräsentanten des Menschengeschlechts typisierten Faust gemein hat; man wird die halbvergessenen Schriften aus seiner Werdezeit und der Bückeburger Periode wieder lesen, ja, man wird versucht sein, sie gewissermaßen als Kommentar zu Goethes Faust zu lesen.

Schon wieder ein Gegner der inneren Kolonisation!

Vom Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat Dr. Metz,
Präsident des Ober-Landeskulturgerichts in Berlin

Wem zu glauben ist, redlicher Freund,
das kann ich dir sagen:
Glaube dem Leben! Es lehrt
besser als Redner und Buch. Goethe

Das Februarheft der Preußischen Jahrbücher bringt aus der Feder des Rittergutsbesitzers Sigismund von Chlapowski auf Turew unter der Überschrift „Der wirtschaftliche Wert der bäuerlichen Kolonisation im Osten" einen Aufsatz, der allgemeines Staunen erregt. Der Verfasser kritisiert darin die Bedeutung der Preußischen Ansiedlungspolitik für die Agrar- und Erwerbsverhältnisse der Ansiedlungsprovinzen. Und diese Kritik schließt mit einer unbedingten Verurteilung der Ziele und der Tätigkeit der Ansiedlungskommission, da der Kleingrundbesitz nicht auf der gleichen Höhe wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit mit dem Großgrundbesitz stehe. Wäre diese mit den herrschenden Anschauungen im Widerspruch stehende Ansicht richtig, so müßten die kolonisatorischen Arbeiten nicht nur in den Ansiedlungsprovinzen, sondern auch in den übrigen Landesteilen einer scharfen Nachprüfung unterzogen, vielleicht ganz eingestellt werden; denn der Verfasser sagt selbst (Seite 265), daß nicht alle, aber immerhin viele seiner Untersuchungen auf die Kolonisationsbestrebungen im ganzen preußischen Osten bezogen werden könnten.

Erwägt man, daß gerade jetzt wieder ſehr bedeutende Summen für die Fortſetzung der koloniſatoriſchen Tätigkeit der Anſiedlungskommiſſion und für die Förderung der Koloniſation in den anderen Landesteilen gefordert werden, ſo iſt es geboten, zu dem eigenartigen Aufſatz des Herrn von Chlapowſki Stellung zu nehmen.

Seinen Ausführungen iſt aber in keiner weſentlichen Richtung beizutreten; wohl aber ſind ſie geeignet, die öffentliche Meinung irre zu führen.

Der Verfaſſer ermittelt (I) die Selbſtkoſten der Anſiedlungskommiſſion — außer dem Kaufpreis — an Wirtſchaftszuſchüſſen, Meliorationen, Vorflutregulierungen, Wege- und Brückenbauten, Zinsverluſten und Koſten der Freijahre*) für die Stelle durchſchnittlich auf 8630 Mark, denen an Baukoſten, die der einzelne Anſiedler aufzubringen hat, 600 Mark für den Hektar, bei einer Stelle von 15 Hektar alſo 9000 Mark hinzuträten. Danach wäre jede Stelle von vornherein mit 17630 Mark belaſtet, ganz abgeſehen von den Koſten des Landerwerbs.

Sodann beſpricht er ausführlich (II) die Bodenpreisfrage und das reißende Steigen der Preiſe ſeit 1902, ebenſo erörtert er die Behauptung, die Preisſteigerung ſei eine Folge der Konkurrenz auf dem Grundſtücksmarkt und ein Ausfluß des ſogenannten Kampfes um den Boden. Die Richtigkeit dieſer Behauptung beſtreitet er im allgemeinen, indem er die Tätigkeit der polniſchen Parzellierungsinſtitute und die Landerwerbungen polniſcher Großgrundbeſitzer als für die Bodenpreisfrage wenig erheblich hinſtellt, wenn er auch ihre preistreibende Wirkung nicht völlig verneint (Seite 279, 291).

Nach dem Tiefſtand der Landwirtſchaft in den achtziger und Anfang der neunziger Jahre ſei durch das Zuſammenwirken verſchiedener wirtſchaftlicher Kräfte als: der beſſeren Konjunktur, des Ausbaues der Verkehrsmittel, der Fortſchritte der Landeskultur überhaupt, der beſſeren Betriebsweiſe, der Entwicklung der landwirtſchaftlichen Technik, nicht zum mindeſten der großen „Inveſtitionen“ ſeitens der Privatbeſitzer, ein mächtiger Umſchwung zum Beſſeren eingetreten, der die Landwirtſchaft Poſens allmählich auf ein ſehr hohes „Niveau“ gebracht habe. Zum Beweiſe werden die Reinerträge von vier Rittergütern aus einer Reihe von Jahren mitgeteilt, auf die der Verfaſſer offenbar hohen Wert legt. Dieſe vier Güter bringen danach ſeit einer Reihe von Jahren ſteigende Reinerträge, die ſich für den Hektar für das letzte Jahr auf 210,79 Mark und 197,09 Mark (1909/10), 146,00 Mark (1910/11) und 269,81 Mark (1911/12) belaufen.

Aus allem dieſem folgert der Verfaſſer (Seite 290), daß die Rentabilität des landwirtſchaftlich genutzten Bodens ſehr erheblich zugenommen habe. Während früher Reinerträge von 40 Mark für den Hektar als befriedigend

*) Verfaſſer ſpricht von drei Freijahren, ſolche werden aber nur Landfremden bewilligt; ſonſt gibt es nur eins oder zwei, nicht ſelten auch gar keins.

angesehen worden seien, gelte heute das Doppelte und unter günstigen Verhältnissen das Drei- bis Vierfache als die normale Bodenrente (Seite 290). „Die Grundstückspreise sind dementsprechend gestiegen. Kein Wunder. Sie haben den Ertragswert vieler Güter noch bei weitem nicht erreicht." Möchte nun auch die größere Nachfrage und die Parzellierungstätigkeit zu einer rapiden Steigerung des Bodenwertes das ihrige beigetragen haben, so sei damit noch keineswegs erwiesen, daß die gezahlten Bodenpreise als wirtschaftlich ungerechtfertigt zu bezeichnen seien (Seite 291).

Man kann dem Verfasser fast alles, was er aus den beiden ersten sehr ausführlich gehaltenen Abschnitten — 29 Druckseiten — folgert, unbedenklich zugeben: daß die Kosten der Besiedlung sehr hoch sind, daß die Werte, aber auch die Erträge, außerordentlich gestiegen sind und daß man deshalb die Frage aufwerfen darf, ob jetzt noch die Zerlegung eines Großbetriebes in zahlreiche Kleinbetriebe wirtschaftlich gerechtfertigt ist. Diese Frage verneint der Verfasser. Die am meisten gerühmten Erfolge der Bauernansiedlung seien auf die von der Ansiedlungskommission ausgeführten sehr kostspieligen Meliorationen zurückzuführen. Solche seien mit gleichem Erfolg auch von Grundbesitzern ausgeführt. Diese Werterhöhung sei von der eigentlichen Besiedlungsarbeit scharf zu trennen. Außerdem kämen für die Besiedlungsfrage folgende drei Punkte in Betracht (Seite 296):

„1. daß vor Jahren weite Gebiete des Ostens in bezug auf landwirtschaftliche Kultur zurückgeblieben waren,

2. daß die landwirtschaftliche Bevölkerung kapitalsarm war,

3. daß der Grund und Boden noch bis etwa 1902 zu Spottpreisen zu haben war."

Diese besonderen Umstände, die vormals die Kolonisation in jenen Landesteilen begünstigten, gehörten der Geschichte an.

In langen Ausführungen werden nun die Gründe erörtert, die die Vorzüge des Großbetriebes gegenüber dem Kleinbetrieb ausmachen sollen. In der Zusammenstellung dieser Vorzüge (Seite 313) wird unter 1 nur nachgegeben, daß in bezug auf die laufenden Produktionskosten sich möglicherweise ein kleiner Vorteil zugunsten des Kleinbetriebes ergebe. Dann aber wird weiter ausgeführt:

Von der Vervollkommnung des Maschinenwesens (2) und der Ausbildung des Verkehrswesens (3) hätten die großen Güter weit mehr Vorteil.

Der Großbetrieb sei in der Lage, den Anbau derjenigen Erzeugnisse zu forcieren, die eine höhere Rente vom Grund und Boden bringen — der Kleinbetrieb nicht (4), auch erziele der Großbetrieb im allgemeinen höhere Roherträge (5).

Die klimatischen Verhältnisse von Posen—Westpreußen bevorzugten den Anbau derjenigen Erzeugnisse, welche für den Großbetrieb hauptsächlich in Frage kommen, und seien für Viehzucht, die den wichtigsten Erwerbszweig kleiner Wirtschaften bilde, weniger günstig.

In diesen Tatsachen liege die wirtschaftliche Überlegenheit der großen Güter begründet. Diese These finde ihre Bestätigung in der geringen Höhe der von den Ansiedlern bezahlten Renten, die nach genauer Berechnung für alle bis Ende 1910 ausgelegten Stellen für den Hektar 25,45 oder für den Morgen 6,36 Mark, für die nach 1904, also zur Zeit der höheren Güterpreise, aufgeteilten Güter für den Hektar 31,90 oder 7,97 Mark für den Morgen betrügen. Im Großbetrieb würden, sobald die Vorbedingungen für einen intensiven Betrieb gegeben seien, und bei befriedigendem Kulturzustande Reinerträge erzielt, die die üblichen Ansiedlerrenten um das Vierfache, ja noch mehr, überträfen. Aus allen diesen Gründen hält sich der Verfasser für berechtigt, die Ansiedler als Staatspensionäre auf Kosten der Allgemeinheit zu bezeichnen, die Verdoppelung oder Verdreifachung der bisherigen Renten zu fordern und die Fortsetzung der Ansiedlungspolitik als eine kostspielige Entwertung des Grund und Bodens zu bezeichnen.

Mit diesen scharfen Anklagen hätte der Verfasser etwas vorsichtiger sein sollen. Durch seine Gegenüberstellung der aus einzelnen Großbetrieben erzielten Reinerträge und der Ansiedlerrenten hat Herr von Chlapowski allen seinen Darlegungen den Boden entzogen. Eine Vergleichung von Rente und Reinertrag ist unzulässig. Die Ansiedlerrente wird lediglich vom Grund und Boden entrichtet. Rechnet man mit dem Verfasser (Seite 273) für die Gebäude einer 15 Hektar großen Stelle 9000 Mark, außerdem für Inventar und Betriebskapital 5000 Mark, so hat der Ansiedler außer der Staatsrente noch die gesetzlichen Zinsen von 9000 + 5000 = 14 000 Mark, also 560 Mark aufzubringen; die ihm obliegende Last beträgt also für den Hektar noch 37,33 Mark, zusammen 31,90 + 37,33 = 69,23 Mark. Das wäre weit mehr als das Doppelte der jetzt zu zahlenden Rente, während Herr von Chlapowski ja äußersten Falles schon mit dem Doppelten zufrieden ist. Ob der Ansiedler die Kosten für Gebäude und Inventar usw. voll bezahlt hat oder ob er sie noch verzinst, ist natürlich gleichgültig. Oder verlangt der Herr Verfasser vielleicht, daß sich die Ansiedler die Zinsen für Gebäude und Betriebskapital nicht anrechnen lassen sollen? Das wäre neu! Wollte man den vom Verfasser angegebenen Höchstsatz, d. h. das Dreifache von 31,90 = 95,70 Mark als Rente festsetzen, so würde man dem Ansiedler nicht nur jeden Reinertrag, sondern auch seinen Arbeitsverdienst ganz oder zum größeren Teil entziehen. Dann würden sich schwerlich noch Bewerber um Ansiedlungsstellen finden. Damit wäre den Bestrebungen des Herrn von Chlapowski allerdings am erfolgreichsten gedient.

Nach alledem ist die eine der beiden gegenübergestellten Zahlen unrichtig.*)

*) Sie ist auch deshalb unrichtig, weil Verfasser bei Ermittlung der Ansiedlerrenten die ganze Hektarenzahl durch Stellen einschließlich Unland, Heide, Wald, Moor in Rechnung stellt, bei den vier Gutsbetrieben nur die landwirtschaftlich benutzten Flächen (S. 288, 298, 290). Seine Angaben sind auch insofern mangelhaft, als die Renten aus den letzten Jahren nicht angegeben werden; es ist als sicher anzunehmen, daß sie der Preissteigerung entsprechend höher angesetzt sind.

und die andere, die Höhe der Reinerträge von vier Großbetrieben, kann schon deshalb nicht verwertet werden, weil sich aus einer so kleinen Zahl von Betrieben überhaupt keine Schlüsse ziehen lassen. Endlich weist auch eine nicht geringe Zahl von Kleinbetrieben ebenso günstige Ergebnisse auf. Ebenso wie die hohen Erträge von vier Großbetrieben nicht für die Überlegenheit der Großgüter ins Feld geführt werden können, genau so wenig würde die Mitteilung von ganz geringen Reinerträgen einiger anderen Güter für die Minderwertigkeit der Großbetriebe von Bedeutung sein. Die Höhe des Reinertrags eines Landgutes hängt so sehr von zufälligen Umständen und dem Grade der Tüchtigkeit des Betriebsleiters ab, daß mit einigen wenigen Betrieben ohne irgend welche tatsächlichen Unterlagen und genauen Berechnungen kein Beweis erbracht werden kann. Nur die sorgfältigsten, unter genauer Berücksichtigung der tatsächlichen Verhältnisse aufgestellten Ermittlungen der wirklich erzielten Erträge können die nötige Aufklärung schaffen. Die Frage, ob die Ansiedlerrenten mit den Erträgen im richtigen Verhältnis stehen, berührt übrigens die volkswirtschaftliche Nützlichkeit der Arbeiten der Ansiedlungskommission gar nicht. Das ist eine reine privatwirtschaftliche Frage, die zwischen dem Fiskus und den Ansiedlern zum Austrag zu bringen ist. Daß, um das günstige Fortkommen der Ansiedler sicher zu stellen, gewisse Abstriche von den Erstehungskosten gemacht werden, ist durch die nationalen und sozialen Zwecke gerechtfertigt, die in den Ansiedlungsprovinzen verfolgt werden.

Hiermit könnte ich meine Bedenken gegen die Ausführungen des Herrn von Chlapowski schließen. Aber es soll doch näher darauf eingegangen werden, allerdings von der auch vom Verfasser nachgegebenen Tatsache aus (Seite 300), daß die Produktionszweige des Kleinbetriebs andere sind als die des Großbetriebs. Unter Berücksichtigung dieses Umstandes hat übrigens die Arbeit des Herrn von Chlapowski bereits im Märzheft der Preußischen Jahrbücher (Seite 535 ff.) eine kurze aber zutreffende sachliche Würdigung gefunden. Kritiker ist Herr Schmidthals auf Groß-Tschunkawe. Herr Schmidthals ist landwirtschaftlicher Sachverständiger. Herr von Chlapowski wird ihn wohl um so mehr gelten lassen, als er selbst Seite 300 des Februarheftes in gesperrtem Druck behauptet, daß der Schwerpunkt der Frage, ob die Dismembration des Großgrundbesitzes wirtschaftlich gerechtfertigt sei, auf agrikulturtechnischem Gebiete liege. Meine Berechtigung, mich zur Sache zu äußern, folgere ich aus einer mehr als 16jährigen praktischen Beschäftigung mit der inneren Kolonisation. Also selbst nicht Landwirt, lege ich weniger Wert auf die einzelnen, meist schon von Herrn Schmidthals widerlegten Bedenken agrikulturtechnischer Art, als auf die Methode des Herrn Verfassers, seine ganze Betrachtungsweise. Sie sind es vornehmlich, die mir und jedem Praktiker, wie schon oben an einem Beispiel gezeigt ist, nichts weniger als einwandsfrei zu sein scheinen.

Dazu bedürfen allerdings auch die technischen Darlegungen des Aufsatzes einer kurzen Besprechung. Mit Recht stellt der Verfasser als die beiden ent-

scheidenden Punkte die Höhe der Produktionskosten und die Höhe des Rohertrags hin. Zwei Momente, sagt er, würden zugunsten des Kleinbetriebes geltend gemacht, erstens die bessere sorgfältigere Arbeitsleistung, zweitens die bessere Pflege und die daraus sich ergebende geringere Abnutzung des lebenden und toten Inventars. Die Gesamtkosten der menschlichen Arbeit betrügen für den Morgen etwa 20 Mark, ein Drittel der sämtlichen Produktionskosten. Professor Sering sage, „mit dem immensen Kapital, das die Ansiedler in ihren Armen und Beinen haben, kann der Großgrundbesitzer nicht konkurrieren"; diese Äußerung enthalte viel wahres, könne aber doch zu Mißverständnissen führen. Denn der Arbeitsbedarf in der Landwirtschaft sei nicht gleichmäßig, sondern je nach der Jahreszeit recht schwankend. Es möge richtig sein, daß in bäuerlichen Wirtschaften zeitweise bei allen dringenden Arbeiten mit größerer Intensität gearbeitet werde, aber die Arbeitskraft werde den größeren Teil des Jahres, besonders im Winter, nicht voll ausgenutzt; selbstverständlich seien dann Arbeitsleistung und Arbeitsintensität entsprechend geringer. Das alles treffe beim klein- und mittelbäuerlichen Besitzer zu, dagegen würden auf den Gütern nur soviel ständige Arbeiter gehalten, als dem Minimum an Arbeitsbedarf entspreche. Auch würden viele Arbeiten regelmäßig im Akkord verrichtet; dabei komme der Einwand, daß der Arbeiter, weil für fremde Rechnung tätig, weniger leiste, nicht in Betracht. Die Sorgfalt der Arbeit spiele natürlich auch eine Rolle. Deshalb sei es gerechtfertigt, die Wirtschaftsunkosten bei dem Großbetrieb um etwa 25 Prozent höher anzusetzen als bei dem Kleinbetrieb. Ebenso ist, wie zugestanden wird, der Kleinbesitzer hinsichtlich der besseren Pflege des lebenden und toten Inventars im Vorteil (Seite 304). Auch an allgemeinen Verwaltungskosten soll der Kleinbesitzer sparen. Geringere Abnutzung der Zugtiere und stärkere Gespannhaltung sollen sich nach Ansicht des Verfassers ausgleichen. Den auf 8,25 Mark für den Morgen berechneten Vorteilen für den Kleinbetrieb:

Ersparung an Arbeitslast	5,—	Mark
geringere Abnutzung des toten Inventars	2,25	„
und Ersparung an allgemeinen Verwaltungskosten	1,—	„
	8,25	Mark

ständen die Verzinsung des höheren Baukapitals, die Amortisation, die größeren Reparaturkosten und der Versicherungsgelder mit 5 bis 6 Mark für den Morgen als Mehrbelastung des Kleinbetriebes gegenüber. Diese 5 Mark von den 8,25 Mark Vorteil des Kleinbesitzes abgezogen, blieben also zu dessen Gunsten 3,25 Mark. Ein nennenswerter Vorsprung sei das nicht, und dieser werde durch die erleichterte Anwendung der Maschinen im Großbetriebe reichlich aufgewogen. Die Vervollkommnung des Maschinenwesens sei den großen Gütern verhältnismäßig mehr zu statten gekommen als dem Kleinbesitz.

Darüber ließe sich vielleicht in der einen oder anderen Richtung streiten. Aber wenn der Verfasser Seite 307 hervorhebt, der Vorteil der Maschinen-

benutzung bestehe darin, daß sie die der Landwirtschaft oft mangelnden menschlichen Arbeitskräfte ersetze, so ist darauf zu erwidern, daß der kleine Landwirt lange nicht in dem Maße wie der große auf Maschinen angewiesen ist, da für ihn die Arbeitskräfte fast stets vorhanden sind. Das verkennt auch der Herr Verfasser nicht, schätzt aber diesen Unterschied nicht ausreichend ein. Ein fernerer Vorteil der Maschinenbenutzung soll in der schnelleren und besseren Arbeit, in der Garantie, rechtzeitig fertig zu werden, in der Möglichkeit, mehrere Arbeiten zu gleicher Zeit in Angriff zu nehmen, bestehen! Alles dies sind Behauptungen, die den Tatsachen ins Gesicht schlagen. Was insbesondere die Garantie, rechtzeitig fertig zu werden, anlangt, so schützt alle Maschinenbenutzung erfahrungsmäßig den Großgrundbesitzer nicht vor dem Verluste ganzer Ernten oder größerer Teile davon, durch die Ungunst der Witterung bei der Ernte, frühzeitigen Eintritt von Frost u. dgl. Besonders im vorigen Jahre ist dies reichlich genug vorgekommen.

Weiter ist nicht zu ersehen, weshalb die Maschinenbenutzung für den Großgrundbesitzer leichter sein soll als für den Kleinbesitzer. Die genossenschaftliche und mietweise Benutzung größerer Maschinen ist für den kleineren Besitzer stets möglich und rentabel, da der Kapitalaufwand und das Risiko von ihm nicht getragen zu werden brauchen. Die stets weiter fortschreitende Einrichtung von Überlandzentralen gestattet dem kleinen Besitzer, nunmehr sich auch die Kräfte der Elektrizität zunutze zu machen. Die Bedenken gegen die genossenschaftliche Benutzung sind nicht für durchschlagend zu halten. Drill- und Mähmaschinen kann sich auch der mittlere und kleinere Landwirt anschaffen und benutzt sie tatsächlich. Kraftpflüge kommen für den kleineren Besitzer wenig in Betracht, da der Rübenbau bei ihm keine große Rolle spielt.

Auch der Ausbildung des Verkehrswesens legt der Verfasser eine größere Bedeutung bei als ihr zukommt. Von ihr haben tatsächlich die großen Güter insofern mehr Vorteil gehabt, als der Kleinbetrieb, als die durch Anlage von Kunststraßen und Eisenbahnen geschaffene allgemeine Verkehrslage in sehr vielen Fällen die Besitzer großer und mittlerer Güter erst überhaupt in die Lage gebracht hat, sich alle Vorteile zunutze zu machen, die eine intensive Bodenbenutzung ermöglichen und erfordern. Ohne Chaussee und Eisenbahn ist der Besitzer eines großen Gutes überhaupt nicht in der Lage, die für eine intensive Bodenbenutzung erforderlichen Hilfsmittel heranzuschaffen, ebensowenig und vielleicht noch weniger die Erzeugnisse des Bodens an den Markt zu bringen. Damit ist aber keineswegs die Überlegenheit des Großbetriebes bewiesen. Man kann vielmehr das Gegenteil daraus folgern. Der Kleinbetrieb ist längst nicht in so hohem Maße wie der Großbetrieb von den Verkehrsverhältnissen abhängig, da er in seiner allgemein anerkannten Überlegenheit auf dem Gebiete der Viehzucht in weit höherem Maße imstande ist, durch diese, wenn nötig ausschließlich, die höchste Rente aus dem Grund und Boden herauszuwirtschaften. Der Bauer, der 15 Kilometer von der Kreisstadt entfernt wohnt und dorthin Landwege

hat, kann ebensogut nötigenfalls seine Schweine und Fettkälber dorthin an den Markt bringen, soweit sie nicht — was die Regel bildet —, vom Händler oder Schlächter vom Hof abgeholt werden; und auf demselben Wege kann er seine Bedarfsartikel, auch Kunstdünger, mit nach Hause nehmen. Für einen Großbetrieb ist es aber fast ausgeschlossen, auf größere Entfernungen mit Ankauf und Verkauf auf den Transport mit eigenen Gespannen angewiesen zu sein; bei den heutigen Lohn- und Preisverhältnissen bleibt — wie man sagt — der ganze Nutzen an den Rädern hängen. Man kann also sagen: ohne gute Verkehrsverhältnisse (Leitsatz Nr. 3) kann der Bauer noch eine, auch den heutigen Grundstückspreisen entsprechende Rente aus dem Grund und Boden hervorbringen, der Großbetrieb dagegen nicht.

Einen sehr großen Wert, anscheinend den größten, legt der Verfasser auf den Hackfruchtbau, den er als das „Vorrecht" (Seite 310) des Großgrundbesitzes bezeichnet. Augenscheinlich hat er dabei nur die Rübenzucht im Auge, denn daß im Kartoffelbau der Bauer dem Rittergutsbesitzer nachstehe, hat er nicht zu behaupten vermocht. Gegen die Zweckmäßigkeit des Rübenbaues überhaupt lassen sich manche Einwendungen erheben. Ein Hinweis auf die steigende Konkurrenz des Auslandes, besonders Rußlands, darf hier nicht unterbleiben. Daß der Rübenbau den Boden schließlich rübenmüde macht, mag auch nicht unerwähnt bleiben. Vor allem aber fordert er zeitweise die allermeisten Arbeitskräfte. Er vor allen steht und fällt mit dem Ausbleiben der fremdländischen Wanderarbeiter. Seine weitere Ausdehnung ist deshalb jetzt und auf absehbare Zeit ein zweifelhaftes Gut. Wenn die Bauern in vielen Landesteilen sich nur in geringem Maße daran beteiligen, so ist das volkswirtschaftlich und privatwirtschaftlich nur zu billigen. Sie sorgen viel besser für die Gesamtheit der Volksgenossen, wenn sie statt der Rüben, Mais, Kartoffeln, Klee, Serradella, Mengefutter usw. bauen, und diese Erzeugnisse zum Füttern des Jung- und Schlachtviehes verwenden. Alle Erfahrungen zeigen aber, daß es eine bessere Ausnutzung des Bodens als durch Umsatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse in Fleisch nicht gibt.

Die Aufgabe, Aufzucht zu schaffen und Fleisch, besonders Schweinefleisch zu liefern*), Kälber und Federvieh zu züchten und zu mästen, fällt also dem Kleinbesitzer zu. Gerade für diese Leistungen gehört eine Sorgfalt der Arbeit, die der Großgrundbesitzer mit seinen fremden Arbeitern nun und nimmer leisten kann. Der Verfasser erkennt an, daß bei den landwirtschaftlichen Arbeiten (Seite 303) natürlich die Sorgfalt auch eine Rolle spiele; er erkennt auch an, daß es Produktionszweige gäbe, deren Gedeihen hauptsächlich von der Menge

*) Als in der letzten Sitzung des Landesökonomiekollegiums von beachtenswerter Seite darauf hingewiesen wurde, daß sich die Großgrundbesitzer im Hinblick auf den Rückgang der Zahl der Schlachtschweine mehr mit Schweinezucht und -mast beschäftigen sollten, begegnete dieser Vorschlag einem ziemlich allgemeinen Kopfschütteln. Das Sachverständnis dieser Herren wird wohl nicht zu bezweifeln sein.

sorgfältig geleisteter aber gemeiner Arbeit abhängig sei, so z. B. Wein-, Tabak-, Gemüsebau in der Nähe großer Städte. Diese Produktionszweige seien geradezu ein Monopol des Kleinbetriebes. Für den Osten kämen sie so gut wie gar nicht in Betracht. Gewiß, damit hat der Verfasser recht. Aber er macht sich hier einer Unterlassung schuldig, die für seine Kampfmethode bezeichnend ist und nicht ungerügt bleiben darf. Abgesehen davon, daß der Gemüsebau auch im Osten sich zu entwickeln beginnt, und wenigstens in der Nähe der großen Städte eine gute Einnahme für die kleinen Leute zu werden verspricht, sind es nicht nur Wein und Tabak, die dem Kleinbesitzer zufallen, sondern es ist eben wie bemerkt die gesamte Schweinezucht und Schweinemast, die Aufzucht des Jungviehs, besonders die Kälbermast, die ebenso ein „Vorrecht" der Bauern bilden wird, wie der vielversprechende Obstbau. Das sind die Säulen, auf die sich der landwirtschaftliche Kleinbetrieb stützt. Diese Stützen werden ihm nach aller menschlichen Berechnung auch für die Zukunft nicht nur bleiben, sondern sie werden auch mit der wachsenden Bevölkerung und dem zunehmenden Fleischbedarf stärker werden. Und sie sind es, die ihm das Übergewicht über den Großbetrieb gewähren und nach aller Voraussicht privatwirtschaftlich und volkswirtschaftlich gewährleisten werden. Der Kleingrundbesitzer, der sich auf seine und der Seinigen Arbeitskräfte stützt, braucht die Schließung der Grenzen und das Ausbleiben der fremden Arbeiter nicht zu fürchten, den Grundbesitzern bringt sie jahrelanges wirtschaftliches Siechtum, vielen den Untergang. Die Erzeugung des notwendigen Fleisches, an dem bekanntlich nur 5 Prozent fehlen, wird durch die Erhaltung, Stärkung und Vermehrung des Kleinbesitzes sichergestellt. Die Gewinnung der erforderlichen Brotfrucht, die Hauptaufgabe des Großgrundbesitzes, wird durch das Nachlassen des Zustroms der fremden Arbeiter gefährdet.

An das von ihm wohl abgegebene, leider aber nicht weiter verfolgte Anerkenntnis, daß die Viehzucht den wichtigsten Erwerbszweig kleiner Wirtschaften bilde (Seite 312, 313, 314), knüpft der Verfasser nun eine kurze Ausführung, die für einen Teil des Ansiedlungsgebietes allerdings wohl eine Erschwerung der Viehzucht bedeuten kann. Er führt aus (Seite 313), daß der größte Teil von Posen, sowie der südöstliche Teil von Westpreußen das an Niederschlägen ärmste Gebiet von ganz Deutschland bilde. Daß die Futterpflanzen, besonders auch Klee auf feuchtem Boden besser gedeihen, ist zweifellos richtig, und insofern muß man dem Verfasser zustimmen, daß die Viehzucht in diesen Landesteilen wohl nicht so begünstigt ist als in anderen Gebieten. Aber es liegt hier offenbar eine Überschätzung eines Umstandes vor, der durch den Anbau geeigneter, auch auf trockeneren Böden gut fortkommender Futterkräuter, wie Kleegrasgemenge, Wundklee, Serradella u. a. behoben oder doch erheblich abgeschwächt werden kann. Und die Erfahrung hat gezeigt, daß auch in diesen und ähnlichen Landesteilen, wie z. B. in den östlichen Kreisen von Pommern, die Viehzucht des kleinen Landwirts wohl gedeiht und der Getreideproduktion in privatwirtschaftlicher und volkswirtschaftlicher Hinsicht überlegen ist. Auch hier hat der

Viehstand, mit Ausnahme der Schafe, die fast ganz verschwunden sind, nach der Besiedlung ganz erheblich zugenommen, Rindvieh auf das Zwei- und Dreifache, Schweine auf das Fünf- und Mehrfache des früher auf den aufgeteilten Gütern gehaltenen Viehstandes.

Meine Ausführungen fasse ich wie folgt zusammen:

Die Angriffe des Herrn von Chlapowski gegen die Tätigkeit der Ansiedlungskommission sind zurückzuweisen. Schon seine Angriffsweise ist verfehlt. Die Gegenüberstellung von Rente und Reinertrag zeigt, daß ihm das Feld, auf dem sich seine Angriffe bewegen, durchaus fremd ist. Den Versuch, mit vier nicht näher begründeten Beispielen die außerordentliche Höhe des Reinertrages der Großgüter vor Augen zu stellen, mußte er von vornherein als aussichtslos erkennen. Die allgemeine Begründung seiner Leitsätze ist sehr mangelhaft. Wo er Zahlen anwendet, wie bei der Berechnung der Produktionskosten (Seite 301 ff.) und bei den Durchschnittserträgen des Rübenbaus (Seite 311 ff.), sind sie für eine Nachprüfung kaum geeignet. Jeder landwirtschaftliche Sachverständige kann andere an ihre Stelle setzen und durch kleine Abänderungen völlig abweichende Ergebnisse erzielen. Den großen Vorteil, der dem Kleinbesitz durch die Verwertung der eigenen Arbeit des Besitzers und seiner Angehörigen zugute kommt, unterschätzt er. Die Intensität und Sorgfalt der eigenen Arbeit werden vergeblich bemängelt. Der Ausspruch des Professors Sering, „mit dem immensen Kapital, das die Ansiedler in ihren Armen und Beinen haben, kann der Großgrundbesitzer nicht konkurrieren", bleibt unerschüttert bestehen. Von „Mißverständnissen" kann keine Rede sein. Der Satz enthält nicht nur „viel Wahres", wie der Verfasser selbst zugibt, sondern er enthält die volle, die entscheidende Wahrheit. Den Leitsatz Nr. 1, der sich dahin ausspricht, daß sich in bezug auf die laufenden Produktionskosten möglicherweise ein kleiner Vorteil zugunsten des Kleinbetriebs ergebe, wird den Tatsachen nicht gerecht. Die Vervollkommnung des Maschinenwesens und die Ausbildung des Verkehrswesens werden unrichtig beurteilt oder doch zu gunsten des Großbetriebes maßlos überschätzt. Daß für den Großbetrieb „im allgemeinen ein höherer Rohertrag anzunehmen" sei, ist auch in dieser vorsichtigen Fassung eine durch nichts bewiesene Behauptung. Seine Einschätzung des Rübenbaues ist übertrieben und zugleich ist sie ein weiterer Beweis, wie parteiisch er Umstände, die vielleicht in einzelnen Gebietsteilen zugunsten des Großbetriebs sprechen können, bewertet. Seite 300 sagt er ganz richtig, daß sich nicht alle Produktionszweige gleichmäßig für den Groß- und Kleinbetrieb eigneten; es gäbe solche, die im Großen und wieder andere, die im Kleinen besser gedeihen. Er erkennt also unbedingt an, daß der bäuerliche Betrieb für bestimmte Produktionszweige dem Großbetrieb überlegen, also volkswirtschaftlich notwendig ist. Wenn er im Widerspruch damit Seite 312 ff. den Satz aufstellt, daß der Großbetrieb mit Hilfe des Hackfruchtbaues — offenbar ist nur oder doch vorzugsweise der Rübenbau gemeint — dem Kleinbesitz überlegen sei, so hätte er folgerichtig auch in eine unparteiische

Würdigung der Zweige der landwirtſchaftlichen Produktion eintreten müſſen, die wie allſeitig anerkannt iſt, beſſer von dem Kleinbetrieb gepflegt werden. Das iſt leider nicht geſchehen. Die Bedeutung der Viehzucht, das „Vorrecht“ des Kleinbeſitzes, um einen Ausdruck des Verfaſſers (vgl. Seite 310) zu gebrauchen, der Geflügelzucht, des Obſtbaues uſw. wird durchaus nicht in das gehörige Licht geſtellt, wenn auch der Verfaſſer klug genug iſt, ſie nicht ganz unerwähnt zu laſſen. Daß er Wein-, Tabak- und Gemüſebau in der Nähe der großen Städte, als Beiſpiele für die dem Kleinbeſitz zukommenden Produktionszweige anführt, entbehrt faſt nicht eines ironiſchen Anklangs.

Ich wiederhole: die ganze Methode, mit der der Herr Verfaſſer zu Werke geht, iſt verfehlt. Mit willkürlichen Annahmen und fragwürdigen theoretiſchen Berechnungen läßt ſich die Frage, ob der Großbetrieb oder der Kleinbetrieb volkswirtſchaftlich wichtiger ſei, nicht beantworten. Die Antwort kann ſich lediglich auf die Erfahrung ſtützen. Nur genaue, tief in Einzelheiten hineingehende Ermittlungen der Roherträge einer Anzahl von Gütern und der durch ihre Aufteilung gebildeten Kolonien kann zu einem richtigen Ergebnis führen. Sehr zweckmäßig iſt es, nebenher auch noch benachbarte Betriebe, die ähnliche landwirtſchaftliche Verhältniſſe aufweiſen, zur Vergleichung heranzuziehen.

Dieſer Aufgabe haben ſich in der allerletzten Zeit die Herren Dr. Keup und Herr Mührer in einer bei P. Parey, Berlin, erſcheinenden Schrift unterzogen, die den Titel führt „Die volkswirtſchaftliche Bedeutung von Groß- und Kleinbetrieb in der Landwirtſchaft“ (eingeleitet von Prof. Dr. Auhagen in Berlin) auf Grund von Erhebungen in Pommern und Brandenburg. Sie erfüllt die zwei Hauptforderungen des Herrn von Chlapowſki; denn ſie iſt von Landwirten geſchrieben, und ſie behandelt die ganze Frage lediglich unter volkswirtſchaftlichen Geſichtspunkten (Seite 5). Sie ſtellt als Hauptfragen hin:

1. Welche Betriebsgröße iſt in der Lage, unter ſonſt gleichen Bedingungen dem Boden die höchſten Roherträge abzugewinnen, und

2. welche bringt die größte Menge von Produkten pro Flächeninhalt auf den Markt und macht ihn dadurch unabhängiger vom Auslande?

Sie beſpricht dieſe Fragen und andere damit in Verbindung ſtehenden Dinge, wie Arbeitsverfaſſung, Bevölkerungsdichtigkeit uſw. in ſehr genauen und die tatſächlichen Verhältniſſe überall berückſichtigenden Ausführungen. Sie vergleicht insbeſondere nicht nur das Rittergut vor ſeiner Aufteilung mit der daraus gebildeten Kolonie, ſondern zieht auch für jede Kolonie ein ſogenanntes Parallelgut aus der Umgegend zum Vergleich heran. Sie legt Wert auf das Geſetz der großen Zahl und berückſichtigt hundertunddrei Kleinbetriebe (Seite 11) und acht Großbetriebe. Sie benutzt für die Ergebniſſe der früheren Güter eine längere — im ungünſtigſten Falle achtjährige — Buchführung. Sie ſucht nicht die ſchlechteſten der aufgeteilten Großbetriebe heraus (Seite 12), ſie wählt aber, wo der Weg der Methode zweifelhaft war (Seite 13) den dem Großbetriebe günſtigeren (vgl. S. 13, 23, 25, 61, 68, 70 u. n. m.). Sie läßt die Erträge

aus der Geflügelhaltung und dem Gartenbau, aus dem Obstbau und den nicht feststellbaren Butterverkauf aus den Betrieben mit eigener Zentrifuge, außer Betracht. Allem diesem steht nur die Nichtberücksichtigung der Jagd gegenüber, deren Schätzung vielleicht zugunsten des Großbetriebes gelautet haben würde. Auch bei den Darstellungen der einzelnen Kolonien kann man überall beobachten, daß im Zweifel immer zugunsten des Großbetriebes gerechnet wird. Es ist unmöglich, hier auch nur einen kurzen Auszug aus dem reichen Inhalt der wertvollen Schrift zu bringen. Nur die Schlußfolgerung (Seite 150) möge hier folgen: „Die Aufteilung von Großbetrieben, wie sie auf dem Wege der inneren Kolonisation vorgenommen wird, bedeutet nicht allein national- und bevölkerungspolitisch, sondern auch unter dem Gesichtspunkte der Bodenproduktivität und der Versorgung des einheimischen Marktes mit Bodenerzeugnissen einen großen Fortschritt."

Auf diese vorläufigen Mitteilungen muß ich mich beschränken, da mir erst der erste Teil der Schrift zugänglich gewesen ist, und die genaue Durchsicht eine längere Zeit in Anspruch nimmt. Es muß vorbehalten bleiben, sowohl das bereits vorhandene als das in der obigen Schrift neu zutage tretende statistische Material demnächst zusammenzustellen. Vorerst kam es mir nur darauf an, auf die durch diese Schrift andern vor Augen gestellte grundsätzliche Verfehltheit der Chlapowskischen Ausführungen hinzuweisen.

Herr von Chlapowski hat durch seine auf den mangelhaftesten Grundlagen beruhenden Jubelhymnen auf den Ertrag des Großgrundbesitzes allen der Landwirtschaft feindlichen Mächten eine Waffe gegen die bestehende Zollpolitik in die Hand gegeben. Trotz der Stumpfheit dieser Waffe werden jene Mächte nicht verfehlen, reichlichen Gebrauch davon zu machen. Das wird der einzige Erfolg sein, dessen sich der Verfasser wird rühmen können! In der Sache selbst ist seine Arbeit für jeden Praktiker — wenn nicht ihrer Absicht, so doch ihrem Erfolge nach — ein großer „Bluff". Man darf zuversichtlich hoffen, daß sich der Preußische Landtag nicht verblüffen lassen wird.

Die Rodia

Erzählung aus Ceylon

Von Konrad Guenther

Ich hatte den Pflanzer in Colombo kennen gelernt und war seiner freundlichen Einladung auf seine Pflanzung — Estate, wie man auf Ceylon sagt — gern gefolgt. Sein „Bangalo", ein weißes, einstöckiges Haus mit weit vorspringendem Ziegeldach, erhob sich reizend auf grünem Rasen, von Kokospalmen überschattet. Die Landschaft umgab den anmutigen Platz wie ein großer Park, in dem Palmen und indische Obstbäume die Baumgruppen darstellten, während als Rasenflächen zwischen den Bergen lichtgrüne Reisfelderterrassen herabstiegen. Den Hintergrund bildeten ringsum hohe Berge, deren sanftgewölbte Kuppen, von einzelnen steileren Spitzen unterbrochen, duftig in den blauen Tropenhimmel hineinragten. Der Pflanzer, ein schlanker Engländer von ritterlicher Art, hatte mich herzlich empfangen, wir hatten beim gemütlichen Schein einer großen Hängelampe zu Abend gegessen, und saßen nun auf den bequemen Stühlen der Veranda. Es war unterdessen dunkel geworden, doch draußen auf den Rasenflächen flutete Mondschein, in ihm erglitzerten die leise schwankenden Fiederkronen der Palmen, und die Säulen der Veranda umzogen silberne Ränder, die sie plastisch hervortreten ließen. Wir hatten uns in ein Gespräch über die Völker Ceylons vertieft, die braunen, zartgebauten Singhalesen und die dunkelhäutigen, kräftigen Tamilen, welch letztere in Südindien zu Hause sind und in immer wachsender Zahl auf die Insel kommen, wo sie als Pflanzungsarbeiter Verwendung finden. Ich sagte meinem Gastfreund, daß mir beide Völker sehr gefielen, daß ich mich aber zu den alteingesessenen Singhalesen mehr hingezogen fühlte. Die Erklärung gäbe da wohl die alte Blutsverwandtschaft, die uns Europäer mit diesem arischen Volke verbände, das ja auf Ceylon schon sogar prächtige Städte und Tempel erbaut hätte, als unsere Vorfahren noch in Hütten wohnten. Den Pflanzer schien meine Sympathie für die Singhalesen zu freuen, wir wurden wärmer, kamen auf das Gebiet der großen Völkerfragen, sprachen von Rassenstolz und Rassenvorurteil, und endlich sagte er mir, er hätte eine Geschichte auf dem Herzen, die er erlebt hätte, und die er gerade mir gern erzählen würde, um mein Urteil zu hören. Ich stimmte freudig zu, er lehnte sich in seinen Stuhl

zurück und, während draußen Grillen und Zikaden schrillten und die Stimmen unzähliger Frösche wie kleine blecherne Schellen dazwischenklangen, begann er:

„Ich habe dieses Estate bald fünfzehn Jahre. Meine erste Pflanzung, die ich als blutjunger Mensch erwarb, lag im Südwestteil von Ceylon, mehrere Stunden Wagenfahrt von Galle landeinwärts. Sie war nicht groß und trug ausschließlich Kokospalmen, etwa zwölfhundert an der Zahl. Da jede Palme, wie Sie wohl wissen, einen Wert von etwa 140 Mark darstellt, hatte ich mein Auskommen. Eher hätte ich eine andere Eigenschaft des Estates als Nachteil empfinden können. Die Pflanzung lag sehr fern von der Kultur. An einer Seite zog der breite Gintotafluß vorüber, an allen anderen war sie von freiem Urwald umgeben. Aber als Naturfreund, der ich schon damals war, tröstete ich mich. Ich ward nie müde, den munteren Sprüngen der Affen zuzusehen, dem schnellen Flug der Papageien mit den Augen zu folgen und die großen Raubvögel, die in der blauen Luft kreisten, zu bewundern. Auf dem anderen Ufer des Flusses war Steppe, da standen stets Scharen von Silberreihern und es sah aus, als ob die Gräser sich mit Lilien geschmückt hätten. Von Raubtieren gab es außer Leoparden und Schakalen, die im Walde genug Nahrung hatten und mich nie belästigten, Krokodile im Flusse. Ich habe mehrere geschossen, zum Teil acht Meter lange Exemplare. Sie haben die Häute in meinem Zimmer natürlich schon längst bemerkt und die Art bestimmt."

„Crocodilus porosus, das Leistenkrokodil," sagte ich.

„Hier nennt man es nur das Flußkrokodil zum Unterschiede vom kleineren, harmlosen Teichkrokodil. Am Gintota habe ich nicht von vielen Unglücksfällen gehört, immerhin aber doch von einigen, die mir bewiesen, daß das Flußkrokodil nachts und bei günstiger Gelegenheit sich an einem Menschen wohl zu vergreifen wagt. Ich sah nicht selten die mächtigen Tiere im Strom dahinziehen, wenn ich auf dem Wege schritt, der die einzige Verbindung meines Estates mit anderen Menschen bedeutete. Es war eine schöne Wanderung. Auf der einen Seite der breite, ruhig fließende Strom, auf der anderen der Urwald mit Gebüsch und Lianengewirre, an dem zahllose Schmetterlinge entlang flogen.

Der Weg bog nach etwa einer Stunde vom Flusse ab und mündete in eine breite Straße, die nach Galle führte. Hier lag ein Dorf, das nur von Singhalesen, und zwar sehr reinblütigen bewohnt war, wie es in der ganzen Südwestecke von Ceylon der Fall ist. Malerisch breitete sich das Dorf unter Kokospalmen, Mango- und Brotfruchtbäumen aus, durch deren Kronen das Sonnenlicht auf die strohgedeckten Hütten fiel und auf den Boden der Straße, der wie im ganzen Tiefland von Ceylon, in festlichem Rot prangte. Ich war häufig im Dorfe, denn etwas Unterhaltung mußte ich in meiner Einsamkeit haben und das Singhalesische sprach ich bald wie ein Eingeborener.

Unter den Leuten des Dorfes war ein junger Mann, mit dem ich am liebsten verkehrte. Er gehörte der ersten Kaste an und trug mit Ansehen den Krummkamm im Haar, das er hinten zu einem Knoten aufgebunden hatte.

Die weiße Jacke und das um die Hüften gelegte, gelbrote Rocktuch umkleideten eine schöne Gestalt. Die unten hervorschauenden Füße waren wie die Hände aristokratisch geformt. Edel war auch das Gesicht mit der leicht gebogenen Nase und den dunklen Augen, und nach der Ansicht seiner Landsleute war Widschaja auch dem Blute nach von vornehmer Herkunft. Er sollte von irgendeiner Seitenlinie des „Großen Geschlechtes" abstammen, dessen Hauptstamm dreihundert Jahre nach Christus erlosch; dieser hatte acht Jahrhunderte Ceylon Könige gegeben, deren Namen die Blütezeit des Singhalesenreiches bezeichnen. Der stolze Vater — die Mutter starb bald nach der Geburt ihres einzigen Kindes — hatte seinem Sohne den Namen des Begründers dieses Geschlechtes, des Eroberers und ersten Königs der Insel gegeben.

Widschaja genoß im Dorf ungewöhnliches Ansehen. Er konnte alles von den Leuten verlangen. Sie halfen ihm bei der Bestellung seiner Reisfelder, sie kletterten für ihn auf die Kokospalmen, um die reifen Nüsse herunterzuholen. Das Leben wurde ihm so sehr erleichtert, daß seine Charakterentwicklung darunter leiden mußte. Widschaja gewöhnte sich daran, allen seinen Wünschen nachzugeben und, wo es nur anging, andere für sich schaffen zu lassen. Aber sein Herz blieb gut, und ein schöner Drang nach Höherbildung entwickelte sich in ihm immer mehr. Darum schloß er sich an mich — wir waren beide fast gleichalterig — mit wachsender Zuneigung an. Mir gegenüber war er nicht der Königssproß, ich stand ihm aber auch nicht höher, als er, sondern war für ihn einfach ein Wesen, das außerhalb aller singhalesischen Kasten sich befand und daher ganz anders betrachtet werden mußte. So denken übrigens alle gebildeten Singhalesen von den Europäern.

Widschaja besuchte mich oft. Er hatte englisch gelernt und las gern meine Bücher. Wir unterhielten uns aber immer singhalesisch. Mancher würde sich gewundert haben, wenn er uns gesehen hätte, wie wir am Flusse in lebhaftem Gespräch entlang schritten, ich meine kurze Pfeife im Mund, er Betel kauend und von Zeit zu Zeit den ziegelrot gefärbten Speichel auf den Boden spuckend.

Das Dorf an der Straße war aber nicht die einzige menschliche Ansiedelung in meiner Nähe. Wenn ich vorhin sagte, daß meine Pflanzung nur urwüchsiger Urwald umgab, so war das insofern nicht ganz richtig, als auch in diesem Urwald eine Hütte stand. Gerade hinter meinen letzten Kokospalmen begann ein schmaler Fußpfad, der in mannigfachen Windungen sich in den Wald hineinschlängelte. An seinem Ende weitete sich eine Lichtung und hier wuchs eine armselige Hütte aus dem Boden, umgeben von einigen Gemüsebeeten, Bananen und Baummelonen. Das ganze machte einen weltverlorenen Eindruck, wie der letzte Schlupfwinkel von Menschen, die sich vor den anderen fürchten und sie um jeden Preis meiden müssen. Und es waren wirklich solche Unglückliche, die hier wohnten. Eine Rodiafamilie hatte ihre Hütte an dieser weltfernen Stelle errichtet.

Sie werden bereits von den Rodias gehört haben. Es ist die niederste und von allen Singhalesen einmütig verachtete Kaste. Rodia heißt der Unreine

von Roda = Schmutz. Vor der englischen Herrschaft hatten die Rodias ein furchtbares Schicksal. Sie mußten abseits von der Straße wohnen, ihre Frauen durften die Brust nicht verhüllen, ihre Gärten mußten verwildern, ihre Hütten durften nur den einfachsten Bau zeigen, Hausgerät war ihnen verwehrt. Die Rodias durften nur am äußersten Rande der Straße gehen und, nahte ein anderer Singhalese, so hatten sie sofort vom Wege herunterzulaufen und sich abseits auf den Boden zu werfen, war es auch mitten im sumpfigen Reisfeld oder im stachelichten Busch. Als sich einmal in der Nähe von Kandy die Rodias stark vermehrt hatten, beklagten sich die umwohnenden Singhalesen über den zu häufigen, lästigen Anblick; darauf ließ der König von Kandy einfach einige abschießen. Vor dem englischen Gesetz gibt es nun zwar keine Kastenunterschiede mehr, die Verachtung der Rodias aber ist geblieben, und besonders in abgelegeneren Gegenden würde es noch heute kein Rodia wagen, auf der Straße zu bleiben, wenn ein anderer Singhalese ihm begegnet.

Die Rodias wohnen in besonderen Dörfern zusammen. Ich habe nie erfahren können, warum jene Familie ihren Heimatsort verlassen und noch tiefere Einsamkeit aufgesucht hatte. Denn weiter abseits von den Menschen konnten sie nicht leben. Man wußte zwar im Dorf von ihrer Anwesenheit, aber man sah sie niemals. Nur ich erblickte hin und wieder in der Nacht, wenn ich das Freie aufsuchte, um die nächtliche Tierwelt zu beobachten, eine dunkle Gestalt, die an meiner Pflanzung vorbeischwebte und am Flußufer verschwand. Bald hatte ich den Grund heraus. Die Einsamen hatten in ihrem Urwald kein Wasser und mußten dieses vom Gintota holen. An meiner Pflanzung war das Ufer steil und hoch, einige Schritte aber auf dem Wege zum Dorf gab es eine Bachmündung, in der man bis an das Wasser herankonnte.

Sie werden sich denken können, daß die Neugier mich trieb, auch diese Nachbarn kennen zu lernen. Aber die Rodias waren scheu, wie die Tiere des Waldes. Sie verließen nur nachts ihren Schlupfwinkel. Versuchte ich dann, einer der Gestalten nachzugehen, so war sie plötzlich verschwunden. Einigemal auch gedachte ich, die Rodias in ihrer Behausung zu begrüßen. Aber sie mußten mein Kommen immer gemerkt haben, denn trat ich auf die Lichtung, so war kein Mensch zu sehen, vor den Eingang der Hütte waren Bretter gestellt, die hierzulande die Türen vertreten, und, mochten die Armen nun in den Wald geflohen sein oder in ihrer Hütte kauern, den Eintritt erzwingen wollte ich nicht.

Allmählich gewöhnte ich mich an die geheimnisvollen Nachbarn und achtete nicht mehr auf die nächtlichen Schatten, wenn ich sie vorbeihuschen sah. Sprach ich einmal mit Widschaja von den Rodias, so brach er schnell ab. „Herr," sagte er dann — er behielt, wenn er mich anredete, das englische „Sir" im singhalesischen bei — „nenne mir diesen Namen nicht. Für mein Volk sind die Bewohner deines Waldes unrein und es ziemt sich nach unseren Sitten nicht, auch nur in Gedanken mit ihnen in Berührung zu treten."

Einst an einem Abend saß ich in meinem Zimmer. Durch die überall offenen Türen kam ein leichter Luftzug vom nahen Flusse herein. Die Lampe beleuchtete den großen und doch gemütlichen Raum und das Buch, in dem ich las. Es war mein Lieblingswerk, Dantes Divina Comedia. Wie immer, wenn ich dieses Buch aufschlug, so trieb es mich auch jetzt zuerst zu jenen wunderbaren Worten Francescas da Rimini:

Liebe, die alles andre macht vergessen,
Entflammte ihn, als er mich kaum gesehn,
Die Schönheit siegte, die ich einst besessen!
Liebe läßt Gegenflammen schnell entstehn;
Auch mich betörte sie mit süßem Zwange,
Selbst in der Hölle will sie nicht vergehn.
Und Liebe führte uns zum Untergange . . .

Eine Bewegung ließ mich aufschauen. Mit den Gedanken noch bei Dante, glaubte ich eine Erscheinung zu sehen. Der Türrahmen umschloß ein Bild von wunderbarer Schönheit. Das Licht der Lampe goß seinen Schein auf einen Mann, der seinen Blick gesenkt hatte auf eine Gestalt, die er in den Armen hielt. Es war ein menschlicher Körper, frei von jeder Hülle, der wunderbar geformte Leib eines jungen Weibes. Das glänzend schwarze Haar floß auf den Boden, die langen Wimpern der geschlossenen Augen lagen wie ein duftiger Schleier auf den Wangen. Der eine Arm war heruntergesunken, der andere ruhte zur Seite der jugendlich schwellenden Brust und der schlanken Hüfte. Jetzt erkannte ich meinen singhalesischen Freund. „Widschaja", rief ich, und langsam trat er vor, ohne den Blick von seiner süßen Last zu wenden. Dann legte er den Körper auf das Sofa und, wie plötzlich erwachend, wandte er sich zu mir.

„Schnell, Herr, hilf, sie ist nicht tot, nur ohnmächtig." Ich stürzte in mein Schlafzimmer, riß eine Flasche Kölnisch Wasser vom Brett und eilte zurück, um am Sofa niederzuknien und dem Mädchen Stirn und Schläfen zu reiben. Widschaja half. Und unterdessen erzählte er mir in fliegenden Worten sein Erlebnis.

Er war vom Dorf aufgebrochen, um noch ein Stündchen mit mir zu verplaudern. „Als ich die Hälfte des Weges am Flusse hinter mir hatte, stand plötzlich dicht vor mir eine Gestalt, ein junges Weib. Ein Schrei klang mir entgegen, sie sprang zur Seite, verschwand hinter der Böschung. Ich stürzte vor, sah sie im seichten Uferwasser kauern, die Arme gegen mich erhoben. Plötzlich hinter ihr in der helleren, den Himmel widerspiegelnden Flut eine glitzernde Furche. Sie kam schnell näher. Ein Krokodil! Ich sprang, rutschte hinunter, ergriff einen Arm, riß das Weib ans Land. Es war keinen Augenblick zu früh, ein Klappen und Reißen hinten, das Krokodil hatte, nach der Beute schnappend, das Gewand des Mädchens gefaßt, ihm vom Leibe gerissen. Sie war ohnmächtig, lag am Boden. Ich nahm sie auf und brachte sie zu dir."

Der sonst so ruhige Singhalese war in furchtbarer Aufregung. Ein schwerer Kampf mußte in seinem Innern wüten. Er hatte in schnellem Triebe gehandelt, fast ohne Bewußtsein. Nun sah er dunkle Folgen näher kommen. Aber er konnte von dem schönen Anblick nicht los, unverwandt blickte er auf das junge Weib, dessen braune Haut von dem neu pulsierenden Blut allmählich einen lieblich rötlichen Schimmer erhielt. Jetzt eine Bewegung der Arme und die Augen öffneten sich.

Zwei Sterne sahen uns entgegen, ließen den Blick im Zimmer wandern und blieben endlich auf uns haften. Die Augen belebten, vergrößerten sich, wurden wilder und wilder, Entsetzen sprühte aus ihnen. Plötzlich richtete sich der Körper auf, die Hand streckte sich nach uns, die Brust wogte und dann ein gellender Schrei von ihren Lippen: „Unrein!“

Widschaja fuhr zurück, in demselben Augenblick aber kniete er auch schon an ihrem Lager und sagte: „Ich ahnte es, ich wußte es, ich lasse dich nicht!“ Und seine Arme schlang er um ihren Hals. Noch suchte sie gegen ihn zu ringen, aber er umfaßte sie fester und fester, er flüsterte auf sie ein, sie schien sich zu ergeben. Es wurde still am Lager, nur leise Worte klangen zu mir herüber.

Da wandte ich mich und ging aus dem Zimmer.

Eine halbe Stunde mochte ich auf und ab geschritten sein, da trat Widschaja heraus. „Herr,“ sagte er, „sie ist eine Rodia, und ich bin unrein vor meinem Volk. Ich war es schon, als ich am Flusse ihren Arm ergriff. Ich sah das Krokodil und den nahen Tod und mußte retten. Das alles ging schneller als meine Überlegung. Was nachher kam, hat die Dinge nicht verschärft. Ich bitte dich nun, lasse mich mit ihr allein in deinem Garten. Suche du ruhig dein Zimmer auf und sieh nicht nach uns. Und willst du, so geh morgen zu meinem Volk und meinem Vater. Sprich mit ihnen, was dein Herz dir eingibt. Ich kann nichts sagen. Es gibt hier kein Gut noch Böse. Das Schicksal war es. Ich warte, wie es sich erfüllt.“

Ich konnte nichts erwidern, drückte ihm die Hand und sah ihn sich zwischen den Büschen entfernen. Dann ging ich in mein Zimmer. Aber der Schlaf floh mein Auge.

Als am nächsten Morgen die ersten Strahlen der Sonne ins Zimmer fielen, stand ich auf und machte mich bereit, den schweren Weg zu gehen. Langsam schritt ich am Flusse entlang. An einer Stelle blieb ich stehen. Die Flußböschung hatte einen Riß, das Erdreich war abgestürzt, frische Spuren zeigten sich unten im Sande. Hier war es, wo die Rodia, treu dem harten Gesetz ihres Stammes, vor dem Entgegenkommenden die Straße räumen wollte, hinunterglitt und dem Krokodil aus dem Rachen gerissen wurde. Nach rechts konnte sie nicht weichen, da stand mit Ast- und Lianengewirre, mit Ranken und Dornen wie eine Mauer der Urwald. Sinnend schritt ich weiter, mir überlegend, was ich für den Freund sagen konnte. Aber ich vermochte nichts zu finden, was mir erfolgreich geschienen und das Herz erleichtert hätte.

Der Weg weitete sich, die ersten Hütten tauchten zwischen den Bäumen auf. Ich bog in die Hauptstraße ein, zu deren Seiten die Häuser sich erhoben, von Palmen und Obstbäumen licht beschattet. Vor den Auslagen der Händler standen die Leute, um ihre Einkäufe zu machen, andere begegneten mir auf der Straße und grüßten mich, die Hand an der Stirn.

Nun stand ich vor meinem Ziel, Widschajas Elternhaus. Schon von weitem hatte ich den Vater meines singhalesischen Freundes erkannt. Er schien nicht wohl zu sein, denn er lag auf seinem Mattengestell, das er sich unter das vorspringende Dach hatte heraustragen lassen. Als er mich kommen sah, erhob sich der Mann, eine hohe Gestalt mit schönem schwarzem Bart, der weit über die bloße Brust herabwallte. Erstaunt blickte er mich an, den er ohne seinen Sohn herantreten sah.

„Dein Sohn läßt dich grüßen," fing ich an, „er kann heute nicht zu dir kommen. Ein Ereignis hat in sein Leben eingegriffen. Er will noch in der Stille nachsinnen, ob er den Folgen begegnen oder sie auf sich nehmen soll. Auch du sollst deine Ansicht sagen, darum bin ich gekommen."

Er wurde unruhig. „Was ist mit meinem Sohne, was konnte ihm zustoßen, er ist doch gesund?"

„Er ist gesund," antwortete ich, „aber nach euren Begriffen ist das, was ihn getroffen hat, nicht weniger schlimm, als Krankheit."

Seine Augen weiteten sich, doch ich sah, wie er seine Aufregung meisterte. Ich begann zu erzählen. Wie ich aber an die Begegnung mit dem Mädchen kam, an ihr Zurseiteweichen und ihre Rettung, stieg ihm das Blut zu Kopf. Sein Gesicht wurde ganz dunkel, stiere Augen sahen mich an. Und als ich schloß: „Aus gutem Herzen hat er einen Menschen gerettet, die Tat bleibt edel, trotzdem es eine Rodia ist," da sprang er auf, ballte die Fäuste, schrie: „Unrein, unrein, mein Sohn unrein," und sank zusammen, schluchzte und stöhnte.

Ich legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach beruhigend auf ihn ein, denn bereits begann sich Volk um uns zu sammeln. Er hörte lange nichts, plötzlich aber blickte er auf, sah die Leute stehen, sprang wie ein Rasender in die Höhe und schrie ihnen ins Gesicht: „Widschaja, euer Königssproß ist Schmutz, verächtlicher als der Straßenkot. Ein Rodia ist er geworden."

Da wurde das Murmeln der Dorfbewohner zum Schreien, sie fochten mit den Armen und drängten sich an den Alten. Immer mehr kamen herbei, die Menge schob sich zwischen mich und ihn. Aus dem Getümmel heraus hörte ich die vor wildem Schmerz fast unkenntliche Stimme des Alten.

Bald wußten sie alles, und Wut und Haß las ich auf den Gesichtern, die jetzt in der Leidenschaft denen wilder Indianer glichen. Ich suchte zu dämmen, zu retten, sie hörten nicht. Endlich brach meine Stimme durch: „Es war doch gut, die fast Verlorene zu retten, habt ihr denn kein Herz?"

Heftiges Durcheinanderschreien tönte mir entgegen. „Unreines darf man nicht berühren", „der Tod einer Rodia ist kein Unglück", „ist für sie selbst

Erlösung", „wenn sie in ihrem Leben ihre Seele geläutert hätte, wäre ihr nach dem Tode Wiedergeburt in höherer Kaste zuteil geworden", „Widschaja hat sie ins Elend zurückgestoßen durch seine Rettung."

„Aber er wußte doch nicht, daß sie eine Kodia war", hielt ich ihnen entgegen.

„Er mußte es wissen", „niemand anders konnte ihm zu jener Stunde an der Stelle begegnen", „schon an ihrem Ausweichen hätte er ihren Stand erkennen müssen", „er folgte nur seinem Triebe!"

Jetzt erhob sich der Alte wieder. Mit hohler Stimme sprach er: „Widschaja ist ein Kodia. Ich habe keinen Sohn. Aber verflucht sie, die ihn verführt! Verflucht, verflucht! Unglück soll sie haben und hervorrufen, wo ihr Fuß hintritt. Und verflucht seien ihre Kinder! Auch sie sollen nur verführen und überall Unheil stiften. Flüche von Generationen sollen sich der Kodia und ihren Sprossen an die Ferse heften!"

Da verlor ich die Geduld. Ich sprang vor, riß die vor mir Stehenden auseinander, hielt ihm die Fäuste vor das Gesicht und schrie ihn an: „Wie kannst du dein eigenes Blut verfluchen? Bist du denn ein Stein? Eure Kasten sind doch nur Menschenwerk! Setze dich über sie hinweg, wenn es einen so edlen Menschen gilt und noch dazu deinen Sohn!"

Er sah mich mit kalter Ruhe an, aber Haß spiegelte sich in seinem Blick. „Die Kasten sind seit Jahrtausenden in unserem Volk. Woher sie kommen, wissen wir nicht. Aber viele Millionen sind ihren Satzungen gefolgt, und ein einzelner ist zu gering, umzustoßen, was große Völker seit Anfang für gut gehalten haben. Und ihr Engländer, denkt ihr denn anders? Ich weiß sehr wohl, daß jeder aus euerer Gesellschaft ausgestoßen wird, der eine von uns zu eigen nimmt. Ihr habt recht. Wir wollen nichts anderes. Wer seinen Stamm nicht achtet und rein hält, geht verloren."

Er wandte sich und ging in das Haus. Die anderen zerstreuten sich. Ich stand allein auf der Straße.

Da ging ich in schweren Gedanken heim.

Am Flusse, bei den ersten Kokospalmen meiner Pflanzung, kamen mir Widschaja und die Kodia entgegen. Das Herz wurde mir warm und ich vergaß all das Traurige, als ich dieses herrliche Menschenpaar sah. Wie aus dem Paradiese waren sie. Widschaja hatte sein Rocktuch dem Mädchen gegeben und seine Jacke sich um die Hüften geschlungen. Sein edler Körper glich dem einer Statue. Die Kodia hatte das Tuch um den Leib gelegt und dann über die Schulter geworfen. Ihr Wuchs war wie der einer Göttin. Unter dem gescheitelten Haar schaute das lieblichste Antlitz hervor, mit zwei Augen gleich tiefen Seen, in die man kein Ende findet, hineinzublicken.

Widschaja trat auf mich zu. „Ich sehe in deinen Augen," sagte er, „die Bestätigung dessen, was ich von Anfang an gewußt habe. Sie verstoßen mich, ich bin der Sohn meines Vaters nicht weiter. Ein Verachteter mehr. Ich

will nicht wissen, was sie sagten. Ich lösche sie alle aus meinem Gedächtnis. Fortan gibt es für mich nur ein Licht, das mein Leben erleuchtet, nur ein Herz, dem meines entgegenschlägt. Du hast mir ja vom Magnet erzählt, der Stahl und Eisen festhält, wenn es ihn nur berührt. So taten unsere Körper und wollen nun nicht mehr voneinander lassen."

Er legte dem Mädchen die Hand auf den Scheitel und fuhr fort:

„Ich habe sie Kuweni genannt. Der Held, dessen Namen ich trage, eroberte diese Insel mit Hilfe einer Zauberin, die den Namen führte. Jene Königin entstammte den verachteten Eingeborenen der Insel, die von den erobernden Kriegern meines Volkes unterworfen wurden. Wie das Schicksal des ersten Widschaja eine Verachtete wurde, so ist es auch das meine. Und ich murre nicht."

Mich ergriffen seine Worte, die er mit ernster Stimme sprach.

„Liebe, die alles andre macht vergessen,
Entflammte ihn, als er mich kaum gesehn,
Die Schönheit siegte . . ."

Die Worte Dantes, die ich an jenem Abend gelesen, waren wie die Überschrift des Kommenden gewesen.

„Willst du nicht bei mir wohnen, Widschaja," fragte ich und ergriff seine Hand. „In meiner Pflanzung findest du Platz und Arbeit genug. Und ich werde mich freuen über dich und deine Kuweni."

Mit warmem Blick sah er mich an. „Es tut mir wohl, daß du mich nicht aufgibst. Aber auch bei dir kann ich nicht wohnen. Du hast Diener meines Volkes und brauchst sie. Sie würden nicht in meiner Nähe weilen wollen, sie würden mich aus der Ferne beschimpfen und dann dich verlassen. Verachtung ertrage ich nicht. Freiwillig will ich auf meinen Stand verzichten und die Folgen auf mich nehmen."

Er zog sich den Kamm aus dem Haar, warf ihn auf den Boden und zertrat ihn. Dann schlang er den Arm um das sich an ihn schmiegende Mädchen und schritt mit ihm dem Urwald zu.

Widschaja ging zu den Rodias.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Randglossen zur Heeresvorlage. „Die anfänglich frohe Stimmung, die der Plan der großen Wehrvorlage des Jubiläumsjahres erweckte, hat sich fast beängstigend schnell vermindert . . .". Die Kreuzzeitung, die diese Worte in ihrer Nummer 159 vom 6. April schreibt, gibt damit zweifellos eine zutreffende Beobachtung wieder. Sie will die „parteipolitischen Auseinandersetzungen über die Deckungsfragen" für den Niedergang der Stimmung allein verantwortlich machen. Sollte sie damit nicht eine bei den Rechtsparteien herrschende Abneigung gegen gewisse Deckungsvorlagen verallgemeinern? Es scheint mir nicht zuzutreffen, wenn das Blatt eine bedenkliche Stimmung lediglich bei der „gesamten demokratischen und auch schon einem Teil der liberalen Presse" festgestellt hat, um dann verallgemeinernd fortfahren zu können: „Es werden Zweifel laut, ob denn die geforderte Verstärkung unserer Wehrkraft tatsächlich nationale Notwendigkeit ist. Die Erscheinungen der aktuellen auswärtigen Politik werden unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, und die momentane Erhellung des vor kurzem noch und vielleicht bald wieder schwarzbevölkten politischen Himmels nutzt man als Argument gegen die Wehrvorlage. Noch vor wenigen Wochen war man im ganzen nationalen Bürgertum ernst durchdrungen von dem Bewußtsein, daß unsere Wehrkraft baldigst auf das äußerste Höchstmaß der Leistungsfähigkeit gebracht werden müsse . . . Jetzt wird die gewiß magere Begründung der Wehrvorlage durch die Regierung auf ihre Zulänglichkeit untersucht und nicht recht für stichhaltig erachtet."

Die Kreuzzeitung verschweigt eins: die völlige Kenntnis der Regierungsvorlage fordert nicht nur die Kritik der Liberalen und Demokraten heraus, sondern auch weit rechts stehender Männer, die die Kreuzzeitung nicht wagen würde mangelnden nationalen Verantwortungsgefühls zu zeihen.

So erscheint denn die Haltung des deutschkonservativen Blattes auf den ersten Blick als eigentümlich und man könnte auf mangelhafte Information über die wahre Stimmung schließen, wenn nicht die Deutsche Tageszeitung zusammen mit der Kölnischen Volkszeitung den Kommentar zu den Ausführungen der Kreuzzeitung geliefert hätten. In der Deutschen Tageszeitung heißt es nämlich am 6. April: „Einstweilen kann er (der Beschluß einer Reichserbschafts- oder Vermögenssteuer) ebensogut dahin aufgefaßt werden, daß die Nationalliberalen der Regierung die Verantwortung für die Gestaltung der Besitzsteuer überlassen wollen; wie auch dahin, daß sie wirklich entschlossen seien, Arm in Arm mit der Sozialdemokratie, die am heutigen Sonntage in 61 Massenversammlungen in Groß-Berlin gegen die Wehrhaftmachung des Reiches protestiert, vor der Regierung den Geßlerhut einer direkten Reichsbesitzsteuer nach den Wünschen der Linken aufzurichten. Die Nationalliberalen stehen jetzt am Scheidewege; aber diesmal handelt es sich nicht nur um Steuerfragen an sich, sondern darum, in einer kritischen Lage für die Sicherheit des Reiches zu sorgen. Unter diesen Umständen wird man doch kaum glauben können, daß die nationalliberale Partei eine Haltung einnehmen werde, die nicht nur Beschaffung der nötigen Mittel für die Wehrkraft des Reiches in bedenklicher

Weise verzögern, sondern ganz in Frage stellen und die Nation inmitten einer unsicheren europäischen Lage in neue innere Wirren hineintreiben müßte."

Noch deutlicher tritt die gekennzeichnete Tendenz im Leitartikel der Kölnischen Volkszeitung Nr. 294: „Wie wird's werden?" zutage:

„Im Freisinn, heißt es da, spekuliert man jetzt schon auf Parteischachergeschäfte auch bei dieser Gelegenheit. Darum stichelt und bohrt und treibt die freisinnige Presse bei den Nationalliberalen, daß sie den alten Zankapfel der Erbschaftssteuer auch jetzt wieder unter die Parteien werfen und lieber das ganze Werk der Heeresvermehrung scheitern lassen sollen, als daß sie auf diese Parteiforderung im Interesse des Vaterlandes verzichten, welches die möglichst schnelle und möglichst einige Verabschiedung der Vorlage fordert . . ."

„Für den Augenblick wird die Frage: ‚Wie wird's werden?' zunächst sich an die Nationalliberalen wenden. Die Nationalliberalen können die Genugtuung empfinden, daß bei diesem großen nationalen Werk alles von ihnen abhängt. Bei dieser Genugtuung liegt allerdings auch die riesengroße Verantwortung für die nationalliberale Fraktion, daß eventuell das ganze Werk scheitern und in einer innerpolitischen Krise von unabsehbaren Folgen untergehen kann, oder doch um lange Monate verschleppt würde zum Schaden für das Vaterland und das deutsche Ansehen. Wenn den parteipolitischen Forderungen im Sinne des Freisinns gefolgt und die Erbschaftssteuer wieder als Zankapfel in die Beratungen hineingeworfen würde, dann trügen vor allem die Nationalliberalen die Verantwortung für alle Folgen in der inneren und äußeren Politik."

Die Nationalliberalen haben auf die Drohungen der Rechten bereits durch den Mund ihres Führers Bassermann geantwortet. Der führte nämlich am Sonnabend in Hannover aus, der Standpunkt der nationalliberalen Partei sei der, „daß sie die Einführung einer allgemeinen Besitzsteuer, einer Reichsvermögens- oder Reichserbschaftssteuer nach wie vor als eine Notwendigkeit betrachtet."

Wen wird nun die Schuld treffen, wenn die Heeresvorlage wegen der bei der Deckungsfrage eintretenden Schwierigkeiten nicht zustande kommen sollte?

Ich kann mir nicht recht vorstellen, daß die deutsch-konservative Partei lediglich aus Scheu vor einer bestimmten Steuerart, so sehr diese auch ihren Anschauungen zuwider laufen mag, das Odium auf sich nehmen wird, eine Heeresvorlage zu Fall zu bringen, ja auch nur ihre Durchführung zu verschleppen, von der selbst das Berliner Tageblatt sagt: „Kein Vaterlandsfreund verlangt eine glatte Ablehnung. Niemand ein für die erhöhte Kriegsbereitschaft verstümmelndes Streichen der Forderungen." Im übrigen zeigt schon dieses Zitat, wie unberechtigt die Verallgemeinerung der Kreuzzeitung bei Angabe der Gründe für den Niedergang der Stimmung ist.

* * *

Wenn die gehobene Stimmung bei Bekanntwerden der Regierungspläne tatsächlich einer ruhigeren, nachdenklicheren gewichen ist, so sind daran die Parteistreitigkeiten nicht Schuld, sondern Überlegungen sachlicher Natur. Die Streichungsvorschläge des Herrn Major Morath im Berliner Tageblatt kann ich natürlich nicht unter die sachlichen Vorschläge rechnen. Das sind offensichtliche Konzessionen an die demokratischen Tendenzen in der Redaktion des Blattes, soweit es sich um die fortdauernden Ausgaben 1—24 handelt, und kaum ernst zu nehmende „Ersparnisvorschläge" bei den einmaligen Ausgaben. Herr Morath will rund 75 Millionen Mark allein dadurch sparen, daß er die Mannschaften und Pferde statt in Kasernen in Wellblechbaracken beziehungsweise in Mietsräumen unterbringt. Nun, wer einmal einige Wochen oder gar Jahre in der von Herrn Morath empfohlenen Weise untergebracht war, wird den Vorschlag richtig einschätzen: der größte Teil der „Ersparnis" ginge drauf durch erhöhten Verschleiß an Mannschaften, Pferden und Material infolge von Krankheiten und Verletzungen, — von der Beeinträchtigung der Dienstfreudigkeit und des Dienstes und der Ausbildung gar nicht zu sprechen. Die anderen „Ersparnisvorschläge" tragen so sehr den Stempel

kleinlicher Stichelei gegen die Monarchen, daß man ihre Bedeutungslosigkeit kaum zu widerlegen braucht. — Immerhin ist die Veröffentlichung solcher „Ersparnisvorschläge" besonders deshalb zu bedauern, weil sie von einem preußischen Stabsoffizier a. D. ausgehen und dadurch den Anschein erwecken, als stellten sie lediglich die Wiedergabe von Wünschen aus der Armee selbst dar und verdienten darum besonderer Beachtung. In Wirklichkeit kann davon nicht die Rede sein und das Publikum wird lediglich von den Hauptpunkten abgelenkt, an denen die ernste Kritik anzusetzen hätte.

Von den einunddreißig Ersparnisvorschlägen Moraths weisen nur drei, nämlich die Punkte 10, 14, 15 auf wunde Stellen in unserer Armee hin. Punkt 10 führt auf die soziale Seite der Vermehrung der Offizierstellen um 4000 und auf die Frage des Unteroffizierersatzes hin; Punkt 14 und 15 betreffen den Luxus vielartiger Uniformen und deren Garnierung mit allen möglichen Abzeichen. Es wäre sehr wünschenswert, wenn Sachkenner diese Frage im Reichstage einer eingehenden Prüfung unterziehen wollten und wenn insbesondere die Frage des Offizier- und Unteroffiziererſatzes, bei der Ausbildung und späteren Versorgung genau untersucht würde. Mir scheint es nunmehr an der Zeit, daß der Reichstag vom Kriegsministerium eine Denkschrift einforderte, die ein genaues Bild gäbe von der sozialen und wirtschaftlichen Lage der Offiziere und Unteroffiziere nebst Vorschlägen darüber, welche Mittel zu ergreifen wären, um die vielen Tausende von Offizieren, die vorzeitig ihre Militärlaufbahn beendigen müssen, besser zu befähigen, im Kampfe ums tägliche Brot auszuhalten, als wie es bisher geschehen. Das, was jetzt als „Offiziersversorgung" vom Kriegsministerium betrieben wird, ist trotz bester Absichten unzureichend.

* * *

Den bedeutsamsten und ernstesten Einwand gegen die Wehrvorlage hat die Frankfurter Zeitung im Abendblatt ihrer Nummer 94 erhoben und damit ausgesprochen, was bis tief in die Reihen der Konservativen empfunden wird und am meisten geeignet ist, die Freude an der Heeresverstärkung herabzusetzen. Den Auffassungen des Frankfurter Blattes über die Unfruchtbarkeit der Heeresaufwendungen für die deutsche Volkswirtschaft vermag ich mich nicht anzuschließen. Der volkswirtschaftliche Effekt erscheint mir ziemlich gleichwertig für alle Arten des Verbrauchs; es ist vom Standpunkt der Handelsbilanz oder des Anlage suchenden Kapitals ziemlich gleichgültig, was mit Aussicht auf schnellen Verbrauch produziert wird: Spielsachen, Kanonen, Champagner oder dessous für die Halbwelt. Jede Branche wirkt befruchtend auf die Volkswirtschaft. Nur scheint mir, daß es wenige Industrien gibt, die durch ihre Eigenart sowohl, wie durch ihren Umfang geeignet sind, so stimulierend auf alle Gebiete der Technik, der Erfindungen und aller naturwissenschaftlichen Forschung zu wirken, wie gerade jene, die ausschließlich durch die Heeres- und Flottenrüstungen bestehen. Welche Kulturerrungenschaften müßten wir uns fortdenken, hätte es keine Kriege, keine Heere, keine Waffenfabriken gegeben! Der Kampf ist der Vater aller Dinge!

Aber in folgendem muß man der Frankfurter Zeitung zustimmen, wenn man lediglich an Handelswerte denkt: „Die Rüstungen schreibt sie, „entziehen die Menschen der Werte schaffenden Arbeit, und vor allem: ziemlich genau die gleiche Zahl von Menschen, die wir jetzt für den Heeresdienst ausheben, müssen wir Jahr für Jahr an ausländischen Wanderarbeitern aus unseren östlichen Grenzländern herbeiziehen, um unsere Bergwerke und vor allem unseren ostelbischen, getreidebauenden Großgrundbesitz nicht still zu legen. . . . ." Die Leser der Grenzboten erinnern sich vielleicht, daß ich dieselben Bedenken im Herbst vorigen Jahres aussprach (Heft 48), erinnern sich wohl auch des glänzend geschriebenen Aufsatzes aus der Feder des Naumburger Arztes Schiele „Die Schicksalstunde der deutschen Landwirtschaft" (Heft 22 von 1912). Die neue Heeresvorlage bedingt eine Vermehrung der slawischen Arbeiter um mindestens fünfzigtausend Kopf im ersten und um hunderttausend Kopf in den weiteren Jahren! Das ist nun ein Dilemma, dessentwegen wir zwar die Heeresverstärkung nicht vertagen dürfen, das uns aber doch zwingen sollte, auf Mittel zu sinnen, die einen Aus-

gleich zwischen den nationalwirtschaftlichen und nationalpolitischen Forderungen des Augenblicks herbeiführen könnten. Vom Kriegsministerium können wir in dieser Richtung eine Anregung kaum erwarten: Die Heeresleitung fühlt sich, und zwar mit Recht, zu sehr als rein technische Behörde, als daß sie geneigt sein könnte, die angedeuteten Verhältnisse zu studieren. Die Regierung versucht durch innere Kolonisation — leider unter ständigem Widerstande maßgebender konservativer Kreise — das Loch in unserer Bevölkerung zuzustopfen. Aber schneller wirkende Maßnahmen wird auch sie nicht bringen. Da ist es eine schöne Aufgabe für die nationalen Parteien, im Reichstage einzuspringen und die gangbaren Wege zu finden.

G. Cleinow

Philosophie

Philosophie und Einzelwissenschaften. Das starke Anwachsen des philosophischen Interesses in weitesten Kreisen der Gebildeten ist eine der interessantesten und bedeutsamsten Erscheinungen im Geistesleben der Gegenwart. Für die wissenschaftliche Philosophie bedeutet diese Tatsache zugleich einen großen Vorteil und eine schwere Gefahr. Der Vorteil liegt auf der Hand. Wo viele Geister sich lebhaft regen, da ist unter sonst gleichen Umständen die Wahrscheinlichkeit, daß die Wissenschaft daraus Gewinn ziehe, größer, als da wo nur wenige Kräfte am Werke sind. Die Gefahr einer solchen geistigen Bewegung ist dagegen nicht so leicht erkennbar. Sie liegt darin, daß der Gewinn an Breite oft nur auf Kosten eines Verlustes an Tiefe erzielt wird. Dies ist die Gefahr, die jeder Art philosophischer „Aufklärungsbewegung" innewohnt. Unser gegenwärtiges Zeitalter befindet sich nach der Ansicht vieler kundiger Beurteiler in einer philosophischen Aufklärungsbewegung. Zahlreiche akademische und literarische Erfahrungen bestätigen diese Ansicht. Wir haben daher die Pflicht, uns auf die Gefahren zu besinnen, die diese Bewegung auch heute wieder — wie schon so oft in der Geschichte der Kulturentwicklung — mit sich bringt. Gefährlich ist das starke Anwachsen der Anzahl der Zuhörer aller Alters- und Berufsklassen und beiderlei Geschlechtes in den Vortragssälen, in denen „populär-wissenschaftliche" Vorträge philosophischen Inhaltes gehalten werden.

Der Begriff: populär-wissenschaftlich ist zwar an sich gewiß nicht widerspruchsvoll. Es ist theoretisch und auch praktisch durchaus möglich, Forschungsverfahren und Forschungsergebnisse einer Wissenschaft auch Leuten ohne besondere Vorkenntnisse innerhalb gewisser Grenzen zugänglich zu machen. Aber die Erfüllung dieser Aufgabe ist für den Lehrenden ganz außerordentlich schwer. Sie erfordert ein Einfühlungsvermögen, das nicht jeder Gelehrte besitzt. Ja, oft fehlt gerade den scharfsinnigsten und erfolgreichsten Forschern jede Fähigkeit für eine auch dem Laien verständliche Darstellungsweise ihrer Forschungsergebnisse. Auch auf seiten des Hörers populär-wissenschaftlicher Vorträge müssen die Umstände besonders günstig liegen, wenn das Ergebnis ein erfreuliches sein soll. Halbverstandenes und Falschverstandenes ist schädlicher als Garnichtverstandenes. Alles dies trifft für die Philosophie in erhöhtem Maße zu!

Gefährlich ist ferner das geradezu beängstigende Anwachsen der literarischen Produktion auf philosophischem Gebiete. Es nehmen einen Raum von bedenklicher Breite ein die Bücher, in denen „de omnibus rebus et quibusdam aliis" mit dem äußeren Anstrich der Wissenschaftlichkeit in Wahrheit aber mit größter Oberflächlichkeit gehandelt wird.

Solche Schriften, die von den Einzelwissenschaften einmütig als dilettantische Orientierungsversuche im unbekannten Gelände abgelehnt werden, erscheinen dann mit der Etikette „Philosophie" versehen auf dem Markte und finden oft bei einem breiten Publikum philosophischer Laien einen reißenden Absatz.

Die größte Gefahr dieser „Aufklärungsbewegung" in der Philosophie der Gegenwart ist, daß sie eine Entfremdung zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften herbeizuführen droht. Eine völlige Trennung zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften würde aber einem Zusammenbruch der Philosophie gleichkommen. Denn diese stellt den Versuch einer wissenschaftlichen Gesamtauffassung des Wirklichen dar. Sie wächst aus den Zusammenhängen des wissenschaftlichen Denkens hervor, macht dieselbe „Wirklichkeit" zum Gegenstand ihrer Forschungen, die auch die Einzelwissen-

schaften zu ergründen suchen, und bedient sich dabei grundsätzlich derselben Mittel. Vielfach sieht man jedoch nicht auf diese wesentliche Übereinstimmung zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften in den Mitteln, sondern rückt, unter einseitiger Betonung der Gleichheit des Zieles, die Philosophie von den Einzelwissenschaften ab und an Kunst und Religion heran. In der Tat streben Philosophie, Religion und Kunst alle drei nach dem gleichen Ziele einer Gesamtauffassung des Wirklichen. Aber während die Kunst dieses Ziel durch die sinnliche Anschauung und Gestaltung, die Religion auf der Grundlage des Gefühlserlebnisses zu erreichen sucht, will die Philosophie erkennen und verstehen, um zu allgemein gültigen, d. h. wissenschaftlichen Urteilen zu gelangen.

Die Vorurteile der Einzelwissenschaften gegen die Philosophie werden am besten dadurch beseitigt, daß man das Verhältnis zwischen beiden klar bestimmt. Ist die Philosophie Wissenschaft im gleichen Sinne wie die Einzelwissenschaften? Was führt alle Einzelwissenschafter mit Notwendigkeit zur Philosophie hin? Die erste Frage hat man zu verneinen gesucht mit dem Hinweis auf die geschichtliche Tatsache, daß die heutigen Einzelwissenschaften der Reihe nach aus der ursprünglichen Vormundschaft der philosophischen Mutterwissenschaft ausgeschieden seien. Dieser geschichtliche Vorgang soll ein Beweis sein für die systematische Tatsache, daß für die Philosophie nach endgültiger angemessener Verteilung des gesamten wissenschaftlichen Forschungsstoffes nichts mehr übrig bleibe. Der Philosoph soll gegenüber den Einzelwissenschaftern zu kurz gekommen sein, wie der Poet in Schillers „Teilung der Erde". Aber jener Ausscheidungsprozeß, der sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung vollzogen hat, war niemals ein Auflösungsprozeß! Er bewirkte vielmehr nur die Trennung philosophischer und sonderwissenschaftlicher Probleme und Problemlösungen auf immer zahlreicheren und spezielleren Gebieten. Durch diesen natürlichen Entwicklungsgang wird die Philosophie nicht nur nicht vernichtet, sondern sie wächst durch ihn an Fülle und Reichhaltigkeit ihrer Wissensinhalte. Auch die in der Gegenwart sich vollziehende Verselbständigung der Psychologie unter dem Einfluß der experimentellen Forschungsmethode wird der Philosophie keine Verarmung bringen. Denn die Trennung in experimentelle und philosophische Psychologie bedeutet ebensowenig einen Zerfall wie die Trennung der alten Physik in Naturwissenschaft und Naturphilosophie.

Worin liegt — zweitens — die innere Notwendigkeit, die alle Einzelwissenschafter zur Philosophie hinführt, wenn sie ihre einzelwissenschaftlichen Probleme folgerichtig bis zu Ende durchdenken? Sie liegt darin, daß alles einzelwissenschaftliche Denken gewissen formalen Bedingungen seiner Gültigkeit unterworfen ist und sachlich von gewissen Voraussetzungen ausgeht. Jene Bedingungen untersucht die philosophische Disziplin der Logik, diese Voraussetzungen die Erkenntnistheorie. Die Logik fragt, welchen allgemeinen Gesetzmäßigkeiten denn die wirklichen Gegenstände unterliegen, wenn ich einmal von den besonderen Gesetzmäßigkeiten absehe, denen sie als Naturgegenstände oder als geistige Gegenstände unterworfen sind. Welches sind die allgemeinen Gesetze, denen die wirklichen Dinge gehorchen, noch über die naturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Sondergesetze hinaus? So fragt die Logik. Und auch die Erkenntnistheorie hat es mit dem Wirklichen zu tun, sofern es ganz allgemein vom wissenschaftlichen Denken zum Gegenstand genommen wird. Alle Einzelwissenschaften machen — gleichviel um welches Forschungsgebiet es sich handelt — in gemeinsamer Weise gewisse Voraussetzungen. So setzten sie alle voraus, daß das Wirkliche aus einem Inbegriff von Dingen in Raum und Zeit bestehe, bei denen sich Vorgänge abspielen, die durch einen durchgreifenden Kausalzusammenhang miteinander verknüpft sind. Die Erkenntnistheorie prüft die Berechtigung aller dieser Voraussetzungen nach. Logik und Erkenntnistheorie bilden somit die beiden Hauptwege, die für alle Einzelwissenschaften in gemeinsamer Weise den Zugang zur Philosophie vermitteln. Daneben gibt es für jede besondere Einzelwissenschaft auch noch besondere Wege, die den unermüdlichen einzelwissenschaftlichen Forscher in das Land der Philosophie führen.

Die Philosophie darf kühnlich jedem Einzelwissenschafter das Versprechen geben, daß sich

ihm Neues und Bedeutsames für den Zusammenhang seiner wissenschaftlichen Erkenntnis eröffnen wird, wenn er die Mühe nicht scheut, bis ins Innere des philosophischen Wissens vorzudringen.

Professor Dr. Richard Herbertz in Bern

Anmerkung der Schriftleitung. Der Verfasser hat in einer kleinen Schrift, die „Philosophie und Einzelwissenschaften" (Verlag von A. Francke, Bern 1913. Preis 1 M.) betitelt ist, den Gedanken, daß alle einzelwissenschaftlichen Betrachtungen, wenn sie folgerichtig zu Ende geführt werden, in die Philosophie münden, weiter auseinandergesetzt und die Sonderwege knapp skizziert. Wir möchten nicht versäumen, auf diese überaus klaren Darlegungen empfehlend hinzuweisen, weil sie sehr geeignet sind, die Stellung der Philosophie in der Gesamtheit der Wissenschaften und den Umfang ihrer Aufgaben zu beleuchten.

In dem Streite, ob die Psychologie auf dem gegenwärtigen Stand ihrer Entwicklung von der Mutterwissenschaft der Philosophie loszulösen und wie andere Wissensgebiete als selbständige Einzelwissenschaft neben sie zu stellen sei, hat der Altmeister **Wilhelm Wundt** nunmehr das Wort ergriffen. Daß der Gegenstand Beachtung verdient, geht aus dem Titel hervor, den Wundt seiner kleinen Schrift auf den Weg gegeben hat: **„Die Psychologie im Kampf ums Dasein"** (Alfred Kröner Verlag in Leipzig, 1913). Eine Friedensschrift nennt er sie, weil sie auf die Schäden hinweist, die beiden Teilen aus der Trennung erwachsen würden und daher die Anträge auf Scheidung verwirft.

Die Forderung einer Trennung ist sowohl von „reinen Philosophen" als auch von Psychologen erhoben worden. Erstere haben in einer Erklärung, die sie nicht nur an die deutschen Regierungen zu versenden gedenken, sondern auch dem großen Publikum durch die Presse bekannt geben wollen, von einem Notstand des philosophischen Unterrichts und der philosophischen Forschung gesprochen, der dadurch bedingt sei, daß unter Umständen philosophische Lehrstühle durch Psychologen besetzt werden. Das wachsende Interesse für philosophische Fragen fordert aber im Gegenteil eine Vermehrung der philosophischen Professuren, namentlich auch rücksichtlich der verschiedenen Gebiete der Philosophie. Wenn also die „reinen Philosophen" eine Trennung der Philosophie von der Psychologie befürworten, so geschieht es weniger aus Liebe zur Psychologie als aus Sorge um die Philosophie. Beachtenswert ist, daß die Erklärung ausschließlich die Beseitigung der experimentellen Psychologie aus dem philosophischen Lehrplan fordert.

Wenn nun ein Teil der experimentellen Psychologen selbst die Abtrennung der Psychologie von der Philosophie wünschen, so geschieht es natürlich aus wesentlich anderen Gründen. Sie machen geltend, daß nach dem gegenwärtigen Stand der Psychologie Angehörige anderer Fakultäten, vor allen die Mediziner, einer gründlichen Schulung in dieser Wissenschaft bedürfen und fordern den Nachweis einer eingehenden Beschäftigung mit ihr in einem Examen, das natürlich unabhängig von der Philosophie abzulegen wäre. In erster Linie ist es aber die Überbürdung der Dozenten, auf die hingewiesen wird: die Psychologen seien den steigenden Ansprüchen, die Forschung und Unterricht an sie stellen, nicht mehr gewachsen, wenn sie gleichzeitig die Philosophie vertreten sollen. Wundt hält nun die Einführung eines Examens in der Psychologie für Mediziner für ganz unzweckmäßig, da eine Überlastung der Kandidaten nur der Oberflächlichkeit Vorschub leisten würde; wenn aber die Dozenten sich durch die Philosophie überlastet fühlen und deshalb auf Trennung dringen, so glaubt Wundt darin eine Unterschätzung der Bedeutung der Philosophie für die Psychologie zu erkennen. Es gibt nämlich eine ganze Reihe von Problemen, die sowohl der Psychologie als der Philosophie angehören und überall, wo sich der Psychologe in die Probleme seiner Wissenschaft vertiefen will, bedarf er der Mithilfe philosophischer Betrachtung, die er, wenn sie von Wert sein soll, aus eigener selbständiger Arbeit gewinnen muß. Erkenntnistheoretische und metaphysische Erwägungen sind nicht aus der Psychologie zu bannen, deshalb gehört sie zu den philosophischen Disziplinen. Wenn aber die aus der Philosophie ausgeschiedenen Vertreter der Psychologie nicht mehr über

eine gründliche philosophische Bildung verfügen, liegt die Gefahr vor, daß die Psychologie auf unreifen metaphysischen Anschauungen aufgebaut werden könnte. Auch wäre es durchaus nicht ausgeschlossen, daß sie zu einer mehr technischen als wissenschaftlichen Disziplin würde, die in immer weiter fortschreitender Spezialisierung schließlich handwerksmäßig betrieben werden könnte. Der ganze Charakter der psychologischen Literatur der Gegenwart widerlegt die Behauptung, daß die vollständige Trennung der Psychologie von der Philosophie in der Wissenschaft selbst bereits eingetreten sei oder bald eintreten werde und demgemäß auch äußerlich ihren Ausdruck finden müsse. Zum Schluß wendet sich Wundt dagegen, daß die gesamte Psychologie „experimentell" genannt werde, weil die psychologische Forschung durchaus nicht dort aufhört, wo die Anwendbarkeit experimenteller Methoden ihr Ende erreicht. Die Erforschung der Kinder- und Tierseele kann sich nur in beschränktem Maße des Experimentes bedienen und die Probleme des seelischen Gemeinschaftslebens sind ihm garnicht zugänglich. Aber gerade diese Probleme geben der Psychologie die Weite des Horizontes und führen zu einem Kontakt mit philosophischen Gebieten, etwa der Religionsphilosophie, der Ethik usw. Und nur, wenn die Psychologie in jene Zweiggebiete der Philosophie mündet, kann sie den Anspruch erheben, eine Grundlage der Geisteswissenschaften zu sein. Ihre vermittelnde Stellung zwischen den empirischen Einzelwissenschaften und der Philosophie vermag sie nur auszufüllen, wenn sie empirische Geisteswissenschaft und zugleich Teilwissenschaft der Philosophie ist.

Wenn Wundt aus den angeführten Gründen eine Ausscheidung der Psychologie aus der Philosophie durchaus nicht wünscht, so gibt er doch zu, daß Mißstände bestehen, die behoben werden müßten. Die Überbürdung der Dozenten könnte entweder durch eine Vermehrung der ordentlichen Professuren der Philosophie oder durch Heranziehung von Extraordinarien zu bestimmten Lehrfächern unter Teilnahme an den Doktor- und Staatsprüfungen beseitigt werden. Überdies wünscht Wundt, daß an den einzelnen Universitäten durch eine entsprechende Ausgestaltung eine größere Vielseitigkeit der „Richtungen" gepflegt werden möge, als es jetzt der Fall ist. M. K.

Schöne Literatur

Der nackte Mann. Roman von **Emil Strauß.** S. Fischers Verlag, Berlin. M. 4.—.

Hätte ich ein Gärtelein und ein Häuslein fein, ich tät es wohl umzäunen und baute an vier Ecken je einen festen Pfosten, viereckig, behaglich; nicht hoch, — so daß man sich bequem drauf lehnen könne zu einem Schwatz mit dem Nachbar, wenn er vorbeigeht. Selbstredend: ich innen — er draußen. Es ist immer heiter für den, der innen steht, daß ein anderer außen ist, selbst wenn es nichts zu bedeuten hat. Die Pfosten müßten aus hellgrünem Sandstein sein, und dann zög ich von einem zum andern aus rotbraunen Reisern einen Staudenhaag; wenn dann der Föhn seinen feuchten Pinsel übers Land streicht, dann schlagen die warmen roten Farbenwellen an das kalte Grün. Ich dächte dann an rotblauen Flieder, der in einem kaltgrünen Glase stünde. Auch würde ich an dem Haag Schlingbohnen pflanzen, nur ganz wenige, damit sie ihre launenhaften Windungen deutlich und ungehindert hinzeichnen: hellgrün auf braunrot, und zum Maien glühten drinn der Bohnenblust abenteuerlich geschwungene rote Lippen.

Oder man könnte sonst trautsüße Wünsche haben, Wünsche, deren Erfüllung nicht glücklich, sondern ernst-heiter machen soll, oder vergnügt. An einem Juniabend durch eine süddeutsche kleine Stadt schlendern. Es muß nicht unbedingt Pforzheim sein, — wo in schlechtbeleuchteten Straßen hohe Giebel zu den Sternen ragen. Bei alledem hat eigentlich bloß Pforzheim mit dem lieben Buch von Emil Strauß etwas zu schaffen. Aber das Buch ist nun einmal ganz ungeeignet für eine richtig gehende Besprechung. Ein Künstler von geradezu unheimlicher Kenntnis der eigenen Mittel und seiner Möglichkeiten führt uns müde Menschen liebevoll an tausend großen Erschütterungen — worauf Hinz und Kunz seit jeher verfallen — vorbei; aber alle Saiten, die er unangeschlagen läßt, hören wir stets leise mitklingen. Ein reicher Verzichter, biegt er stets vor der Katastrophe ab. Die Tragik aller Dinge ruft er in uns wach, — ohne sie in den Ereignissen zum Bruch zu

führen. Solchen Verzicht können sich nur die Reichen leisten. Die gute Stadt Pforzheim bekommt um 1600 Händel mit ihrem Fürsten, dem Markgrafen Ernst Friedrich von Baden. Der Fürst ist kalvinisch, die Pforzheimer lutherisch: Bürgersinn und Herrschertwille, mit allem was hüben und drüben klein und groß, erhaben und lächerlich, dumm-klug und klugdumm der Zeiten lebendiges Kleid webt, heitert und düstert unser Herz da durcheinander. Daß den Gardehauptmann Gößlin — auch der Schneider kneife oder der Teufel hole: so einen Kerl kriegt man nicht bald los, selbst wenn man kein siebzehnjähriges „stiefelbraunes Maidelein" ist — wie Strauß es liebt. Wie der in seinem lutherischen süddeutschen Pforzheim heimt und stammt und wurzelt, das ahnen die Pforzheimer nicht, die den Fürstenknecht in ihm schinden, und der Fürst nicht, sein Jugendfreund. Ja was weiß der Mensch, was er in einem Moment tun wird. Er reitet ja mit dem Fürst gegen Pforzheim. Und er, Gößlin, führt Brand, Tod, Vernichtung an, gegen Pforzheim. Es ist Abend. Die Lichter leuchten: „Markgraf, hier beginnt Pforzheim" und der Säbel fliegt ihm aus der Scheide: „Wehre dich." Aber den Markgraf hat ein Schlagfluß erlöst — vor Kampf und Schuld. Übrigens ist das gar nicht so wichtig im Buch, wie sichs hier anhört, steht auch bloß ganz zuletzt. Viel wichtiger ist, wie der Apotheker seine junge Frau ausschmollen läßt und das Brett drei Tage lang im Bette stehen läßt, das sie nach der Hochzeit hineingestellt, und überhaupt ist es äußerst wichtig, wie die zwei miteinander fertig werden, oder auch wie der Herr Obervogt aus seinem offenen Fenster hinaussingt: „Herr, red du in unsere Seelen", und wie er schließlich zur Stadt hinauszieht. An solchen Werken ist nichts weiter zu besprechen, sie sind, durch sich, gut und schlecht, zwei- und tausendseitig nach allen Richtungen, wie das Organische, das Lebendige. R. M.

Die von **R. M. Werner**, dem wenige Wochen vor dem Hebbel-Jubiläum dahingeschiedenen hervorragenden Hebbelforscher in B. Behrs Verlag, Berlin-Steglitz, herausgegebene Säkularausgabe von Fr. Hebbels Werken ist bis zum 14. Band einschließlich

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

von dem Verstorbenen vollständig druckfertig hinterlassen worden. Die Besorgung des 15. und 16. Bandes, der zum großen Teil im Manuskript vorliegt, ist von Herrn Professor Dr. **Wahle** vom **Goethe-Schiller-Archiv** zu Weimar freundlichst übernommen worden. Es ist damit gewährleistet, daß die klassische Ausgabe vollkommen im Sinne Werners zu Ende geführt wird.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden behufs schneller Erledigung möglichst Dienstags und Mittwochs erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Busch Prismen-Binokel

sind als
erstklassig
weltbekannt.
Bei allen Optikern vorrätig.
Kataloge kostenlos durch
Emil Busch, A.-G., Rathenow
Optische Industrie.
Gegründet 1800. Gegründet 1800.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::
Grenzboten
das Abonnement zum II. Quartal 1913 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.
Verlag der **Grenzboten** G. m. b. H. Berlin SW. 11.

Kanzlerreden

Im deutſchen Reichshauſe hat es letzthin ſogenannte große Tage gegeben. Große Tage deshalb, weil von einer Armeevermehrung die Rede war, bekanntlich eine Gelegenheit, bei der alle Gebiete der Reichs-, Staats- und Volkspolitik berührt und aufgerührt werden können, und wo das verantwortliche Haupt der Regierung die parlamentariſche Feuerprobe zu beſtehen hat . . . Große Tage aber auch deshalb, weil es bei den Verhandlungen um die Heeresvorlagen ſelten ohne ſolche Senſationen abzugehen pflegt, die ein großſtädtiſches Premierenpublikum anziehen.

Seit Herr von Bethmann Reichskanzler iſt, kommt indeſſen das Senſationsbedürfnis nicht mehr recht auf ſeine Koſten oder muß ſich mit einzelnen Epiſoden begnügen, wie kürzlich mit dem Rededuell der bayeriſchen Generale. Herr von Bethmann Hollweg ſpricht ruhig, gemeſſen, klar . . . ſachlich . . . Zwiſchen Redner und Zuhörer ſpinnt ſich aber kein Band. Ein Intereſſe an der Form des Vortrags wird nicht lebendig. Es iſt nichts Hinreißendes darin. Die Stille im Hauſe während der Kanzlerrede herrſcht eigentlich nur deshalb, weil man es gewohnt iſt zu ſchweigen, wenn ein Regierungsvertreter ſpricht. Kein Angriff, kein Hieb, keine unſachliche Wendung! Keine Funken ſpringen herüber und hinüber. Ein ſchwerer Vortrag, mit der Kühle des Gelehrten abgewickelt. Die ermüdeten Gehirne der Volksvertreter und Journaliſten werden nicht gereizt. Alle die blaſierten, denkfaulen Köpfe der Senſationshaſcher bleiben unberührt. Man muß denken, ſcharf denken. Keine Erholung, kein Abſchweifen! Der Kanzler ſagt in einer Stunde das, wozu Fürſt Bülow oder Bismarck zwei gebraucht hätten, — zwei unterhaltſame Stunden mit viel Beifall, Heiterkeit, Widerſpruch uſw. Man muß jedes Wort dieſer gedrängten Redeweiſe Bethmanns in ſich aufgenommen haben, will man das Ganze verſtehen. So kann bei den Zuſchauern weder lauter Widerſpruch entſtehen, noch auch ſtürmiſcher, ſpontan und mächtig hervorbrechender Beifall.

Und doch sollen die großen Tage im Reichshause Paraden sein, bei deren Betrachtung der Zeitungsreporter entschädigt werden will für die vielen hundert Stunden der oft genug bis zum Ekel gesteigerten Langenweile, die ihm die Reichstagssitzungen das ganze Jahr hindurch bescheren, — eine Parade, durch die das Ausland belehrt werden soll, welch ein gewaltiges politisches Leben in deutschen Landen pulsiert, eine Parade, von der die Nationalen eine Hebung der nationalen Selbstachtung erhoffen, während den Internationalen Gelegenheit wird, den Nachweis zu erbringen, welche große Rolle sie im Parlament, im Volk spielen. Immer aber soll im Mittelpunkt der Parade die Regierung oder ganz präzise ausgedrückt, der Reichskanzler stehen.

Die großen Tage und ihre sensationelle Ausbeutung haben somit eine gewisse Berechtigung. Es fragt sich nur, an welcher Stelle die Berechtigung des Sensationellen aufhört, wo es zu einer politischen Gefahr wird.

* * *

An den großen Tagen bilden die Kanzlerreden die Pole, auf die sich alle Aufmerksamkeit vereinigt und von denen aus die Kräfte und elektrischen Ströme sich auf Parlament und Presse verbreiten, die das Ganze beleben und gewissermaßen jeden einzelnen Parlamentarier zum Mitspiel zwingen, sei es mitreißend, sei es zurückstoßend. Dergestalt erhält der Reichskanzler für solche großen Tage von den Zuschauern eine doppelte Rolle zugewiesen: als Hauptakteur und Regisseur, — und es hängt von seinen Anlagen und Fähigkeiten ab, ob er sich über den Rahmen dieser Aufgabe hinaus als Regierer erweisen kann.

Sehen wir uns die bisherigen deutschen Reichskanzler daraufhin an, wie sie dieser ihrer Aufgabe gerecht werden, so müssen Caprivi und Hohenlohe von vornherein ausscheiden: sie konnten aus Mangel an Veranlagung für das rein Theatralische weder Akteure noch Regisseure sein. Als Regierer aber kamen sie überhaupt nicht in Frage. Caprivi war der gehorsame Soldat, der lediglich die Befehle seines kaiserlichen Herrn dem Fahneneide gemäß auszuführen trachtete; Hohenlohe war väterlicher Freund und Berater. Die Regie lag von 1892 bis 1900 entweder beim Kaiser selbst oder bei Personengruppen, über die lediglich Vermutungen bestehen.

Bismarck und Bülow.

Bismarck stand bei allen politischen Fragen, die er öffentlich behandelte, schon ohne weiteres im Mittelpunkt; sie waren mit ihm, er mit ihnen geworden; sie waren für ihn nicht allein historische Tatsachen, die sich aus den Akten ergaben, sondern auch ureigenste Erlebnisse. Seine Reden waren dementsprechend sein ureigenstes geistiges Eigentum. Er konnte aus der Fülle seiner Erinnerung schöpfen und schaffen. Akten und Statistik gaben ihm das Gerippe. Bis zu welchem Grade Bismarck frei schöpfte, zeigt schon Tiedemanns Mitteilung, daß der Kanzler ihm ohne Unterbrechung neun Stunden diktieren konnte; daß er aber als Künstler schuf in schwerer innerer Arbeit, das zeigt die Art des Entstehens der Reden. Die großen Reden waren nur selten im

Augenblick geboren, waren vielmehr Erzeugnisse wochen- ja monatelanger Denkarbeit, und wir wissen heute, daß jenes „Wir Deutsche fürchten Gott...!" keiner spontanen Eingebung seine Geburt verdankt, sondern langem Sinnen auf den einsamen Spaziergängen durch den Sachsenwald, — wohl berechnet für einen Zuhörerkreis, dessen Beifallstosen das Wort durch die ganze Welt tragen würde. Aber der erste Kanzler ließ sich auch Worte zuwerfen und prägte sie in die große Geste um, die ihm im Augenblick notwendig schien. Eine solche Geste war das Wort: „Nach Canossa gehn wir nicht!" aus seiner großen Kulturkampfrede am 14. Mai 1872. — Zwei Tage vor dieser Rede war auf einer Abendgesellschaft beim Fürsten aus Anlaß des Erscheinens eines neuen Werkes über die deutsche Geschichte auch von Heinrich dem Vierten die Rede gewesen. Die ebenso geistvolle wie schöne Gattin des württembergischen Bundesratsbevollmächtigten, Freifrau von Spitzemberg, die durch ihren Vater Varnbühler zum engsten Kreise des Hauses Bismarck gehörte, warf in die Unterhaltung: „Heinrich brauchte nicht nach Canossa zu gehen, hätte er damals ein paar unserer Gardebataillone gehabt! Wir brauchen nicht mehr nach Canossa zu wandern!" — Zwei Tage später fiel das gefährliche Wort im preußischen Landtage, das soviel Hoffnungen weckte, aber auch Erbitterung heraufbeschwor. — — —

Bismarck griff in die Ereignisse ein, saß stets auf dem Sprunge, das zu tun, was die Sache erheischte. Als sein geliebter Herr von ruchloser Hand verwundet wurde, war sein erster Gedanke: jetzt wird der Reichstag aufgelöst! Er griff mit Titanenkraft zu, wenn die Notwendigkeit sich ergab, scheinbar ohne Rücksicht zu kennen. Parlament und Parteien benutzte er rücksichtslos für seine Zwecke, hat aber nie um eine gute Note von ihnen gebuhlt oder darum auf dem Redepodium getanzt. Kam es erst zur Schlacht im Reichstage, so war die Entscheidung über ihren Ausgang längst getroffen. In subtilster Vorarbeit hatte eine geniale Regierungskunst mit eiserner Konsequenz alles vorbereitet, und für den Regisseur, der scheinbar das Schlußbild im Reichstag zu stellen hatte, blieb kaum etwas anderes zu tun übrig, als den Vorhang fortzuziehen.

Der Glanz, der von Bülows schimmernder Persönlichkeit ausging, ist es, der heute noch Journalisten und Parlamentarier verleitet, Vergleiche heranzuziehen, wo diese nicht mehr am Platze sind. Zweifellos hatte Bernhard von Bülow, der Diplomat, es schwerer, sich im Reichstage zur Geltung zu bringen als Bismarck, der Reichsschmied. Ganz abgesehen von allen Schwierigkeiten an der allerhöchsten Stelle und trotz des großen Abstandes zwischen ihm und seinem unmittelbaren Vorgänger. Aber Bülow war ein glänzender, anziehender Redner, die oratorische Technik sitzt ihm im Blute. Nach wenigen Sätzen folgte man seinen Ausführungen willig mit dem gespanntesten Interesse, ethisch und ästhetisch angeregt. Applaus und Widerspruch forderte er nach Gutdünken heraus, wie und wo er sie brauchte, und so konnte er auf den Tribünen den Eindruck der Schlagfertigkeit erwecken, wo tatsächlich eine ausgezeichnete Regiekunst

Triumphe feierte. Bülows Auftreten im Reichstage war immer bis ins Kleinste vorbereitet; jeder, auch der kleinste Mitspieler hatte seinen Platz und wenn Graf Balleſtrem oder Graf Stolberg dem fürſtlichen Kanzler das Wort erteilte, ſtand Bülows Perſönlichkeit im Brennpunkt des Intereſſes, übergoſſen von dem Lichtſchimmer eines unſichtbaren Scheinwerfers, den er ſich ſelbſt gerichtet hatte.

Wenn behauptet wurde, Bülow habe das Drum und Dran in ſeinen Reden aus Büchmanns Zitatenſchatz zuſammengeſucht, ſo darf man das nicht wörtlich nehmen, denn er war ein viel beleſener Mann und ſeine Arbeitsmethode war überhaupt nur möglich bei einem hervorragend guten Gedächtnis. Er gab nur wieder, was die Geiſter, mit denen er ſein Leben lang in engſtem Gedankenaustauſch geſtanden hatte, ihm während der Überarbeitung der von andern im Rohblock hergeſtellten Reden zuflüſterten. Des Mannes Gedankenwelt, der mit Mommſen, Gregorovius, Malvida von Meyſenbug, mit Turgenieff und den beiden Charmes, mit de Ceſare und Grigorowitſch intimen Verkehr unterhielt, ſchafft ſich andere Bilder als der eines Bismarck, der ſelbſt als Staatenbauer gewirkt hatte. Auch der Umſtand, daß Bülow der inneren Politik ziemlich fremd gegenüberſtand, als er ihr Leiter wurde, konnte nicht ohne Einfluß auf die Geſtaltung ſeiner Reden bleiben.

Schlaglichtartig beleuchtet wird die Arbeitsmethode Bülows, wenn wir ſehen, wie er ſich beim Staatsſekretär des Auswärtigen in Fragen der inneren Politik Rats holt und ihn mit Ausarbeitungen für eine Rede beauftragt, wegen ergänzenden Materials aber an den Chef der Preſſeabteilung Hamann verweiſt und hinzufügt: „An Umfang nicht zu groß. Kurze Sätze. Das Drum und Dran füge ich ſelbſt hinzu.“

Bülow lernte ſeine Rollen leicht und gut. Ein Freund langer Konferenzen und tiefdringender Ausſprachen war er nicht. Das überließ er Richthofen, den er ebenſo wie Loebell und Hamann durch fortlaufend hintereinanderfolgende weiße Zettel oder waſſerblaue Karten und Briefe, mit Bleiſtift oder Tinte von Schäfers ſchneller Hand geſchrieben, dirigierte. Manchmal treffen an einem Tage ein Dutzend oder mehr ſolcher Schriftſtücke bei den einzelnen ein und man weiß nun, wozu die große Anzahl feingeſpitzter Bleiſtifte und Stöße von Notizpapier und Umſchlägen in verſchiedener Größe in ſeinem Zimmer aufgeſchichtet waren, „während außerdem nicht ein Blatt oder eine Spur von irgendwelchen Zeitungen, Manuſkripten oder Briefen . . . zu ſehen war . . .,“ wie der Engländer Sidney Whitman berichtet („Deutſche Erinnerungen“. Stuttgart-Berlin, Deutſche Verlagsanſtalt, 1913, S. 274). Bismarcks Arbeitsmethode hatte zur Folge, daß er oft viele Tage für die laufenden bureaukratiſchen Geſchäfte nicht zu erreichen war, freilich ohne daß die Politik darunter gelitten hätte. Bülow war in ſtändiger Verbindung mit allen Einzelheiten, die ihm zugetragen wurden, mochte er in Norderney, Flottbeck oder Berlin ſein. Aber während unter Bismarck die Staatsſekretäre und Miniſter ſtändig über ihre Aufgaben der Öffentlichkeit gegenüber unterrichtet

waren, konnte es vorkommen, daß eine Unterbrechung der Verbindung mit Bülow von nur zwei Tagen genügte, um den Vizepräsidenten des Staatsministeriums außerstand zu setzen, richtig im Parlament zu operieren. Bülow stand nicht in direktem Konnex mit Staatssekretären und Ministern, sondern fast ausschließlich durch die Vermittlung seiner drei Getreuen. Bülow fehlte die Hingabe an die Materie, die Bismarck besaß, vielleicht ausschließlich aus dem so menschlichen Grunde, daß er aus dem interessanten Gebiet ins Trockne, aus der auswärtigen Politik in die innere kam. Aber die Tatsache bleibt: nachdem er nur widerstrebend Reichskanzler geworden war, in seiner Aktionsfreiheit durch den Kaiser stark beschränkt, wurde er geradezu in die Rolle des Regisseurs hineingedrängt, dessen wichtigste Aufgabe darin bestand, zu bestehen schien, Parlament und Presse vorzutäuschen, daß dieser Regisseur trotz der starken Persönlichkeit des Monarchen ein wirklicher Regierer war. Bei dieser persönlichen Umrahmung seiner Stellung war das System Bülow schwer gefährdet, sobald er einen von den drei Vertrauten verlor, die dreieinig die Funktionen des Reichskanzlers ausübten. Die Katastrophe aber trat bald nach dem Tode des Freiherrn von Richthofen ein, nachdem dessen zwei Nachfolger sowohl im speziellen wie im allgemeinen als Mitarbeiter Bülows versagten und der bureaukratische Apparat, selbständigen Handelns entwöhnt, sich als unzureichend erwies. Die 1908er Novemberereignisse mit allen ihren Folgeerscheinungen, vor allen Dingen mit der Preisgabe der Beamten des Auswärtigen Amts, waren Ergebnisse einer Amtsführung, deren Hauptaugenmerk der Regiekunst galt.

Bülows Methoden sind nicht spurlos an uns vorüber gegangen, er hat Schule gemacht. Die öffentliche Meinung hat er sich unterworfen, die Presse hat er an seinen Karren gefesselt und in ihrem nationalen Teil vorübergehend geradezu unfrei gemacht. Wenn mir russische Parlamentarier seinerzeit in Petersburg sagten: „Sprechen Sie nicht von der deutschen Presse, — nächstens wird der Vorwärts Bülow-offiziös", so lag darin ein Körnchen Wahrheit. Als Parlamentsredner war Bülow vorbildlich. Erschien er im Reichstage, so geschah es als Prima Ballerina im Mittelpunkt eines sorgsam einstudierten Ausstattungsstückes. Daran hatten sich Publikum und Presse in den zehn Jahren gewöhnt.

Trotz der schlechten Erfahrungen, die die Liberalen mit Bülows Regierungskunst gemacht haben, sind für viele von ihnen, wenn auch unbewußt, Regie und Regierung noch gleichwertige Begriffe. Potemkins Geist hat von unserem öffentlichen Leben Besitz genommen, herrscht ebenso in den Volksversammlungen der Sozialdemokraten, wie bei sonstigen Schaustellungen, und Max Reinhardt ist so recht eigentlich der führende Geist unserer Zeit! d. h. führend insofern, als er ein allgemein anerkanntes Bedürfnis seiner Zeitgenossen genial zu erfassen und in Pseudowerte umzuprägen vermochte. Wer diesem Bedürfnis unserer Zeit nicht auch als Politiker gerecht zu werden vermag, wird kaum als ihr Führer gelten. Max Reinhardt kann erfolgreich bleiben, weil er kein Politiker ist; jeder seiner

politischen Fachgenossen muß Schiffbruch leiden, weil die politischen Kämpfe auf Realitäten beruhen und eben deshalb nicht ungestraft zu Schaustellungen herabgewürdigt werden dürfen. Das Kulissenwerk der politischen Schaustücke kann als solches nur dann nachhaltig wirken und dauernd nützlich sein, wenn es recht eigentlich kein Kulissenwerk mehr ist, sondern organischer Bestandteil der politischen Materie, wenn es herausgewachsen ist aus den Fasern und Säften der einzelnen schwebenden politischen Fragen; jenes andere Kulissenwerk, das gleich den Requisiten des Schnürbodens nur leicht angeschraubt wird an die Bretter der Bühne, wird zerflattern und zerfallen, sobald auch nur der dünnste Sonnenstrahl Wahrheit darauf fällt.

* * *

Nach Bismarck und Bülow betritt nun seit fast vier Jahren Herr von Bethmann Hollweg die Parlamentstribüne als Reichskanzler. Es bedarf keiner Erläuterung: als ein geschickter Regisseur erscheint dieser einfache Mann nicht. Jedenfalls sind nirgends künstliche Kulissen zu erkennen. Öffentlichkeit und Presse, soweit sie sich mit seiner Person beschäftigen, steht er innerlich ablehnend gegenüber; um beide höher einschätzen zu können, ist er zu sehr preußischer Beamter und auch wohl Philosoph. Ob er ein Regierer, der Regierer ist, dessen wir bedürfen, läßt sich heut noch nicht entscheiden. Vor großen Konflikten der inneren Politik hat er noch nicht gestanden: die elsässische Frage konnte er durch weitgehende Nachgiebigkeit durchführen; von der preußischen Wahlrechtsfrage durfte er im stillen Einverständnis mit den nationalen Parteien zurücktreten; in der Jesuitenfrage hat er scheinbar geschickt opperiert, doch ist sie ebensowenig erledigt, wie die Wahlrechtsangelegenheit. Bleibt uns der Weltfriede erhalten, dann wird Bethmanns Beurteilung davon abhängen, was er von den Problemen der inneren Politik als seine wichtigste Aufgabe auffaßt. Verzichtet er weiter auf äußeren Schein, so werden seine Parlamentsreden nach wie vor lieber gelesen als gehört werden. Ich glaube aber, daß er damit im Inland und Ausland mehr Vertrauen und Freundschaft erwirbt, als mit oratorischen Theatereffekten. Könnte die Schlichtheit und Straffheit seiner Reden, trotz aller Kühle des Temperaments, das Wahrzeichen der deutschen Politik sein, so glaube ich, dürften wir in ihm den Regierer begrüßen, den wir gerade gebrauchen und leichten Herzens auf die großen Tage im Reichshause verzichten.

G. Cleinow

Kirchspielvogt Mohr

Zur Psychologie Hebbels und moderner Kritik

Von Professor Dr. Karl Reuschel in Dresden

reunde machten Friedrich Hebbel an seinem letzten Geburtstage ein Geschenk mit zwei Gemälden, die ihm die erhebendsten und zugleich die trübsten Zeiten seiner Jugend vor Augen führten. Es waren Bilder von der Wesselburener Kirche und von der Kirchspielvogtei. Oft hatte er die Stätte verflucht, an die er „die sieben längsten Jahre seines Lebens, diejenigen, welche man gewöhnlich die schönsten nennt, unter höchst unerfreulichen Verhältnissen als Schreiber zubrachte", wie er an die Großherzogin von Weimar schrieb (Briefe VII, 317). Und mehr noch als den Ort seiner Qual haßte er den Mann, die Ursache seiner Leiden. Glaubte er doch, Kirchspielvogt Mohr habe ihn trotz der Erkenntnis seiner Begabung in niederer Dienerstellung schmachten lassen. Fast alles, was wir über Mohr wissen, beruht auf Zeugnissen Hebbels. Die Biographen haben sich in den wesentlichsten Punkten auf diese Zeugnisse gestützt und nur gelegentlich durchblicken lassen, daß sie geneigt seien, die schweren Anklagen ein wenig zu mildern.

Am Hebbeltage des Jahres 1913 bescherten viele deutsche Zeitungen ihren Lesern einen Aufsatz „Hebbels Leben und Dichtung" von Herbert Eulenberg. Eulenbergs Name muß wohl stärker gewirkt haben als der Inhalt des Feuilletons. Daß ein Ton in den Ausführungen angeschlagen wurde, der glücklicherweise in Gedächtnisartikeln nicht üblich ist, kann den Schriftleitungen angesehener Blätter nicht entgangen sein. Fern liegt es mir, eine Kritik an dem kleinen „Kunstwerke" üben zu wollen, dessen bestehende äußere Vorzüge, dessen großer Zug Beachtung verdienen mögen. An einem Abschnitte darf aber auch der Hebbelverehrer Anstoß nehmen, an den Bemerkungen, die dem Kirchspielvogt von Wesselburen gewidmet sind. Nur mit Widerstreben setze ich die Stelle her:

„Der hochangesehene Kirchspielvogt von Wesselburen — Mohr hieß die Kanaille! — nahm den mit einer vortrefflichen Handschrift ausgestatteten Jungen als Schreiber in seine Dienste und zog ihn zuerst in die papierne Welt der

Bücher und Akten als in sein entsprechendes Element. Freilich blieb Hebbel auch in dieser neuen Stellung so subaltern, wie ihn sein Brotherr nur halten konnte. Lohn bekam er von dem sauberen Patron, der schwarz wie sein Name war, kaum zu sehen, obschon Mohr selbst ein Jahresgehalt von 11000 Mark seiner Gemeinde entzog. Dafür erhielt der unverkennbar talentierte „Junge", wie Mohr selbst später zugeben mußte, wobei er noch die unerhörte gewissenlose Frechheit hatte, hinzuzufügen: „Sein schönster Schmuck war in meinen Augen seine Bescheidenheit", die Beköstigung am Gesindetisch. Des weiteren bekam der junge Hebbel die abgelegten Kleider des Herrn Kirchspielvogts zum Auftragen, in denen er sich sicherlich so unwohl gefühlt hat wie ein Löwe in einer Sauhaut. Nachts über mußte der Schöpfer der Rhodope unter dem Treppenabsatz in einem Verschlag und auf einer Bettstatt mit dem Kutscher des Herrn Vogt, dem alten Christoph, schlafen, der vermutlich auch nicht wie Arabien duftete, trotzdem er ein gutmütiger, ehrlicher Kerl war, dem Hebbel noch in einer treuen Dienerfigur seines schönen, unbekannten Stückes „Julia" ein Ehrensäulchen errichtet hat. Selbst als der arme Pferdebursche am Flecktyphus daniederlag, einer äußerst ansteckenden, gefährlichen Krankheit, die infolge von schlecht gelüfteten, überfüllten Wohngelegenheiten einzutreten pflegt, mußte das arme Schreiberlein Hebbel, um Mohr eine kleine Ausgabe und Unbequemlichkeit zu ersparen, die enge Lagerstätte mit dem Fieberkranken weiterteilen. Ja, schließlich ging der ehrsame Kirchspielvogt Mohr, die Stütze der Gesellschaft in Wesselburen, sogar so weit, von seinem Schreiber zu verlangen, er möchte doch die Dienstmagd, die sich von ihm, Hochwohlgeboren Mohr, hatte schwängern lassen, gegen eine kleine Ausstattung, die er als Abschlag stiften wollte, zur Frau nehmen: ein brutaler Antrag, der sogar für den Bäckergesellen, der ihn nachher einging, entehrend war und ihm die Verachtung seiner Genossen zuzog."

Das ist eine moralische Verurteilung, wie sie schimpflicher nicht sein kann. Sie schließt mit den Worten:

„In dem Machtkreis eines solchen Lumpen, dessen einziges Verdienst um seine Bildung nach Hebbels eigenen Worten darin bestand, daß er ihm die paar Bücher, die der Knabe bei ihm vorfand, nicht geradezu aus der Hand riß, hat der Dichter volle acht Jugendjahre als Schreibknecht verschmachten müssen. Und das entsetzlichste Gefühl des Proletariers, von dem der, der im untersten Stande geboren ist, sich gar keine Vorstellung machen kann, das Gefühl der aschgrauen, trostlosen Hoffnungslosigkeit seiner Lage, Hebbel hat es in Wesselburen bis zur letzten, bittersten Hefe ausgekostet. Er ist die Folgen dieses fürchterlichsten Pariadaseins nie mehr, selbst nicht in seinen letzten glücklichsten, sorgenfreiesten, unabhängigen Wiener Jahren ganz losgeworden."

So unbarmherzig wie Eulenberg hat meines Wissens noch niemand den Kirchspielvogt Mohr behandelt — selbst Hebbel nicht. Wo sind die Beweise für diese niederwuchtenden Behauptungen?

Eulenberg hält sich vor allem an einen Brief Hebbels vom 15. Juli 1854. Der ehemalige Prinzipal hat bis an sein Lebensende von dem Inhalt des Schreibens keine Kenntnis gehabt, sich also auch nicht rechtfertigen können. Die Sache lag folgendermaßen.

Hebbels Biograph Emil Kuh hatte sich hinter dem Rücken des Freundes an Mohr gewandt und ihn um Mitteilungen über des Dichters Wesselburener Zeit gebeten. Der Kirchspielvogt hatte geantwortet und nicht eben mild über Hebbel gesprochen. „Solange er in seiner Heimat lebte, war bei seinen unverkennbaren Talenten in meinen Augen seine Bescheidenheit sein schönster Schmuck; seit er im Auslande an die Stelle seiner früheren Anspruchslosigkeit einen unbegrenzten Hochmut hat treten lassen, kann ich Hebbel zum Gegenstand meiner Beschäftigung nicht machen." Kuh, der auf Grund vertrauten Umgangs mit dem Dichter ein anderes Bild von ihm in der Seele trug, ließ Mohr seinen Unmut entgelten und nannte ihn in der „Characteristik Friedrich Hebbels" einen „Pedanten vom trivialsten Schlag" (Briefe V, 172 f.). Zur Rechtfertigung übersandte er dem Dichter den mit dem Kirchspielvogt geführten Briefwechsel. Und nun richtete der Gereizte an Mohr jenes Schreiben, das furchtbar mit dem einstigen Vorgesetzten ins Gericht geht. Mohr, nichts gutes ahnend, verweigerte die Annahme, und Hebbel brandmarkte seinen Feind für alle Zeiten, indem er die Abschrift des Briefes seinem Tagebuch einverleibte. Kuh machte dann in der Biographie von dem Briefe ausgiebig Gebrauch. Auch an die dort gegebene Darstellung hat sich Eulenberg offenbar angeschlossen. Denn sie läßt manches in noch bedenklicherem Lichte erscheinen als die vernichtende Anklageschrift. Hebbel hatte Mohr am Schlusse einen Gruß an den alten treuen Christoph aufgetragen, „dessen Sie auf eine Art gedenken, als ob Sie glaubten, daß ich mich seiner schäme." „Das ist durchaus nicht der Fall," hatte er hinzugefügt, „wenn ich auch vor zwanzig Jahren seine Reconvaleszenz nach dem Fleckfieber nicht auf Ihren Befehl mit ihm in Einem und demselben Bett durchmachen wollte, um Ihnen mit Gefahr meines Lebens eine kleine Ausgabe zu ersparen." Auch so ist die Anschuldigung schlimm genug, aber wenn Kuh (und nach ihm Eulenberg) behauptet, während der Krankheit Christophs hätte Hebbel mit ihm ein Lager teilen müssen, so muß doch entschieden betont werden: „Rekonvaleszenz" und „Krankheit" decken sich nicht. Von leichtfertiger Verwendung eines Zeugnisses sind Kuh und sein Nachfolger demnach nicht freizusprechen. Viel belastender ist der andere ungeheure Vorwurf, den Eulenberg dem Kirchspielvogt macht, wiederum auf Grund des besagten Briefes. Hebbel schreibt da: „Sie schwängerten Ihre Dienstmagd und hatten bei der Gelegenheit den brutalen Muth, mir einen Antrag zu thun, der sogar für den Bäckergesellen, der ihn nachher einging, entehrend war und ihm die Verachtung seiner Genossen zuzog." Man sieht auch hier, wie der kühne Literaturkritiker sich einfach an Hebbels Brief hält. Die „kleine Ausstattung" hat er sich wieder aus den Fingern gesogen, denn der „Antrag" könnte sich immerhin auf anderes bezogen haben. Doch sei ihm das nicht

nachgetragen. Aber ist es erlaubt, Hebbels Schreiben als Sammlung von unumstößlichen Tatsachen zu benutzen? Vorsicht scheint dringend geboten, einmal in Anbetracht der Stimmung, aus der dieser Brief geschrieben ist, zum andern, weil er ein paar nachweisbare Halbwahrheiten enthält. Ganz entschieden strebt Hebbel danach, den Anteil Mohrs an seiner Entwicklung soviel wie möglich herabzusetzen. So wendet er sich mit Entrüstung gegen Mohrs Angabe, Hebbel sei in seinem Hause „aufgewachsen", und erklärt: „. . . ich kam in meinem vierzehnten Jahr, mit vortrefflichen Schulkenntnissen ausgerüstet, zu Ihnen" . . . Wie anders hatte er noch als Untergebener des einflußreichen Mannes am 9. August 1832 an Uhland geschrieben: „. . . ich hatte nie Gelegenheit, eine andere, als die hiesige Bürgerschule zu besuchen, worin über hundert Kinder, die auf den verschiedenartigsten Stufen, des Alters sowohl als der Fähigkeiten, stehen, in den Anfangsgründen der unentbehrlichsten Wissenschaften — im Lesen, Rechnen und Schreiben — so wie in der Religion, Unterricht erhalten, und wo ich mir um deswillen auch nur die allerdürftigsten Kenntnisse erwerben konnte." Wenn er weiter Mohr gegenüber rühmt, Frau Doktorin Amalie Schoppe sei mit ihm recht zufrieden, d. h. von seiner dankbaren Gesinnung überzeugt, so mag das für den Augenblick zutreffen, denn die Schwergeprüfte, die nach Amerika gegangen war, hatte in ihrem Leid allerdings Trost von ihm erfahren; aber unmöglich kann er die entsetzlichen Zerwürfnisse mit ihr ganz vergessen haben. Wer den Brief als den elementaren Ausbruch einer jahrzehntelang aufgestapelten Wut erkennt, der wird sicher geneigt sein, nicht jedes Wort für bare Münze zu nehmen. In dem durchaus richtigen Gefühl, daß Vorsicht am Platze sei, hat denn auch Richard Maria Werner, dem niemand eine Voreingenommenheit im ungünstigen Sinne zum Vorwurf machen dürfte, dem Abdruck in den Tagebüchern eine Anmerkung beigefügt: „Das wichtige Dokument, eine harte Abrechnung mit dem einstigen Vorgesetzten, durfte nicht fehlen, obwohl es verletzend genug ist, aber Hebbel deutet darin an, daß er die Veröffentlichung wünschte. Der Biograph würde manches milder darstellen, was Hebbel mit der Leidenschaft des Betroffenen als verletzende Anklage aussprach, doch wäre das Weglassen dieses Briefes an dieser Stelle ein Verstoß gegen die quellenmäßige Treue."

Der Bibliothek Mohrs dankt Hebbel zweifellos das beste der erstaunlichen Allgemeinbildung, die er sich bei seinem Weggange nach Hamburg schon erworben hatte. Kein ruhig Abwägender leugnet das; Eulenberg macht sich auch in diesem Falle wieder die gehässige Form zu eigen, in die Hebbel am 15. Juli 1854 dieses halb unwillige Zugeständnis kleidet. Wunderlich berührt es uns, daß der Dichter zwanzig Jahre, nachdem er die engen Zustände der Heimat verlassen hat, die historisch bedingte soziale Schichtung seiner Jugendzeit so ganz außer acht läßt, daß er dem einstigen Prinzipal beinahe einen Vorwurf macht, ihn zum Auftragen abgenutzter Kleider genötigt zu haben. Was sich aber aus dem schwer gereizten Selbstgefühl des auf der Höhe des Lebens stehenden Dichters leicht erklärt, das wirkt komisch in der Darstellung Eulenbergs,

um so mehr, als die selbst von Mohr anerkannte Bescheidenheit des Schreibers diesem die Möglichkeit, seines Vorgesetzten Kleidung zu tragen, wohl als einen Vorteil hat erscheinen lassen. Es fehlt Eulenberg in solchem Falle völlig an geschichtlicher Perspektive. Die Beköstigung am Gesindetisch und das Zuzweitschlafen sind Anklagepunkte, die ernstlich nicht in Betracht gezogen werden dürfen. Diese von Hebbel anfangs gewiß nicht als demütigend empfundene Behandlung stimmt durchaus zum damals Üblichen. Ist es Mohr zu verargen, daß er nicht schon ums Jahr 1834 in seinem Schreibgehilfen den künftigen „Schöpfer der Rhodope" sah?

Als Adolf Stern im Jahre 1877 Kuhs Hebbelbiographie in der Augsburger Allgemeinen Zeitung besprochen hatte, richtete Otto Mohr, der Sohn des so hart Verdächtigten, damals Professor an der Technischen Hochschule zu Dresden, in Sachen seines Vaters ein langes, vielfach Aufschlüsse bringendes Schreiben an Stern und bat ihn, zu Ehren seines Vaters davon öffentlich Gebrauch zu machen. Wie weit das geschehen ist, kann ich zurzeit nicht feststellen. Als Verwalter von Sterns literarischem Nachlasse halte ich mich aber für berechtigt, einige Mitteilungen des jüngeren Mohr, der jetzt als Geheimer Rat im Ruhestande lebt, aus diesem Briefe zu verwenden. Unter anderem weist er darauf hin, daß die Bibliothek des Kirchspielvogts aus tausend bis zwölfhundert Bänden bestand; „außer einer ziemlich reichhaltigen fachwissenschaftlichen Büchersammlung und zahlreichen Werken allgemein bildenden Inhalts" umfaßte sie „die sämtlichen deutschen Klassiker (Goethe seit dem Jahre 1834), mehrere Übersetzungen von Werken aus der französischen und englischen Literatur und fast alles, was über Geschichte und Landeskunde Schleswig-Holsteins erschienen war". Das klingt doch anders als „die paar Bücher", von denen Hebbel spricht. Den Einfluß eines Konversationslexikons in Mohrs Bücherei (Briefe VII, 196) wird man mit R. M. Werner besonders hoch anschlagen müssen. Da nun Geh. Rat Mohr versichert, die Schreibarbeiten hätten sich von einem geschickten und fleißigen Menschen in durchschnittlich höchstens zwei Stunden täglich erledigen lassen, so begreift man, wieviel Zeit dem wissensdurstigen Jüngling übrigblieb, um seine Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen. Der Sohn des Kirchspielvogts erwähnt ferner, daß er selbst noch als erwachsener Hausgenosse mit einem seiner Brüder hat in gemeinsamem Bette schlafen müssen, und daß er wie seine Brüder die abgelegten Kleider des Vaters zu tragen hatte. Mit Recht fragt er: „Was den erwachsenen Söhnen zugemutet werden durfte, durfte doch wohl auch dem Schreiber zugemutet werden?" Von der schwersten Anklage gegen die Ehre des Vogts hat der Sohn im Jahre 1877 noch keine Kenntnis gehabt, sie darum auch nicht behandelt. Den anderen bitteren Vorwurf kann er nicht zurückweisen; er sagt aber richtig: ... „es würde alles darauf ankommen, wie weit in jenem Zeitpunkte die Genesung des Kutschers vorgeschritten war. Jedenfalls geht aus dem Briefe hervor, daß der Zumutung, als Hebbel sich weigerte, keine Folge gegeben wurde." Und da behauptet

Eulenburg ähnlich wie Kuh: „Selbst als der arme Pferdebursche am Flecktyphus daniederlag — mußte das arme Schreiberlein Hebbel — die enge Lagerstätte mit dem Fieberkranken weiterteilen"!

Es mag als „unnütz Arbeit" erscheinen, „den Mohren weiß waschen" zu wollen, wie es in dem Priamel heißt. Aber gezeigt sollte werden, daß die Erregung Hebbel in einigen Fällen zu übertreibenden Ungerechtigkeiten geführt hat. Auf die ungeheuerlichste Anschuldigung hat der Kirchspielvogt nicht geantwortet — wir wissen, weil er sie nicht kannte; nach dem Erörterten wird sie in vollem Umfange kaum aufrecht zu erhalten sein. Man bedenke auch folgendes. Wenn Mohr seinem ehemaligen Schreiber gegenüber sich dermaßen bloßgestellt hätte, dann mußte er in seinen Auskünften an Emil Kuh jedes Gefühl des Gekränktseins, jede scharfe Kritik von Hebbels Wesen ängstlich unterdrücken, wollte er die „Enthüllung" seiner Schande vermeiden, denn Rücksicht durfte er von einem Manne wie Hebbel nicht erwarten, zumal er von dessen „Undankbarkeit" längst überzeugt war. Den Löwen reizt man nicht ohne Lebensgefahr. Übrigens ließe eine sozusagen feudale Auffassung von seiner Würde bei dem damals noch jungen Kirchspielgewaltigen selbst für diese schwerste Anklage mildernde Umstände zu. Nun hat sich aber der Sohn über die sittlichen Grundsätze seines Vaters in jenem Briefe an Stern eingehend geäußert. Wenn auch zugegeben werden soll, daß das Zeugnis des Blutsverwandten keinen juristischen Wert hat, so darf es doch vor dem Forum der Öffentlichkeit gehört werden, zumal es das Zeugnis eines glaubwürdigen und, was hier noch wichtiger ist, eines hochangesehenen Ehrenmannes ist. Den wahren Grund der Unmöglichkeit innerer Übereinstimmung zwischen Mohr und seinem Schreiber findet Geh. Rat Mohr in der peinlichen Angst des Kirchspielvogts vor irgendwelcher Berührung mit Unreinem und Unschicklichen. Für das kraftgenialische Wesen des jungen Hebbel, das mit den landläufigen Moralbegriffen nicht zu messen war, fehlte dem Bureaukraten alles Verständnis. Schwer ist zu glauben, daß ein solcher „Federchensucher" sich an Hebbels Ehrgefühl in der erwähnten Art vergangen haben kann. Wie viel Wahres an der Behauptung des Dichters ist, wird sich nicht entscheiden lassen. Ernste Zweifel bleiben in jedem Falle bestehen, denn wer möchte einem Hebbel zutrauen, daß er, auch wenn seine Gereiztheit bis auf den Siedepunkt gestiegen war, haltlose Verleumdungen erdichtet hat?

Hebbel ist immer der Überzeugung gewesen, daß Mohr sein Talent erkannt und ihn trotzdem gesellschaftlich unterdrückt habe (Tagebuchaufzeichnung Nr. 1385). Von dieser Überzeugung aus mußte er das Verhalten des Kirchspielvogts unmenschlich finden (Tagebuchstelle Nr. 2442). Seine Unfreiheit im Verkehr mit anderen, deren er sich lange bewußt blieb, führte er auf das Wesselburener Pariadasein zurück. Eines aber bedachte er nicht, das volle Gewicht seiner eigenen Worte: „Wie schwer fällt es den meisten, aus den Windeln des Kindes nicht auf den Rock des Mannes zu schließen!" (Tagebuchstelle Nr. 5274). Trotzdem wendet er sie auf Mohr selbst an in dem oft angezogenen

Briefe. Bei dem Falle Hebbel-Mohr waltet, wie er nicht erfaßte, offenbar jene Tragik, die sich aus dem Zusammenprallen zweier Naturen entwickelt, von denen die eine so gut wie die andere recht zu haben meint und jede ihren Standpunkt bis zum äußersten vertritt. In einem von Hebbel nicht gewollten Sinne läßt sich seine erschütternde Bemerkung deuten: „Es gibt Ungerechtigkeiten, die gerade nur dieser Mensch gegen jenen begehen und deren Größe der Gekränkte nur dadurch zeigen kann, daß er ebensoviele gegen den anderen begeht. In diesem Fall befinde ich mich zu dem Kirchspielvogt Mohr in Wesselburen." Welch klare Einsicht in seine eigene seelische Verfassung und welche Blindheit in der Einschätzung Mohrs!

Wer oberflächlich, ohne den tragischen Konflikt zu ergründen, das Verhältnis des Dichters zu dem Bureaukraten mit engem Horizont nur unter Hebbels Gesichtswinkel betrachtet, kann von Mohr als einem „Lumpen", als einer „Kanaille" sprechen. Übrigens stellt sich bei dem Dichter Eulenberg die Wortassoziation „Mohr" und „Kanaille" wohl nur deshalb ein, weil er seinen „Fiesko" (I, 9) im Kopfe hat.

Es ist Pflicht der Gerechtigkeit, einmal hervorzuheben, daß Hebbel zu Zeiten, und zwar zu ganz verschiedenen, seinen Brotherrn, der ihn, ob mit vollem Bewußtsein, bleibe unerörtert, in die Welt der Geisteskultur eingeführt hat, minder hart beurteilte. Im Jahre 1832 schrieb er an Uhland: „Gleich nach dem Absterben meines Vaters wurde ich von dem hiesigen Herrn Kirchspielvogt Mohr, einem so menschenfreundlichen, als gebildeten Manne, in's Haus genommen, um ihm als Schreiber in seinen zahlreichen Geschäften beizustehen: mein Herr behandelt mich so gut, wie ich nur immer wünschen kann: ich könnte daher wohl mit meiner Lage zufrieden seyn; allein, es fehlt mir hier fast an jeder Gelegenheit, mir einige Bildung zu erwerben, welche ich mir doch so außerordentlich gern erwerben mögte. Mein Herr sieht dieses selbst ein, und hat schon wiederholentlich gegen mich geäußert, daß ich nicht am rechten Platze stehe: er aber wußte so wenig einen Ausweg, als ich selbst." Vielleicht schätzt man diese Darlegung nicht hoch ein, indem man sich in die damalige unfreie Lage Hebbels versetzt. Gewiß mußte der junge Mann Vorsicht brauchen in seinem Urteil über den Prinzipal, Uhland konnte doch Erkundigungen einziehen; aber notwendig war ein so unzweideutiges Lob des Vorgesetzten in diesem Briefe nicht. Noch zwanzig Jahre später erwähnt Hebbel in einem Lebensabriß, den er Arnold Ruge zuschickt (Briefe V, 40 f.): „Ich konnte mich erst in meinem zweiundzwanzigsten Jahre den Studieen widmen, befand mich im Uebrigen aber in ganz erträglichen Verhältnissen." Hier erkennt er sogar den Gewinn des Einblickes „in die Mannigfaltigkeit des menschlichen Thuns und Treibens" an. 1833 war der Kutscher Christoph am Fleckfieber erkrankt gewesen, und im Jahre darauf dichtete Hebbel für den Fackelzug anläßlich von Mohrs Vermählung Verse, die überströmen von Dankbarkeit (Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, VII. Band, S. 117). Da heißt es u. a.:

Wir haben in so langen schönen Jahren,
Die uns're Seele nie vergißt,
An uns'rem eig'nen Wohl und Heil erfahren,
Wie tief Ihr Werth begründet ist!

Wir haben dies, was wir so heiß empfanden,
Nur, weil uns die Gelegenheit
Noch nie gelächelt hat, nicht laut gestanden,
Doch heute ist die rechte Zeit!

Wir können Nichts, als danken und beloben,
Doch jedem Wirken reicht den Lohn
Der Ewige bei jenen Sternen droben,
Und that er das nicht heute schon?

Für Mohr spricht endlich das Zeugnis, das er seinem Schreibgehilfen am 13. Oktober 1834 ausstellte (abgedruckt im Hebbel-Kalender für 1905, S. 136 bis 138) und auf das sich als auf die Urkunde eines „gewissenhaften Mannes" Hebbel in seiner Abrechnung mit Amalie Schoppe (II, 42) ausdrücklich beruft, um die Gönnerin ins Unrecht zu setzen. Nach den anerkennenden Worten Mohrs begreift man freilich nicht, daß er die Aufforderung von Hamburg aus, sich an den Sammlungen für Hebbel zu beteiligen, wie Bartels („Christian Friedrich Hebbel" [Reclams Universalbibliothek] S. 26) hervorhebt, abgelehnt hat. Zwischen dem 13. Oktober 1834 und dem 14. Februar 1835, dem Tage der „Hedschra", müssen Ereignisse liegen, die das Verhältnis zwischen Herrn und Diener ungünstiger beeinflußt haben. Wir kennen sie nicht, werden sie vielleicht niemals erfahren. Von Wohlwollen und einer wenigstens nicht ganz falschen Beurteilung von Hebbels Fähigkeiten kündet dieses Schriftstück unzweifelhaft. Und dürfen wir es dem in der Welt der Akten lebenden Juristen menschlich so schwer verargen, daß er die staunenswerte Entwicklung seines Untergebenen auf poetischem Gebiete nicht voll ermessen konnte? Bedauern mögen wir ihn und den Titanen, der unter Kleinlichkeit zu leiden hatte; verdammen können wir den in Vorurteilen Befangenen aber nicht.

Nur um zu zeigen, daß bei Hebbel sich in seinen Angaben Wahrheit und Dichtung zuweilen vermengen, nicht um anzuklagen, lenke ich die Aufmerksamkeit meiner Leser auf einen Fall, der mit Mohr nichts zu tun hat und doch geeignet erscheint, auf den Mohrs Ehre so empfindlich treffenden Brief ein Licht zu werfen. Es ist die Angelegenheit von Hebbels Doktorpromotion. Die Würde eines Doktors der Philosophie hätte der Dichter gern, um seinen Münchner Studienjahren einen äußeren Abschluß zu geben, gegen das Jahr 1839 erworben. Sein Wissen wäre mehr als ausreichend gewesen, aber die Mittel fehlten ihm. Erst in der Pariser Zeit sandte er der Erlanger Fakultät eine Arbeit ein; Regierungsrat Rousseau in Ansbach, der Vater eines früh verstorbenen Jugendfreundes, gab ihm verlangte Auskünfte (Brief an diesen vom 1. April 1844 [III, 64 f.] und weiter Erwähnung der Angelegenheit im Schreiben an Elise Lensing vom 3. Mai [III, 85] und in einem Briefe an Charlotte

Rousseau vom 17. August des gleichen Jahres [III, 153]). Hebbel war offenbar der Meinung, er dürfe den Titel führen, sobald die Doktorschrift angenommen worden war, und selbst in einer Eingabe an den König von Dänemark, Rom, 20. Dezember 1844, unterzeichnete er sich als „Friedrich Hebbel, Dr. phil.". Das Diplom konnte erst viel später, kurz vor seiner Verheiratung, eingelöst werden, denn am 6. Juni 1846 (III, 326) bedankt er sich bei Rousseau für die Gefälligkeit. Mit der Zahlung der Kosten und mit dem Diplom hatte er endlich das Recht erlangt, sich Doktor zu nennen.

Um diese Formalitäten hat sich der ehemalige Student der Rechte freilich nicht gekümmert. Merkwürdig erscheint es allerdings, daß er, noch ehe die Arbeit abgesandt war, seine Briefe an Elise Lensing mit der Aufschrift „Madame, Madame Dr. Hebbel" versieht, noch sonderbarer, daß er Saint René Taillandier im Jahre 1852 berichtet, er habe bereits in München den Doktorgrad erworben (VIII, 34), und geradezu unbegreiflich ist die Flunkerei gegenüber dem Wesselburener Kirchspielschreiber Voß (am 25. Juli 1839!): „Hievon (nämlich von Honoraren) habe ich mir gleich 11 [Louisd'ore] auszahlen lassen, welche nöthig waren, um mein Diplom als Doctor phil: einzulösen, das ich zu meinem größten Verdruß, obgleich ich mein philosoph. Examen gemacht und meine Dissertation eingeliefert hatte, wegen Geldmangels nicht mitbringen konnte. Jetzt ist es Gott lob schon seit drei Tagen in meinen Händen, und ich bin nun auch an Rang und Stand jedem Narren gleich, der mich ehemals über die Achseln ansah." Die Anmerkung Werners zu dieser Stelle (II, 5), Hebbel scheine nicht streng den Tatsachen gefolgt zu sein, klingt viel zu harmlos. Es läßt sich allenfalls begreifen, warum hier die Unwahrheit gesagt wurde; der Brief sollte gewiß seinem Inhalt nach mit an Mohr gerichtet sein. Eine beabsichtigte Täuschung steht aber fest; man beachte auch, wie in dem nämlichen Schreiben ein Brief Tiecks sehr geschickt „umredigiert" wird.

Hebbel im Falle Mohr jedes Wort zu glauben, ist deshalb sehr bedenklich. Wie der Sohn über den Vater, so dachte übrigens der Wesselburener Pastor über den einflußreichen Mann. Wenn Karl Zeiß in der biographischen Einleitung zu seiner Hebbelausgabe über Mohr sänftlicher urteilt, so kommt das daher, daß er sich nach eignem Geständnis durch die Angaben des Pastors Sierk in Dresden, „der lange Zeit Geistlicher in Wesselburen war und Mohr genau gekannt hat" (ebenda S. 19), hat mitbestimmen lassen.

Die Mahnung „Hab' Achtung vor dem Menschenbild!" mag der Kirchspielvogt, zum Teil aus Unverständnis, gegenüber seinem genialen Schreiber öfters außer acht gelassen haben, doch geht man schwerlich zu weit, wenn man beim Streite Hebbel-Mohr den Dichter selbst, dem sich fast alles Mißgeschick seiner trüben Jugendzeit an den Namen Mohr knüpfte, — mit Bedauern sei es gesagt — der Nichtbeachtung dieses herrlichen Wortes beschuldigt.

Vom Kriege?

Mitten in unserer kriegsschwangeren Zeit, wo die Großmächte Europas mit umgelegtem Sicherungsflügel in schwer prüfender Beobachtung dem heiligen Kampfe um Sein oder Nichtsein auf dem Balkan zuschauen, wird ein Buch auf den Ladentisch gestellt mit dem Titel: „Vom Kriege" vom General von Clausewitz. Was soll das bedeuten? Soll es warnen, soll es reizen? — Nein, doch nicht; denn es handelt sich lediglich um die siebente Auflage des vor hundert Jahren geschriebenen Werkes (Dümmlers Verlag, Berlin). Aber etwas Merkwürdiges ist doch an der Sache. Auf schwarzem Einband, der Farbe des Todes, strahlt grelleuchtend und blutigrot ein Flammengebild uns entgegen, auf dem die düster-drohenden Worte stehen „Vom Kriege". Wer dies sieht und nie etwas Bestimmtes vom General von Clausewitz gehört hat — und merkwürdigerweise gibt es viele solcher Leute —, der muß vom Titelblatte schließend glauben, daß in dem Buche die fürchterlichsten Dinge in nervenreizender Form zusammengetragen wären. Wie das Plakat eines Kinos mutet es an. Und wirft man nur einen flüchtigen Blick in das Buch, sieht man nichts von Blut und Tod, nichts, was die Sensationslust befriedigen könnte. Ruhige, sachliche Gedanken eines Philosophen empfangen den Leser. Warum nun wohl diese Form des Einbandes, die an das Getöse des Jahrmarktes erinnert? Wem würde es einfallen, Kants Kritik der reinen Vernunft mit einem Bilde der Großhirnrinde anzupreisen oder Schopenhauers „die Welt als Wille und Vorstellung" mit einem Sternenhimmel, in dem der ringgeschmückte Saturn sich von der Sonne beleuchten läßt? Ist Clausewitz denn ein geringerer als diese beiden allbekannten Geisteshelden? Ja, daran liegt es: er ist zu unbekannt im deutschen Vaterlande. Diese Tatsache bedauernd, und in dem Wunsche, ihr abzuhelfen, mag die Wahl dieses Umschlages erfolgt sein — um der Idee willen; die Kauflust anzuregen und zu verdienen war der andere Grund — in der Wirklichkeit. So unterstützt die Idee die Wirklichkeit und die Wirklichkeit die Idee; beide stehen in „Wechselwirkung" zueinander. Und mit diesem Gedanken haben wir festen Fuß gefaßt in der Clausewitzschen Theorie vom Kriege.

Wir wollen den Umschlag also entschuldigen, weil er uns so schnell und sicher in die Ideenwelt des großen Soldatenphilosophen einführt.

* * *

„Das erste Geschäft einer jeden Theorie ist das Aufräumen der durcheinandergeworfenen und, man kann wohl sagen, sehr ineinander verworrenen

Begriffe und Vorstellungen." Dieser Satz durchzieht wie ein Leitmotiv das ganze Werk, den er mit der zähen Konsequenz eines großen Geistes verfolgt, ohne ihm jemals untreu zu werden.

In weiser Beschränkung verliert er sich nie in einem Gedanken bis zu dessen Unendlichkeit, wie es so gern Halbphilosophen tun, die dann den Boden unter den Füßen verlieren, sondern immer wieder vergleicht er ihn mit der Wirklichkeit und stutzt ihm die Flügel, damit er menschlich brauchbar werde. Wie der Physiker oder Physiologe betrachtet er sinnend die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, um ihre Ursachen und Wirkungen zu enträtseln und ihre Zusammenhänge festzustellen, bis er das ihnen gemeinsame Grundgesetz gefunden.

Clausewitz verwahrt sich ganz ausdrücklich dagegen, daß er eine Lehre vom Kriege habe schreiben wollen, aus der man sich etwa mathematisch sein Handeln errechnen könne. Es ist somit kein Buch, das lediglich den Soldaten interessieren könne, sondern aus seinem Inhalt kann die ganze Menschheit lernen. Jeder wird vielerlei Brauchbares für sich darin finden.

Dem Begriff nach „ist der Krieg ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen. Soll dieser Zweck in seinem ganzen Umfange erreicht werden, muß der Gegner wehrlos, d. h. vernichtet werden. So kann es in der Anwendung der Gewalt keine Grenzen geben; theoretisch muß also der Krieg zum Äußersten führen. Dies ist nun aber in Wirklichkeit niemals der Fall; der Krieg bleibt in seinem Zweck immer hinter dem Absoluten zurück"; er trägt in sich selbst seine eigenen Vernichtungskeime, deren hauptsächlichster der ist, daß der Krieg eben kein Ding an sich ist, „kein isolierter Akt", sondern in Wirklichkeit „eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln; er ist ein politisches Instrument". Soll dieses aber wiederum zweckerfüllend gebraucht werden, muß der Krieg „unter seinem Begriff wie unter einem höchsten Gesetz stehen"; d. h. der Krieg muß in der Idee den Gegner absolut vernichten wollen, obgleich er dies niemals aus sich heraus erreichen wird.

Dieser Gedanke wird in dem ersten Buch, das über „die Natur des Krieges" handelt, in streng logischer Tiefe und überzeugend allgemeinverständlicher Darstellungsweise von allen Seiten beleuchtet, entwickelt und als Endergebnis unwiderleglich hingestellt.

Wenn man nun meint, daß dieses Gesetz und dessen Begründung nur für den Soldaten Wichtigkeit habe, so betrachtet man mit dieser Meinung lediglich die eine Seite des Gedankens. Genauer besehen, ist er von ganz allgemeiner und tief in alle Lebensverhältnisse eingreifender Bedeutung. Schon derjenige, der die kriegerischen Verwicklungen und Abwicklungen der neuesten Zeit mit Aufmerksamkeit verfolgt, wird ihn mit Vorteil gebrauchen können, will er Übersicht und Klarheit gewinnen über diese wichtigste der menschlichen Handlungen. Der russisch-japanische Krieg und der jetzige Balkankrieg wird ihm in seinem Endresultat verständlich erscheinen. Denn keins der beteiligten Völker ist vernichtet worden und wird vernichtet werden, obwohl die Tendenz dazu unstreitig vorlag.

In dieser Beobachtung wurzelt wohl auch die große Frage, die seit Christi Geburt immer wieder auftaucht und ihrer Lösung harrt: warum denn überhaupt ein Krieg? Der ewige Friede ist das Menschheitsideal! In obigem Satz hätten wir doch die Erklärung dafür, wie denn eigentlich der Gedanke des Weltfriedens in die Menschheit hineinkommen konnte. Denn wo der Krieg sich selbst verzehrt, muß er ein krankhaftes Gebilde sein. Begrifflich wird sich wenig gegen diese Schlußfolgerung einwenden lassen. Aber der Krieg ist eben kein Ding an sich, sondern wie Clausewitz auseinandersetzt, „gehört der Krieg nicht in das Gebiet der Kunst- und Wissenschaften, sondern in das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens. Er ist ein Konflikt großer Interessen, der sich blutig löst und nur darin ist er von den anderen verschieden." Schaffe die Interessen aus der Welt und der Krieg als Element ist tot. Ebenso tot ist dann aber auch der Friede. Denn der Friede ist ebensowenig ein Ding an sich wie der Krieg; auch der Friede ist ein Akt des gesellschaftlichen Verkehrs; auch er trägt seine eigenen Vernichtungskeime mit sich und in sich herum. Wie es im Kriege einen Stillstand geben muß, obwohl ein solcher theoretisch widersinnig sein müßte, — Clausewitz weist die Notwendigkeit wundervoll nach — so ist der Friede der Stillstand im kriegerischen Akt des Weltverkehrs. Das Urelement des Lebens ist der Kampf, die Tendenz der gegenseitigen Vernichtung; die Liebe ist das „ermäßigende Prinzip", das den Kampf hindert, sich dem „Äußersten, dem Absoluten" zu nähern. Kampf und Liebe stehen in „Wechselwirkung" zueinander. „Denn so bald du dies nicht hast, dieses Stirb und Werde," singt Goethe und vertritt damit sinngemäß den Clausewitzschen Vernichtungsgedanken im Kriege.

Und obwohl der Krieg stets hinter seinem absoluten Zweck zurückbleibt, so muß doch der Wille zur Vernichtung vorherrschen, soll der Krieg nur annähernd seinen Zweck erreichen. Es ist also der Wille die Triebkraft, „um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen." So bestätigt Clausewitz die Wundtsche Psychologie, die behauptet, daß der Wille die zentrale Funktion des Seelenlebens sei, und er bestätigt den metaphysischen Voluntarismus eines Schopenhauer und E. v. Hartmann, wonach das äußere Sein und Geschehen als objektivierte Erscheinung einer einheitlichen Willenstätigkeit zu betrachten sei.

Clausewitz selbst freilich zieht diese Schlußfolgerungen in dieser Allgemeinheit nicht, sondern nur insoweit, als sie sich auf den Krieg beziehen. Sie werden in diesem Aufsatz aber erwähnt und erweitert, um auf die Tiefe der Gedanken und auf die schier endlose Verwendbarkeit des Materials hinzuweisen, das in der „Theorie vom Kriege" steckt. Eigentlich wäre doch diese vervielfältigte Anwendung das Natürlichste, das man sich denken kann. Denn will man überhaupt aus der Welt der Erscheinungen und Erfahrungen ihr Wesen, ihren Gott erkennen, so muß sich doch das Geheimnis dort am deutlichsten offenbaren, wo Mensch oder Volk oder Rasse um Tod und Leben kämpft, wo Vernunft und Empfindung, wo Geist und Materie in ihrer Urkraft in die Erscheinung treten

muß. Es müssen dort dieselben Elemente wirken der Seele und des Körpers, der Innen- und der Außenwelt wie im Einzelleben, nur stärker, wuchtiger und deshalb deutlicher erkennbar. Aber trotzdem geht selten, man darf wohl sagen niemals, eine Philosophie vom Kriege aus. Denn den Krieg mit seinen Gesetzen hält man für eine militärische Angelegenheit, wo er doch so menschlich, ja allzu menschlich ist.

Wer der Welt eine neue Wahrheit zu verkünden glaubt, die glücklich machen und befreien soll, muß mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit seiner Idee Eingang verschaffen. Er wird daran gehindert von denen, die die neue Wahrheit nicht anerkennen. Zwischen beiden entsteht der Krieg. Welche Elemente in demselben spielen, welche Kräfte auf dessen Verlauf einwirken, welche Mittel zum Sieg oder zur Niederlage oder gar zum Stillstand führen, das finden die Kämpfenden in dem ersten und zweiten Buch, wo „die Natur und die Theorie des Krieges" entwickelt und begründet wird. — Wenn der Zeitungsredakteur seine Glossen schreibt zum Balkankriege, so wird ihm das fünfte Kapitel des zweiten Buches, wo über das Wesen der Kritik gesprochen wird, unschätzbare Dienste leisten. „Die kritische Betrachtung, nämlich die Prüfung der Mittel, führt zu der Frage, welches die eigentümlichen Wirkungen der angewendeten Mittel sind, und ob diese Wirkungen in der Absicht der Handelnden lagen." Würde sich der Berichterstatter mehr mit den Gedanken der Kriegführung beschäftigen, wie sie Clausewitz uns lehrt, dann würden die Betrachtungen nicht, wie so häufig, einem kurzfristigen, plötzlich aufsteigenden Gefühl entspringen und einem Blitze gleichen, der zwar aufleuchtet aber nicht zündet, sondern eine ruhige Betrachtung des Ursprungs und des Zusammenhangs würde vielleicht finden, daß manche aufgedeckten Fehler der Natur des Krieges, aber nicht stets dem Feldherrn zur Last fallen. —

„Besser als mit irgendeiner Kunst ließe sich der Krieg mit dem Handel vergleichen, der auch ein Konflikt menschlicher Interessen und Tätigkeiten ist." Welcher erfolgreiche Kaufmann handelt nicht nach den „Hauptgrundsätzen für den Kriegsplan", die kurz zusammengefaßt lauten: Alle Kraft gegen den Schwerpunkt der feindlichen Macht richten und so konzentriert und schnell als möglich handeln. „Der Krieg ist ein Stoß entgegengesetzter Kräfte aufeinander, woraus von selbst folgt, daß die stärkere die andere nicht bloß vernichtet, sondern in ihre Bewegung mit fortreißt." Dies sind allbekannte Erfahrungssätze im Handel und Verkehr. Und wo Unternehmungen fehlschlagen, liegt es daran, daß die strategischen und taktischen Gesetze nicht erkannt, nicht befolgt wurden. Die Erscheinungen des Krieges geben ein allumfassendes, klares Bild, aus dessen Betrachtung man ungeheuer lernen kann, wenn man nur die korrespondierenden Worte von Feind und Gelände, Streitkraft und Reserve usw. in die jedesmaligen Fachausdrücke umwandelt. Denn Wesen und Begriff dieser Worte bleiben in allen Formen sich gleich.

„Der Krieg ist ein politisches Instrument", ja „die Kriegskunst wird auf ihrem höchsten Standpunkt zur Politik". Wenn sich demnach Staatsmann und Feldherr in einer Person verbinden, so haben wir von dieser die höchsten Leistungen

zu erwarten. Ein Friedrich der Große und Napoleon bestätigen die Schlußfolgerung. Diese findet ihre natürliche Begründung darin, daß Künstler und Instrument wesensgleich sind. Denn Politik und Kriegskunst haben im Verstand oder Willen den treibenden, im Gemüt oder Seele den hemmenden, in der Umwelt den ausgleichenden Faktor, der die Harmonie oder das Gleichgewicht wieder herstellt. Und wenn Politik und Krieg wesensgleich sind, so gelten die Gesetze des einen auch für den andern Teil. Wer sich demnach mit Politik beschäftigt, wird in den Gesetzen der Kriegskunst wesentliche Hilfsmittel für Entschluß und Handeln finden. Die Parlamentarier kennen diesen innerlichen Zusammenhang, denn sonst wäre das Wort Parteitaktik nicht geprägt worden. Aber Taktik ist nach Clausewitz nur die Lehre vom Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht, die Strategie aber die Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zweck des Krieges. Politik indes ist ein Krieg zum Wohle des Volkes. So wird Clausewitz zum Führer und Berater in nationaler Strategie.

Die hier entwickelten Gedanken sind nicht neu und beanspruchen es auch nicht. Es kam nur darauf an, unter dem Dröhnen der Kanonen Südosteuropas und unter dem Getöse der Auffrischungen zu eng und klein gewordener Rüstungen Ganz-Europas still und anspruchslos einmal darauf hinzuweisen, daß der Krieg zu den menschlichsten Handlungen gehört und daß ein Werk, das seine Elemente zu finden und klarzulegen sucht, nicht allein ein Buch ist für den Soldaten, sondern für die Menschheit. Daß indes ein Mann, dessen ganze Zeit von einem nicht militärischen Beruf ausgefüllt wird, ein solches durchstudieren soll, ist schwerlich zu verlangen. Aber das Buch gehört in die Volksbibliotheken und in die Gymnasien, dorthin, wo sich der Geist sehnt nach Hilfe und Klarheit in dem betörenden Wirrwarr der Innen- und Umwelt. Denn in prächtiger, fugenloser Gedankenfolge und einfacher, aber doch nicht schmuckloser Sprache führt uns Clausewitz in jene wunderliche Welt, wo leicht beieinander wohnen die Gedanken und hart im Raume sich die Sachen stoßen, wo Idee und Wirklichkeit sich anziehen und abstoßen wie die Elektrone im Universum. Stellen wir den deutschen Jüngling einmal vor die Frage, wohin sein Herz ihn mehr zieht, ob zu Lessings Kunstabhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet“ oder zu Clausewitzens erstem Kapitel: „Was ist der Krieg?“ vorausgesetzt, der Jüngling kenne beides nicht, — er nennt das Letztere! Und der Lehrer darf mit der Wahl zufrieden sein. Logik und deutsche Sprache kann man auch bei einem General erlernen. Und liest man gar gemeinsam die Kapitel vom „kriegerischen Genius“ und „Von der Gefahr im Kriege“, dann wird der junge Mann das, was er bisher nur verschwommen gefühlt, bewußt erkennen, nämlich was es heißt, ein Feldherr zu sein, und die Begeisterung für die Helden von 13 und 70 vertieft sich in sinnende Verehrung. Er wird im kriegerischen Genius dann den Mann erkennen, der nicht nur Schlachten schlägt und Kriege plant, sondern der durch das Leben führt. Denn Clausewitz schrieb letzten Endes nicht das Buch „vom Kriege“, sondern das Buch „vom Leben“.

Janus

Die Rodia

Erzählung aus Ceylon

Von Konrad Guenther

(Schluß)

Der Pflanzer wurde unterbrochen. Eine tamilische Frau erschien und richtete ihm in ihrer Sprache etwas aus. Während sie mir unverständliche, aber wohllautende Worte sprach, bewunderte ich ihre Tracht. Es war dieselbe, die der Pflanzer soeben an der Rodia geschildert hatte. Das gelbrote Gewand umschlang leicht den Unterkörper, das Ende war dann togaähnlich über die eine Schulter gezogen und hinten wieder an der Hüfte festgesteckt. Der Körper trat plastisch unter den malerischen Falten hervor, die schlanken Füße waren fast bis zu den Knien frei. Im Nasenflügel steckte kokett ein goldenes Rosettchen, ein Schmuck, den an dieser Stelle nur Tamilinnen, nie Singhalesinnen tragen.

Die Auskunft der Frau schien für den Pflanzer erfreulich zu sein, heiter gab er Antwort und tat seine Fragen, und noch spielte ihm ein Lächeln um die Lippen, als sie gegangen war, er sich wieder zu mir wandte und in seiner Erzählung fortfuhr:

Ich sah von Widschaja in den nächsten Wochen nichts. Schmerzlich vermißte ich die einzige Unterhaltung, die sich mir in meinem weltabgeschlossenen Winkel geboten hatte. Auch im Dorf hielt man sich von mir zurück. Man grüßte mich zwar mit derselben Höflichkeit wie vorher, aber es fehlte das freundliche Lächeln in den Gesichtern, mit dem groß und klein mich sonst bewillkommnet hatte. Widschajas Vater sah ich nicht; er zog sich offenbar jedesmal in sein Haus zurück, wenn ich durch das Dorf ging. Die Leute hielten mich wohl nicht für irgendwie beteiligt an der Tat ihres Königssprossen, aber mein Anblick rief ihnen das traurige Ereignis immer wieder wach, auch wußten sie, daß ich ihre Handlungsweise nicht billigte.

Endlich, als noch einige weitere Wochen vergangen waren und Widschaja immer noch nicht kam, beschloß ich, ihn aufzusuchen. An einem frühen Morgen betrat ich den schmalen Urwaldpfad. Kerzengerade ragten zu beiden Seiten die hohen Stämme empor; wie grüne Federpelze umgaben sie von allen Seiten die schmalen Blätter der Schlingpflanzen, während hier und da hoch oben von einem

Ast ein langer Farnbüschel herunternickte. Die hereinfallenden Sonnenstrahlen verliehen dem freundlichen Waldbilde lichtvolle Klarheit und zarten Duft. Große schwarzblaue Schmetterlinge flogen über den Pfad, eine Affenherde schwang sich an den Lianen vorüber, ihr dumpfes „huu huu" verklang in der Ferne. Von allen Seiten tönte durch die sonnige Einsamkeit der trommelnde Gesang des grünen Vogels, den die Singhalesen Kotoruwa nennen, das Gurren der Waldtauben und das kecke Krähen des Dschangelhahnes. In der Bewunderung des reichen, immer wieder von neuem interessanten Tierlebens hatte ich den Zweck meines Ganges fast vergessen, als plötzlich, es konnte nur noch wenige Schritte von der Lichtung sein, Widschaja mir entgegentrat.

„Geh nicht weiter, Herr," sagte er, mir die Hand reichend, „die Leute in der Hütte sind scheu wie die Tiere des Waldes. Ein Fremder erschreckt sie, denn sie sind es gewohnt, in jedem einen Feind und Verfolger zu sehen. Kehre wieder um, ich werde dich begleiten."

Ich wandte mich und ging voran, Widschaja folgte, denn ein Nebeneinander erlaubte die Enge des Weges nicht, auf dem man sich überdies vor den herüberhängenden stacheltragenden Blattgeißeln der Rotanglianen zu hüten hatte. Nur kurze Fragen und Antworten konnten daher zwischen uns fallen. Aus ihnen erfuhr ich, daß in der Urwaldhütte außer Widschaja und Kuweni nur noch deren Eltern wohnten. Zu essen bot der kleinen Familie das Gärtchen auf der Lichtung und der Wald. Dazu verstand Kuwenis Mutter Körbe zu flechten, während der Vater aus Eben- und Eisenholz, das im Walde wuchs, kleine Elefanten und andere Schnitzereien fertigte. War von beiden eine gewisse Anzahl beisammen, so brach er nach Mitternacht auf, durchschritt das Dorf, während alles schlief, und wanderte weiter bis Galle, wo er an indoarabische Händler seine Sachen verkaufte, um dann das wenige, was der kleinen Familie noch fehlte, sich zu besorgen. Viel war es ja nicht, was die bedürfnislosen Leute brauchten, vor allem Reis, dazu als Würze kleine gesalzene Fischchen, dann Töpfe und von Zeit zu Zeit ein neues Rocktuch.

Unterdessen waren wir aus dem Walde herausgekommen. Ich trat Widschaja an die Seite und wir schritten zusammen bis zu einer Bank, die am Beginn meiner Pflanzung stand; auf diese setzten wir uns. Jetzt, wo ich meinen singhalesischen Freund voll anschauen konnte, fiel mir auf, daß er sich verändert hatte. Zwar trug er wieder das Rocktuch und die weiße Jacke, aber das Haar war nicht mehr so peinlich geordnet wie früher und vor allem war der Blick unstät geworden. Widschaja vermied es, mich anzusehen.

Zuerst war er wortkarg und gab nur kurze Antworten. Das Zusammensein mit mir, mit dem er früher als geachteter Singhalese hoher Kaste verkehrt hatte, war ihm offenbar in seiner jetzigen Lage peinlich. Aber allmählich wurde er wärmer. Er spürte, daß ich ihm noch gerade so freundlich gesinnt war wie früher. Und als ich, um ihn heiterer zu stimmen, frei heraussagte, er sei durch eine edle Tat zu den Rodias gekommen, und für mich stünde er

dadurch sogar noch höher als vorher, sah er mich wieder voll an und erwiderte:

„Nein, Herr, ich bin gesunken. Ob mit, ob ohne Schuld, ich stehe tiefer als vorher. Ich bin wie der Fisch des großen Stromes, der in einen engen Teich geworfen ist. Er fühlt sich nicht mehr frei, er kann sich nicht recht regen, ist nicht in seinem Element. So ist auch mir, als ob ich nicht mehr atmen könnte."

„Aber deine Kuweni?"

„Ich tat nicht recht, als ich ihr diesen Namen gab. Es war ein schlimmes Vorzeichen. Jene erste Kuweni machte ihren Gatten zwar nicht zum Verachteten, sondern sie wurde emporgehoben, wurde Herrscherin. Aber König Widschaja konnte sich doch nicht an der Seite einer Frau wohl fühlen, die zu einem tief unter dem seinen stehenden Volke gehörte. Er verstieß seine Gattin und freite eine andere von gleichem Rang und Blut. Und Kuweni nahm Wohnung auf einem hohen Berg bei Kurunegalla und flehte Tag und Nacht die Rache ihrer Götter auf den Ungetreuen herab."

„Aber du wirst doch deine Kuweni nicht verstoßen?"

„Nein," sagte er fest, „das werde ich nicht. Zuerst schlug mich ihr Körper in Fesseln, nun fühle ich mich auch zu ihrer Seele hingezogen. Ein reineres, unberührteres Mädchengemüt kann es nicht geben. Kein Wort des Zornes geht je von ihren Lippen. Sie verehrt mich wie einen Gott. Jedes freundliche Wort, das ich ihr sage, jede Liebkosung nimmt sie wie ein Geschenk entgegen, und ihre großen Augen verklären sich dann in strahlendem Dank. Vom ersten Sonnenstrahl bis zum letzten arbeitet, denkt sie für mich. Es müßte wunderbar sein, diese Knospe zu pflegen, bis sie zur Blüte wird und Frucht bringt. Aber ich bin nicht der Gärtner dafür."

„Und warum nicht, Widschaja," fragte ich.

„Ich habe versucht, sie zu lehren," erwiderte er, „aber nur kurze Zeit ging es, dann versagte mir die Kraft. Wenn Lehre Frucht bringen soll, muß zuerst der Lehrer seinen Geist frei entfalten können, aber auf meine Seele drückt die Rodiaumgebung. Ich liebe Kuweni wirklich, aber manchmal stößt es mich selbst von ihr mitten in einer Liebkosung zurück. In mir fließt eben das Blut der höchsten Kaste, und diesem muß die Abneigung gegen Rodiablut eingeboren sein. Ich habe mir Mühe gegeben, es zu überwinden, aber ich kann nicht, ich kann nicht!"

Seine Stimme verschleierte sich, er wandte sich ab. Plötzlich sprang er auf.

„Und die Eltern, die vermag ich nicht zu sehen! Ja, auch sie verehren *mich*, tun was ich will ehe ich es noch gesagt habe, aber ihnen gegenüber, wo die Liebe fehlt, ist mein Rodiaekel unbezähmbar. Wenn ich sie nur von fern erblicke, zieht Abneigung in mir ein, und sind sie gar nahe, so ist mir die Kehle wie zugeschnürt. Ich kann dann nicht arbeiten, nicht essen, alles drängt in mir, sie fortzustoßen, weg, aus meinen Augen! Manches heftige, ungerechte Wort habe ich ihnen schon zugeschleudert, sie sind dann still gegangen, und ich

sah im Auge meiner Kuweni eine Träne. Das ist das schlimmste an meinem Schicksal: ich werde schlecht!"

Ich wollte antworten, trösten, aber er unterbrach mich. „Was du auch sagen willst, es ist alles umsonst. Mein Schicksal muß ich tragen, und zwar allein. Darum bitte ich dich, suche mich nicht mehr auf. Ich würde weglaufen. Soweit bin ich schon Rodia geworden, daß auch ich jetzt Scheu und Scham vor anderen Menschen habe. Doch verspreche ich dir, ich will, so schwer es mir auch werden mag, von Zeit zu Zeit zu dir kommen. Und nun lebe wohl."

Und ehe ich noch etwas sagen konnte, war er raschen Schrittes zwischen den Bäumen verschwunden.

Widschaja hielt Wort. Aber nur sehr selten kam er zu mir, und wenn er mich aufsuchte und wenige Worte mit mir sprach, stimmte es mich traurig. Denn jedesmal spürte auch ich es mehr, daß mein singhalesischer Freund herunterkam. Die mit Verachtung gesättigte Rodialuft brachte auch ihn allmählich zur Selbstverachtung, und der Ekel, den er vor seiner Umgebung empfand, zerstörte das Gleichgewicht seiner Seele. Seine frühere schöne Ruhe, getragen durch das Selbstbewußtsein edlen Blutes, sein wirklich vornehmes Wesen, das er sich und seiner Abstammung schuldig zu sein glaubte, alles war dahin. Er war zerfahren und voll Unruhe geworden. Wenn er von seinem Elend erzählte, konnte er heftig werden, und seine Stimme wurde gellend. So vermochte zwischen uns die frühere Harmonie nicht mehr aufzukommen. Und sein Stolz, der immer wieder stoßweise und oft fast unheimlich aus der Selbstverachtung aufflammte, sagte ihm, daß seine Gegenwart auch für mich niederdrückend war, denn nach einiger Zeit blieb er ganz fort. Zweimal versuchte ich trotz seiner Ablehnung ihn in seiner Hütte aufzusuchen, aber er schämte sich offenbar, mich in sein Elend blicken zu lassen, und versteckte sich wie die anderen. Ich zog unverrichteter Sache ab und fand mich endlich darein, Widschaja seinem traurigen Schicksal überlassen zu müssen.

Es war ungefähr ein Jahr seit jener verhängnisvollen Nacht vergangen, als ich an einem Nachmittage wieder einmal zur Flinte griff, um ein Krokodil zu schießen. Sie werden es als Zoologe wissen, daß diese trägen Bestien, denen es auch hier so nahe am Äquator noch nicht heiß genug zu sein scheint, erst wenn die Sonne am stärksten brennt, das Wasser verlassen. Sie legen sich dann am Ufer nieder, um sich die prallen Strahlen auf den geschuppten Rücken brennen zu lassen.

Ich trat nahe meiner Pflanzung vom Wege herunter. Hier dehnte sich noch eine schmale Wiese bis zum Flusse aus, um im weiteren Verlaufe des Weges spitz zu enden. Ich schritt durch das hohe Gras und setzte mich am Wasser auf einen großen von Schilf umgebenen Stein. Denn im Grase konnte ich mich nicht verstecken, weil dort sofort von allen Seiten die Landblutegel herbeigekrochen wären. Sie kennen ja diese Plage Ceylons; die spannerraupenähnlichen Tierchen klettern unter die Wäsche und beißen, ohne daß man

es spürt, bis das strömende Blut einen auf die Verwundung aufmerksam macht.

Eine Zeitlang hatte ich von meinem Stein durch das Schilf gespäht, da bemerkte ich im Flusse eine Bewegung und sah zwei dunkle Erhebungen langsam näher ziehen. Ich erkannte ein großes Krokodil. Näher und näher kam das Tier, schon wollte ich die Flinte in die Höhe nehmen, da plötzlich erhob es sich im gewaltigen Hechtsprung, ein geschuppter Rücken und ein gezähnter Schwanz wurden sichtbar, und klatschend verschwand das Reptil im hochaufrauschenden Wasser. Ich sah mich ärgerlich um und gewahrte die Ursache der Störung. Ein Mann kam auf der Straße daher, sein Nahen hatte das Tier verscheucht.

Es war Widschaja. Aber er ging nicht mit seinem gewöhnlichen elastischen Schritt, sondern langsam, müde, fast wankend. Es mußte ihm etwas zugestoßen sein. Schnell sprang ich auf, eilte über die Wiese, trat ihm entgegen und erschrack. Seine Jacke war zerrissen und schmutzig, sein Haar hing wirr herunter, seine Hände waren voll Erde, und über dem Auge auf der Stirn dunkelte eine blutrünstige Beule. Wild sah er mich an. „Laß mich, laß mich," schrie er mir gellend zu. Ich faßte seine Hand, er wollte mich zurückstoßen, aber plötzlich brach er in strömende Tränen aus und warf sich auf den Boden.

Endlich faßte er sich, und ich erfuhr, was sich zugetragen. Widschaja war lange Wochen krank gewesen. Zur Untätigkeit verdammt, auf der Matte in der elenden Hütte Tag und Nacht liegend, ohne Zerstreuung, ohne neue Eindrücke war der ganze Jammer seines verlorenen Lebens mit voller Wucht auf ihn eingedrungen. In den letzten Tagen war es mit ihm zwar besser geworden, aber der seelische Druck hatte nicht weichen wollen. Spät war er in der vergangenen Nacht eingeschlafen. Ein leichter Traum war über ihn gekommen, hatte ihn in die schöne Zeit versetzt, da er noch im Dorf der Königssproß gewesen war. Da hatte ihn etwas aus dem Schlaf geschreckt, er war aufgefahren und hatte Kuweni und die Rodias im Halbdunkel der Hütte erblickt mit mitleidig auf ihn gerichteten Augen. Der schroffe Gegensatz zwischen Traum und Wirklichkeit war zu groß gewesen. Widschaja, seiner nicht mehr mächtig, hatte Kuweni so heftig von sich gestoßen, daß sie aufstöhnend an der Wand niedergestürzt war. Da war ihr Vater an den Liegenden herangetreten. Zum erstenmal hatte der alte Mann seine bescheidene Zurückhaltung aufgegeben und Widschaja sein heftiges, ungerechtes Handeln vorgehalten. Das aber hatte der Selbstbeherrschung des Singhalesen den Rest gegeben. „So, du fühlst dich nun mir gleich," hatte er gerufen, „du willst mein Vater sein, der mich tadelt, der Herr dieser Hütte, dem die anderen zu gehorchen haben? Ich will dir zeigen, daß ich doch noch nicht so sehr Rodia bin, wie ihr!" Damit war er hinausgestürzt.

In der stillen Hoffnung, daß der Traum ein gutes Zeichen bedeute, war Widschaja dann ohne Halt zu machen zum Dorfe geeilt.

„Meinen Vater wollte ich sehen," erzählte er schluchzend, „ich hätte ja nicht verlangt, man solle mich wieder aufnehmen, nur sprechen, aus der Ferne reden wollte ich mit ihm und meinesgleichen, wollte hören, daß er mich noch liebt, daß man im Dorf um mich trauert. Nach Trost schrie mein Herz. Aber ich war noch nicht weit im Dorf, da erkannten mich einzelne, und Rufe tönten mir entgegen: „Zurück, Rodia, beschmutze unser Dorf nicht, geh zu deinesgleichen, fort!" Immer drohender wurden die Mienen, immer lauter schrien sie, da rief ich ihnen entgegen: „Nur meinen Vater will ich sehen!" „Du hast keinen Vater mehr," gellte es mir entgegen, „bei den Rodias ist deine Sippe, der früher dein Vater war, verabscheut dich." Ich aber konnte mich nicht halten, ich stürzte weiter. Vor Abscheu kreischend, flohen sie auseinander, da sie eine Berührung mit mir fürchteten. Aber ich hatte das Haus meiner Kindheit erreicht, und schon kam mir mein Vater entgegen. Ich wollte zu ihm, doch er wich zurück, streckte die Hand aus und sein Gesicht wurde dunkel vor Wut. „Du willst mein Haus beschmutzen," schrie er, „du verunreinigst das Dorf? Ich will dir zeigen, wie man sich vor Rodias schützt." Und er hob einen Stein auf und warf ihn nach mir. Hier traf er mich, über dem Auge. Von meinem Vater!"

Widschaja barg sein Gesicht in den Händen.

„Ich brach zusammen," fuhr er dann fort. „Doch da flogen noch mehr Steine, laut schreiend kamen von allen Seiten Leute herbei. Ich mußte fort. Und ich lief aus meinem Dorf, wo ich einst geherrscht hatte. Ich wurde verjagt, wie ein Hund!"

Wie ein Hund. In mir stieg der Zorn auf. „Ich gehe zu ihnen," sagte ich. Doch Widschaja hörte nicht mehr, er hatte sich aufgerafft und rannte wie in einem plötzlichen Wahnsinnsanfall fort. Ich sah dem Verzweifelten voll Mitleid nach. Dann setzte ich mich auf einen niedergebrochenen Baumstamm und überdachte, was zu tun war. Endlich war mein Entschluß gefaßt, ich erhob mich und ging dem Dorfe zu.

Schon gleich, als ich mich den ersten Hütten näherte, merkte ich, das etwas vorgefallen war, was das ganze Dorf in Aufregung versetzt hatte. Überall standen Gruppen von erregt sprechenden Männern und Frauen zusammen. Als sie mich sahen, verstummten sie. Ich kümmerte mich nicht um die Leute, sondern ging geradenwegs zu Widschajas Vater. Vor dem Hause war niemand, als ich aber durch die Tür trat, sah ich den Alten sitzen, die Arme auf die Knie gestützt, das Gesicht auf die Hände gelegt. Er starrte vor sich hin. Ich lehnte mein Gewehr an die Wand und trat zu ihm.

In scharfen Worten wollte ich ihm seine Härte vorhalten, aber er war wie betäubt und ganz gebrochen. Die unselige Tat, zu der sein Jähzorn ihn getrieben, schien schwer auf seinem Herzen zu lasten. „Der Stein aus meiner Hand hat meinen Sohn getroffen," seufzte er, „und er hat mich angesehen! Nicht auf dem Totenlager werde ich diesen Blick vergessen." Ich sah jetzt,

daß der Alte seinen Sohn noch immer heiß liebte. Ja, es war offenbar gerade das Bewußtsein, sein Kind nun nicht mehr achten zu dürfen, was die leidenschaftliche Verzweiflung des Vaters und damit jenen Steinwurf hervorgerufen hatte. Das milderte meine Vorwürfe.

Ich redete ihm zu, er möge doch wenigstens mit dem Sohn aus der Entfernung sprechen. Lange wollte er nichts davon wissen, als ich aber immer dringender wurde, sagte er endlich: „Ja, wenn er sich von dem schmutzigen Pack trennt, mit dem er zusammenlebt!" Und die Erinnerung an die Rodias ließ auf einmal wieder seine ganze Leidenschaft aufflammen. Seine Wut schien umgeschlagen. In wilden Schimpfworten tobte er gegen die, welche ihm den Sohn genommen hatten.

Plötzlich wurde er unterbrochen. Geschrei und Lärm drang von der Straße herein. Ich vernahm zornige Rufe: „Die Rodias, jetzt will uns die ganze Bande beschmutzen, uns selbst zu Rodias machen! Weg mit ihnen! Hinaus, hinaus!" Die Augen von Widschajas Vater rollten, blieben an meiner Flinte haften und ehe ich dazu springen konnte, hatte er das Gewehr ergriffen und war zur Tür hinausgestürzt. Ich rannte ihm voller Entsetzen nach, aber er war schneller, und auf der Straße konnte ich nicht vorwärts, denn wildes Getümmel kam mir entgegen. Endlich schlug ich mich durch, da ... ein Schuß! ... Mir stand das Herz still. Alles stob zur Seite und ich sah vor mir ein erschütterndes Bild.

Mitten auf der Straße saß Widschaja, das Antlitz niedergebeugt. Er hielt eine hingestreckte Gestalt, deren langes Haar zur Erde floß, in den Armen. Ich erkannte Kuweni. Unter der linken Brust rieselte das rote Blut hervor und bildete eine Lache am Boden. Zu ihren Füßen kauerten zwei Menschen, ein Mann und ein Weib.

Ich kniete an der Rodia nieder. Auf den ersten Blick sah ich, daß sie tot war, von der Kugel ins Herz getroffen. Als ich mich erhob, blickte Widschaja auf, aber seine Gedanken blieben bei der Toten, er sah mich nicht.

Es war still auf dem Platze, das ganze Dorf wie ausgestorben. Nur die Gipfel der Kokospalmen raschelten im Winde, und die durch die Blätter fallenden Sonnenstrahlen wanderten hin und her und erweckten auf dem stillen Antlitz den Schein von Leben. Lange verharrten wir schweigend. Dann erhoben sich die beiden Rodias. Widschaja fuhr wie träumend mit der Hand über die Stirn. Wir faßten die Tote, hoben sie und trugen sie aus dem Dorfe.

Den ganzen Weg sprach niemand ein Wort. Langsam schritten wir am Flusse entlang und dann durch den Urwald, bis sich die Lichtung öffnete. Hier gruben wir ein Grab. Blumen legten wir auf den Grund, grüne und bunte Blätter, was wir fanden. Darauf betteten wir die Tote. Als sie auf dem duftigen Lager ruhte — wie ein Vogel lag sie da, den der Falk geschlagen — löste sich die Erstarrung von unseren Herzen. Widschaja verbarg

sein Haupt, mir flossen die Tränen über die Wangen und laut schluchzend brachen die Eltern am Fußende des Grabes zusammen.

Da erhob sich Widschaja, schritt zu den Weinenden und führte sie liebevoll in die Hütte. Langsam kehrte er zurück. Er weinte nicht mehr, und tiefer Ernst verschönte seine Züge. Dann setzte er sich, den Blick auf die Tote gerichtet. Und nun erfuhr ich den traurigen Hergang.

„Ich war," so erzählte Widschaja, „in Verzweiflung nach Hause gerannt. Hier traf ich nur die beiden Rodias. Bei ihrem Anblick geriet ich in Wut. „Ihr seid schuld, daß ich von meinem Vater verstoßen bin," schrie ich ihnen zu, „von euch muß ich los, fort, ich kann euch nicht mehr sehen!" Sie baten jammernd, doch nicht am hellen Tage ins Freie und durch das Dorf zu müssen, aber ich hörte nicht und schrie nur „fort, fort!" Da sagten sie, sie wollten alles leiden, wenn nur Kuweni wieder ein freundlicheres Leben bekäme. „Geht fort," rief ich darauf, „und ich werde Kuweni lieb haben." Und sie gingen.

Aber sie waren noch nicht lange fort, da kam Kuweni, fragte, wo die Eltern seien und hörte, was vorgefallen. Ihr Antlitz wurde starr. „Sie werden getötet werden, wenn sie durch das Dorf müssen," rief sie und eilte über die Lichtung. Ich stürzte ihr nach, denn bei ihrem Jammer war mir nun das Böse meiner Tat zum Bewußtsein gekommen. Auf dem ganzen Wege aber fanden wir die Eltern nicht. Da kamen wir ins Dorf, hörten den Lärm, sahen die Beiden von der wütenden Menge umringt. Wie ein Hirsch lief Kuweni vor, die Eltern zu decken, den Leuten entgegen, die sich schreiend, heulend zurückzogen. In diesem Augenblick sah ich meinen Vater, wie er mit einer Flinte die Menge durchteilte. Kuweni stürzte ihm mit einem Angstschrei entgegen, griff nach dem Gewehr, der Schuß ging los . . ." Widschajas Stimme brach.

„Ich bin der Schuldige," fuhr er nach einiger Zeit gefaßter fort, „ich stieß ihre schuldlosen Eltern ins Verderben, für die sie sich opferte. Sie warf mir meine böse Tat nicht vor, sie wollte sie nur gut machen. Ihre Seele war schön wie ihr Körper. Jetzt, wo die Sonne untergegangen, sehe ich, daß es eine Sonne war."

Er hielt inne und sah auf das Antlitz der Toten, das die letzten Strahlen des scheidenden Tagesgestirns beleuchteten. Immer längere Schatten fielen über die Lichtung und hüllten allmählich das Grab in Dunkel. Widschaja blickte auf und sagte:

„Rodias haben mich gelehrt, wie Eltern und Kinder zueinander sein sollen. Ich aber will versuchen, gut zu machen, was ich gesündigt. Durch das Land werde ich wandern, und wo ich Ansiedelungen der Rodias finde, werde ich verweilen. Lehren will ich die Unglücklichen und ihnen helfen, ihr hartes Los zu tragen."

Er trat auf mich zu, und seine Stimme wurde weich, als er fortfuhr:

„Nur eines bindet mich an diesen Ort. Ein Wesen muß ich hier lassen und ich weiß, daß es einem traurigen Leben entgegenwächst."

„Du hast ein Kind, Widschaja?“ fragte ich erschüttert.

„Dort in der Hütte schläft mein und Kuwenis Kind,“ erwiderte er leise. „Die Eltern werden es versorgen, aber sie sind früh gealtert und werden die Kraft zum Heranziehen eines frischen Menschenlebens nicht mehr haben. Dazu drückt der Gedanke auf meine Seele, daß das kleine Wesen glücklos in ein jammervolles Dasein tritt.“

Ich war tief bewegt. Einen Blick noch warf ich auf die tote Mutter unter den Blumen, dann sagte ich zu Widschaja: „Ich will für das Kind sorgen, es soll kein Rodia werden.“

„Ich danke dir,“ klang es mir aus übervollem Herzen entgegen. Über dem Grabe reichten wir uns die Hände. Die Tote sah es nicht, konnte uns den Mutterseegen nicht geben. Es war dunkel geworden. Nur im Westen flammte der Himmel in strahlendem Rot und über uns zogen lichte Wolken, von goldenen Rändern umsäumt, über die klare Bläue. In Widschajas Augen aber leuchtete der Glanz des Himmels wieder.

* * *

Der Pflanzer hatte geendet. Eine Weile hörte man nur das Schrillen der Insekten in der tropischen Nacht da draußen. Dann fragte ich: „Und was ist aus dem Kinde geworden?“

„Kommen Sie,“ sagte er statt aller Antwort. Wir schritten die Stufen der Veranda hinab. Der Mond hatte sich hinter den Bäumen verborgen, aber die Sterne funkelten vom Himmel und überall zwischen den Bäumen flogen die Leuchtkäfer, indem sie ihr grünes Laternchen in kurzen Rhythmen aufleuchten und verlöschen ließen. Wir kamen an eine Wiese, über der Millionen grüner Lichter glitzerten, ein lautloses, verwirrendes Funkenstieben. Ein kleines Häuschen lag da, von zwei hohen Palmen überragt. Wir gingen näher heran. Von einer weißen Treppe erhob sich eine Gestalt, ich erkannte die tamilische Frau. Sie trat nach einigen geflüsterten Worten zur Seite. Der Pflanzer wandte sich zu mir, legte den Finger auf die Lippen und schritt hinein. Ich folgte.

Ein Märchen tat sich vor meinen Augen auf! In traulichem Raume schwebte eine rote Ampel und goß mildes Licht auf ein Mädchen, das auf einem Lager ruhte. Die Züge waren von wunderbarer Schönheit, schwarzes, glänzendes Haar umfloß die reizende Gestalt. Alte indische Sagen erwachten. „Draupadi“, klang es in mir, „Sakuntala“. Ruhig schlief das Mädchen, sanfte Atemzüge hoben und senkten die liebliche Brust.

Wir gingen hinaus. „Das ist Widschajas und Kuwenis Kind,“ sagte der Pflanzer, „ich pflege diese Blume. Ihretwegen vor allem habe ich meine erste Pflanzung aufgegeben. Niemand weiß hier von ihrer Herkunft, aber ich lasse sie doch nur wenig mit meinen Dienstboten in Berührung kommen, wenn ich auch zu diesen jetzt vorsorglich nur Tamilen nehme. Eine treue Dienerin habe

ich ihr gegeben, erzogen aber habe ich sie selbst; ich habe sie alles gelehrt, was ich weiß und beglückenden Lohn geerntet."

Ein freudiges Lächeln verschönte seine Züge. „Der Fluch von Widschajas Vater hat sich erfüllt," fuhr er fort, „auch das Kind der Rodia hat einen Mann aus anderem Stande, ja aus anderem Volke bezaubert. Aber ich fühle den Fluch als Segen. Durch die Gespräche mit Ihnen sind meine letzten Zweifel gewichen. Noch verehrt sie mich nur als Vater, nun aber will ich um ihre Liebe werben. Hier könnte ich freilich nicht bleiben, denn die Engländer würden sie als Singhalesin verachten und ihr eigenes Volk könnte ihr Rodiablut wittern. Fern über dem Meere sehe ich uns das Glück erblühen. Über Menschensatzungen schaue ich hinweg. Nach oben richtet sich mein Blick, und ich hoffe, daß der Segen Eines über mir ist, für den die Menschen gleich sind und der sich für alle, ohne Unterschied von Farbe und Stand, geopfert hat."

Er wies auf den südlichen Himmel. Dort über den schwarzen Kronen der Palmen blinkten vier Sterne in mildem Glanze. Es war das Sternbild des Kreuzes.

Kino-Dramaturgie

Von Moritz Goldstein in Berlin-Friedenau

Als das reizende Wunder der bewegten Photographie aufkam und die Gelegenheit, mit ihr auf eine höchst billige Weise Theater zu machen, überall ergriffen wurde, da haben wir gegenüber jenen Leuten, welchen das Neue und Ungewohnte ein für alle mal unsympathisch ist, gern die Lobredner des Kinos gespielt und unsere Hoffnung auf diese neue Kunstmöglichkeit den Bedenklichen zum Trotz laut bekannt. Mochte das bisher Gebotene auch auf niedriger Stufe stehen, das läge, behaupteten wir, nicht im Wesen des Lichtbildtheaters; es werde sich vielmehr entwickeln, seinen eigenen Stil finden und sich zu echter Kunst emporarbeiten. Allein bisher hat sich unsere Hoffnung nicht erfüllen wollen, und obgleich Berufsschauspieler und Berufsdichter sich von der neuen Muse willig locken lassen, sind doch die Leistungen nicht besser, sondern eher schlechter geworden. Während uns von allen Seiten versichert wird, eine neue Kunst komme soeben zur Welt, oder auch, die alte Kunst der Pantomime werde wiedergeboren, ergießt sich mit dem rapide sich mehrenden Schaustellen eine dicke Flut von Banalität über das Land, wohl gar über die Erde. Die Erfahrung

widerspricht kraß den Hoffnungen und Verheißungen — und nur der Zulauf und der materielle Erfolg übertrifft alle Erwartungen, was man ebensogut zugunsten wie zum Schaden der Kinodramatik auslegen mag.

Unter solchen Umständen lohnt es sich, die künstlerischen Möglichkeiten des Films einmal rein theoretisch abzuwägen. Denn wenn auch die Veredelung dieser Dramatik von allen Seiten gefordert wird, so hat doch wohl bisher niemand eine Ahnung, auf welche Weise Aufstieg und Läuterung eigentlich vor sich gehen sollen. Versuchen wir also, noch vor dem klassischen Kinodrama, eine Kinodramaturgie.

Zufällig las ich jüngst ein primitives Wortdrama aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, das bekannte Endinger Judenspiel. Da werden, ohne jeden Versuch einer Komposition, die Szenen einfach aneinander gereiht: wie die Juden das Verbrechen beschließen, wie sie es ausführen, wie man Verdacht schöpft, wie man verhört, entdeckt, und wie die Übeltäter bestraft werden. Der ganze Vorgang in allen Einzelheiten wird einfach gezeigt, und das Interesse des Zuschauers ist nur darauf gerichtet zu sehen; vor ihren Augen soll sich alles abspielen, und der Phantasie soll nichts zu ergänzen übrig bleiben. Als ich dieses alte Spiel las, fiel mir auf: das ist genau die Technik und genau das Niveau des Kinostückes von heute. Und in der Tat wird nicht nur das Kino durch jene primitive Dramatik erläutert, sondern wir können umgekehrt aus den Filmstücken auf den Ursprung des Theaters schließen. Das Drama ist offenbar entstanden aus der Lust des naiven Menschen zu schauen; es ist dasselbe Vergnügen, das sich die Leute bereiten, wenn sie aus dem Fenster gucken oder wenn sie behaglich bei einem Straßenauflauf stehen bleiben. Es soll etwas vorgehen, und zwar mit allen Einzelheiten; das Volk ist wie die Kinder, die auch nicht gestatten, daß irgend etwas ihrer Phantasie überlassen wird.

Wie ist nun aus jener primitiven Technik des Theaters Kunst geworden? Das ist freilich eine schwierige Doktorfrage, über die man Bände schreiben könnte. Wir wollen das hier nicht tun, sondern uns mit der einfachen Feststellung begnügen: durch Stilisierung, d. h. dadurch, daß man die Ausdrucksmöglichkeiten der Bühne, entsprechend der technischen Eigenart dieses Instrumentes entwickelte und verfeinerte und sich dadurch von der bloßen Wiedergabe eines Vorganges mehr und mehr entfernte. Dies ist, wie bekannt, in allen Künsten der Weg zur Kunst. Beim Theater bedeutet es aber folgendes: sein Hauptinstrument ist der Mensch selber, der handelnde, insbesondere der redende Mensch. Das Menschliche am Menschen aber ist uns nicht seine Körperlichkeit, sondern sein Seelisches. Also ging die Entwicklung der dramatischen Kunst dahin, daß die äußeren Geschehnisse unwichtig wurden und nur als Mittel dienten, um seelische Erlebnisse, und diese wieder, um Charaktere darzustellen. Die Ereignisse wurden nicht mehr lückenlos gegeben, wie sie in Wirklichkeit vorkommen, sondern es wurde eine ganz unrealistische Auswahl getroffen, so zwar,

daß nur solche Vorgänge sich vor unseren Augen abspielen, die für die Darstellung des inneren Erlebnisses und des Charakters notwendig sind, diese dafür aber auch vollständig.

Das technische Kunststück des Dramatikers, die Arbeit, die auf die Konzeption der Fabel und der Menschen folgt, besteht also in der Hauptsache darin, es so einzurichten, daß er uns alles vorführen kann, was sich auf jenes Wesentliche bezieht und uns nichts außerdem vorzuführen braucht, ohne daß das Verständnis der Handlung darunter leidet. So entsteht Einheit, Architektonik, Straffheit und was sonst zum Stil des Dramas gehört.

Soll das Filmdrama, das noch auf der Stufe erster Naivität verweilt, sich zur Höhe eines Kunstwerkes entwickeln, so wird es auf dieselbe Weise geschehen müssen wie beim Wortdrama: durch Stilisierung, d. h. es muß von der bloßen photographischen Wiedergabe der Wirklichkeit entfernt werden, indem man die Ausdrucksmöglichkeiten steigert, die dem Film, seiner technischen Eigenart entsprechend, im Unterschiede von der Bühne angehören. Oder vielmehr: wenn man wissen will, ob das Kino kunstfähig ist, so muß man sich fragen, ob und bis zu welchem Grade es stilisiert werden kann.

Die technische Eigenart des Kinos ist bewegte Photographie. Also zunächst doch Photographie: ein Mittel zur Wiedergabe der interessanten Wirklichkeit, mit der besonderen, zauberhaften Fähigkeit, ganze Vorgänge festzuhalten. Das Kino hat also vor allem die Aufgabe, Ereignisse, an denen nur eine beschränkte Zahl Menschen teilnehmen konnte, einer beliebigen Menge vorzuführen; Naturschönheiten, Städtebilder, Volksbräuche von irgendeinem Punkte der Erde überall zu zeigen. Diese Dinge bereiten, bei geschickter Wahl der Objekte, ohne Zweifel großen Genuß, sie können sogar ästhetisch reizvoll wirken; aber es ist der Reiz, den die Wirklichkeit selbst ausüben würde: die Schönheit eines galoppierenden Pferdes, des bewegten Meeres, wobei man für das Fehlen des natürlichen Geräusches einigermaßen entschädigt wird durch das technische Wunder, einen Vorgang zu erleben, der längst vergangen ist oder der sich weit entfernt abspielt. Von einer Kunst des Films aber kann man hierbei nicht sprechen oder nur in demselben Sinne, wie man von künstlerischer Photographie spricht.

Nun beruht ja aber das Kinoschauspiel garnicht auf dieser Wiedergabe der Wirklichkeit, sondern darauf, daß ein Vorgang für die Aufnahme erfunden und zurechtgemacht wird. Hier ist nun der charakteristische Unterschied gegenüber der Bühne das Fehlen des Wortes, und damit scheint das Filmdrama ein Wiederaufleben der Pantomime zu bedeuten, wie es ja auch überall behauptet wird. Daraus folgen nun schon ein paar praktische Regeln für Kinoregisseure.

Die Pantomime verlangt, daß der Vorgang das Auge, auf das allein er wirken kann, auch durchaus befriedige. Es genügt also nicht, daß z. B. die Liebhaberin, wie beim Wortdrama, „schön" bedeute, sie muß wirklich schön sein; denn nur an ihrer körperlichen Erscheinung hängt der Sinn des Vor-

ganges. Und so muß im ganzen und einzelnen die Leinwand eine beständige Augenweide darbieten. Aber damit noch nicht genug. Das Fehlen des Wortes und die Beschränkung auf die Geste hebt den Vorgang über die Realität hinaus und bewirkt, oder vielmehr verlangt eine gewisse Stilisierung. Es verhält sich genau so wie mit der Oper. Wenn die Leute singen statt zu sprechen, so dürfen sie sich auch im übrigen nicht realistisch benehmen, sondern es muß alles, von der Szenerie bis zu den Bewegungen stilisiert sein; sonst entsteht eine höchst widrige Stilmischung. So erfordert auch das Pantomimische des Kinodramas eine Vereinfachung, eine Typisierung der Dekoration sowohl wie der Geste wie auch des Kostüms, und die bis jetzt üblichen kraß realistischen Stücke, die von modernen Menschen in modernen Räumen gespielt werden, sind so unkünstlerisch wie möglich.

Wenn man nun aber hofft, durch Annäherung an den Stil der echten Pantomime diese Kunstgattung zu erneuern, so ist doch auch das leider ein Irrtum. Die Pantomime ist mit dem Tanz verwandt und verlangt zu ihrer Unterstützung die Musik. Nun läßt sich freilich auch zum Filmdrama Musik machen. Aber zum Wesen des Tanzes und der Pantomime gehört doch, daß sich der Vorgang nach der Musik richte: ihr wechselnder lebendiger Rhythmus muß sich fortwährend in den Tanzenden oder Spielenden ausdrücken; daß sie der Musik folgen, darin besteht für den Zuschauer und Zuhörer der eigentliche Kunstgenuß. Beim Kino aber steht der Rhythmus ja fest, und der Herr Kapellmeister hat seine ganze Sorge darauf zu richten, diesem photographierten Takt gehörig zu folgen. Statt daß der Reiz erhöht wird durch die Feinfühligkeit, mit dem die Spieler dem Orchester sich anpassen, sähe man hier höchst störender Weise seine ängstliche Aufmerksamkeit darauf hingezerrt, ob die Musik auch zur rechten Zeit einsetze und aufhöre, langsamer und schneller werde, und empfände die zahllosen kleinen Ungenauigkeiten wie unreine Töne.

Genug, die Filmpantomime ist von Anfang an tot, eben Photographie. Das Kinoschauspiel mag in der angedeuteten Richtung über den jetzigen Zustand hinaus verbessert werden; ein Kunstwerk kann auf diesem Wege nicht entstehen.

Wenn aber nicht die Pantomime, so läßt sich etwas ähnliches durch den Film wirksamer als auf der Bühne darstellen, nämlich das Mimodrama, und zwar einfach deswegen, weil durch die Vergrößerung der Projektion die Mimik auf der Leinwand mit unerhörter Deutlichkeit sichtbar wird. Es besteht also kein Zweifel, daß ein begabter Schauspieler in einem geschmackvollen Sketch hier etwas ganz besonderes leisten kann. Nur von einem Kunstwerk wird niemand reden wollen; es handelt sich um Virtuosenstücke.

Mit alledem ist aber noch nicht von jener technischen Eigenschaft gesprochen, die das Instrument des Kinos vor der Wortbühne immer voraus hat. Dies ist die völlige Überwindung der räumlichen Schranken, die Fähigkeit, nicht nur die Szene beliebig oft und beliebig schnell zu wechseln, sondern auf einen

geschlossenen Rahmen überhaupt zu verzichten und den fahrenden Zug, das rasende Auto selbst zur Szene zu machen. Das ist etwas, das es bisher noch nicht gab, und in der Ausnutzung eben dieser Eigenschaft liegt die Entwicklungsmöglichkeit zu eigenem Stil. Das Kino ist das Theater der Geschwindigkeit, derjenigen Lebensform, die für uns ja mehr und mehr aus einer Ausnahme zur Regel wird. Hier hat es auch seine Berechtigung, Vorgänge für den Film zu erfinden und einzurichten, während die bloße kinematographierte Bühnenszene auch im besten Falle Surrogat bleibt. Die allerfrühesten Filmstücke, deren Inhalt war, daß unter einem Vorwand eine wilde Jagd hinter irgendjemandem her veranstaltet wurde, haben also das Wesen des neuen Schaumittels ganz richtig erfaßt. Das Schlimme ist nur, daß man über dieses einfache Schema eines echten Filmstückes kaum hinausgelangen kann. Denn die Variationsmöglichkeiten sind gering, und eine Vertiefung ins Seelische oder sonstwie Problematische ist wohl kaum möglich.

Die besten Wirkungen der kinematographierten Geschwindigkeit liegen auf dem Gebiet des Komischen. Und in der Tat scheint mir das eigentliche Feld des Kinos, soweit es nicht die Wirklichkeit abbildet, also des richtigen Filmtheaters, das Groteske-Komische zu sein. Das bedeutete an sich schon eine Erhöhung des Niveaus; denn im Grotesken selbst liegt ein Herausheben aus der bloßen Realität, eine gewisse Stilisierung, die bei gut erfundenen Sujets ein reines Vergnügen gewähren kann. Eine Vertiefung oder Erhöhung zu Humor und Satire ist ja wohl auch kaum möglich; aber hier scheint eine Entwicklung noch am ehesten denkbar. Die Wirkungen, die ausgeübt werden können, sind in der Tat außerordentlich. Mir ist folgende Groteske in Erinnerung: im Hof eines Miethauses spielen Bettelmusikanten einen langsamen Walzer, was zur Folge hat, daß in sämtlichen Etagen nach dem Takt langsam gearbeitet wird: ein Herr läuft wütend hinunter und läßt Galopp spielen, worauf die Arbeitenden sich dem neuen Takt anpassen. Die folgenden Vorgänge waren nun offenbar langsam aufgenommen worden und wurden jetzt schnell abgekurbelt. Da sah man in einer Etage in wenigen Sekunden ein Zimmer tapezieren, in der nächsten eine Wohnung einräumen, Leute liefen im Bruchteil einer Sekunde die Treppe hinauf und hinunter und dergleichen mehr. Die Wirkung dieses harmlosen Unsinns war so unglaublich komisch, daß der Saal vor Lachen dröhnte.

Kunst? — Man höre endlich auf, uns einzureden, daß wir im Kino ein neues Kunstmittel besitzen, das nur der Veredelung harre! Mag sich immerhin das Filmdrama über das heutige beschämende Niveau geschmackloser Sentimentalität und brutaler Sensation hinausheben lassen, es wird nie etwas anderes sein können als ein schlechtes Surrogat des Theaters, bestimmt für Leute, denen das Wortdrama aus Mangel an Geld oder Zeit oder aus geistiger Trägheit unzugänglich ist; sein bester Ruhm wird immer sein, daß es nicht schadet; und selbst wenn es hier und da nützt, wird es sich zum Theater immer verhalten wie das Grammophon zum Konzert.

Für geschmackvollere Menschen darf ein Kinoprogramm etwa so aussehen: im wesentlichen Bilder aus der Wirklichkeit, Jagden, Wettrennen, manövrierende Soldaten, exotische Straßenbilder, Volksbräuche usw. Daneben Naturwissenschaftliches (Kinematographie des Mikroskops) und Technisches. Naturschönheiten bieten immer einen reinen Genuß. Dazwischen, als eigentliches „Theater", ein packender Skesch, von ersten Mimikern virtuos gespielt, sowie endlich eine Groteske, auf den oben besprochenen Möglichkeiten beruhend. Das gibt eine Unterhaltung für eine knappe Stunde, besser als das frühere Varieté, und meinetwegen unter Umständen einem langweiligen Theaterabend vorzuziehen.

Schauspieler jedoch, die von der Bühne zum Kino übergehen, hören damit auf, der Kunst zu dienen und werden Virtuosen der äußerlichsten Art. Und ein Dramatiker gar, der sein Wortdrama zum Filmstück umschneidert, beweist nur, daß er auch vom Wesen des Wortdramas keine Ahnung hat.

Über Wesen und Wert der Filmkunst aber wollen wir uns fortan keinen blauen Dunst mehr vormachen lassen.

Vorahnung

Sieh mich nicht an, wenn ich allein
Weit über das Gitter seh,
Und in Gedanken von dem Schein
Des reinen Lichts gefangen steh.

Sprich nicht zu mir, wenn auf dem Grat
Der Liebe ich zur Sehnsucht wandle
Ich will, wenn meine Stunde naht,
Allein erwägen, wie ich handle.

Nur wenn du siehst, ein Weinen geht,
Als kanns das ferne Land nicht finden,
Dann sollst du schweigend zum Gebet
Den Schleier mir vom Auge binden.

Fritz Köpp

Reichskriegsschatz und Währung

Unter den Wehrsteuervorlagen ist die beabsichtigte Erhöhung des Reichskriegsschatzes im Vergleich zu ihrer finanzpolitischen Bedeutung allzusehr in den Hintergrund getreten. Die amtliche Begründung findet sich ziemlich kurz mit diesen für unsere Währung und Bankverfassung ungemein wichtigen Vorschlägen ab. In der Diskussion spielen sie vollends eine sekundäre Rolle, was nicht wundernehmen kann, wenn man einerseits die Schwierigkeit der währungspolitischen Frage in Betracht zieht und anderseits das überwuchernde politische Interesse an den übrigen gewichtigen Aufgaben der Wehrvorlage in Rechnung stellt. Von diesem Gesichtspunkte aus kann man bedauern, daß wegen des inneren Zusammenhanges man es für nötig befunden hat, diese währungs- und münzpolitische Maßregel zugleich mit der Heeres- und den Deckungsvorlagen zur Erörterung und zur Beschlußfassung zu stellen. Es kann gar nicht ausbleiben, daß gegenüber der Leidenschaftlichkeit, mit welcher die Deckungsfragen erörtert werden, sich auch fernerhin nur ein beschränktes Interesse für Gesichtspunkte finanzpolitischer Natur wird aufbringen lassen. Eine solche Eile wäre nicht nötig gewesen, da die vorgeschlagenen Änderungen erst in einer Reihe von Jahren zur Durchführung gelangen sollen, mithin für eine schleunige Beschlußfassung gar kein Grund vorlag. Es wäre weitaus vorzuziehen gewesen, wenn man diese Vermehrung des Reichskriegsschatzes, die mit der Heeresverstärkung nur äußerlich zusammenhängt und eine ganz anders geartete Frage, nämlich die der finanziellen Kriegsbereitschaft betrifft, von der großen Heeresvorlage getrennt und ihre Beratung ruhigeren Zeiten vorbehalten hätte.

* * *

Die finanzielle Rüstung Deutschlands soll dadurch eine namhafte Stärkung erfahren, daß der Reichskriegsschatz des Spandauer Juliusturms auf das dreifache erhöht wird. Das ist ein Ziel, das ganz unabhängig von der gegenwärtigen Heeresvorlage und deren Ursachen als äußerst wünschenswert und dringlich bezeichnet werden muß. Denn die 120 Millionen, welche man seiner zeit aus der französischen Kriegsentschädigung für die Zwecke eines künftigen Kriegsschatzes ausgesondert hat und in baarem Geld in Spandau verwahrt,

reichen im Ernstfall nicht im entferntesten aus, die ersten Kosten der Mobilmachung zu bestreiten. Es besteht darüber allseitiges Einverständnis. Auch haben uns die Erfahrungen des vergangenen halben Jahres zur Genüge erkennen lassen, daß unsere finanzielle Rüstung auch nach anderer Richtung einer Stärkung bedarf. Die bedrohlichen Erscheinungen auf dem Geldmarkt, die Überanspannung der Reichsbank, die völlige Versagung des Anleihemarktes in Zeiten, die zwar politisch beunruhigend waren, aber nicht mit dem Ausbruch eines Krieges in Parallele gesetzt werden können, zeigen deutlich, welche Gefahren uns drohen, wenn es eines Tages wirklich ernst werden sollte. Die Reichsbank, die in den vergangenen schweren Monaten fast am Ende ihrer Leistungsfähigkeit zu sein schien, muß für den Fall eines Kriegsausbruches einen derartigen Rückhalt haben, daß sie den ungeheuren Anforderungen nach Zahlungsmitteln, die dann auf sie einstürmen, gewappnet gegenüber steht. Soweit die Bedürfnisse des Staates infolge der Mobilmachung dabei in Frage kommen, ist der in baar vorhandene Reichskriegsschatz eine treffliche Sicherung für die Bank, wenn er eine ausreichende Höhe besitzt. Denn seine Bestände, in die Tresors der Bank überführt, befähigen diese, dem Verkehr dafür die dreifachen Beträge in Noten zur Verfügung zu stellen. Wird also der Kriegsschatz von 120 auf 360 Millionen erhöht, so bedeutet das die Möglichkeit einer um eine reichliche Milliarde stärkeren Notenausgabe. Damit könnte auch für recht beträchtliche Mehrbedürfnisse des Augenblicks vorgesorgt werden. Erscheint somit das Ziel klar und einfach, so ist doch der Weg, auf dem es zu erreichen ist, recht schwierig. Denn woher das erforderliche Geld zur Stärkung des Reichskriegsschatzes nehmen, wo doch schon die Reichsbank einen zähen Kampf zu führen hat, um ihre Bestände im Einklang mit den normalen Anforderungen des Zahlungsverkehrs zu halten? Eine direkte oder indirekte Schwächung der Bank muß vermieden werden; daher ist auch die sofortige Aufbringung der erforderlichen Summe durch eine innere Anleihe ausgeschlossen, da diese am Ende nur dazu führen könnte, das erforderliche Gold den Beständen der Bank zu entnehmen. Der an sich gegebene Weg der Aufnahme einer Anleihe im Ausland verbietet sich durch die Lage des internationalen Geldmarktes wie durch politische Erwägungen.

Es bleibt also nur übrig, auf die inneren Goldreserven des Verkehrs zurückzugreifen. Die Vorlage tut dies in einer eigentümlichen und neuartigen Weise. Die Verstärkung des Kriegsschatzes soll dadurch erfolgen, daß zwei Reserven geschaffen werden, eine Silber- und eine Goldreserve von je 120 Mill. Mark. Die Silberreserve wird durch Ausprägung von Scheidemünzen über das bisher gesetzlich festgelegte Maß hinaus hergestellt. Die notwendigen Kosten (etwa 54 Mill. Mark) werden aus den Münzgewinnen der laufenden Silberprägungen bestritten. Die Goldreserve dagegen will man durch Neuausgabe von 120 Millionen Reichskassenscheinen beschaffen und zwar derart, daß eine Reihe von Jahren hindurch von den Neuausprägungen an Goldmünzen bestimmte Summen, die bisher in den inneren Verkehr übergingen, einbehalten und durch Kassenscheine ersetzt

werden. Es werden also, nicht auf einmal, sondern allmählich im Lauf mehrerer Jahre 120 Millionen Kassenscheine dem Verkehr zugeführt. Die Verwendung der beiden Reserven ist derart gedacht, daß zunächst beide als ein unangreifbares Depot des Reichs bei der Bank lagern; daß die Goldreserve dann im Kriegsfall genau wie der bisherige Kriegsschatz unter den gleichen Voraussetzungen in die Bestände der Bank überführt wird, während der Silberbestand auch schon in anderen Fällen bei außerordentlichem Bedarf der Bank zur Verfügung gestellt werden kann.

* * *

Diese Vorschläge bilden somit in ihrer Gesamtheit eine ziemlich komplizierte währungspolitische Maßnahme. Sie verlangen eine Prüfung nach drei Richtungen: Ist die starke Vermehrung unfundierten Staatspapiergeldes rätlich? Stehen der vermehrten Silberprägung Bedenken entgegen? Und welche Wirkungen werden voraussichtlich beide Maßnahmen auf die Notendeckung der Reichsbank haben?

Die Vermehrung der Reichskassenscheine ist nun zunächst unzweifelhaft eine Maßregel, die man nicht auf die leichte Achsel nehmen sollte. Schon der Betrag der jetzt umlaufenden 120 Millionen ist ein arger Schönheitsfehler unserer Währung, der nur dadurch erträglich erscheint, daß die Summe eine beschränkte ist und der Umlauf in normalen Zeiten durch die Bestände des Reichskriegsschatzes — nicht rechtlich, aber faktisch — gedeckt erscheint. Anders, wenn jetzt diese Summe verdoppelt werden soll. Dann stellen die 240 Millionen Mark schon einen beachtenswerten Faktor im Geldumlaufe Deutschlands dar und man wird sich dann mit dem Hinweis auf die Goldbestände der Kriegsreserven nicht begnügen dürfen, weil diese ja im Ernstfalle nicht zur Einlösung der Kassenscheine, sondern zur Schaffung neuer Zahlungsmittel bestimmt sind. Die Kreierung von Staatspapiergeld in so namhaften Beträgen kann man nicht nur als einen Schönheitsfehler in der Währung bezeichnen — sie stellt einen wahren Fremdkörper dar, dessen Vorhandensein die bedenklichsten Störungen hervorrufen kann und vielleicht hervorrufen muß. Man darf nämlich diese 240 Millionen Staatspapiergeld nicht als eine isolierte Maßregel betrachten.

Sie wäre auch als solche schon bedenklich genug; nun aber kommt hinzu, daß wir durch die starke Vermehrung der Silberprägungen (20 Mark auf den Kopf der Bevölkerung), die zudem nach dem vorliegenden Plan noch eine weitere Erhöhung erfahren sollen, und durch die forzierte Ausgabe kleiner Noten den Verkehr mit unterwertigen Zahlungsmitteln zu übersättigen im Begriff sind. Das Silbergeld ist bekanntlich, da es stark unterwertig ist, insoweit ein unfundiertes Kreditgeld. Es besteht daher die dringende Gefahr, daß dieser starke Umlauf an unterwertigem Geld nach einem bekannten wirtschaftlichen Gesetz das vollwertige Gold über die Grenzen wandern läßt. Diese Gefahr wird verstärkt

durch die Ausgaben der kleinen Noten, die sich die Reichsbank so angelegen sein läßt und mit der sie — fast unbegreiflicherweise — fast nirgends auf einen ernstlichen Widerspruch gestoßen ist. Mit den kleinen Noten verfolgt die Reichsbank das Ziel, das im freien Verkehr im Übermaß zirkulierende Gold in ihre Kassen zu leiten. Kleine Noten bleiben nämlich wie Papiergeld im Verkehr und finden, einmal in denselben eingedrungen, nur in beschränktem Maße den Rückweg zur Bank behufs Einlösung. Aus diesem Grunde wirken auch die kleinen Noten, wenn massenhaft in Umlauf, ähnlich wie das Papiergeld. Die Bank erhöht zwar anfänglich ihre Goldbestände, aber die Überfüllung des Verkehrs mit diesen Noten muß eine Abdrängung des zirkulierenden Goldgeldes nach dem Auslande zur Folge haben. Wir schlagen daher einen abschüssigen Weg ein, wenn wir mit allen Kräften unterwertige Zahlungsmittel in den Verkehr pressen. Die Reichsbank hat schon gegen Ende des vorigen Jahres nicht weniger als 350 Millionen kleiner Noten dem Verkehr aufoktroyiert, obwohl ihr dazu eine ausdrückliche Befugnis nicht zustand. Sie hat sich förmlich daran gewöhnt, in diesen kleinen Noten ein Allheilmittel gegen den Goldabfluß zu erblicken. Eine gefährliche Anschauungsweise! Man darf diese Bedenken nicht damit beschwichtigen wollen, daß, augenblicklich von einer inflationistischen Wirkung zu sprechen, eine Übertreibung sein würde. Naturgemäß zeigen sich die Wirkungen einer Geldverschlechterung erst allmählich und später, um dann in kritischen Momenten sich besonders verderblich fühlbar zu machen. Mit aller Entschiedenheit muß man darauf hinweisen, daß Papiergeld, übermäßiger Umlauf an Scheidemünzen und kleinen Noten tatsächlich eine Verschlechterung der Währung darstellen. Die Folgen können unmöglich ausbleiben, denn wirtschaftliche Gesetze vollziehen sich mit unerbittlicher Notwendigkeit.

Zu diesen Bedenken gesellt sich nun noch das weitere, daß infolge der Vermehrung des Silbergeldes und der Ausgabe von Kassenscheinen auch die Notendeckung der Reichsbank verschlechtert werden muß. Denn die Drittelbedeckung der Noten wird faktisch aufgehoben, wenn in diese unterwertiges Silber oder Papiergeld in erheblichen Summen als voll eingerechnet wird. Die Notendeckung in bar hat nur dann einen Sinn, wenn sie in Währungsmetall vorhanden ist. Schon jetzt ist daher die zugelassene Einrechnung von Scheidemünzen und Kassenscheinen eine Durchbrechung des Prinzips. Diese Durchbrechung würde aber einer völligen Aufhebung gleichkommen, wenn zur Krisenzeit die Silberreserve schlechtweg als Notendeckung verwandt wird.

* * *

Man kann also die Vorschläge der Reichsregierung hinsichtlich der Vermehrung des Reichskriegsschatzes nur mit geteilten Gefühlen betrachten. Die Frage, ob sich denn etwas Besseres an deren Stelle setzen läßt, ist natürlich nicht leicht zu beantworten. Wenn aber doch schon die Klinke der Gesetzgebung in die Hand genommen werden muß, so ist es vielleicht besser, dies

mit dem nötigen Vorbedacht und an der richtigen Stelle zu tun. Der Schwerpunkt der Maßregel liegt, wie gezeigt, auf dem Gebiete der Währungs- und Bankpolitik. Am Bankgesetz wäre daher wohl am richtigsten der Hebel anzusetzen. Man könnte vielleicht daran denken, durch eine Änderung des Bankgesetzes den zur Auffüllung des Kriegsschatzes erforderlichen Goldvorrat den Beständen der Bank zu entnehmen, indem diese zu einem Darlehn an das Reich verpflichtet wird. Die Ansammlung des Fonds könnte, um die Bank nicht zu schwächen, genau so allmählich erfolgen, wie dies jetzt vorgesehen ist. Die theoretische Furcht vor einer Verquickung von Bank und Staatsfinanzen dürfte hierbei kaum einen Gegengrund abgeben. Es wäre wohl auch möglich, eine Abtragung der Reichsschuld durch Aufrechnung der Gewinnanteile des Reichs in Aussicht zu nehmen und man könnte sogar in Erwägung ziehen, diese Forderung an den Staat ganz oder teilweise in die Notendeckung einzurechnen. Jedenfalls bietet sich hier ein Weg, das erwünschte Ziel zu erreichen, ohne unsere Währung anzutasten. Die Schwierigkeit der Fragen erheischt aber eine gründliche und bedachtsame Prüfung. Diese kann nur gewährleistet werden, wenn dieser Teil der Regierungsvorschläge nicht im Bausch und Bogen mit den übrigen Vorlagen erledigt wird, sondern einer späteren Beratung vorbehalten bleibt. Ein solcher Aufschub ist unbeschadet der Wichtigkeit und Dringlichkeit der Angelegenheit durchaus möglich und ratsam. Spectator

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Rechtsfragen

Das Erbrecht des Reiches. Der Bayerische Kurier spricht sich gegen den Regierungsentwurf über das Erbrecht des Staates aus. Er verweist auf ein Beispiel, das er selbst als etwas undelikat bezeichnet. Das Vermögen des kranken Königs Otto von Bayern fiele bei seinem Ableben in Gemäßheit der Vorlage an das Deutsche Reich und das Königreich Bayern, weil seine nächsten Verwandten im Verhältnis von Geschwisterkindern zu ihm stünden; das wäre aber eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Der Ansicht kann man schwerlich beistimmen. Es ist doch mindestens fraglich, ob es nicht ebensosehr fürstlicher Gesinnung entspräche, wie den Reichs- und Staatsinteressen, wenn das Vermögen eines Landesherrn, der ohne nahe Angehörige mit dem Tode abgeht, seinem Lande und dem Reiche anheimfiele. Übrigens ist das Beispiel auch vom Rechtsstandpunkt unglücklich gewählt. Denn nach Art. 57 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch finden die Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs auf die landesherrlichen Familien überhaupt nur Anwendung, soweit nicht Vorschriften der Hausverfassungen abweichende Bestimmungen enthalten. Damit ist der Eintritt des Falles ausgeschlossen, dem der Bayerische Kurier glaubt vorbeugen zu müssen.

Ganz anders hat sich das führende Organ der Zentrumspartei zu der Frage des Reichserbrechts ausgesprochen. Die Kölnische Volkszeitung behandelt den Gegenstand unter dem 10. Februar 1908 ebenso eingehend wie sachlich und kommt in gründlicher Untersuchung zu dem Ergebnis, daß in dem ethischen Bewußtsein der heutigen Generation das Erbrecht der entfernteren Seitenverwandten keine ausreichende Stütze mehr findet. Das Volk habe kein Verständnis dafür, wie ein Erbe, der beim Tode seiner Verwandten lacht, mit dessen Nachlaß beschenkt werden soll. „Der Gedanke: mein Erbe ist das Vaterland, mag unter den heutigen Verhältnissen vielfach etwas Erhebenderes haben, als der Gedanke: mein Erbe wird ein entfernter Verwandter sein, den ich gar nicht kenne, der mir ganz gleichgültig ist, der sich nie um mich gekümmert hat, oder von dem ich vielleicht sogar schlecht behandelt worden bin."

So äußert sich ein hervorragendes Mitglied des Zentrums. B.

Bildungswesen

Zur Berechtigungsfrage. Das ist wohl sicher, nirgends ist das Berechtigungswesen — manche sprechen sogar von Berechtigungsunwesen — soweit ausgebildet, wie bei uns. Macht sich ja sogar im Privatleben sein Einfluß geltend. Da gibt es Stammtische und Vergnügungsvereine, in denen nur Akademiker als Mitglieder aufgenommen werden. Im studentischen Korporationswesen spielt das Maturitätsprinzip eine große Rolle. Ob in gewissen Kreisen das „Einjährigenprinzip" dieselbe Bedeutung hat, ist mir nicht bekannt. Verwundern würde es mich nicht. Derartige Erscheinungen rechtfertigt man ja für gewöhnlich damit, daß das durch die gleichartige Erziehung bedingte gleichartige Bildungsniveau von vornherein eine größere Harmonie der betreffenden Gruppe wahrscheinlich mache. Dies mag richtig sein bei jungen, in der Entwicklung begriffenen Individuen, bei erwachsenen Personen, die den führenden Gesellschaftsschichten angehören wollen, haben derartige Prinzipe stets den etwas fatalen Beigeschmack der Kleinlichkeit, des Fehlens größerer leitender Gesichtspunkte. Im Grunde genommen liegt aber die letzte

Ursache derartiger Erscheinungen in einer ungesunden Überschätzung des Berechtigungswesens, die jeden, der nicht irgendwie behördlich abgestempelt ist, mag er auch sonst noch so Tüchtiges leisten und einen noch so hohen allgemeinen Bildungsgrad erreicht haben, mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet. Sicherlich kann der Staat zur Erzielung eines tüchtigen Beamtenmaterials des Berechtigungswesens nicht entbehren, und auch alle außerstaatlichen Berufsgenossenschaften tun gut, wenn sie Wert auf eine gute Schulbildung ihrer Anwärter legen, die ja bei der nunmehr gegebenen Entwicklung unseres höheren Schulwesens in irgendeinem Berechtigungsscheine zum Ausdruck kommt. Ungesund aber ist eine jede Überspannung des Berechtigungswesens, wie sie sich leider in staatlichen, wie in freien Berufskreisen immer mehr breit macht und schwere soziale Schäden nach sich zieht. Während man vor einem halben Jahrhundert noch mit einer gewissen Hochachtung von einem jungen Manne sagte: „Er hat's Einjährige", so sagt man heute in denselben Kreisen mit fast derselben Nichtachtung: „Er hat hat ja nur das Einjährige." Eine historische Übersicht der Anforderungen, die bei Aufnahme eines Anwärters an dessen Vorbildung gestellt werden, zeigt allerdings eine stetige, in einzelnen Berufen beängstigende Zunahme nach oben, ja es gibt Berufe, für die vor einigen Jahrzehnten noch die Vorbildung einer guten Volksschule genügte, die heute aber Primareife bzw. Abiturientenexamen verlangen. Ob die immerhin zugegebenen höheren Anforderungen, die die Neuzeit an diese Berufe stellt, ein derartig rapides Steigen der den Anwärtern zu stellenden Aufnahmebedingungen immer rechtfertigen? Ob hierbei nicht vielleicht eine allzu große Überschätzung der eigenen Arbeit und Leistungsfähigkeit und die damit zusammenhängende Unterschätzung der Arbeitskraft der heranwachsenden Generation die innere Triebfeder sind? Wie oft mag auch nur das rein äußerliche Motiv „den Stand zu heben" daran schuld sein! Sicherlich kann mancher Posten, der früher und eventuell heute noch voll und ganz von einem Manne mit guter Volksschulbildung ausgefüllt wird, dessen Neubesetzung aber heute einen Anwärter mit mindestens Einjährigenzeugnis verlangt, auch jetzt noch von einem tüchtigen Manne ohne den „Berechtigungsschein" ausgefüllt werden, und die Arbeit mancher Beamtenklasse, die heute Primareife bzw. Abiturium von ihren Anwärtern verlangt, würde sicherlich ebensogut von tüchtigen Realschulabiturienten geleistet werden können, ja vielleicht manchmal sogar besser, da jeder Kenner der Verhältnisse weiß, daß die sogenannte Primareife oft weniger Wert hat, als die gute Absolvierung einer Realschule.

Dasselbe Bild, wie beim Staate, zeigt sich auch in den freien Berufskreisen. Denn diese nehmen sich oft das Vorgehen des Staates mehr, als man denkt, zum Vorbild. Eine kleine, wahre Geschichte beleuchtet das.

Es war noch zur Zeit, als bei uns in Sachsen Realgymnasialabiturienten nur dann Jura studieren konnten, wenn die Abgangszensur in Latein gut (mindestens 2b) war; da kommt einer meiner Realschulabiturienten zu mir mit der Bitte, ihn doch vor der Prüfung noch einmal in Physik dran zu nehmen. Auf meine erstaunte Frage hin erklärt er mir, er wolle Drogist werden und der in Aussicht genommene Lehrherr habe die Bedingung gestellt, in Physik und Chemie müsse das Abgangszeugnis mindestens die Zensur 2b aufweisen. Man sieht, wie leicht das Beispiel des Staates Schule macht!

Darum kann eine Besserung in dieser ungesunden Überspannung der Anwärteranforderungen nur vom Staate ausgehen, Kommunen und Private werden sicher bald dem gegebenen Beispiel folgen. Denn es liegt im ureigensten Interesse der Allgemeinheit, daß dort, wo dieses Vorwärtstreiben nicht in einer durch die Entwicklung bedingten Steigerung der zu stellenden Anforderungen begründet ist, sondern in Standesinteressen und ähnlichen für die Allgemeinheit unwesentlichen Motiven seine Wurzel hat, vom Staate ein Riegel vorgeschoben wird. Die Lasten, die die Volksschule von Jahr zu Jahr in steigendem Maße der Allgemeinheit auferlegt, wollen nicht recht mit einer solchen systematischen Entwertung der Volksschule harmonieren. Die Volksschullehrer selbst müßten energisch gegen eine solche Mindereinschätzung ihrer Arbeit Front machen. Man mache nur einmal

den Versuch, die mittleren Beamtenstellen auch für tüchtige Volksschüler zu öffnen, ich glaube schlechte Erfahrungen wird man kaum machen.*) Man kann ja die definitive Einstellung von einer Prüfung abhängig machen, die etwa kurz vor Eintritt ins Militär anzusetzen wäre. Vielleicht hält man mir entgegen, daß manche mittlere Beamtenkarrieren, wie z. B. bei der Post, im Kommunaldienst usw. Anwärtern mit Volksschulvorbildung offen stünden. Allerdings, solange aber Anwärter mit Einjährigenzeugnis, mag dieses auch auf noch so schwachen Füßen stehen, unbedingt vor denen mit gutem Volksschulzeugnis den Vorrang haben, ist eine solche Öffnung der mittleren Beamtenkarriere für die Volksschule illusorisch. In gleicher Weise sollte bei möglichst allen Beamtenkarrieren, die heute Primareife oder Abitur verlangen, ein gutes Einjährigenzeugnis genügen, u. z. das Zeugnis einer Realschule, die ihren Abiturienten eine abgeschlossene, auf das praktische Leben zugeschnittene Allgemeinbildung zu geben versucht, während das Gymnasium bei seinen ganz anderen Bildungszielen den abgehenden Untersekundanern eine vollständig unabgeschlossene Bildung übermittelt, die man fast als wertlos bezeichnen möchte, da ja die für das Gymnasium so überaus bedeutungsvollen Oberklassen fehlen. Für alle Beamtenkategorien schließlich, die unbedingt an einer Vorbildung ihrer Anwärter auf einer neunklassigen höheren Schule festhalten zu müssen glauben, ohne für ihre weitere Ausbildung ein akademisches Studium zu verlangen, scheint mir die Oberrealschule die am besten geeignete Anstalt zu sein. Die Gymnasialvorbildung bleibt nach meiner Ansicht immer bis zum gewissen Grade unabgeschlossen, wenn sie nicht durch ein akademisches Studium ihre Krönung findet.

Dr. J. Quandt in Pirna

Geschichte

Vom zweiten Napoleon. Läßt man die Tatsachen allein zum Wort, so sieht es einem unziemlichen Scherz der Weltgeschichte gleich, daß sie den vom Roi de Rome zum Prinzen von Parma und endlich zum Herzog von Reichstadt umdekretierten Astyanax seines Hauses, der schon im 21. Lebensjahre hinschied, als „Napoleon den Zweiten" führt. Steht „der Sohn des Mannes" doch nicht einmal mit seinem tragischen Schicksal isoliert da. Als 1822 der Sohn Walter Scotts Berlin besuchte, schrieb Heinrich Heine: „Dieser junge Mensch, ein englischer Husarenoffizier, wird sehr gefeiert und genießt hier den Ruhm seines Vaters. Wo sind die Söhne Schillers?" Ganz recht; aber ohne jene Notiz wäre in Deutschland auch das Dasein von Sprossen Sir Walter Scotts längst wieder unbekannt. Napoleons einziges Kind wuchs kränkelnd und gedrückt in einer vornehmen Haft auf, von Furcht und Scham seiner Hüter mehr als gut bewacht, draußen aber von den Parteigängern des Vaters mit dessen Ruhm beschwert, verehrt und begehrt. Weil die Person des Jünglings ein Symbol ausmachte, schlossen Freund und Feind mit höchst menschlicher Unklarheit auf dieses armen Prinzen individuelle Bedeutung. Wie das soeben in zweiter Auflage erschienene Lebensbild „Der Herzog von Reichstadt" von Eduard von Wertheimer (Stuttgart, Cotta; Preis br. 9 M.) zu erwägen gibt, würde Napoleon der Erste wahrscheinlich selber in mehrfacher Hinsicht ein Fiasko kaiserlicher Erzieherkunst herbeigeführt haben. Dem Eroberer ging nichts schnell genug. Als im Spätsommer 1815 der erbeutete Erbe seiner Ansprüche zu Wien österreichischen Mentoren unterstellt wurde, zeigte sich, daß man dem viereinhalbjährigen Knaben nicht nur dreizehn Lafontainesche Fabeln und mehrere Reden aus Racine, sondern sogar grammatische Regeln und Elementarsätze der Geographie sowie aus der Geschichte eingetrichtert hatte. „Dieses naturwidrige Vorgehen hatte die böse Folge, daß der Prinz einen Ekel vor allem Lernen bekam und es nun sehr schwer ward, ihn dauernd für irgend einen Gegenstand zu interessieren." Also — zog man Ärzte und Pädagogen heran, um das von Vater und Mutter so früh getrennte Kind erst zu kräftigen und dann für die großelterliche Familie zu erwärmen? Professor von Wertheimer erzählt uns sehr ausführlich und begründungsreich,

*) Z. B. bei der Post besteht die sogenannte Sekretärprüfung ein verhältnismäßig großer Prozentsatz von Assistenten mit nur Volksschulvorbildung.

was wirklich geschah, nämlich eine der kleinen Schlauheiten des auch hierbei maßgebenden Fürsten Metternich. Der Prinz empfing ohne weiteres eine übergoldete Militärwaisenerziehung, von deren innerlicher Unüberlegtheit wir einen Begriff erhalten, wenn im Jahre 1818 der diensttuende Präzeptor mit Hauptmannsrang noch nicht auf die Frage des Zöglings eingerichtet ist, wo sein Vater jetzt weile. An dieser Stelle äußert sich der Autor scheinbar freimütig über die groben Mängel des Systems; er tut das auch sonst, wo es nicht anders geht und nicht allzuviel ausmacht. Aber das Buch kann trotz solcher Vorbeugungsmittel die Eigenschaft einer behutsam angelegten Schutzschrift nicht verhehlen. In diesem Falle handelte es sich einfach genug darum, eine Kindesseele zu gewinnen und dann einen Charakter zu formen. Statt dessen zwang man den Knaben zu einer weitgehenden Heuchelei und verbitterte ihn, der gewiß ohnehin störrisch veranlagt war, so heftig, daß er manchmal in völlige Obstruktion verfiel. Der ganze Erfolg dieser bis ins 20. Jahr des Prinzen andauernden „Erziehung" bestand in der formalen Verdeutschung seines Sprachdenkens. Und zum Schluß strafte sich das Kollegium selber Lügen, indem es, natürlich auf Veranlassung des Kaisers Franz, den Marschall Marmont vorübergehend aufnehmen mußte, damit dieser alte Waffengefährte Napoleons dem Sohn von des Vaters Leben und Taten berichte. Auch das ist, obwohl ein Dementi des bisherigen Totschweigens, nur eine Komödie gewesen; hätte Moreau noch gelebt, würde man ihn statt des abtrünnigen Marmont berufen haben. Wertheimers Buch, hier schon einsilbig, behandelt dann die letzten Lebensjahre des Herzogs von Reichstadt in unbefriedigender Kürze. Wie bekannt, ist dem Wiener Hofe vorgeworfen worden, er habe den frühen Tod seines politischen Pfandobjekts (am 22. Juli 1832) verschuldet, sei es durch Gift oder durch Verstrickung in Ausschweifungen. Der fleißige Archivforscher wehrt beide Lesarten ab; die Giftlegende mit Glück, die andere mit Kopfschütteln. Der Prinz sei eher den Anstrengungen des Dienstes und zuletzt einer irrigen Diagnose erlegen, aber: „es ist interessant, daß man in Wien eigentlich erst nach dem Tode des Herzogs zum Bewußtsein von dessen Bedeutung gelangte." — Ein Schlußkapitel, „Charakteristik" überschrieben, nimmt dann wider berechtigtes Erwarten eine von der bis dahin durchgeführten Stellungnahme stark abweichende Haltung an. Es ist eine Art gemäßigter Apotheose, dabei aber nur eine Konzession an die „Aiglon"-Mythe. Der verkümmerte zweite Napoleon wuchs versorgt auf, und daran allein müssen überflüssige Parallelen scheitern. Sodann beachtet die Forschung noch immer nicht den Umstand, daß in der Familie Bonaparte vielmehr die sozusagen behagliche Strömung, vom Vater Carlo ausgehend, obherrscht. Der Kaiser war schon bei Lebzeiten oft genug enttäuscht, daß seine Brüder von ganz anderem Schlage gewesen sind. C. N.

Schöne Literatur

Dichtungen und Dichter. Essays und Studien von **Otto Pniower.** 1912. S. Fischer, Verlag, Berlin. 373 S. 8°. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—.

Der als feinsinniger Interpret und gründlicher Forscher rühmlichst bekannte Direktor des Märkischen Museums zu Berlin bietet seine verstreuten Aufsätze gesammelt dem interessierten Leserkreise dar. Ich habe bereits früher einmal hier auf den Wert solcher Sammlungen hingewiesen, und durch Pniowers Gabe finde ich meine Worte von neuem bestätigt. Besonders seine wertvollen Beiträge zur Kleist-Forschung, über die Quellen in „Michael Kohlhaas" und zum „Prinzen von Homburg" und deren Verarbeitung durch die Phantasie des Dichters, waren bisher nur dem günstigen Gelehrtenkreise bekannt, verdienen es aber, um ihrer vorbildlichen Methode willen auch weiteren Kreisen zugänglich zu werden und dadurch die viel verbreitete Ansicht von der trockenen und nutzlosen Philologie zu widerlegen. Die ersten Studien befassen sich mit Goethe und sind zum Teil als Einleitungen zu den verschiedenen Bänden der bekannten Pantheon-Ausgaben bereits gedruckt worden; doch hat sie der Verfasser mit Rücksicht auf die neue Literatur von neuem durchgesehen und manche Verbesserungen angebracht; rühmend hervorheben möchte ich die Einführung in den „Tasso" und den gedankenvollen Essay über Goethes Religion, der in Heft 26 und 27 des

Jahrgangs 1911 der Grenzboten erschienen ist. Der kürzlich in der Neuen Rundschau veröffentlichte Artikel über „Wilhelm Meisters theatralische Sendung", der seine wissenschaftliche Fundierung für einen Teil jetzt im „Euphorion", Band 19, Seite 124 bis 135 erfahren hat, gibt eine schöne Einführung in die Probleme, die durch die glückliche Auffindung des lange verloren geglaubten Manuskriptes für die Wissenschaft entstanden sind, und bietet eine fruchtbare Idee in der Formulierung der Frage, wie wohl die „Theatralische Sendung" von Goethe fortgesetzt werden sollte, im starken Gegensatz zu Eugen Wolffs abstrusen Gedanken in dieser Hypothese. E. Th. A. Hoffmanns Berlinische Erzählungen werden zusammengestellt und kundig besprochen, Gottfried Kellers Aufenthalt in der Reichshauptstadt wird auf seine Wirkung für des Dichters Entwicklung geprüft. Mit Theodor Fontane beschäftigen sich vier Aufsätze, und hier war Pniower der gegebene Mann, aus der reichsten Kenntnis dieses seltenen Menschen heraus ein liebevolles Charakterbild zu entwerfen. Das zum Teil autobiographische Gedicht „Fritz Katzfuß" wird auf seine Quelle, eine Novelle der Helene Böhlau, hin untersucht, und hierbei gelangt der Verfasser zu feinsinnigen Ergebnissen für die Entstehung und Verarbeitung eines Motivs in der dichterischen Phantasie. Die Schlußessays sind Besprechungen Hauptmannscher Dramen, aus denen ich die über den „Roten Hahn" hervorheben möchte, das als „märkisches" Drama voll gewürdigt wird.

Dr. Wolfgang Stammler in Hannover.

Tagesfragen

Schundfilm und Filmzensur. Das gerade vor zwei Jahren geprägte Wort „Schundfilm" hat sich inzwischen die Welt erobert, soweit die deutsche Zunge klingt: es begegnet uns überall, wo man in deutschen Landen die schweren Schäden beleuchtet, welche die heute üblichen kinematographischen Vorführungen für Jung und Alt in gesundheitlicher und moralischer Beziehung mit sich bringen, in pädagogischen Zeitschriften, in der Tagespresse, in den kinematographischen Fachzeitschriften, ja selbst in den Ministerialverordnungen und den Begründungen der Gesetzentwürfe, auch in Österreich und in der Schweiz hat man sich allgemein gewöhnt, als Merkwort für die schlimmsten Schäden, welche die Auswüchse der Kinematographie mit sich bringen, das Wort „Schundfilm" zu gebrauchen: der beste Beweis dafür, daß das Wort einen überall vorhandenen Übelstand treffend kennzeichnet. Und in der Tat wüßten wir nicht, durch welches Wort es besser zum Ausdruck kommen könnte, daß die Schundfilms ein genaues Seitenstück zu der Schundliteratur darstellen.

Wie freilich der Begriff der Schundliteratur ein fließender ist, welcher der Erfassung durch feste Merkmale ein für allemal zu spotten scheint, so ist es auch außerordentlich schwer, wenn nicht geradezu unmöglich, eine allseitig befriedigende Begriffsbestimmung des Schundfilms zu geben.

Von großer Bedeutung ist schon die Frage, ob man bei der Beurteilung, ob eine bestimmte Kategorie von Films als Schundfilms bezeichnet werden müssen, nur den ethischen Maßstab für anwendbar hält oder ob man auch ästhetische Gesichtspunkte glaubt heranziehen zu dürfen. Darüber freilich sind wir alle einig, daß es außerordentlich wünschenswert wäre, wenn die lediglich ästhetischen Schundfilms auch verschwinden würden, da sie allen Bestrebungen, die Kunst unter das Volk zu tragen, Hohn sprechen. Zweifelhaft ist nur, ob man den Kampf gegen die ästhetischen Schundfilms der Aufklärung durch Schule, Elternhaus, Presse, Volksbildungsvereine usw. überlassen soll oder ob es angebracht ist, auch zur Bekämpfung der ästhetischen Schundfilms sich der staatlichen Machtmittel zu bedienen. Daß nach geltendem Recht die Polizei im allgemeinen nicht die Aufgabe hat, ästhetische Interessen zu berücksichtigen, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel. Es erscheint aber nicht einmal wünschenswert, durch eine Gesetzesänderung der Polizei gegenüber den Schundfilms eine derartig erweiterte Machtbefugnis zu geben, da die Gefahren, die von den ästhetischen Schundfilms drohen, immerhin nicht derartig sind, daß sie eine solche ausnahmsweise Machtbefugnis rechtfertigen, ja die Polizeibehörden wünschen sogar selbst nicht, daß ihnen eine solche Aufgabe anvertraut wird.

Aber auch vom ethischen Standpunkte aus ist die Entscheidung, ob ein bestimmter Film zur Kategorie der Schundfilms zu rechnen ist, keineswegs immer einfach. Wie verschiedene Urteile der Verwaltungsgerichte in Preußen, Sachsen und Baden gezeigt haben, kann man über ein und denselben Film sehr wohl verschiedener Meinung sein.

Gewiß wird man bei der Beurteilung, ob ein Film als Schundfilm zu bezeichnen ist, in erster Linie auf das Publikum Rücksicht nehmen müssen, welchem er vorgeführt werden soll. Da nun die Kinotheater erfahrungsgemäß von den unteren Volksschichten besucht zu werden pflegen, welche im allgemeinen Suggestionen leichter zugänglich sind, ist es selbstverständlich, daß bei der Filmzensur ein strengerer Maßstab anzulegen ist als bei der Theaterzensur. Dies muß auch deswegen geschehen, weil das oft ausgleichende Wort bei dem „Kinodrama" fehlt und die Suggestion der die Wirklichkeit täuschend nachahmenden, Handlung auf Handlung häufenden „dramatischen" Szenen des Kinos weit stärker wirken muß, als die von Theaterstücken möglicherweise ausgehenden suggestiven Anreize.

Ebenso selbstverständlich aber sollte sein, daß ein Unterschied gemacht werden müßte zwischen Films, welche auch vor Kindern vorgeführt werden sollen und solchen, welche nur Erwachsenen gezeigt werden sollen. In Preußen, Schweden, Österreich und, soweit wir sehen, auch sonst überall, hat man diesen handgreiflichen Unterschied auch berücksichtigt; nur Bayern stellt an die Zensur für Erwachsene die gleichen Anforderungen wie an die Kinderzensur.

Überraschend mag es manchem auf den ersten Blick erscheinen, daß unter Umständen selbst zweifellos belehrende Films zu Verboten für Jugendliche oder gar für Erwachsene Anlaß geben können. Und doch folgt dies aus der Relativität des Begriffes „Schundfilm", die wir soeben auseinandergesetzt haben. Wir denken da z. B. an einen Film, welcher einen Kampf zwischen der Larve eines Wasserkäfers und einer Kaulquappe zeigte, der nicht nur auf Kinder, sondern auch sogar auf Frauen abstoßend wirkte und der unseres Erachtens durchaus mit Recht von dem Berliner Polizeipräsidium zur Vorführung vor Kindern nicht freigegeben worden ist. Ein anderes Beispiel bietet ein Film, der verschiedene an und für sich vielleicht höchst lehrreiche Operationen des Pariser Chirurgen Dr. Doyen zeigte. Vor einem Forum von Ärzten mag der Film zu Beanstandungen nicht den geringsten Anlaß geben; wenn er aber, wie dies tatsächlich vorgekommen ist, auf Jahrmärkten vorgeführt wird, so muß er abstoßend, gesundheitsschädlich und verrohend wirken.

Hiermit hängt es auch zusammen, daß ein Film an einem bestimmten Ort oder zu dieser bestimmten Zeit als ein Schundfilm bezeichnet werden muß, zu anderer Zeit oder an anderem Orte völlig harmlos sein kann. So ist die politische Empfindlichkeit beispielsweise in den polnischen Gebieten des Ostens, den dänischen des Nordens und im Westen von Elsaß-Lothringen natürlich stärker entwickelt als im Herzen Deutschlands; religiös anstößig sein wird ein Film sicherlich weit eher in strenggläubigen Gebieten auf dem Lande als in den Großstädten. Und ein Film, der beispielsweise ein harmloses Motiv aus einem Streik zum Gegenstand hat, vermag die öffentliche Sicherheit, Ruhe und Ordnung außerordentlich zu stören, wenn er in einer Stadt vorgeführt wird, in welcher gerade ein Streik die Gemüter hüben und drüben heftig erregt.

Aus dieser Relativität des Begriffes Schundfilm einerseits, aus der großen Suggestivkraft der Schundfilms anderseits ergeben sich von selbst die Forderungen, welche man an eine zweckmäßig funktionierende Filmzensur zu stellen hat.

Ästhetische Interessen hat der Zensor nicht zu berücksichtigen, die moralischen und gesundheitlichen Gefahren der Schundfilms hat er aber mit aller Energie, wenn auch tunlichst unter Schonung der Interessen der Gewerbetreibenden zu bekämpfen. Da die Relativität der Schundfilms einen weiten Blick erforderlich macht, um sich in einem gegebenen Fall darüber schlüssig zu werden, ob ein bestimmter Film zu verbieten ist oder nicht, darf die Zensur nur von gebildeten höheren Polizeibeamten ausgeübt werden, wie dies in Berlin geschieht, nicht dagegen, wie es in Sachsen

beiſpielsweiſe vielfach üblich iſt, durch Polizeiſergeanten. Nur dann aber kann die Ausübung der Zenſur durch derartige geeignete Perſönlichkeiten — möglichſt unter Hinzuziehung von Sachverſtändigen mit beratender Stimme — ermöglicht werden, wenn die Zenſur zentraliſiert wird, wenigſtens für jeden Bundesſtaat, am beſten aber für das Reich. Da der Schundfilm kein ein für allemal feſtſtehender Begriff iſt und beiſpielsweiſe ein und dasſelbe Verbrechen je nach der Art der Inſzenierung und der Einflechtung in die Handlung zu einem Verbot des Films Anlaß geben oder zu Beanſtandungen nicht führen kann, wird man dem Zenſor nicht zu enge Schranken ſetzen, ſondern ſeinem freien Ermeſſen einen gewiſſen Spielraum gewähren müſſen. Alle örtlichen Beſonderheiten wird der Zenſor nicht berückſichtigen können und auch nicht berückſichtigen dürfen; als Gegengewicht dagegen wird man aber den Ortspolizeibehörden die Befugnis vorbehalten müſſen, einen Film, welcher von der Zenſurzentrale genehmigt worden iſt, nachträglich zu verbieten, wenn gewiſſe örtliche Beſonderheiten dies rechtfertigen.

Daß an die Kinderzenſur höhere Anforderungen zu ſtellen ſind als an die Zenſur der nur zur Vorführung vor Erwachſenen beſtimmten Films, haben wir ſchon oben erwähnt. Bezüglich der für Erwachſene beſtimmten Films wird man die Anforderungen nicht gar zu ſehr erhöhen dürfen, wenn man nicht Splitterrichterei treiben will, welche dem Anſehen der Zenſurbehörde nur ſchaden und leicht zu einer weit über das Ziel hinausſchießenden Reaktion Anlaß geben würde.

Zum Schluß ſei es uns geſtattet, mit wenigen Worten noch darauf einzugehen, wie ſich der kürzlich veröffentlichte ſehr intereſſante württembergiſche Entwurf eines Geſetzes betreffend öffentliche Lichtſpielvorſtellungen zu dieſen Anforderungen verhält.

Der Entwurf will die Zenſur in Stuttgart zentraliſieren und ſie höheren Polizeibeamten unter Beratung von Sachverſtändigen aus den Kreiſen der Lehrer, Ärzte, Redakteure uſw. anvertrauen. Zwiſchen allgemein und nur für Erwachſene genehmigten Films ſoll unterſchieden und den Ortspolizeibehörden die Befugnis zur Nachzenſur beim Vorliegen beſon-

Werkstätten Bernard Stadler

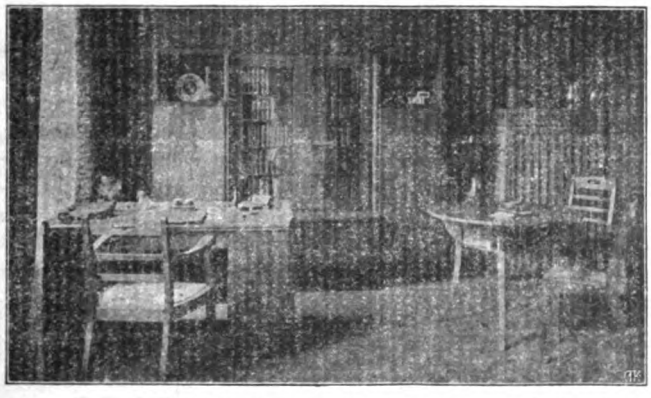
Paderborn Zuſammenarbeiten von Kaufmann, Künſtler und Handwerker; im neuzeitlichen Geiſte durch Max Heidrich entworfene Zimmereinrichtungen; gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, in ſich ſchön durch die Wirkung des Holzes und die feinfühlig abgewogenen guten Verhältniſſe der Formen. Einzelanfertigung in verſtändnisvollem Eingehen auf beſondere Wünſche. Beſonders preiswert:

Bürgermöbel

vollſtändige Zimmer für etwa 300 bis 1000 Mark. Teppiche, Bezug-Stoffe, Beleuchtungskörper, auserleſenes kunſtgewerbliches Kleingerät

Lieferung frei in die Wohnung.

Preisbuch T 3 mit 170 Abbildungen Preis 1 Mark



Berlin W. 30 · Bremen · Düſſeldorf · Hamburg · Leipzig

Traunſteinerſtr. 6 Georgſtr. 64 Bleichſtr. 6 Mönckebergſtr. 11 i. H. Aug. Polich

derer örtlicher Verhältnisse eingeräumt werden. Soweit wird man den Entwurf als geradezu musterhafte Lösung der Filmzensurfrage bezeichnen können. Es ist auch durchaus zu billigen, daß er dem Zensor einen gewissen Spielraum für sein Ermessen gibt; es heißt aber doch zu strenge Anforderungen an die Zensur für Erwachsene stellen, wenn er bestimmt, daß ein Film zu verbieten ist, „wenn seine öffentliche Vorführung vermöge der dargestellten Vorgänge oder der Art, wie sie dargestellt werden, geeignet wäre, die Gesundheit oder Sittlichkeit der Zuschauer zu gefährden oder eine verrohende oder die Phantasie verderbende oder überreizende oder den Sinn für Recht und öffentliche Ordnung verwirrende oder abstumpfende Einwirkung auf sie auszuüben." Wie uns aus eigener Anschauung bekannt ist, vermag der schwedische Zensor in Stockholm, der seit anderthalb Jahren alle Films prüft, die irgendwo in Schweden vorgeführt werden sollen, alle wirklichen Schundfilms fernzuhalten, trotzdem ihm das schwedische Gesetz eine so allumfassende Machtbefugnis nicht verleiht, wie sie der württembergische Entwurf vorsieht. Der Entwurf scheint uns daher in bester Meinung über das Ziel hinauszuschießen. Wird hier, wie zu erwarten ist, die erforderliche Einschränkung vorgenommen, so wollen wir uns dieses im ganzen vortrefflichen Kinogesetzes freuen und es zum Muster für das hoffentlich nicht mehr lange ausbleibende preußische und das über kurz oder lang auch folgende deutsche Kinogesetz nehmen!

Dr. Albert Hellwig in Berlin-Friedenau

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden behufs schneller Erledigung möglichst Dienstags und Mittwochs erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Verfaſſungskämpfe in Mecklenburg

Von Arthur Naſcher in Wismar

Das politiſche Leben als Ausſchnitt menſchlicher Lebensbetätigungen überhaupt pflegt ſich im allgemeinen in ſtarken Gegenſätzen zu bewegen, und dieſes anthropologiſch-geſchichtliche Geſetz iſt auch in den neueſten Epochen ſeit Errichtung des Norddeutſchen Bundes bei uns wahrzunehmen und zu beobachten. Einſt war der Unitarismus, der Einheitsſtaat, das Banner und das Feldgeſchrei, um welches ſich unter Führung zielklarer und willensſtarker Männer und Patrioten Deutſchlands öffentliche Meinung ſammelte; immer neue Aufgaben gedachte man der Reichsgewalt zur geſetzgeberiſchen Löſung zuzuweiſen, ihre verfaſſungsmäßige Zuſtändigkeit zu erweitern und zu vervollkommnen. Heute dagegen hütet man mit dem reſignierten Zuge des Skeptikers den alten reichsrechtlichen Beſitz, hütet die Rechte der Einzelſtaaten gegen die demokratiſche Flut und zieht das Haltesignal des Föderalismus an der Eiſenbahnſtrecke des Reiches auf, um den in voller Fahrt dahinſauſenden Zug des Radikalismus zum Halten zu bringen. Und von dieſem Anſchauungskreiſe aus vermeidet der Reichskanzler es peinlichſt, ſich als Chef der einzelſtaatlichen Miniſter zu betrachten, ſoweit die Auslegung der Reichsgeſetze in Betracht kommen. Und wenn im Reichstage über die Handhabung der Beſtimmungen des Reichsvereinsgeſetzes, der Gewerbeordnung von ſeiten der Linken Klagelieder ertönen, — ſtets ſind die Bundesratsbevollmächtigten mit der prozeßhindernden Einrede der mangelnden Zuſtändigkeit des bundesrätlichen Gerichtshofes in dem vorliegenden Streitfalle zur Hand. Einige zornige Äußerungen, Verwahrungen im Reichstage, Preßpolemiken, mitunter

auch Protestresolutionen von Versammlungen, und schließlich: es bleibt alles beim alten. So ist der gegenwärtige Stand der Dinge.

Kann nun ein ehrlicher, vernunftbegabter und nicht nur agitatorisch wirkender Politiker derzeit im Ernst glauben, daß der Bundesrat in die mecklenburgischen Verfassungsstreitigkeiten eingreifen werde? Dem steht, abgesehen von dem Vorgesagten, die bestimmte Erklärung des Staatssekretärs Delbrück entgegen, die dieser im Januar 1910 abgegeben und erst kürzlich auf eine kleine Anfrage erneuert hat, und dem widerstreitet vor allem die preußische Wahlrechtsfrage. Denn je stürmischer und leidenschaftlicher die vereinte Demokratie die Grundmauern des preußischen Königtums, des führenden Bundesstaates, zu unterminieren beabsichtigt mit dem Endergebnis, daß an Stelle staatlicher Straffheit, männlicher Entschiedenheit eine Politik des Opportunismus Platz greift — umsomehr erwächst allen nicht auf radikale Parteibefehle einexerzierten Politikern die Pflicht, die in Rede stehenden Bestimmungen der preußischen Verfassungsurkunde als einen nicht angreifbaren Reservefonds völkischen Vermögens zu betrachten. Wenn dem aber so ist, dann bleibt zu prüfen, ob die Verfassungsnöte Mecklenburgs nicht mit anderen Methoden geheilt werden können. Dies ist keine Unehrlichkeit, denn auch in der Diplomatie pflegt man, wenn man nicht direkt zwischen den streitenden Parteien unterhandeln kann, auf Umwegen eine Kompromißformel zu finden, auf deren Boden sich die Kontrahenten schließlich wieder freundschaftlich die Hand reichen können. Aufgabe nachstehender Betrachtung muß es also sein, einmal die ständische mecklenburgische Verfassung auf ihre Entwicklungsbedürftigkeit und -fähigkeit zu prüfen, anderseits zu zeigen, daß auch in Mecklenburg, ohne daß es reichsrechtlicher radikaler Geburtshelfer bedarf, durchaus die Möglichkeit gegeben ist, zu einer Lösung der Verfassung auf konstitutioneller Grundlage zu gelangen.

Worin besteht zunächst die Reformbedürftigkeit der mecklenburgischen Verfassung? Will man den gegenwärtigen öffentlichen Rechtszustand bei uns auf eine erschöpfende Formel bringen, so kann man etwa sagen: der Landtag dieses Landes ist in der Hauptsache eine Zusammenkunft von Trägern privelegierter Adelsfamilien, flankiert von einigen bürgerlichen Gutsbesitzern und verschiedenen städtischen Bürgermeistern, denen gegenüber die überwiegende Mehrheit des mecklenburgischen Volkes in völliger Rechtlosigkeit verharrte, die mecklenburgischen Regierungen sich bislang vielfach in völliger Hilflosigkeit befanden. Diese Tatsache schließt selbstverständlich nicht aus, daß auch der mecklenburgische Landtag vielfach bedeutsames geleistet hat; nur sind viele Interessen des Landes dort völlig unvertreten. Darunter leiden die Schulverhältnisse, die Verkehrsverhältnisse. Die schlechte Lage vieler mecklenburgischer ritterschaftlicher Lehrer zum Beispiel ist aus den Tageszeitungen nur zu bekannt, als daß sie an dieser Stelle besprochen zu werden braucht. Man sollte es aber kaum für möglich halten, daß wichtige Gebiete Mecklenburgs, namentlich in der unmittelbaren Nähe der Seestadt Rostock, heute noch nicht dem Eisenbahnverkehr erschlossen

sind. Und warum? Weil einige Bürgermeister von Landstädten das Recht der itio in partes haben, d. h. durch Standesbeschluß in der Lage sind, jede Verkehrsvorlage, die tatsächlich oder vermeintlich ihrer Stadt oder anderen Städten Schaden bringen kann, zu Fall zu bringen. Denn nach ständischem Staatsrecht kommt nur ein Beschluß zustande, sofern eine Übereinstimmung der Mehrheit der Mitglieder beider Stände vorhanden ist. Und da der Landtag weiter keine Feststellung der Beschlußfähigkeit seiner Mitglieder, keine Rede- und Tagesordnung kennt, so ist die Möglichkeit gegeben, daß durch Zufallsmehrheiten Entscheidungen herbeigeführt werden, die dem Wohl des Landes vielfach alles andere als zuträglich sind. Während manche Stadt z. B. vergebens sich bemüht, durch Förderung des Ausbaues des Eisenbahnnetzes Handel und Wandel zu heben, ihre Steuerkraft zu erhöhen, — sind anderseits vom Landtage Bahnen bewilligt worden, deren Unrentabilität von vornherein auf der Hand lag, die nur wenigen Interessenten zu gute kamen. Und es würden dem ganzen Bilde wesentliche Farben fehlen, wenn nicht noch das Nichtvorhandensein eines Kleinbahnnetzes hier hervorgehoben und unterstrichen würde.

Neben diesen skizzierten Mängeln, die sich auf das Verkehrs- und Schulwesen beziehen, sind noch zu erwähnen das Fehlen einer Staatseinheit in begrifflicher Hinsicht. Denn das Land zerfällt in Ritterschaft, deren Träger selbst Polizeigewalt ausüben, landesherrliches Domanium, das überhaupt keine Vertretung im Landtage besitzt, und Städte, deren Selbstverwaltung meist sehr eingeengt ist. Und wie es in der allgemeinen Landesverwaltung an den Voraussetzungen des modernen Staates fehlt, der Begriff des Staatsbürgerrechts unbekannt ist, so auch im Finanzwesen. Drei Kassen sind hier vorhanden: der Landkasten (für Rechnung der Stände), die Steuerkasse (unter gemeinsamer Verwaltung des Landesherrn und der Stände) und die Renterei (die die Einnahmen und Ausgaben des Großherzogs verwaltet, der nach ständischem Prinzip persönlich und ausschließlich die Kosten des Landesregiments zu tragen hat). Diese Verfassung stützt sich auf „die Mumie" des landesgrundgesetzlichen Erbvergleiches vom Jahre 1755, der das Ergebnis langer Kämpfe zwischen Ständen und landesherrlicher Gewalt gewesen ist. Hatten schon früh die Stände von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz sich in der Union vom Jahre 1523 zusammengeschlossen, sich durch außerordentliche Zuwendungen an die Landesherren politische Privilegien vertragsmäßiger Natur zugesichert, waren ob des Inhalts der Verträge langwierige Streitigkeiten entstanden, war das Land von blutigen Fehden heimgesucht worden, — so bedeutete dieser landesgrundgesetzliche Erbvergleich einen Abschluß der Kämpfe, ein Verzicht des Landsherrn auf absolutes Regiment zugunsten der Mitwirkung der Stände. Diese sicherten sich noch im Jahre 1817, als bereits im Süden Deutschlands konstitutionelle Verfassungen entstanden, durch Schaffung der Kompromißinstanz eine Vermehrung ihrer politischen Gerechtsame, und darauf war es auch zurückzuführen, daß auf Grund dieser Verordnung das Freien-

walder Schiedsgericht im Jahre 1850 ins Leben trat, das die konstitutionelle Verfassung, die im Jahre 1849 in Schwerin erlassen war, für ungültig erklärte.

Zahllos sind die Reformversuche gewesen, die seitdem unternommen worden sind, um die Zivilrechtstheorie des Ständestaats in ein System konstitutioneller Begriffe überzuführen. Aber immer war es die Ritterschaft, die wiederholt mit zäher Leidenschaft und Scheingründen ihre Ablehnung gegen allgemeine Wahlen der Bevölkerung bekundete. Wir sagten vorhin schon, daß der Beschluß eines Standes genügt, um jedes Gesetz zu vereiteln, und es ist hiernach klar, daß die Ritterschaft von diesem Rechte der itio in partes bei den Verfassungsdebatten umfassend Gebrauch gemacht hat. Sie konnte auch tatsächlich auf gewisse Erfolge zurückblicken, denn seit dem Tode des Großherzogs Friedrich Franz des Zweiten im Jahre 1883 bis zum Jahre 1907 unterblieb jeder Reformversuch. Und es wäre vielleicht auch heute noch nicht die Verfassungsreform erneut in Fluß gekommen, wenn nicht die Kassen der Renterei eine bedenkliche Leere zeigten, wenn nicht dadurch wichtige Landesinteressen benachteiligt würden, da die Landschaft (d. h. die Büchermeister) es ablehnten, der Renterei einen Zuschuß aus der Landessteuerkasse zu bewilligen. Diese Ablehnung geschah, nachdem die Regierung in Schwerin zwar viele energische Worte fand, die Verfassungsreform zu fordern, den Worten aber die Taten nicht entsprachen. Heute war sie fü allgemeine Wahlen der Bevölkerung, entgegen den Anschauungen der Ritterschaft, morgen legte sie einen Entwurf vor, der auf rein ständischer Basis aufgebaut war, der den Wünschen der Ritterschaft entsprach. An sich kann man gegen berufsständische Wahlen Bedenken unbedingt nicht hegen, denn sie ermöglichen es, alle Kräfte der Bevölkerung zur Teilnahme an den Staatsgeschäften heranzuziehen, ohne die Brutalisierung seelisch differenzierterer Naturen und Personenkreise durch ungebildete Wählermassen zu bewirken. Bedenkt man aber, daß die Landschaft sich auf allgemeine Wahlen festgelegt hat, daß ohne die Mitwirkung der Landschaft ein positives Ergebnis der Beratungen derzeit nicht zu erzielen ist, so muß im vorliegenden Falle von der Verfolgung des Planes abgesehen werden, so sehr man sich vielleicht theoretisch mit berufsständischen Wahlen grundsätzlich einverstanden erklären kann.

Auch auf dem letzten Landtage, der am 12. November v. J. in Malchin zusammentrat und am 20. Dezember geschlossen wurde, scheiterte zweimal die Regierungsvorlage wegen Verfassungsänderung, wie anderseits die Landschaft den Rentereizuschuß erneut ablehnte. Und diese letzte Tatsache scheint der Regierung in Schwerin nicht gerade genehm gewesen zu sein, denn die Landschaft wurde von ihr in ziemlich unsanften Tönen getadelt; abgesehen von der zweifelhaften Berechtigung der Regierung zu dieser Zensur, hätte sie es doch mit Freuden begrüßen müssen, daß die Landschaft ihr die Position stärkte. Aber von der Regierung in Schwerin, die in einer Zitadelle zu leben scheint, von der sie sorglos auf das Leben und Treiben des Volkes hinabschaut, vernimmt man

auch jetzt keinen Laut, ja es ist mir sogar, als ich kürzlich im „Tag" der Regierung derzeit eine Entschlossenheit in der Durchführung der Verfassungsreform vindizierte, vom Landrat von Arenstorff in Form stilistisch-juristischer Aphorismen entgegnet worden, daß meine Annahme im Wortlaut des Landtagsabschieds keine sichere Stütze findet. Ich hätte geglaubt, daß die Schweriner Regierung sich gegen diese Unterstellung energisch gewandt hätte. Allein nichts dergleichen geschah. Und auffallend ist folgendes: während beim Schluß des letzten Landtags mit Bestimmtheit verlautete, daß Anfang dieses Jahres ein Nachlandtag stattfinden werde, auf dem die Verfassungsreform „endlich" verabschiedet werden würde, hat man bislang, wie gesagt, nichts über die Ansichten und Absichten der Schweriner Regierungskreise vernommen. In der Tat: in jedem anderen Lande wäre eine Regierung, die fortgesetzt solche Niederlagen erleidet, politisch unmöglich. Und es muß tatsächlich die Frage aufgeworfen werden, ob man wirklich glaubt, heute, wo auch in Mecklenburg die Sozialdemokratie einen bedrohlichen Umfang angenommen hat, nach Rezepten regieren zu können, die vielleicht früher ratsam waren, heute aber nur Wasser auf die Mühlen des Radikalismus bei den Reichstagswahlen zuführen?

Mecklenburg ist ein Agrarland durch und durch. Und es sollte bei der Stellung der liberalen Partei zur Landwirtschaft, bei der gehässigen Form, mit der gerade diese Presse die Landwirtschaft vielfach bekämpft, als ausgeschlossen angesehen werden, daß Mecklenburg derzeit durch einen Sozialdemokraten, vier Liberale und nur durch einen Konservativen im Reichstage vertreten ist. Und dieser Konservative verdankt seine Wahl nur dem Umstande, daß er energisch — trotz der Opposition der Ritterschaft — in der Verfassungsfrage Farbe bekannt hat. Die Erbitterung der Bevölkerung über die seit dem Jahre 1907 sich hinschleppenden Verfassungsverhandlungen ist zwar zu verstehen; politisch klug ist sie aber nicht. Denn indem der Wagen der Verfassungsfrage von radikalen Agitatoren immer auf den Sackweg der Reichsintervention geschleppt wird, wird nur die Stellung der Ritterschaft gestärkt. Diese kennt doch die eingangs geschilderten Stimmungen und Strömungen in der Berliner Wilhelmstraße zu genau, um nicht zu wissen, daß ihr von dort keine Gefahren drohen können. Eine Möglichkeit ist aber vorhanden, den Widerstand der Ritterschaft zu brechen, und diese Möglichkeit ist gegeben, indem der Großherzog von dem ihm im landesgrundgesetzlichen Erbvergleich gewährten Manutenenzrecht Gebrauch macht und eine Verfassung auf konstitutioneller Grundlage oktroyiert, sofern seitens der Ritterschaft auf dem Nachlandtage Zugeständnisse im Sinne allgemeiner Wahlen der Bevölkerung nicht gemacht werden sollten. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer solchen Maßnahme ist bis in die konservativen Reihen, bis in die Reihen des Bundes der Landwirte stark verbreitet. Denn, wer je in der Wahlagitation zugunsten der rechtsstehenden Parteien tätig gewesen ist (wie Schreiber dieser Zeilen), weiß, daß die leidige Frage „endlich" zum Abschluß gelangen muß.

Ist also im äußersten Notfalle nur im Wege der Oktroyierung einer Verfassung durch die Großherzöge die Möglichkeit einer organischen Verfassungsreform lösbar und denkbar, — so können etwaige Einwände dagegen nicht als durchschlagend gelten. Die Meinung vieler Staatsrechtlehrer geht auch rechtlich dahin, daß ihre etwaige Rechtskraft unangetastet ist im Hinblick auf das Verhalten der Ritterschaft, im Hinblick auf die tatsächlichen Verhältnisse des Landes, im Hinblick auf die Unmöglichkeit, zivilrechtliche Theorien öffentlich-rechtlichen Verhältnissen des modernen Staates zugrunde zu legen. Ein Eingreifen des Reiches zugunsten der Ritterschaft wäre nicht zu befürchten; der Artikel 76 der Reichsverfassung, der Verfassungsstreitigkeiten zum Gegenstande hat, kann nicht zur Anwendung gelangen. Denn Mecklenburg besitzt in der Kompromißinstanz eine Behörde zur Schlichtung solcher Streitigkeiten. Daß aber die Behörde derzeit schwerlich geneigt sein würde, gegebenenfalls zuungunsten der Großherzöge zu erkennen, kann als ziemlich wahrscheinlich gelten. Im übrigen käme noch in Betracht, daß die Gerichte in Mecklenburg nicht befugt sind, Gesetze und Verordnungen auf ihre Rechtmäßigkeit in verfassungsrechtlich-formeller Hinsicht zu prüfen. Die Chancen für die mecklenburgische Verfassungsreform sind also im Lande ganz gute; es bedarf hierzu nur zielbewußter Energie! Diese hat aber bislang gefehlt, und zwar nach der Meinung selbst konservativ gerichteter Kreise!

Der wirtſchaftliche Wert der bäuerlichen Koloniſation im Oſten

Von Dr. Erich Keup in Charlottenburg

Nicht weil die unter dieſem Titel erſchienenen Ausführungen des polniſchen Rittergutsbeſitzers von Chlapowſki im Februarheft der Preußiſchen Jahrbücher an ſich bedeutſam genug wären, daß ſie überhaupt eine eingehende Widerlegung verdienten, ſondern lediglich weil ſie in hohem Maße geeignet ſind eine unberechtigte Verwirrung bei allen Sachunkundigen anzurichten, ſoll ihnen hier nochmals entgegengetreten werden.*)

Chlapowſki ſucht den Beweis zu erbringen, daß die in Poſen-Weſtpreußen vom Staate unter großen Geldopfern geſchaffenen Rentengüter in ihrer Produktivität und ihrer Bedeutung für den inländiſchen Markt weit hinter dem Durchſchnitt der dortigen Großbetriebe zurückſtänden. Seine Abſicht iſt durchſichtig: denn wäre dieſe ſeine Behauptung richtig, ſo müßte eine ſtarke innere Koloniſation jedem Nationalpolitiker große Bedenken erregen, da das durch alle agrarpolitiſchen Maßnahmen letzten Endes angeſtrebte Ziel, das deutſche Volk in ſeiner Ernährung vom Auslande unabhängig zu machen, dadurch in ſteigendem Maße gefährdet würde. Um dieſer Konſequenzen willen iſt es angebracht, nachzuprüfen, wieweit in der Beweisführung Chlapowſkis wirkliche Tatſachen ſprechen und wieweit lediglich der Wunſch des polniſchen Großgrundbeſitzers die Feder geführt hat.

Tatſächliches Material liegt mit Ausnahme von Reinertragsfeſtſtellungen für vier Großbetriebe, die aber bei der maßgebenden Berechnung nicht verwandt worden ſind, überhaupt nicht vor. Wahrſcheinlich hat der Verfaſſer doch nicht gewagt, ſelbſt einem Laienpublikum die Reſultate dieſer vier Güter als durchſchnittliche darzubieten. Er läßt ſie aber auf den Leſer wirken, um eine günſtige Folie für die etwas niedriger gegriffene Berechnung des durchſchnittlichen Reinertrages der Großgüter Poſens zu gewinnen. Daß es ſich

*) Herr Präſident Dr. Metz hat bereits am Schluſſe ſeiner vorzüglichen Ausführungen in Heft 15 d. Jahrg. der Grenzboten dieſes weitere Eingehen auf die Frage angekündigt und auch ſchon auf die einſchlägigen, ausgedehnten Unterſuchungen des Verfaſſers der folgenden Zeilen ſowie des Herrn R. Mührer hingewieſen. Eine eingehende Berückſichtigung der Ergebniſſe dieſer Arbeiten war ihm indes wegen der erſt teilweiſe erfolgten Veröffentlichung damals noch nicht möglich.

bei jenen vier um ausnahmsweise intensive und vor allem um Güter äußerst günstiger wirtschaftlicher Lage handelt, geht schon aus den wenigen Worten klar hervor, die von Chlapowski zu ihrer Charakteristik beifügt, eins hat Bahnstation unmittelbar am Gutshofe, zwei liegen 2,5 und 3 km vom Bahnhofe entfernt und das vierte hat Feldbahnverbindung zur nächsten Eisenbahnstation. Um die Bedeutung dieser günstigen Lage für die Möglichkeit intensivster Wirtschaft und damit höchster Reinerträge zu erläutern, genügt es, einige an einer anderen Stelle gemachte Ausführungen Chlapowskis zu zitieren. Er sagt Seite 309: „Am eklatantesten kommt der Vorteil günstiger, durch ein dichtes Eisenbahnnetz geschaffener Absatzverhältnisse dadurch zur Geltung, daß sie einen intensiven Hackfruchtbau ermöglichen. Bei diesem ist bekanntlich das Volumen des Produktes im Verhältnis zur Flächeneinheit bei weitem größer als bei Getreide.“ Chlapowski berechnet allein die Fuhrkosten zur Bahn für Kartoffeln auf das Zehneinhalbfache, für Zuckerrüben sogar auf das Siebenundzwanzigfache gegenüber Getreide. „Aus diesen Vergleichszahlen (S. 310) geht deutlich hervor, daß der Transport von Kartoffeln und Rüben auf weite Entfernungen den Landmann unverhältnismäßig belastet und daß die Rentabilität ihres Anbaues mit günstigen Lieferungsverhältnissen steht und fällt. Der Hackfruchtbau ist derjenige Produktionszweig, bei welchem ohne Zweifel die höchste Rente zu erzielen ist. Er übertrifft sowohl den Getreide- wie den Futterbau.“ Kein Mensch wird aber glauben, daß Verkehrsverhältnisse wie die jener vier Güter für die posenschen Großbetriebe die Norm sind.

Doch wie stellt nun Chlapowski den durchschnittlichen Reinertrag des posenschen Großgrundbesitzes fest. Er geht aus von der Fiktion eines 1000 Morgen Acker bewirtschaftenden Gutes und läßt dieses 650 Morgen mit Getreide, 250 Morgen mit Hackfrüchten und 100 Morgen mit Klee bestellen. Er berechnet dann die Gesamtmenge der Ernte indem er Durchschnittserträge pro Morgen annimmt, die nach seiner Meinung für den dortigen Großbetrieb „mäßige Mittel- und Durchschnittsernten“ darstellen. Die daraus berechenbaren Gesamternten bewertet er dann mit angenommenen Durchschnittspreisen. Wohlgemerkt also, Basis und Ausgangspunkt seiner Berechnungen sind rein willkürliche Annahmen, die irgend ein anderer Landwirt sicher anders gewählt haben würde. Wie es um diese Annahmen steht, mögen einige Nachprüfungen zeigen. So nimmt er als jährlichen Durchschnittsertrag für Zuckerrüben 160 Zentner an. Wie die Preußische Statistik*) zeigt, ist diese Ernte im Jahre 1910 allerdings sogar um 9 Zentner überschritten worden. Das Jahr 1910 bedeutete aber für Posen eine Rekordernte in Zuckerrüben, die durch das folgende Jahr mehr als wett gemacht worden ist, da hier die Durchschnittserträge für den Regierungsbezirk Posen nur 92, für Bromberg sogar nur 74 Zentner erreicht haben. Aber selbst unter Ausscheidung des abnorm

*) Siehe auch Jahrbuch der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft 1912 Heft 2 S. 468.

ungünstigen Dürrejahres 1911 erreicht laut Statistik der Durchschnittsertrag der vier Jahre 1907 bis 1910 nur die Höhe von 152 Zentner in Posen und 145 Zentner in Bromberg, im Durchschnitt der ganzen Provinz also kaum 149 (ohne das günstige Jahr 1910 nur 140) Zentner oder 11 Zentner (bzw. 20 Zentner) weniger als Chlapowski annimmt. Ähnlich so ist es mit den Kartoffeln (Statistik*) 70 Zentner, Chlapowski 90 Zentner) und vor allem mit den am meisten zu Buche schlagenden Getreideernten. Chlapowski hält einen Ertrag von 10 Zentner pro Morgen für mittelmäßig, die Statistik weist für das Jahrzehnt 1900/1909*) im Durchschnitt der Provinz für Roggen $7^1/_2$ Zentner, Weizen $9^1/_4$, Gerste 9 und Hafer $8^1/_4$ Zentner nach. Selbst in dem günstigen Erntejahre 1910 berechnet sich nach der Statistik für alles Getreide zusammen nur ein Durchschnittsertrag von 8,8 Zentner. Sollte mithin Chlapowskis Annahme richtig sein, so könnte der bäuerliche Betrieb selbst in diesem über dem Durchschnitt stehenden Jahre nur wenig mehr als 7 Zentner pro Morgen geerntet haben, um gegenüber der größeren Erntefläche der Großbetriebe den provinziellen Ertragsdurchschnitt auf 8,8 Zentner herabzudrücken. Die ganze Rechnung läuft also letzten Endes darauf hinaus, daß der Verfasser von vornherein einen höheren Ertrag für die Großbetriebe annimmt, um — ihre höhere Ertragsfähigkeit zu beweisen, ein wahrlich leicht plausibles Kunststück. Auf diese Weise rechnet er dann beim Großgrundbesitz einen Gesamtertrag im Werte von 89,50 Mark pro Morgen Acker heraus. Hiervon zieht er die Unkosten, zu denen er das Arbeitsentgelt des Besitzers abnormerweise nicht hinzuzurechnen scheint, im angenommenen Betrage von 60,50 Mark ab und erhält dieser Weise einen Reinertrag von 29 Mark pro Morgen Acker.

Er gibt nun weiter selbst zu, daß selbstverständlich von den anderen Flächen eines Gutes, „erstklassige Wiesen vielleicht ausgenommen, ein ebenso hoher Reinertrag wie vom Acker nicht zu erzielen ist". Pro Morgen der landwirtschaftlichen Nutzfläche folgt daraus, daß nach seiner eigenen Meinung ein durchschnittlicher Reinertrag von 29 Mark bereits zu hoch gerechnet ist. Da aber die von ihm angenommenen Erträge des Ackers sich, wie oben gezeigt, als erheblich zu hoch gegriffen erweisen, ist dieses erst recht der Fall.

Durch eine geschickte Aneinanderreihung seiner Ausführungen weiß Chlapowski jedoch seine Leser von solchen Überlegungen abzuhalten und durch die darauffolgenden Beispiele jener oben charakterisierten vier Güter in ihnen den Glauben zu erwecken, daß er tatsächlich recht habe, wenn er behauptet, daß „selbst Reinerträge von 40 Mark pro Morgen und darüber im Durchschnitt der ganzen landwirtschaftlich genutzten Fläche nicht etwa vereinzelt dastehen".

„Unter besonders günstigen Bedingungen" sagt er, „wird (nämlich) der Hackfruchtbau häufig noch mehr ausgedehnt". Besonders den Zuckerrüben schreibt er und zwar mit Recht eine in hohem Grade günstige Beeinflussung

*) Siehe Vierteljahrshefte der Statistik für das Deutsche Reich 1911 Heft 1 Seite 60 f.

des Reinertrages zu. Es ist deshalb von Interesse zu beachten, welche Fläche er dieser Frucht in seinem Normalbetriebe einräumt. Die Aufstellung zeigt, daß er 8 Prozent der Ackerfläche für den landläufigen Durchschnitt ansieht. Er berechnet von diesen 80 Morgen Zuckerrüben einen Ertrag im Werte von 13624 Mark. Welche Bedeutung diese Zahl hat, ersieht man, wenn man damit den Ertrag der über achtmal größeren Getreidefläche vergleicht, der mit 48750 Mark nur etwas mehr als das Dreieinhalbfache dieser Summe erreicht. Kommt nun aber in Posen einem Durchschnittsgroßbetriebe eine so ausgedehnte Zuckerrübenfläche zu? Die Betriebsstatistik von 1907 weist für den Großgrundbesitz Posens eine Gesamtackerfläche von 786302 Hektar nach. Die mit Zuckerrüben bestellte Fläche betrug in jenem Jahre zusammen 53392 Hektar. Nähme man nun an, daß nicht ein einziger Morgen in bäuerlichen Wirtschaften damit bestellt würde, so entfielen auf den einzelnen Großbetrieb knapp 6,8 Prozent der Ackerfläche auf Zuckerrüben. Da aber in Posen rund 19 Prozent*) der Zuckerrübenfläche auf den bäuerlichen Betrieb kommen, so reduziert sich dieser Anteil noch weiter auf nur 5,5 Prozent des Ackerlandes. Was aber diese willkürliche Erhöhung der Zuckerrübenfläche um ein Drittel für den durchschnittlichen Reinertrag pro Morgen in Chlapowskis Berechnung zu bedeuten hat, geht aus dem obigen Vergleich der Erträge von Rüben- und Getreideland ohne weiteres hervor.

Man sieht, in welchem erheblichen Maße der vom Verfasser berechnete Reinertrag pro Morgen bei näherem Zusehen zusammenschrumpft. Hinzu kommt noch, daß, wie der Verfasser selbst zugibt, der Kleinbetrieb unter Berücksichtigung aller Momente etwas geringere Produktionskosten in Abzug zu bringen braucht und dadurch den Vergleich mit dem Großbetriebe zu seinen Gunsten beeinflußt. Diese Einsicht ist immerhin wertvoll aus dem Munde eines Gegners der Kolonisation, liegt doch in ihr die Anerkennung des ausschlaggebenden Wertes der familienhaften Arbeitsverfassung enthalten, die Anerkennung der Tatsache, daß die Ergiebigkeit der Arbeit in hohem Grade abhängig ist von dem Interesse des Arbeitsleistenden. Chlapowski sagt wörtlich: „Hingegen bildet das persönliche Interesse an der Arbeit ein Moment, das wohl stets mehr oder weniger zur Geltung kommt. Es ist daher gerechtfertigt bei einem Vergleich zwischen den Wirtschaftsunkosten im Groß- und Kleinbetriebe anzunehmen, daß ersterer für dieselbe Menge geleisteter Arbeit im allgemeinen mehr Arbeitskräfte braucht. Dieser Unterschied darf dem Gesagten entsprechend nicht etwa übertrieben werden; über eine Differenz von 25 Prozent hinauszugehen, wäre jedenfalls ungerechtfertigt."

Demgegenüber macht er allerdings auch Momente geltend, die zuungunsten des Kleinbetriebes bei der Kostenrechnung mitsprechen. So die angeblich geringere Anwendbarkeit und Ausnutzung von Maschinen. Ich verweise hier auf die

*) Keup und Mührer, Groß- und Kleinbetrieb in der Landwirtschaft, Seite 409. Berlin, P. Parey 1913.

Untersuchungen und Darlegungen eines der berufensten Wissenschaftler auf diesem Gebiete, des langjährigen Sachverständigen der Geräteabteilung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, Prof. Dr. Fischer, zurzeit Rektor der landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin*). Er stellt in seinen Arbeiten fest, daß der ökonomische Vorteil des Großbetriebes in der Maschinennutzung nur ein recht unbedeutender ist und durch andere Momente, wie Sorgfalt, Rechtzeitigkeit usw. vom Kleinbetriebe mehr als ausgeglichen wird. Mit Recht hebt er hervor, daß die Hauptbedeutung der meisten landwirtschaftlichen Maschinen nicht in der Ersparnis von Arbeitskosten beruht, sondern vor allem in der Ersparnis von Arbeitskräften und besonders von menschlichen, deren Beschaffung den landwirtschaftlichen Betrieben von Jahr zu Jahr mehr erschwert ist. Er weist darauf hin, daß gerade das Moment des Arbeitermangels die wesentlichste Erklärung dafür abgibt, daß der Großbetrieb eher und in größerem Maße zur Maschine seine Zuflucht nehmen mußte, selbst da, wo sie nachweisbar teurer arbeitete als menschliche Arbeitskraft. Viel später erst machte sich auch in den bäuerlichen Wirtschaften, wenigstens den größeren, ein Mangel an Arbeitskräften geltend. Seitdem hat dann der erfolgreiche Wettbewerb der Fabriken eingesetzt, der noch heute weitergeführt wird und der zeigt, daß alle Maschinen, sofern sie wirtschaftlich überhaupt wertvoll sind, einer nahezu unbeschränkten Anpassung an die Betriebsgröße entweder durch Konstruktion oder durch genossenschaftliche Nutzung fähig sind. Diejenigen aber, die am meisten als ein mit einem Reinertragsausfall verbundener Notbehelf für fehlende menschliche Arbeitskraft betrachtet werden müssen, können naturgemäß noch heute am ehesten von den mit relativ viel menschlichen Arbeitskräften versehenen bäuerlichen Betrieben entbehrt werden.

Nur gegenüber einer Maschine, dem Dampfpflug, möchte ich vorläufig die Schweranwendbarkeit im Kleinbetriebe gelten lassen. Aber erstens ist sein ökonomischer Vorteil bei den bisherigen Dampfpflugsystemen noch kein bedeutender, ja seine Wirkung für viele Früchte und besonders das Getreide ein gänzlich bestrittener**). Auch sind schädigende Einflüsse auf die Bodenbeschaffenheit eine nicht gar seltene, die Rente drückende Begleiterscheinung (Schädigung des Wasserhaushaltes der Ackerkrume***). In schwierigerem Gelände aber ist seine Anwendbarkeit eine noch ganz unzureichende, wie überhaupt die Arbeit der

*) Siehe Fischer, „Die soziale Bedeutung der Maschinen in der Landwirtschaft." 1902 und derselbe, „Die Entwicklung des landwirtschaftlichen Maschinenwesens in Deutschland." 1911. Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft. Seite 18 f.

**) Prof. Dr. Magnus, „Die unterirdische Entwicklung der Kulturpflanzen in ihrer Abhängigkeit von äußeren Einflüssen" in den Nachrichten des Klubs der Landwirte. 1912 Nr. 564/565, und Kraus C., „Mehrere Aufsätze über Ausbildung des Wurzelsystems in Wollny, Forschungen auf dem Gebiete der Agrikulturphysik 1892 bis 1896."

***) Siehe Jahrbuch der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, 1911 Heft 1 S. 71 Prof. Dr. Falke, „Die Entwicklung der Bodenkultur in Deutschland").

Pflüge noch allgemein erheblich zu wünschen übrig läßt*). Zweitens aber macht der Bauer den Mangel der geringeren Furchentiefe in der Wirkung bei weitem wett durch die Anwendung viel größerer Stalldunggaben, die bekanntlich gerade von den Hackfrüchten, den eigentlichen Tiefkulturpflanzen, am meisten ausgenutzt und durch hohe Erträge gelohnt werden. R. Mührer**) hat für das Jahr 1910 eine Umfrage an sämtliche Zuckerfabriken Deutschlands gerichtet, um festzustellen, sich wie hoch die Zuckerrübenerträge pro Morgen in den liefernden Wirtschaften unter und über 100 Hektar Wirtschaftsfläche belaufen. Das Ergebnis der Umfrage, die von hundertzweiundzwanzig Fabriken beantwortet wurde, zeigt, daß nicht die großen, sondern die bäuerlichen Betriebe im Durchschnitt die höheren Erträge aufzuweisen haben. Für das östlich der Elbe gelegene Deutschland allein stehen die letzteren durchschnittlich um 5 Zentner pro Morgen höher als jene. Für die Provinz Posen allerdings ist das Verhältnis in jenem Jahre umgekehrt, die Großbetriebe haben hier 4 Zentner pro Morgen mehr geerntet als die bäuerlichen, wie überhaupt örtliche Schwankungen natürlich sind. Es bildet dies aber, wie ersichtlich, nicht die Norm, sondern die Ausnahme, und zwar eine solche, die in ihrer Unbedeutenheit kaum in Betracht kommt. Vermag aber der Dampfpflug, den übrigens auch die Großgüter fast nur mit Hilfe eines Unternehmers, also auf dem Wege der Miete zur Anwendung bringen, bei der Rübenkultur keinen Vorsprung des Großbetriebes zu begründen, so vermag es keine andere Maschine; denn nach der Betriebsstatistik von 1907 wurden bei weitem die meisten Dampf- wie sonstigen Dreschmaschinen, Säe- und Mähmaschinen, Milchzentrifugen und Schrotmühlen bei den Bauern zwischen 5 und 20 Hektar gezählt. Hackmaschinen verwandten noch mehr die Betriebe zwischen 20 und 100 Hektar, nur eben die Dampfpflüge waren noch zum weitaus größten Teile in solchen über 100 Hektar in Verwendung. Die Übertragbarkeit fast aller Maschinen ist auch durch diese Ergebnisse der Statistik erwiesen. Ihre Ausnutzung ist dann, was die größeren gemeinschaftlich genutzten betrifft, lediglich Sache der genossenschaftlichen Erziehung.

Es zeugt von keiner großen Schärfe des Denkens noch der Vorstellungsgabe, wenn man, wie Chlapowski, zu dem Satze kommt: „Bestellung, Saat,

*) Auf Grund einer Umfrage bei den deutschen Autoritäten kommt ein Artikel („Die Ökonomik des Motorpflügens") in der Deutschen Landwirtschaftlichen Presse trotz aller Sympathie für den Kraftpflug zu folgenden hier interessierenden Sätzen. Zunächst betreffs der Gründe, die zur Anwendung der Pflüge drängen: „Der Arbeitermangel und namentlich der Mangel an brauchbaren Pferdekräften macht sich auf den größeren Gütern immer empfindlicher bemerkbar. Im wachsenden wirtschaftlichen Wettbewerb tritt zugleich die Notwendigkeit immer besserer und rechtzeitigerer Bodenbearbeitung von Jahr zu Jahr schärfer hervor;" dann betreffs der Gründe, die sich seiner Einführung entgegenstellen: „Wenn trotz alledem das Motorpflügen sich in Deutschland bisher nicht allgemeiner eingebürgert hat, so ist das in erster Linie darauf zurückzuführen, daß die bisher benutzten Motorpflüge keine zufriedenstellende Arbeit leisteten und auf schwierigem Terrain nur eine geringe Arbeitsfähigkeit aufwiesen."

**) a. a. O. S. 409.

Ernte werden in ein und derselben Gegend zu gleicher Zeit ungefähr vorgenommen. Darum kann man sich kaum vorstellen, daß z. B. eine Mähmaschine mehrere Landwirte zu bedienen bestimmt wäre, denn mit dem Mähen kann eben, wenn das Getreide schnittreif ist, nicht gewartet werden. Ähnliches gilt auch für die Drillmaschine." Die rentable Ausnutzung einer Maschine richtet sich nicht danach, wem und wie vielen sie in einer Erntezeit dienstbar ist, sondern danach, welche Fläche und mit welchem Aufwand von sonstiger Arbeitskraft sie diese Fläche in der gegebenen Zeit bearbeitet. Auch der Großgrundbesitzer kann eine Maschine, wie Chlapowski glauben zu machen scheint, nicht auf mehreren Feldern gleichzeitig verwenden. Daß aber die Eile der Arbeit, die Ausnutzung jeder verfügbaren Viertelstunde die Anspannung aller Kräfte im Kleinbetriebe eine bei weitem größere ist, gibt er selbst zu. Falls also eine genossenschaftlich genutzte Maschine nicht zeitweise ganz stille steht — und es müßte eine klägliche Genossenschaft sein, wo dies trotz Vorteils der Maschinenarbeit der Fall ist — wird die Maschine hier zu mindestens ebenso großer Ausnutzung gelangen müssen wie im Großbetriebe. Tritt aber bei der einen oder anderen Maschine wirklich eine Minderleistung ein, so spielt sie gegenüber der von Chlapowski selbst auf 25 Prozent geschätzten größeren Leistung der durch das eigene Interesse getriebenen menschlichen Arbeitskräfte bei der schließlichen Summierung der Arbeitsleistungen keine Rolle mehr.

Doch nun zu dem Vergleiche selbst. Er setzt dem Wirrwarr von durcheinandergewürfelten privat- und volkswirtschaftlichen Auseinandersetzungen, von Annahmen, Behauptungen und ungerechtfertigten Schlüssen, die hier unmöglich alle zurechtgerückt werden können, die Krone auf. Chlapowski stellt fest, daß von seiten der Ansiedler, die bis 1910 angesetzt worden sind, an Renten und Pachten pro Jahr 6,36 Mark an den Staat gezahlt wurden. Unter Berücksichtigung nur derer, die in den letzten Jahren und zwar seit 1904 inkl. ihre Stelle bezogen haben, erhöht sich diese Zahl auf 7,97 Mark. Dieses Rentenaufkommen, in dem die Pachten eine untergeordnete Rolle spielen, setzt er in Vergleich mit dem Reinertrage der Großbetriebe. Er sagt: „Wie nimmt sich der berechnete Rentenfuß den Zahlen gegenüber aus, die wir im zweiten Abschnitt dieser Arbeit kennen gelernt haben? Im Großbetriebe werden, sobald die Vorbedingungen für einen intensiven Betrieb gegeben sind und bei befriedigendem Kulturzustande Reinerträge erzielt, die die üblichen Ansiedlerrenten um das Vierfache, ja noch mehr übertreffen. Ist es unter solchen Umständen nicht gerechtfertigt, die Ansiedler als Staatspensionäre auf Kosten der Allgemeinheit zu bezeichnen?"

Es liegt in diesen Sätzen nach zweifacher Richtung hin eine Täuschung des sachunkundigen Lesers vor. Erstens vergleicht Chlapowski Reinertrag und Rente, zwei schlechterdings nicht vergleichbare Dinge. Das eine, die Rente, ist der Zins für eine Schuld, die in den allermeisten Fällen nicht einmal den Wert des nackten Grund und Bodens erreicht, je nachdem, wieviel der Ansiedler dem

Staate bei Überlassung des Grundstückes sofort in bar hat anzahlen können. Sie ist durchaus vergleichbar dem Zins für eine gewöhnliche dreieinhalbprozentige Hypothek; sie wäre also lediglich dem Hypothekenzins der Großgüter gegenüberzustellen.*) Der Reinertrag aber umfaßt außer der Verzinsung des Grund und Bodens die des gesamten übrigen Kapitals, als da sind: Gebäude, Maschinen, Geräte, Vieh, Meliorationen usw., und außerdem den Lohn der für die regelrechte Aufrechterhaltung des Betriebes erforderlichen Arbeit, ganz abgesehen von dem Unternehmergewinn, der Prämie für das Risiko, das besonders der Ansiedler bei der Verpflanzung in ganz neue Verhältnisse für seine Zukunft eingeht.

Es ist alles andere nur nicht verwunderlich, wenn dieser Reinertrag weit höher ausfällt als jene Rente, und mit keiner Logik der Welt folgt aus Chlapowskis Feststellung, daß der Reinertrag der Rentengüter nicht auch das drei- bis vierfache ihrer Rente erreicht. Es ist unmöglich, einem Landwirt der Provinz Posen zuzutrauen, daß er diesen Unterschied und seine Konsequenzen nicht kenne. Daß er trotzdem den Vergleich ohne Kommentar anstellt und dabei operiert, als hätte er mit ohne weiteres vergleichbaren Dingen zu tun, macht es schwer, ihm den Vorwurf der bewußten Irreführung zu ersparen.

Es kommt aber noch ein zweites Moment hinzu. Chlapowski hat in Kapitel II seines Aufsatzes den Reinertrag eines Durchschnittsgutes in der Weise berechnet, daß er auf einer Ackerfläche von 1000 Morgen die Erträge und Unkosten feststellt und so — wie wir gesehen haben, viel zu hoch — einen Reinertrag pro Morgen von durchschnittlich 29 Mark, also etwa dem vierfachen der Ansiedlerrente, errechnet. Diesen Reinertrag, gewonnen allein auf dem intensivst ausnutzbaren Teile des Gutsareals, unbelastet durch irgendwelche weniger produktiven Flächen, vergleicht er nun mit einer Zahl, die er selbst vorher durch Division des Gesamtrentenzinses durch das Gesamtareal der Rentengüter berechnet hat. Bewußt also verwendet er hier den größtmöglichen Divisor, in dem alle, auch die völlig unproduktiven Ödlandflächen, mitenthalten sind, um sie jenem Ackerreinertrage gegenüberzustellen. Das Unzulässige dieser Vergleichungsart dürfte jedem, auch dem landwirtschaftlichen Laien, ohne Kommentar klar sein und bedarf wohl hier nur des Hinweises.

Aber abgesehen von diesen irreführenden Vergleichen ist die ganze Methode, die Chlapowski zur Anwendung bringt, falsch. Theoretische Überlegungen und

*) Als Illustration dafür, ob der Großbetrieb oder der bäuerliche eine höhere Schuldenlast erträgt und ohne Schaden zu verzinsen vermag, diene folgendes Beispiel (siehe Keup und Mührer, Groß- und Kleinbetrieb Parey 1913 Seite 123): der Durchschnittspreis, den die früheren Besitzer dreier aufgeteilter Güter für diese erzielten, betrug in jedem Falle rund 850000 Mark, die durchschnittliche Hypothekenbelastung derselben hatte 527000 Mark betragen. Die gesamte Rentenschuld der später auf dem gleichen Lande wirtschaftenden Ansiedler betrug dagegen mehr als das Doppelte, nämlich rund 1165000 Mark. Subhastationen sind trotzdem bei letzteren nicht, Stundungen der Rentenzahlungen kaum vorgekommen. Jeder Großgrundbesitzer wird zugeben, daß ihm die Verzinsung einer ähnlichen Schuldsumme ein unmöglich Ding wäre.

Annahmen sind bei dem verwickelten organischen Charakter des landwirtschaftlichen Betriebes stets unzulänglich und ungeeignet, den der Wirklichkeit entsprechenden Wert zweier Betriebsgrößen abzumessen. Sie sind auch zu sehr dem subjektiven Ermessen des Beurteilenden anheimgegeben, als daß sie von anderen als allgemein bindend anerkannt werden müßten. Hier können nur fest auf Tatsachenmaterial begründete Zahlen eine unbestreitbare Antwort geben, und auch nur dann, wenn sie unter Beobachtung ganz bestimmter unerläßlicher Bedingungen gewonnen sind. Alle Verhältnisse mit Ausnahme des Umfanges der Wirtschaftsfläche und ihrer notwendigen Konsequenzen müssen bei den verglichenen Objekten annähernd gleich sein. Gerade die innere Kolonisation schafft die Bedingungen, die wie keine anderen zur Verwirklichung dieser Forderung geeignet sind. Dadurch nämlich, daß auf demselben Grund und Boden, unter denselben klimatischen und Verkehrsverhältnissen zehn Jahre später fünfzig und mehr bäuerliche Wirtschaften tätig sind, wo vor dieser Zeit ein einziger Großbetrieb arbeitete, ist in allen Punkten zwischen diesem und jenen die Vergleichbarkeit gewahrt mit Ausnahme eines, der Zeit. Dabei ist selbstverständliche Bedingung, daß nach der Aufteilung nicht umfangreiche Meliorationen den Wert des Bodens oder Verkehrsverbesserung den Wert der wirtschaftlichen Lage verändert haben. Gelingt es unter diesen Kautelen, den Faktor Zeit in seiner Wirksamkeit zu bestimmen, so läßt sich ein bindender Vergleich zwischen diesem Großbetrieb und der Summe der bäuerlichen Betriebe bis ins einzelne zahlenmäßig durchführen. Handelte es sich dann bei dem aufgeteilten Gut um ein für die Verhältnisse der ganzen Gegend normales, so wird damit der Vergleich zu einem für diese Gegend allgemeingültigen erhoben. Um diese beiden Zwecke zu erreichen, d. h. einmal die Feststellung des Fortschritts zu ermöglichen, die im Rahmen der allgemeinen landwirtschaftlichen Entwicklung der betreffenden Gegend auch der unaufgeteilte Großbetrieb im Laufe von zehn Jahren gemacht hätte, und zweitens den Maßstab zu finden, an dem die Allgemeingültigkeit der Ergebnisse geprüft werden kann, ist es nötig, einen unter möglichst denselben äußeren Wirtschaftsfaktoren arbeitenden Großbetrieb der Nachbarschaft (Parallelgut) zum Vergleich mit heranzuziehen. Dessen Wirtschaftsresultate heute und vor zehn Jahren geben dann einen Maßstab ab für das frühere Gut sowohl wie für die heutige Kolonie, wie auch endlich für die Steigerung, die ein normaler Großbetrieb in der Zeit seit Aufteilung jenes Gutes erzielen konnte. All diesen Forderungen werden nun die Untersuchungen gerecht, die ich auf Veranlassung der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin in Pommern und der Neumark angestellt habe und die jetzt zusammen mit den gleichzeitig von R. Mührer in Posen-Westpreußen zu demselben Zwecke gemachten Untersuchungen bei Paul Parey in Berlin erschienen sind*). Dabei habe ich mich nicht gescheut, da wo der Weg der Vergleichsmethode strittig war, den dem bäuerlichen Betrieb ungünstigeren zu gehen, um

*) Siehe oben.

desto sicherer vor einer Bevorzugung der Rentengüter bewahrt zu bleiben. Auch sind meistens als Parallelgüter solche gewählt worden, die in den Boden- und Lageverhältnissen usw. eher etwas besser gestellt sind als die Kolonien, in der Wirtschaftsführung sich aber des besten Rufes erfreuen. Hält dann trotzdem die Kolonie den Vergleich mit ihnen aus, so werden die Ergebnisse um so größere Überzeugungskraft haben.

Überdies sind nicht etwa nur einzelne Jahre, sondern, um Zufälligkeiten auszuschließen, für alle Vergleichsobjekte stets mindestens dreijährige Beobachtungsperioden in ihren Resultaten verglichen worden. Dabei ist der Umfang der Untersuchung ein weit über frühere ähnlichen Zweckes hinausgehender. Im ganzen beträgt die von ihr berücksichtigte landwirtschaftlich genutzte Fläche 7816 Hektar. Davon entfallen rund 2900 Hektar auf vier Rentengutskolonien, deren Land mit dem von vier „früheren Gütern" identisch ist, aus denen sie durch die Aufteilung und Besiedlung hervorgegangen sind, und rund 3600 Hektar auf vier „Parallelgüter"*). Der Grundsteuerreinertrag beträgt für die Kolonien und früheren Güter zusammen durchschnittlich 14,22 Mark, für die Parallelgüter 16,91 Mark pro Hektar.

Das Ergebnis des Vergleichs schließt mit einer unbestreitbaren Überlegenheit der bäuerlichen Wirtschaften ab. Nur in den Hauptpunkten kann es hier mitgeteilt werden.

Was zunächst die Roherträge anlangt, so standen diese ganz entsprechend den etwas schlechteren Bodenklassen bei den früheren Gütern durchgehends niedriger als bei den Parallelgütern (in deren erster Beobachtungsperiode). Heute dagegen haben die Kolonien trotz der Störungen im Wirtschaftssystem, die durch die Besiedlung nun einmal unumgänglich sind, und trotz der immerhin relativ kurzen Zeit seit der Aufteilung die Parallelgüter sämtlich bis auf eine Ausnahme in ihren Hektarerträgen überflügelt. Der durchschnittliche Geldwert der Ernte in Getreide, Kartoffeln und Zuckerrüben berechnet auf 1 Hektar der landwirtschaftlichen Nutzfläche und unter Zugrundelegung der gleichen Einheitspreise, die den Durchschnitt der in den Gutsbuchführungen gezahlten Preise darstellen, betrug bei den vier früheren Gütern zusammen rund 133 Mark, bei den heutigen Kolonien aber 194 Mark. Bei den Parallelgütern dagegen hat sich dieser Wert in gleicher Zeit nur von 158 Mark auf 191 Mark gehoben.

Die Erklärung für diese Leistung der Kolonisten liegt neben anderen Momenten vor allem in zweien: 1. in der Sorgsamkeit und Rechtzeitigkeit von Bestellung und Ernte und 2. in der viel stärkeren Stallmistdüngung. Den ersten Punkt hat auch Chlapowski wenigstens insofern angeführt, als er die Befruchtung der Arbeit durch das eigene Interesse anerkennt. Darüber hinaus aber befähigt den bäuerlichen Betrieb eine pro Hektar nicht bloß qualitativ,

*) Von den vier Rentengutskolonien liegen zwei in Hinterpommern (Kreis Greifenberg und Kolberg-Körlin) und zwei in der Neumark (Kreis Soldin). Untersucht sind in ihnen zusammen über hundert Rentengüter.

sondern auch quantitativ weit höhere Summe menschlicher Arbeitskraft zu größerer Leistung in gleicher Zeit und auf gleicher Fläche. Trotz Mitberücksichtigung der Saisonarbeiter stieg die Zahl der überhaupt verfügbaren Arbeitskräfte in den Kolonien regelmäßig auf das eineinhalb- bis zweifache der früheren Zahl, während umgekehrt die Zahl der uninteressierten fremden Arbeiter um ungefähr ebensoviel sank. Dabei zeichnet den Arbeitsapparat des bäuerlichen Betriebes eine viel größere Elastizität vor dem des Großbetriebes aus. In den Zeiten höchsten Arbeitsbedarfs nämlich, besonders zur Zeit der Ernte, treten die Kinder der Bauern und die Altsitzer, soweit dies irgend möglich, unterstützend hinzu, nicht zwar so, daß sie an der Erntearbeit selbst teilnehmen, wohl aber so, daß sie in Haus und Hof die weniger dringlichen Arbeiten wahrnehmen und dadurch sämtliche vollwertigen Kräfte für das Hauptarbeitsbedürfnis freimachen. Auf diese Weise vermag der Arbeitsapparat des bäuerlichen Betriebes den hohen Anforderungen der Ernte usw. viel schneller gerecht zu werden als selbst der durch Saisonarbeiter verstärkte des Großbetriebes. Von welch hoher Bedeutung aber die Rechtzeitigkeit der Erledigung landwirtschaftlicher Arbeiten ist, weiß jeder praktische Landwirt, bedeutet doch eine nicht rechtzeitig fertig gewordene Bestellung nur allzuoft einen Ausfall von 1 Doppelzentner Ernte und mehr pro Hektar. Und nicht anders steht es mit den Streukornverlusten und verregnetem Getreide bei der Ernte, die regelmäßig und ganz überwiegend den Großgrundbesitz treffen. Selbst bei gleicher Ernte auf dem Felde kommt bei dem bäuerlichen Wirt mehr in die Scheuern und in die Säcke und damit auch mehr in die Wirtschaftskasse.

Doch läßt sich mit all diesen Momenten, da ihre Bedeutung im großen und ganzen für alle Jahre die gleiche ist, nicht die rapide Steigerung von Jahr zu Jahr erklären. Hier tritt das zweite oben angeführte Moment in sein Recht. Parallel mit dem Viehstand wächst die Menge verfügbaren Stallmistes und parallel mit ihr auf dem Felde der Ertrag, der seinerseits wieder auf die Vermehrung von Viehstand und Stalldung zurückwirkt. Erst nach ungefähr sechs Jahren hat in den Siedlungen die Viehzahl eine ungefähr gleichbleibende Höhe erreicht, eine Höhe, an die der Gutsbetrieb nicht entfernt heranreicht. In den vier Kolonien kamen pro 10 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche 7,3 bis 10,1 Stück Großvieh, während bei Gütern und Parallelgütern nur 3,3 bis 4,5 darauf entfielen. Die verfügbare Menge von Stalldung berechnet sich daher unter Zugrundelegung der Wolff-Lehmannschen Tabellen*) zusammen in den vier Kolonien auf rund 190 000 Doppelzentner gegenüber rund 87 000 Doppelzentner auf den früheren Gütern. Welche Bedeutung diese Massen für den physikalischen Zustand des Bodens, für die Bodengare und Fruchtbarkeit haben, braucht einem Landwirt nicht auseinandergesetzt werden. Diejenigen, die dafür ein näherbehendes Interesse haben, verweise ich auf K. von Rümkers „Tagesfragen", Heft III

*) Siehe Mentzel und v. Lengerkes Landwirtschaftlicher Kalender.

und die Versuche in Lauchstädt und Pentkowo*), wo zahlenmäßige Werte dafür ersichtlich sind. Hinzufügen will ich nur noch, daß die Kolonien auch in der Anwendung künstlicher Düngemittel trotz dieser überragenden Stalldunggaben nicht erheblich hinter den Parallelgütern zurückstanden.

Innerhalb der Viehbestände sind es gerade die produktivsten Tiergattungen, deren Zahl sich am meisten vermehrt. So stieg die Anzahl der Schweine, trotzdem bei den Gütern die Bestände in den Leutewirtschaften mit berücksichtigt sind, regelmäßig auf das Drei- bis Vierfache. Im gleichen Maße vermehrten sich die Milchkühe und in noch erheblich höherem die Zuchtsauen. Es kann daher nicht wundernehmen, wenn auch der Absatz tierischer Produkte eine entsprechende, ganz außerordentliche Förderung durch die Ansiedlung erfährt, eine Tatsache, die Chlapowski, trotzdem sie wegen der andauernden Fleischnotkrisen ganz besonders wichtig ist, sonderbarerweise mit keinem Worte berührt. Es betrug wiederum unter Zugrundelegung gleicher Preissätze der jährliche Wert des tierischen Absatzes für die vier früheren Güter zusammen rund 110000 Mark, für die vier heutigen Kolonien rund 385000 Mark. Die vier Parallelgüter dagegen steigerten die entsprechenden Summen nur von rund 121000 auf 143000 Mark.

Gewiß wird der Gegner einwenden, daß nach herrschender Ansicht der Großgrundbesitz in der Regel mehr Brotgetreide zu liefern vermag als die Bauern. Aber erstens ist die Beschaffung von Fleisch durch die heimische Landwirtschaft die bei weitem wichtigere Aufgabe. Denn seine Einführung in Gestalt lebenden Viehes würde einen großen Teil unseres Nationalvermögens mit mehr oder weniger großer Vernichtung durch Seuchen bedrohen, in Gestalt von Gefrierfleisch usw. aber die Qualität ganz erheblich leiden lassen und unter Umständen sogar hygienischen Bedenken für die Konsumenten begegnen müssen. Außerdem aber stellt es ein hochwertigeres, schwerer transportables Gut dar, das mit viel fremder Arbeit belastet ist. All diese Bedenken treffen beim Getreide viel weniger oder gar nicht zu. Es ist einer der vornehmsten volkswirtschaftlichen Grundsätze, das im Inlande Arbeit und Erwerb schaffende veredelte Produkt dem Rohprodukt an Wichtigkeit voranzustellen und in erster Linie zu schützen und zu fördern. Zweitens aber ist jene Regel von der Überlegenheit des Großbetriebes in der Brotgetreidelieferung mindestens nicht feststehend. Die beiden neumärkischen Kolonien, die über viel weizenfähigen Boden verfügen, zeigen, daß unter gegebenen Verhältnissen auch in dieser Frage der bäuerliche Betrieb mit dem Großbetriebe konkurrieren kann. Der Weizen und teilweise auch die Gerste geben als ausgesprochene Marktfrüchte auch dem Bauernbetriebe die Tendenz zur Getreidewirtschaft. Während deshalb die neumärkischen Kolonien in der Viehhaltung und im tierischen Absatz bei weitem nicht mit den pommerschen Kolonien wetteifern können, zeigen sie ihre Stärke

*) Siehe Thiels Jahrbuch 1902 und 1904 und Keup u. Mührer, Groß- und Kleinbetrieb S. 132.

im Absatz von Brotgetreide in dem Maße, daß sie darin sowohl die früheren Güter als auch die Parallelgüter übertreffen.

Diese Beispiele beweisen auch die große Anpassungsfähigkeit der bäuerlichen Wirtschaft an gegebene Wirtschaftsbedingungen, Marktverhältnisse usw., in der sie dem Großbetriebe sicher überlegen ist, wie ihre bedeutend größere Krisenfestigkeit gleichfalls oft genug gezeigt hat. Es heißt die Dinge geradezu auf den Kopf stellen, wenn Chlapowski behauptet, daß der Großbetrieb besser in der Lage ist, diejenige Produktion zu forcieren, die die höhere Rente abwirft. Der Bauer ist bei gleichen Verkehrsverhältnissen sehr gut befähigt, ebensoviel Hackfruchtbau zu treiben wie der Großgrundbesitz. Arbeitskräfte und Stalldung, zwei Haupterfordernisse, stehen ihm mehr zur Verfügung als jenem und die Tiefe seiner Pflugfurche wird, wie die Ernten im Kleinbetriebe beweisen, vollkommen den Anforderungen dieser Früchte gerecht. Auch ist zu bedenken, daß immerhin schon heute fast die Hälfte aller Zuckerrüben in bäuerlichen Wirtschaften gewonnen werden*). Daß der Bauer noch nicht mehr zum Zuckerrübenbau übergegangen ist, liegt in der Unsicherheit, die dem Absatz des Zuckers nun einmal eignet und die jedem ohne Kommentar durch die bloße Nennung der Brüsseler Zuckerkonvention klar sein dürfte. Die Fläche der übrigen Hackfrüchte aber steht trotz des Brennereibetriebes der großen Güter beim Bauern nur wenig hinter der der Großbetriebe zurück. Die verfügbaren Erntemengen an Kartoffeln waren in den vier Kolonien infolge der höheren Stalldunggaben und dadurch bedingten höheren Hektarerträge usw. durchgehends größer als bei den früheren Gütern. Während sie aber bei jenen fabrikmäßig verwertet wurden, fanden sie hier durch Verfütterung zur Herstellung animalischer Werte ihre Verwendung. Welcher Verwertung volkswirtschaftlich die höhere Bedeutung zukommt, braucht wohl nicht erläutert zu werden.

Chlapowskis These von der überlegenen Anpassungsfähigkeit des Großbetriebes an die rentabelste Wirtschaftsform ist falsch. Der Kleinbetrieb vermöchte sehr wohl den Zuckerrübenbau zu forcieren, wenn er bestimmt hoffen dürfte, daß er dabei einer gesicherten Zukunft entgegenginge. So aber zieht er es in den meisten Gegenden mit Recht vor, in erster Linie tierische Produkte zu erzielen, weil bei deren Preis und steigendem Bedarf die Rechnung nicht schlechter und der Absatz ein gesicherter ist. Das Umgekehrte ist richtig, der Großbetrieb vermag dem bäuerlichen auf diesem letzteren, sichere und höchste Reinerträge abwerfenden Wege nicht zu folgen.

Es bleibt nun noch ein kurzer Blick auf die Werte insgesamt zu werfen, die Groß- und Kleinbetrieb in den untersuchten vier Vergleichsreihen dem inländischen Markte zur Verfügung stellten. Genau wie bei den Erträgen standen die früheren Güter zunächst hinter den etwas begünstigten Parallelgütern zurück. Heute aber haben die Kolonien diese letzteren weit überflügelt. Es entfiel im

*) Nach der Betriebsstatistik von 1907 wurden nur noch 281000 Hektar von rund 514000 Hektar Zuckerrüben insgesamt in Wirtschaften über 100 Hektar gebaut.

Durchschnitt auf 1 Hektar der landwirtschaftlichen Nutzfläche bei den vier früheren Gütern ein Gesamtabsatzwert von 102 Mark, bei den Kolonien ein solcher von 177 Mark. Die Parallelgüter vermochten dagegen diesen Wert nur von 115 auf 150 Mark zu steigern.

Dabei ist aber zu bedenken, daß die Zahl der auf derselben Fläche lebenden Menschen sich fast verdoppelt hat. Es folgt also daraus, daß die innere Kolonisation ihre bevölkerungspolitische Aufgabe voll erfüllt, ohne daß der Absatz an die konsumierende Bevölkerung der Städte darunter leidet. Im Gegenteil, er wächst um erhebliche Summen und wächst gerade in den Produkten, die am wichtigsten für die Ernährung des Volkes sind und deren mehr oder weniger fühlbarer Mangel immer wieder zu politischer Beunruhigung und Fleischnothetzen führt.

Gleichzeitig legt aber die Innere Kolonisation die Axt an eine andere Gefahr, die gerade in diesen politisch unsicheren Tagen niemand verkennen wird, die ausländische Arbeiterfrage. Über dreihundertsiebenundneunzigtausend Russen und Galizier haben im Jahre 1911/12*) unsere heimischen Felder aufgesucht, um die Ernten bergen zu helfen. Ganz abgesehen davon, daß diese Massen nach Wohltmann etwa 150 Millionen Mark über die Grenze führen und damit ihre eigene Volkswirtschaft befruchten und uns gegenüber konkurrenzfähig machen helfen — viel schlimmer ist, daß wir in Zeiten politischer Krisen oder gar des Krieges unsere Frucht auf dem Felde jammervoll verkommen lassen müssen und dadurch an nationaler Stoßkraft einbüßen.

In den Rentengutskolonien aber sind Ausländer so gut wie überflüssig. Was an fremden Arbeitskräften gezählt wurde, bestand fast ausnahmslos aus Gesinde und einheimischen Tagelöhnern.

Auch diese Frage hat Chlapowski peinlichst vermieden und selbst in seinem sonst berechtigten Lobliede auf die Zuckerrübe als ihre volkswirtschaftlich sehr bedeutsame Schattenseite vergessen. Und doch gibt er vor, die Dinge nicht vom privatwirtschaftlichen Gesichtspunkte zu betrachten. Gerade der Saisonbetrieb aber gründet seine große Rentabilität auf dem rein privatwirtschaftlichen Kalkül der Ersparung von Arbeitern in der arbeitsschwachen Winterperiode. Volkswirtschaftliche Gesichtspunkte verlangen Stetigkeit im Arbeitsbedarf, denn ihr Ziel ist Schaffung und Erhaltung dauernder Erwerbsmöglichkeit für jeden Schaffenden und nicht zum mindesten für den Arbeiter. Eine zuzeiten geringere Intensität des bäuerlichen Betriebes gegenüber dem Saisonbetriebe wäre deshalb volkswirtschaftlich noch kein Vorwurf. Seine weit größere Gleichmäßigkeit im Arbeitsbedarf, die besonders durch die für Sorgsamkeit und individuellste Behandlung allezeit dankbare Viehhaltung neben Flachsbau u. a. möglich ist, sichert ihm in der Arbeitsverfassung auf alle Fälle den Vorrang. Daß aber auch die Ausnutzung der einzelnen Arbeitskraft nicht hinter der eines normalen Groß-

*) Siehe den Jahresbericht der Deutschen Arbeiterzentrale 1911/12.

betriebes zurücksteht, beweist die Tatsache, daß in den drei hierauf untersuchten Kolonien der Wert des Absatzes pro Arbeitskraft rund 739 Mark betrug, während er bei den früheren Gütern nur 698 Mark erreichte.

Alles in allem ergeben mithin die Untersuchungen eine glänzende Rechtfertigung der Inneren Kolonisation. So sehen die Dinge, die Chlapowski theoretisch nach seiner vorgefaßten Meinung zu konstruieren versucht, in Wirklichkeit aus. Daß aber diese für Pommern und Brandenburg von mir nachgewiesenen Verhältnisse durchaus keine besonderen sind, sondern für Posen-Westpreußen in ganz gleicher Weise zutreffen, das beweist die Übereinstimmung der Ergebnisse R. Mührers mit den meinen. Mührer hat elf Kolonien der Kreise Znin, Gnesen und Wongrowitz mit elf benachbarten Großbetrieben, die wirtschaftlich im besten Rufe stehen und zwar ebenfalls auf Grund sorgfältiger Buchführung oder Aufzeichnungen miteinander verglichen, und kommt in allen Hauptpunkten zu genau den gleichen Resultaten. Dabei sind die beiden Untersuchungen gänzlich unbeeinflußt voneinander angestellt worden, da die beiden Verfasser sich erst nach Abschluß ihrer Arbeiten kennen lernten.

Wie Herr von Chlapowski zugeben wird, gehören jene Kreise gerade zu den klimatisch ungünstigsten Gebieten der Provinz Posen, zu dem Gebiete, für das er um seiner Trockenperioden willen den viehzüchtenden Kleinbetrieb für ungeeignet hält und dem getreidebauenden Großgrundbesitz von vornherein eine Überlegenheit zusprechen möchte. Er hat jedoch die Rechnung ohne den Bauern und sein Vieh gemacht. Wie Mührer, ganz in Übereinstimmung mit mir, betont, ist der Stalldung das Agens, das den Boden wasserhaltender und damit gerade auch in trockenen Gegenden fruchtbarer macht. Während die Güter Mühe haben, den Klee hoch zu bringen, gelingt es den Bauern relativ leicht und so augenfällig, daß auch der Großgrundbesitz diese Überlegenheit in jenen Bezirken allgemein anerkennt.

Daß der bäuerliche Betrieb trotz theoretischer Einwendungen eines polnischen Gutsbesitzers dort zweifellos sein Gedeihen findet, das beweisen die von Mührer auf Grund umfangreichsten Materials gewonnenen Zahlen ohne Kommentar. Es stellte sich im Durchschnitt der Geldwert der marktfähigen Ackererzeugnisse pro Hektar der landwirtschaftlichen Nutzfläche bei den Ansiedlern auf rund 259 Mark, in den Gutsbetrieben dagegen nur auf 235 Mark, oder pro Mark des Grundsteuerreinertrages auf 24,4 und 23,9 Mark. Wie bei den pommerschen Kolonien wird auch hier der Hauptteil der Ernte veredelt zu tierischen Produkten dem Markte zugeführt. Der Wert dieser betrug bei den Ansiedlern pro Hektar rund 174 Mark, dagegen bei den Gütern nur 56,5 Mark (bezogen auf 1 Mark Grundsteuerreinertrag 16,4 und 5,7 Mark). Trotzdem ist auch hier der Absatz von unveredelten Ackerprodukten, besonders Getreide, nicht gering. Er beträgt bei den Ansiedlern 92,3 Mark, denen allerdings bei den Gutsbetrieben 157 Mark gegenüberstehen. Dabei sind aber wie in den neumärkischen Kolonien auch hier die Bauernwirtschaften, was besonders hervor-

gehoben werden muß, in der Lieferung von Brotgetreide den Gütern überlegen; unterlegen dagegen nur im Absatz von Futtergetreide und Hackfrüchten. Die gesamte Marktleistung stellte sich mithin bei den Ansiedlern auf rund 266, bei den Gütern aber nur auf rund 214 Mark pro Hektar oder bezogen auf 1 Mark Grundsteuerreinertrag bei jenen auf 25,1, bei diesen nur auf 21,7 Mark.

Für alle sonstigen Punkte muß auf die bei Parey erschienenen Untersuchungen, die mit einem Vorwort von Prof. Dr. Auhagen versehen sind, verwiesen werden. Sie dürften geeignet sein, jedem ernstlich Prüfenden die Augen über die Chlapowskischen Auslassungen noch mehr zu öffnen als es dieser zusammengedrängte Aufsatz im besten Falle erreichen konnte.

Ihr Studium wird dann anderseits aber auch vor dem falschen Schlusse bewahren, zu dem der Leser der vorliegenden Zeilen leicht kommen könnte, als ob die beiden Verfasser auf Grund ihrer Untersuchungsergebnisse zu der Folgerung kämen, daß nun die radikale Aufteilung sämtlichen Großgrundbesitzes die erste politische Forderung sein müsse. Im Gegenteil ist den Verfassern die hohe Bedeutung des Großbetriebes gerade für die deutsche Landwirtschaft durchaus bewußt. Es kommen ihm schwer wägbare, aber außerordentlich befruchtende Funktionen in Staat und Volkswirtschaft zu, die kein Verständiger wird missen wollen. Wie der deutsche Großgrundbesitz auf neuen landwirtschaftlich-technischen Gebieten bisher — ich erinnere hier nur an die Zuckerrübenkultur — die Führerrolle gespielt hat, so soll er sie auch in Zukunft als seine Pflicht und Ehre betrachten. Das kann aber nicht abhalten, da wo der Großgrundbesitz im Übermaße vorhanden ist, wo fast die Hälfte alles nutzbaren Landes oder noch mehr in seinen Händen liegt und seine schädigenden Wirkungen deshalb die nützlichen überwuchern müssen, seine Aufteilung bis zu einem gewissen Umfange zu verlangen. Nicht restlos, wie das manche liberale Politiker gerne sähen, denn alle Gleichmacherei ist schädlich und eine Verkennung der organischen, in mannigfaltigen Formen zur Betätigung strebenden Natur der Volkswirtschaft. Keineswegs ist der Wert eines höheren, durch Wohlstand, Bildung, freie Initiative und feste Traditionen sich über die Masse erhebenden Standes auf dem platten Lande zu unterschätzen. Wer aber den Wunsch und Willen hat, daß deutsches Land auch weiterhin dem deutschen Volke erhalten bleiben soll, wer den Strom der unzufrieden der heimischen Scholle den Rücken Kehrenden dämmen will, der muß die Scholle zum Eigentum geben denen, die sie erstreben, die sie nicht zum Spekulationsobjekt machen, sondern sich nicht scheuen, sie mit ihrem Schweiße zu düngen. Deutsche Dörfer und Landstädte, die Quellen des deutschen Volkstums müssen blühen, wo weite Flächen heute dünnbevölkert und wirtschaftlich unzureichend genutzt daliegen.

Georg Kerschensteiners Begriff der Arbeitsschule

Von Traugott Friedemann in Einbeck

„Allem Leben allem Tun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird. Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung, als Halbheit im Hundertfältigen." — „Für den geringsten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den besseren eine Kunst, und der beste, wenn er Eins tut, tut er alles, oder, um weniger paradox zu sein, in dem Einen, was er recht tut, sieht er das Gleichnis von allem, was recht getan wird."

Goethe, Wanderjahre

Gott behüte mich vor meinen Freunden; mit meinen Feinden will ich schon fertig werden!" Das mag Kerschensteiner oft genug empfinden bei den Vergröberungen, die seine bewußten und unbewußten Anhänger und Nachtreter mit dem Arbeitsschulbegriff vorgenommen haben. Es ist hier nicht die Rede von denen, die bei dem Worte „Arbeitsschule" an Hobel und Säge, Hammer und Amboß, Werkstätte und Bluse denken, sondern von den Volksschullehrern, die Kerschensteiners Anregungen zwar mit staunenswertem Fleiß und vorbildlichem Idealismus aufgenommen haben, die bereits in die Schulen praktisch einführen, was sie für „arbeitsschulischen Betrieb" halten, denen aber der Sinn für die geistigen Werte der Arbeitsschule abgeht. Sie haben in ihrer rein äußerlichen Betonung der Handarbeit, der Verbindung manueller Tätigkeit mit jedem herkömmlichen Unterrichtsgebiet der Schule das Schlagwort „Arbeitsschule" in üblen Ruf gebracht. Namentlich bei den meisten Vertretern der höheren Schulen. Die Anhänger der Schulreform allerdings haben längst eingesehen, was Kerschensteiner auch für uns bedeutet, aber das sind wenige, und nur zu oft begegnet man noch dem Vorurteil, daß Arbeitsschule gleichbedeutend sei mit Modellierbogen, Laubsägearbeit, Plastilin usw. Demgegenüber sagt Kerschensteiner selbst scharf aber richtig: wer glaube, dem Geschichtsunterricht in den oberen Klassen der Volksschulen durch die erwähnten manuellen Tätigkeiten den Charakter von Arbeitsunterricht gegeben zu haben, handele genau so wie einer der „sich den Begriff des kategorischen Imperativs zu erarbeiten glaubt, wenn er — einen Holzschnitt von Kant nachzeichnet".

Wir müssen uns gewöhnen, von all diesen Äußerlichkeiten abzusehen, wenn wir dem Geist der Arbeitsschule nahekommen wollen. Man verkennt Kerschen-

steiner ganz und gar, wenn man ihn beständig mit dem Handwerksunterricht in Zusammenhang bringt, als wäre das sein Steckenpferd und seine Bedeutung. Dem Basteln, Stäbchenlegen, Eierzeichnen usw. steht er sogar sehr mißtrauisch gegenüber. In richtiger Würdigung der verschiedenen Begabungen, der verschiedenen Schulen und der verschiedenen Altersstufen verlangt er Handfertigkeitsunterricht nur für die Schulen, die auf geistige und manuelle Berufe vorzubereiten haben, also die Volks- und Fortbildungsschulen; für Schulen, die „nur für rein geistige Berufe vorbereiten sollen, für Menschen, deren Instinkte für rein manuelle Tätigkeit erloschen sind, die fast ausschließlich unter der Macht der intellektuellen Triebe stehen, für solche erachte ich Erziehungseinrichtungen zur manuellen Betätigung in keiner Weise notwendig. Da es Menschen dieser Art gibt und auch Berufe, denen sie sich von selbst zubewegen, so kann ich mir daher auch wohlorganisierte Arbeitsschulen denken, die keinerlei manuelle Betätigung in irgendwelchen besonderen Werkstätten mit irgendwelchem Unterrichtsbetrieb verbunden kennen".

Es ist also klar, daß Arbeitsschule und Handwerksunterricht für Kerschensteiner nicht zusammenfallen. Gleichwohl ist die schaffende Tätigkeit des Schülers von dem allergrößten Wert für die Erziehung, und da die Knaben bis zum vierzehnten Lebensjahre jeder manuellen Betätigung den Vorzug vor rein geistiger Beschäftigung geben, soll man diesen Schaffenstrieb ja benutzen, soll ihnen gern gestatten, Modelle von allen Realien, die im deutschen und im Geschichtsunterricht vorkommen, anzufertigen, nur darf man sich nicht einbilden, damit dem Begriff der Arbeitsschule genügt zu haben. Und, wenn man in allen Unterrichtsfächern auf die Herstellung von Anschauungsgegenständen durch die Schüler selbst Wert legt, so muß ein fachlicher Handwerksunterricht eingeführt werden, der die nötige technische Ausbildung bringt.

Das ist Kerschensteiners klare, aber viel befehdete Stellung zum Handwerksunterricht.

Die deutschen Lehrer haben auf ihren Tagungen schon wiederholt und noch zuletzt im vorigen Jahre den Handwerksunterricht als Fach abgelehnt, sind aber immer mehr für den Arbeitsunterricht als Prinzip gewonnen worden. Sie wollen also — das bedeutet das Schlagwort „Arbeitsunterricht als Prinzip" — die manuellen Beschäftigungen als „Methoden der Veranschaulichung, als Mittel der Sinnesbildung, als Befriedigung des so lebhaften Tätigkeitstriebes der Kinder, als Belebungsmittel des gesamten Unterrichts" benutzen, wünschen aber keinen Fachunterricht in Holz- und Eisenarbeit, keine Schultischlerei und Schulschlosserei und -Schmiede. Dabei verkennen sie den charakterbildenden Wert der manuellen Tätigkeit, der der Willensbildung und Urteilsschärfung dienen soll. Aber noch mehr! Die aufs Geratewohl geübte Handarbeit der Knaben im Modellieren, Tischlern und Laubsägen artet nur zu leicht in dilettantische Basteleien aus; deswegen ist die fachgemäße Ausbildung im Arbeitsunterricht unentbehrlich. „Es ist von allerschlimmstem Einfluß auf die Willens-

erziehung, wenn die Kinder einer Schule 7 bis 8 Jahre hindurch auch nur in einem, geschweige in mehr oder gar allen Unterrichtsgebieten sich angewöhnen, eine Sache „so annähernd" oder „beinahe" recht zu machen und nichts verleitet mehr dazu — ohne daß dies absolut notwendig wäre — als der sogenannte Arbeitsunterricht als Prinzip."

Also entweder: Arbeitsunterricht als Prinzip und als Fach — oder: fort mit den Knüpfeleien aus der Schule!

Diese Auffassung entspricht dem Goethewort, das unserem Aufsatz vorangestellt ist: „Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung, als Halbheit im Hundertfältigen." Und kennzeichnend für Kerschensteiners inneren Zusammenhang mit goethischen Erziehungsgrundsätzen ist es, daß Goethe dieses goldene Wort in Anknüpfung an das Lob des Handwerks gesprochen hat; denn, wenn auch nochmals betont werden muß, daß Arbeitsunterricht nicht das Kennzeichen der Arbeitsschule in Kerschensteiners Sinne ist, so spielt doch die Schätzung der manuellen Tätigkeit eine große Rolle in Kerschensteiners Lehrplänen. Arbeitsschule ist der umfassendere Begriff. Wir müssen etwas weiter ausholen, um den Zusammenhang klarzulegen.

Was Kerschensteiner mit der Arbeitsschule beabsichtigt, bezeichnet er selbst als die Erfüllung „uralter pädagogischer Forderungen . . . wir streben, in unseren öffentlichen Volksschulen auch auf jene ungeheueren Massen Einfluß zu gewinnen, für welche die ausschließlich geistige Arbeit kein Bildungsmittel sein kann. Vor allem habe ich das Gefühl, daß wir in unseren Bestrebungen ganz im Geiste dessen handeln, der so viel gepriesen und so wenig verstanden wird, der uns in Lienhard und Gertrud, in den Briefen an Heinrich Geßner und besonders im Schwanengesang so oft gelehrt hat, daß nur „die Arbeit in der das Kind umgebenden Welt" der elementaren Volksschule ihre Bildungskraft gibt . . . Der Flugsand der Gedankenlosigkeit hat Berge über Wahrheiten geschüttet, die einst das Herz des unermüdlichen Forschers nach Menschenbildung erfüllten. Aber wirkliche Wahrheiten steigen immer wieder wie Geister aus ihren Grüften auf und wandern umher und beunruhigen die Herzen der Menschen, bis sie endlich Erlösung und Ruhe finden in der Verwirklichung des realen Lebens. Wir alle, die wir mit wissenschaftlichem Ernst und hingebender Energie jener Schulorganisation die Wege bahnen, die dem Vater der Volksschule vor Augen schwebte, bringen diesen Geistern die ersehnte Erlösung."

Wir haben in den letzten Jahren so viele unüberlegte Neuerer anhören müssen, daß es not tut, Kerschensteiner ausdrücklich aus dieser Gesellschaft herauszuheben. Seine Vorschläge entspringen der Erfahrung, der gründlichen Kenntnis der Erziehungsgeschichte und exakten Untersuchungen über die Begabung und den Charakter der Kinder*). Wir befinden uns überall auf sicherem Boden;

*) Folgende Werke Kerschensteiners haben dieser Arbeit zugrunde gelegen: Die Entwicklung der zeichnerischen Begabung, München 1905. Grundfragen der Schulorganisation, 3. Aufl., Teubner, Leipzig 1912. Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung, 2. Aufl.,

und wenn Kerschensteiner bewußt an Pestalozzi anknüpft, so ist er doch kein vermittelnder Pädagoge, der jede Behauptung mit „aber", „indes" und „anderseits" einzuschränken hat; der höhere Gedanke gibt ihm die Kraft, das gute Alte in die neue Form hineinzuzwingen.

Der höchste Zweck aller Erziehung ist Charakterbildung! — Alle Schulsysteme und Schulgattungen werden sich zu diesem Satze bekennen. Aber, da über das Wesen und die Beeinflussungsmöglichkeit des Charakters nur nebelhafte Vorstellungen vorhanden sind, hat Kerschensteiner im Anschluß an John Deweys „Moral principles in education" den Charakterbegriff näher untersucht, um kennen zu lernen, „an welche Seelenkräfte wir uns wenden müssen, damit der Zögling einen wertvollen Charakter erhalte" (Charakterbegriff und Charaktererziehung). Zunächst unterscheidet er zwischen „biologischem" und „intelligiblem" Charakter. Unter dem ersteren versteht er „die Eigentümlichkeiten des Empfindens und Handelns, die ihren Ursprung in jenen Trieben und Anlagen haben, die auch das Tier besitzt, die also ohne Einfluß der höheren geistigen Funktionen sich äußern". Der biologische Charakter ist also etwa das, was man landläufig „Temperament" nennt. Er ist im wesentlichen angeboren und nur durch physische Entwicklung veränderlich. Der Erzieher hat ihn zu studieren; auf ihn zu wirken, ist im allgemeinen unmöglich. Die Tätigkeit des Erziehers richtet sich auf die über dem biologischen Charakter liegende Schicht von Kräftegruppen, die Kerschensteiner „intelligiblen" Charakter nennt; denn neben dem Temperament, also „der bloßen Beschaffenheit unseres Nervensystems oder unserer sonstigen physischen Konstitution" ist unser Handeln von den Kräften abhängig, die Kerschensteiner als Wurzeln des intelligiblen Charakters erscheinen: Willensstärke, Urteilsklarheit, Feinfühligkeit oder Empfänglichkeit im engeren Sinne und Aufwühlbarkeit des Gemütsgrundes.

Mit diesen Seelenkräften hat der Erzieher zu rechnen. Hat er so die Elemente der Seele des Kindes näher und klarer bestimmt, als das bisher geschehen war, so handelt es sich nun darum, für welchen Zweck diese Kräfte ausgenutzt werden sollen. Und das ist nach Kerschensteiner der Staat. Auf der Dresdener Tagung des Bundes für Schulreform (6. bis 8. Oktober 1911) zeigte sich zwischen Gaudig und Kerschensteiner eine Meinungsverschiedenheit über das höchste Erziehungsziel; während Gaudig das Ziel aller Erziehung in der Persönlichkeitsbildung, in der Bestimmung zur „Idealität des eigenen Ichs" sieht, betont Kerschensteiner, daß sich der Persönlichkeitswert erst aus der Wirkung der Persönlichkeit auf sich selbst und auf die Gesamtheit ergibt. Und wenn Kerschensteiner vorgeworfen wird, daß er mit seiner Erziehung für den Staat

ebenda, 1912. Charakterbegriff und Charaktererziehung, ebenda, 1912. Begriff der Arbeitsschule, ebenda, 1912. Ferner der Abdruck des Vortrages in Dresden mit dem Vortrage von Gaudig und den Verhandlungen in: „Arbeiten des Bundes für Schulreform." Erster deutscher Kongreß für Jugendbildung und Jugendkunde. Teil 1: Die Arbeitsschule. Teubner, Leipzig, 1912.

keine Persönlichkeiten, sondern Maschinen zum blinden Dienst des gegebenen Staatsorganismus bilde, so ist das ein Mißverständnis, an dessen bona fides man kaum glauben kann. Denn dem freisinnigen Münchener liegt wohl nichts ferner, als blinden Gehorsam zu predigen. Nur, wenn der Staat den Bedingungen genügt, den man an ihn als oberstes sittliches Gemeinwesen stellen muß, wenn er den gesellschaftlichen Zustand darstellt, in dem die Zwecke des einzelnen im Gesamtzweck aufgenommen sind, ist er Idealstaat. Der Dienst im und am Staate ist nun nicht blinder Gehorsam einem gegebenen Staate gegenüber, sondern die Arbeit zur Herbeiführung des Staatsideales, die staatsbürgerliche Erziehung ist „die Erziehung zur Verwirklichung der ethischen Idee des höchsten äußeren Gutes (des Staates) im wohlverstandenen Dienste des gegebenen Staates". Es kommt uns hier nicht darauf an, diese Erklärung zu beurteilen, sondern sie als Grundlage von Kerschensteiners Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung einfach zu berichten. Denn aus ihr folgt die Organisation der Schule, die Kerschensteiner Arbeitsschule nennt.

Jeder gute Staatsbürger hat irgendeine Arbeit zu leisten, die mittelbar oder unmittelbar den Zwecken des Staatsverbandes zugute kommt; die Schule muß also als ihre erste Aufgabe betrachten, die Schüler so zu erziehen, daß sie befähigt und gewillt sind, in irgendeinem Berufe tätig zu sein und so den Staatszweck zu fördern. Die zweite Aufgabe wird sein, bei dem Schüler das Bewußtsein zu entwickeln, „daß jede Berufsarbeit vom Ausübenden als im Dienste der Gesamtheit notwendig aufgefaßt werden kann und daß die Übernahme jeder entlohnten Arbeit, wie einförmig und bescheiden sie auch sein mag, eine Verpflichtung zur besten Leistung nach sich zieht." Die dritte und höchste Erziehungsaufgabe ist, „im Zögling Neigung und Kraft zu entwickeln, neben und durch die Berufsarbeit seinen Teil beizutragen, daß die Entwicklung des gegebenen Staates, dem er angehört, in der Richtung zum Ideal eines sittlichen Gemeinwesens vor sich geht." Denn, den Kultur- und Rechtsstaat als sittliches Gemeinwesen zu verwirklichen, ist höchster Zweck und höchster Sinn der menschlichen Tätigkeit.

Wie kann der Erzieher diese drei Aufgaben erreichen? Der Weg, auf dem wir zu diesem Ziele kommen können, das ist die Arbeitsschule. Der Ausdruck ist nicht glücklich gewählt, das sieht man schon an den vielen Mißverständnissen, denen er ausgesetzt gewesen ist. Er ist viel zu eng gefaßt; man durfte Ausdrücke wie „Lebensschule" und „Gewöhnungsschule" erwarten, aber das erste Wort ist zu allgemein, das zweite zu ungewöhnlich und geschmacklos, als daß man es Kerschensteiner zum Ersatz für „Arbeitsschule" vorschlagen möchte. Und so muß es schon bei dem schlechten Wort für die gute Sache bleiben. Am besten wird man sich den Wortsinn klar machen, wenn man die von den Anhängern der Arbeitsschule geprägten Wörter für den Gegensatz der Arbeitsschule hört: der heutige Schulbetrieb wird von ihnen „Lern-" oder „Buchschule" genannt. Im Arbeitsschulbetrieb soll es nicht auf das durch Lernen eroberte

Buchwissen ankommen, sondern auf die Fähigkeit zu arbeiten, selbständig zu „erarbeiten", was Beruf und Leben fordern. Also ein Schritt und zwar ein bedeutender weiter auf dem Wege, den Pestalozzi ging, wenn er die lebendige Anschauung betonte. Am besten läßt sich das durch ein Beispiel aus dem naturwissenschaftlichen Unterricht klar machen, wo Unterricht im Sinne der Arbeitsschule am leichtesten durchzuführen ist. Den alten nur theoretischen physikalischen Unterricht ohne Experimente gibt es heute wohl nirgends mehr. Aber auch der heutige Betrieb, bei dem der Lehrer die Experimente vormacht und daraus die Gesetze entwickeln und finden läßt, genügt dem Begriff der Arbeitsschule nicht. Der Schüler hat die Experimente zu machen, in Schülerlaboratorien soll unter Anleitung des Lehrers selbständig gearbeitet werden. Mit diesem Betriebe werden die meisten Anhänger der Arbeitsschule zufrieden sein. Was hat er mit Kerschensteiners staatsbürgerlicher Erziehung zu tun? Sicher noch nichts! Für Kerschensteiner muß als notwendiges und hauptsächliches Kennzeichen die Arbeitsgemeinschaft hinzukommen. „Alle Schulen müssen Arbeitsgemeinschaften im kleinen sein." Auch das ist eine alte Forderung, aber niemals richtig durchgeführt! In unseren Schulen herrschen wir Lehrer als absolute Monarchen; es gilt nach Kerschensteiner, den Schulstaat zu modernisieren. Die Anfänge mit Schülerselbstverwaltung, die auf manchen Schulen gemacht worden sind, zeigen deutlich, wie stark das Bedürfnis der Verselbständigung der Zöglinge empfunden wird; sie genügen aber nicht, um die Selbstverwaltung, das Verantwortlichkeitsgefühl und die „Hingabefittlichkeit" zur festen Gewohnheit zu machen. Dazu bedarf es der Arbeitsgemeinschaft im ganzen Schulbetrieb. Kerschensteiner gibt wieder ein Beispiel aus dem naturwissenschaftlichen Unterricht: das spezifische Gewicht des Bleis soll bestimmt werden. Alte Methode: der Lehrer nimmt die Untersuchung selbst vor, die Schüler sehen zu und lernen daraus. Arbeitsschulmethode: einzelne Schüler werden aufgerufen und nehmen nacheinander die Untersuchung vor. Methode der Arbeitsgemeinschaft, also Arbeitsschulbetrieb in Kerschensteiners Sinne: „Gegeben sei eine Klasse von achtundvierzig Schülern. Wir teilen sie in acht Gruppen zu sechs oder besser in zwölf Gruppen zu je vier Schülern. Einer solchen Gruppe ist gemeinschaftlich die Untersuchung zuzuweisen. Der eine der vier Schüler bedient die Gewichtsschale der physikalischen Wage, der andere die sorgfältige Arretierung und Ablesung, der dritte kontrolliert und unterstützt den ersten, der vierte den zweiten, sowohl in der Beobachtung als auch in der Berechnung. Ist ein Wert der Konstanten ermittelt, so wechseln die vier Knaben ihre Rollen und berechnen einen zweiten; unter Umständen, je nach Zeit und Geschicklichkeit, auch einen dritten und vierten Wert. Das arithmetische Mittel gibt den Endwert. Es liegt auf der Hand, daß schon innerhalb der Gruppen die Arbeitsgemeinschaft ihre erziehliche Kraft entfalten kann. Der Fähigere wird dem weniger Begabten hilfsbereit zur Seite sein, der persönliche Ehrgeiz des einzelnen muß sich unterordnen in den Gruppenehrgeiz, die rechte Konstante zu ermitteln, das Verantwortlichkeitsgefühl für die

eigene Tätigkeit in Rücksicht auf den Erfolg der gemeinsamen Arbeit erwacht, die Befriedigung über den Erfolg, die Enttäuschung über den Mißerfolg hört auf, eine rein persönliche zu sein, und der Stolz läuft damit weniger Gefahr, in Eitelkeit, die Enttäuschung in Entmutigung auszuarten. Dem Lehrer, der diese Art des Betriebes in der rechten Weise sittlich auszunutzen versteht, wird es nicht schwer fallen, diese Wirkung zu verstärken, indem er die Untersuchungen aller zwölf Schülergruppen in der rechten Weise zur Ermittlung des eigentlichen Wertes der Konstanten verbindet. Der Klassengeist für die gemeinsame Erreichung eines ernsten Zieles erwacht, und das ist ein wertvoller Anfang zur Erziehung zur Hingabesittlichkeit." (Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung S. 54 bis 56.)

Die Arbeitsgemeinschaft als sittliches Prinzip ist für Kerschensteiner also das wesentliche Kennzeichen der Zukunftsschule im Geiste Pestalozzis, die er „Arbeitsschule" genannt hat. Damit hat er allerdings etwas für die heutige Schule ganz Neues gefordert, etwas viel Wertvolleres, als die Betätigung der manuellen Schaffenslust, die man ja leider als den Begriff der Arbeitsschule aufzufassen pflegt. Aus dieser Auffassung erklärt sich Kerschensteiners Stellung zum Arbeitsunterricht. In den Schulen, bei deren Zöglingen nach dem Maß ihrer Geisteskräfte eine Arbeitsgemeinschaft auf geistigem Gebiete nicht zu erwarten ist, also in den unteren Klassen der Volksschulen und aus anderen Gründen in den Fortbildungsschulen, muß der gemeinsame Werkunterricht die Grundlage der staatsbürgerlichen Erziehung bilden. Das hat Kerschensteiner seit einer Reihe von Jahren als Leiter des Münchener Schulwesens an Schulküchen, Schulgärten, Werkstätten für Knaben und Mädchen erprobt.

Die staatsbürgerliche Belehrung, die neutrale politische Schulung, also der jetzt so heiß geforderte Unterricht in der Bürgerkunde, wird auch in den höheren Schulen, meint Kerschensteiner, nicht zum guten Staatsbürger erziehen. Besonders aber für die Massen, deren Intelligenz nicht weit genug reicht, um theoretische Belehrung zu assimilieren, ist die frühzeitige Gewöhnung an staatsbürgerliche Tugenden von weit größerer Bedeutung als bürgerkundlicher Unterricht. Der Irrtum all unserer Schulorganisationen besteht in der Erwartung, „daß der Mensch durch Kenntnisse allein zum rechten Handeln geführt werden kann". Unser rechtes Denken wird sich nur dann in rechtes Handeln umsetzen, wenn wir von Jugend auf angeleitet werden, das Pflichtgefühl in Handlungen zu entladen. Deswegen ist in den Volksschulen, wo die geistige Reife fehlt, die Gewöhnung zu gemeinschaftlicher Arbeit das einzige Mittel der staatsbürgerlichen Erziehung. In den städtischen Fortbildungsschulen ist die staatsbürgerliche Belehrung nicht zu umgehen, sie soll sich aber im Geschichtsunterricht an die historische Entwicklung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse jener Berufe gruppieren, welchen die Schüler angehören. „In ländlichen Fortbildungsschulen wird eine Geschichte des Bauernstandes, in kaufmännischen die Geschichte von Handel und Verkehr eine Grundlage geben, die alle Schüler fesselt und

sittlich anregt und den intelligenten Teil der Jugend in das Verständnis des modernen Staatslebens und seiner Verhältnisse einführt."

Das alles scheint mir zugleich praktisch und ideal gedacht; nur damit kann ich nicht übereinstimmen, daß Kerschensteiner einen besonderen staatsbürgerlichen Unterricht in den höheren Schulen für entbehrlich hält: „Wenn der Geschichtsunterricht aufhört, ein Frage- und Antwortspiel über den Inhalt der amtlich vorgeschriebenen Leitfäden zu sein, wenn er unseren reiferen Primanern das Recht und die Möglichkeit gibt, an Hand der besten Quellen und Geschichtswerke der Schülerbibliotheken über die Erscheinungen einer reichbewegten Zeit selbstständig nachzudenken . . . dann können wir beruhigt den speziellen staatsbürgerlichen Unterricht zu den Akten legen."

Geschichtsunterricht und deutscher Unterricht werden sich am schwersten im Sinne der Arbeitsschule gestalten lassen, eher noch der Religionsunterricht, für den schon Pestalozzi*) das rechte Beispiel gegeben hat. Kerschensteiner hat in den oben angeführten Sätzen entschieden den besten, fast allgemein anerkannten Weg gewiesen, den Weg zur Vertiefung und Erarbeitung innerlich erschauten historischen Wissens; der soll zur Begeisterung führen, und die Begeisterung soll in Taten umgesetzt werden, wie ja auch Bismarck bescheiden nach der Gründung des Reiches zu seinem alten Lehrer sagte: „Nun, ich habe so etwas an Ihren Fäden weiter gesponnen." Trotzdem geht es im modernen Parteileben, in der Suche nach Anschluß an eine Partei nicht ohne spezielle Kenntnisse des politischen und sozialen Lebens ab. Die Grundlage der politischen Schulung muß schon in den Schülerjahren gegeben werden. Ob das nun nach besonderen Lehrbüchern geschieht oder ob das Notwendige in das Lehrbuch der Geschichte aufgenommen wird, ist gleichgültig. Ich möchte Herrn Kerschensteiner mit seinen eigenen Waffen schlagen: ebenso wie er Arbeitsunterricht als Prinzip und als Fach fordert, müssen wir auch staatsbürgerlichen Unterricht als Prinzip und als Fach bekommen.

Im übrigen kann ich mich auch mit dem vollständig vereinen, was Kerschensteiner über die Organisation der höheren Schulen im Sinne des Arbeitsschulprinzips in seinem Aufsatz „Die fünf Fundamentalsätze für die Organisation höherer Schulen" fordert. Um so mehr, als ich auf eignen Wegen zu denselben Zielen gekommen bin. Leider kannte ich bei Abfassung meiner einschlägigen Aufsätze in Nr. 20, 1912 der Grenzboten und Nr. 9, 1912 des Säemanns Kerschensteiners Schriften noch nicht, sonst hätte ich es mir nicht versagt, auf diesen gewaltigen Kronzeugen für die Vereinheitlichung des Schulstils hinzuweisen.

Auch für Kerschensteiner ist „die Einheit des Bildungsstoffes die erste Grundforderung für die Ausgestaltung der höheren neunklassigen Schulen", auch er betont, daß „alle Erziehung mit den natürlichen Interessen des Zöglings

*) Mit Recht hat deswegen Dr. von Hofe den betreffenden Abschnitt aus Lienhard und Gertrud „Arbeitsschule" überschrieben; vgl. seine Auswahl von Pestalozzis Werken, Bd. II S. 171 ff. Berlin 1912.

anheben muß", daß das Dogma von der allseitigen Bildung an allem Elend schuld ist und daß es Unsinn ist, die klassische Bildung oder die naturwissenschaftliche oder die technische oder die neusprachliche für minderwertig zu erklären. Minderwertig wird eine Schulart nicht durch den Stoff, sondern durch die Methode. „Ich kann mir," sagt er, „sehr wohl neben dem alten humanistischen Gymnasium ein naturwissenschaftliches, ein neusprachliches, ein technisches Gymnasium als völlig gleichwertige Bildungsanstalt denken, aber nicht ein humanistisch-neusprachlich-naturwissenschaftlich-mathematisches Gymnasium, diesen Mops-Pudel-Dachs-Pinscher gewisser Organisationsdilettanten." Deshalb muß die Schule so organisiert sein — ich habe das „bewegliche Schule" genannt — daß sie allen besonderen Begabungen ihrer Zöglinge gerecht werden kann. Aber das macht sie noch nicht zur Arbeitsschule in jenem höheren Kerschensteinerschen Sinne. Zur Arbeitsschule wird sie erst, wenn sie „der staatsbürgerlichen Erziehung nicht bloß mit dem Worte, sondern auch in der Tat dient."

Das kann zum Teil in derselben Weise geschehen, wie es von Kerschensteiner schon praktisch in München an den Volksschulen ausgeführt worden ist; aber noch mehr durch freiere Schuldisziplin, bei der die Schüler selbst eine weit größere Rolle spielen würden, als das auch nach den bisherigen Versuchen mit Schülerselbstverwaltung der Fall ist. Einsichtige Internatsleiter haben uns hier schon den Weg gewiesen. Am meisten durch Förderung der Wander- und Sportvereine. Ganz besonders bietet sich in den Wandervereinen die anmutigste und freieste Gelegenheit für die Erziehung zur Hingabesittlichkeit.

Wir werden noch einige Mühe haben, den Unterricht didaktisch nach dem Grundsatz der Arbeitsschule einzurichten. Wir alle müssen ganz gewaltig umlernen, wenn wir uns gewöhnen sollen, daß wir ja mehr und mehr bei der Erziehung überflüssig werden, und doch ist die beste Erziehung die, bei der der Erzieher fortfällt. Was wir aber zum Segen unseres Nachwuchses sofort in die Tat umsetzen können, ist die Verselbständigung der Schüler im Unterricht durch Freiheit in den häuslichen Arbeiten und die praktische staatsbürgerliche Erziehung in Wander-, Sport-, Musik- und literarischen Vereinen, d. h. Arbeitsgemeinschaften, die das Hauptkennzeichen von Kerschensteiners Begriff der Arbeitsschule bilden. Die Arbeitsschule in diesem Sinne ist kein System, nach dem man Lehrpläne ausschneidet, kein Schnittmuster für neue Modeschulen, sondern ein Ideal für alle Schulen, ein Wertmesser für den Grad der Versittlichung der Schülerarbeit: „In dem Einen, was er recht tut, sieht er das Gleichnis von allem, was recht getan wird."

An der Wiege des Königreichs Rumänien

Berichte des preußischen Spezialgesandten Freiherrn von Richthofen an Friedrich Wilhelm den Vierten

Wir verließen den Freiherrn am 25. Januar 1857 in Konstantinopel (vgl. Heft 8 der Grenzboten d. J.). Heute sind wir ihm nach Jassy gefolgt, woher er am 4. Mai 1857 den langen unten wiedergegebenen Bericht sendet. In der Zwischenzeit hat sich Richthofen in Wien und in der Walachei aufgehalten und dem Könige am 21. März und 7. April berichtet. Der Brief vom 7. April fehlt uns; wir wissen aber, daß der Gesandte darin meldet, wie auch in der Walachei die allgemeine Stimmung günstig für eine Union unter der Herrschaft eines fremden erblichen Fürsten ist. Der Brief vom März meldet den Versuch des englischen Vertreters, das preußisch-französische Einvernehmen zu „neutralisieren" und die Forderung Rußlands an die Pforte, sie solle den Rest ihrer Truppen aus den Fürstentümern herausziehen. — Der heute veröffentlichte Bericht ist von hohem Interesse, weil er Schwierigkeiten beleuchtet, die gegenwärtig noch nicht überwunden sind und die daher die rumänische Politik im innern und äußern stark beeinflussen. G. El.

Jassy, den 4. Mai 1857

Auf meiner Reise von Bukarest nach Jassy habe ich überall die unzweideutigsten Beweise des Wunsches einer Union unter einem fremden erblichen Fürsten aus allen Ständen erhalten. Die Bevölkerung, der Klerus und die Bojaren an der Spitze, drängten sich überall in den Orten, die ich passierte, zum feierlichen Empfange zusammen unter dem Rufe: „Es lebe der König von Preußen, von dem wir die Union und den fremden Fürsten erwarten!" ...

Bei meiner Ankunft in Jassy erwartete mich die Bevölkerung in dichten Massen, sowie eine große Anzahl von Equipagen, in denen sich die Damen und Herren aus den höchsten Ständen befanden, an der Barriere, und überschütteten meinen Wagen mit einem Blumenregen, indem man überall den vorgedachten Ruf erschallen ließ. Alles drängte sich an mich heran, mir die Hand zu schütteln, und ich hatte Mühe, mich durchzudrängen nach dem Staatswagen, in den man mich Platz zu nehmen, genötigt hatte.

Eine ganz ähnliche, warme Aufnahme war den Kommissären der Türkei, Frankreichs und Sardiniens zuteil geworden. Nur beim Eintritt des österreichischen Kommissärs war, wie ich nachmals hörte, der offizielle Empfang nur durch die Demonstrationen der österreichischen Schutzgenossen und einiger Neugieriger unterstützt worden.

Der russische und englische Kommissär sind in Bukarest zurückgeblieben.

Seit meiner Ankunft habe ich nunmehr die Besuche des Kaimakam, seiner Minister, des höchsten Klerus, der Bojaren und verschiedene zahlreiche Deputationen erhalten und diese Besuche erwidert.

Hierbei hat sich überall der grellste Gegensatz zwischen der Regierung des Landes und der Bevölkerung in allen Ständen herausgestellt . . .

A. Standpunkt der hiesigen Regierung

Der Kaimakam Vogorides ist, wie Euerer Königlichen Majestät bekannt, durch seine Stellung zu seiner Familie in Konstantinopel, namentlich zu seinem Vater, dem alten Intriganten bei der Pforte, Vogorides, früher Fürst (Gouverneur) von Samos, durchaus von der Pforte anhängig. Als ich vor zehn Jahren hier war, war er ein ganz unbedeutender Mensch eben eingewandert. Seine Schwester, die Frau des damaligen Gospodars Fürsten Sturdza, hatte ihn hierher kommen lassen, um ihn mit einer reichen Bojarentochter zu verheiraten, und durch diese Heirat und die erwähnte Verbindung erhielt er, unter Absehung von den gesetzlichen Erfordernissen, das Indigenat. Dessenungeachtet hat er sich stets den Traditionen seiner Familie gemäß, auch in äußerlich auffallender Weise, und mit Ostentation z. B. durch Tragung des Fez, als einen unmittelbaren Untertanen der Pforte geriert, und diese Umstände sind es, die die Wahl der Pforte zum Kaimakam auf diesen Mann, auf dessen ganze Gefügigkeit sie rechnen konnte, haben fallen lassen. Ich bedauere, diesem . . . Berichte keine Photographie des Vogorides beifügen zu können, durch welche diese auffallende Persönlichkeit mit ihrem zottigen Haupthaar, in ungewohnter Militärtracht mit seidenen Schuhen und Sporen daran, am besten illustriert werden würde.

Der Kaimakam nun, nahm in der Unterhaltung mit mir sofort darauf Bezug, daß zwischen den verschiedenen Mächten, und folglich auch zwischen den Kommissären eine vollkommene Verschiedenheit der Ansichten bestehe, daß diese notorische Verschiedenheit die lokale Regierung, was man auch sonst dagegen theoretisch sagen könne, in eine schwierige Lage setze, daß die Wünsche der Bevölkerung mit den Pflichten gegen die Pforte nicht in völligem Einklang stehen, daß dadurch die Aktion der Regierung bedingt werde, und daß die Anwesenheit der Kommissäre diesen Zwiespalt nunmehr völlig zutage gelegt und eine Agitation der Gemüter erzeugt hätte, die selbst die öffentliche Ordnung und Ruhe bedrohen könne.

Auf meine Frage, worauf sich seine Meinung von der Verschiedenheit der Ansichten der Regierungen und ihrer Kommissäre gründen, von der mir nichts bekannt sei, da vielmehr sämtliche Regierungen und folglich auch ihre Kommissäre zu einer vollkommenen Unparteilichkeit verpflichtet seien und es jetzt nur darauf ankomme, die Wünsche der Bevölkerung in bezug auf die künftige

Organisation in der dafür vorgeschriebenen legalen Weise zum unzweideutigen Ausdrucke kommen zu lassen, blieb er mir die Antwort schuldig.

In späteren Unterhaltungen äußerte er ganz unverhohlen, daß die Pforte ihm mitgeteilt habe, daß sie in der Union, und noch mehr in der Frage des fremden Erbfürsten eine Verletzung ihrer Suzeränitätsrechte finde, daß die Pforte dies auch in einem neuen Zirkular an die Mächte ausgesprochen habe, und daß er daher um so mehr gegen diese beiden Punkte wirken werde, als man anderseits — er deutete auf Frankreich und die Wirksamkeit des französischen Konsuls hierselbst — die Parteilosigkeit in bezug auf die erste Frage ganz beiseite gesetzt habe. Gegen die Wirksamkeit im unionistischen Sinne lasse sich nur durch eine Wirksamkeit im antiunionistischen Sinne mit Erfolg auftreten, und dadurch das Gleichgewicht wiederherstellen.

Der Kaimakam ging sogar so weit, durchblicken zu lassen, daß, wenn diese Wirksamkeit nicht zu seinem Ziele führe, und wenn der Diwan in der Moldau oder die vorhergehenden Wahlversammlungen sich mit der Frage der Union und des fremden Erbfürsten beschäftigen wollten, er zur Auflösung desselben, nötigenfalls mit Gewalt, schreiten würde.

Der Kaimakam glaubt hierzu um so mehr verpflichtet zu sein, als, wie er sagt, die Kombination der Union unter einem fremden Erbfürsten — und nur unter dieser Bedingung wolle man hier die Union — nach demjenigen, was die Großmächte oder wenigstens der überwiegende und vorzüglich maßgebende Teil derselben bereits unter sich vereinbart haben, schon von vornherein von den Betrachtungen ausgeschlossen sei, und somit nicht die allermindeste Aussicht auf Erfolg gewähre, ein Einschreiten gegen eine ganz erfolglose Aufregung daher um so mehr Pflicht der Regierung sei, denn die Aufregung bleibe im Lande, wenn nicht erfüllbare Wünsche nicht von vornherein unterdrückt würden.

Kurz zusammengefaßt ist der Standpunkt des Kaimakams folgender: unverhohlene Parteinahme gegen die Union mit allen Mitteln der Regierungsgewalt, ganz im Sinne der Pforte, Englands und Österreichs, deren Kommissionen den Kaimakam unstreitig von der Konzession unterrichtet haben, die Frankreich in bezug auf die Frage des fremden Erbfürsten gemacht haben soll, und auf welche ich späterhin in diesem Berichte noch ehrfurchtsvoll kommen werde.

Weit weiter in seinen Äußerungen ging der Präsident des Ministeriums, Minister des Innern Kostaki Catardgi, welcher mir geradezu sagte, daß die Anwesenheit der Kommissäre in der Moldau eine Störung der öffentlichen Ordnung und Ruhe im Lande bereits zur Folge gehabt habe, daß das Land dadurch revolutionär geworden sei und dieser Richtung durch die Kommissäre Vorschub geleistet würde, indem diese den Ausdruck der Wünsche der Bevölkerung nicht abwehrten. Hierbei fiel ihm jedoch ein bei diesem Besuche zufällig anwesender anderer Beamter, der Chef des Unterrichtswesens mit der Bemerkung ins Wort, daß der Minister die Tatsachen völlig entstelle, daß nicht die mindeste Unordnung vorgefallen sei, daß, wenn dies je der Fall gewesen

wäre, sie durch den Minister selbst veranlaßt worden sei usw., und die beiden Beamten kamen so sehr aneinander, daß ich der Szene nur dadurch ein Ende machen konnte, daß ich sie beide mit der Bemerkung verabschiedete, daß ich dergleichen in meiner Gegenwart höchst unangenehm fände, und übrigens auch die Insinuationen des Ministers, welche die Kommissäre, meine Kollegen, indirekt der Aufregung des Volkes beschuldigten, gar nicht anhören wolle und dürfe.

Dieser Minister ist, wahrscheinlich wegen seiner Unbesonnenheit, und weil er auf eine plumpe Weise das System des Kaimakams exekutierte, eben abgesetzt und durch einen wegen seines unmoralischen Wandels berüchtigten, aber klügeren Bojaren, Basil Ghyka ersetzt worden.

Der Postelnik (Minister der auswärtigen Angelegenheiten) Paul Balsche, den ich aus meiner früheren Wirksamkeit hierselbst kenne, stellte die Bitte an mich, ihm zu sagen, ob ich glaubte, daß die Union unter einem fremden erblichen Fürsten eine Möglichkeit sei? Ich konnte hierauf nur erwidern, daß in dieser Hinsicht alles auf die Diwans ankommen werde, vor deren Zusammentritt sich hierüber nichts sagen ließe. Aber wenn die Diwans sich dafür aussprechen, was glauben Sie denn? fragte er weiter. Ich konnte ihm nur eine evasive Antwort geben, und er erwiderte darauf, daß ihm einige Kommissäre ganz bestimmt gesagt haben, die Union mit einem fremden Fürsten sei eine Chimäre, und es werde daraus nichts, und da die anderen ihm nur evasiv antworten, so halte er dafür, daß die Sache keine Chancen habe, und da dies der Fall sei, so halte er die Haltung der Regierung dem erfolglosen Bestreben der Union gegenüber nicht nur gerechtfertigt, sondern selbst geboten.

Die übrigen Minister des Kaimakams nahmen im allgemeinen eine schüchterne, und in keiner Weise prononcierte Haltung ein, und vermieden es sichtlich, auf die politische Frage näher einzugehen.

Wie es übrigens mit dem moralischen Werte des Ministeriums des Kaimakams steht, dafür brauche ich nur ein kleines Beispiel anzuführen. Als ich bei Madame Balsche, der Gattin des gedachten Postelniks, ebenfalls einer alten Bekanntschaft von früher, meinen Besuch machte, kam sie mir mit den Worten entgegen: „Ich bin wahrlich beschämt, Sie hier, als die Frau eines Ministers begrüßen zu müssen, unter einer Regierung, die aus Räubern, Dieben, Fälschern und notorischen Vaterlandsverrätern besteht, und von denen sich mein Mann schon längst losgesagt hätte, wenn er nicht glaubte, durch sein Verbleiben dem Treiben dieser Leute wenigstens einigen Damm entgegensetzen zu können.“ Als ich hierzu ungläubig lächelte, und ihre Äußerung für einen Scherz erklärte, ging sie auf eine Begründung ihrer Behauptung ein und führte genau an, wo dieser oder jener Minister geraubt, geplündert und gestohlen habe und einige moldauische Stabsoffiziere in Uniform, darunter Adjutanten des Fürsten selbst bestätigten und vermehrten die chronique scandaleuse, die diese Dame von den Kollegen ihres Mannes gab. . . .

B. Standpunkt der Parteien im Lande.

Aus der soeben alleruntertänigst dargestellten Haltung der Regierung geht schon hervor, daß dieselbe getrachtet hat, eine Partei im Lande zu bilden, welche das Verbleiben desselben in den bisherigen mangelhaften Zuständen verficht. Zu dem Behufe, obwohl der Kaimakam reglementsmäßig nicht dazu berechtigt ist, sind alle Beamte gewechselt, die nicht unbedingt die Garantie einer Wirksamkeit gegen die Union und ihre Konsequenzen darbieten. Da sich dazu nur die allerunwürdigsten Subjekte gefunden haben, so besteht die Regierung des Kaimakams in allen Abstufungen der Hierarchie nur aus dem Schmutze der hiesigen korrumpierten Gesellschaft, und dieser Schmutz bildet sonach auch den wesentlichen Bestandteil der antiunionistischen Partei. Eine antiunionistische Partei besteht sonach und sie ist gleichbedeutend mit Regierungspartei.

Von zwei Seiten her wird diese antiunionistische oder Regierungspartei teils direkt, teils indirekt unterstützt.

Direkt durch die offene Parteinahme der österreichischen Regierung und ihrer Organe für dieselbe, namentlich des hiesigen Konsuls Gödel, welcher den antiunionistischen Beamten österreichische und türkische Dankbarkeit aller Art in Aussicht stellt und den Einfluß, den ihm die zahlreiche und reiche österreichische Bevölkerung im Lande in die Hand gibt, anwendet, um durch dieselbe ebenfalls in diesem Sinne wirken zu lassen, sowie durch den Rückhalt, den die Beamten schließlich auch in Konstantinopel zu finden wissen.

Indirekt durch eine kleine Zahl von Bojaren, aber aus den angesehensten Persönlichkeiten, welche zwar aus ihrer Ansicht von der Notwendigkeit der Union unter einem fremden Erbfürsten in vertraulichen Gesprächen nicht den mindesten Hehl machen, damit aber nicht öffentlich vortreten, weil sie glauben, daß alle Wirksamkeit in diesem Sinne doch keinen Erfolg haben wird, weil sie annehmen, daß die Mächte doch schon einig seien, es zu nichts kommen zu lassen, mit einem Worte, weil es ihnen an Vertrauen zu dem festen Willen der Mächte fehlt, etwas Ernstliches für die Verbesserung ihrer Lage zu tun. Sie glauben nur an eine eitle Replatrage, an eine unwürdige Komödie.

Die herabgedrückte Meinung dieser Leute, die sich für am besten unterrichtet halten, und es vielleicht auch sind, wird nun durch die Regierung sowohl, als durch die österreichischen Organe dahin ausgebeutet und noch mehr herabgedrückt, daß beide die Nachricht verbreiten, daß Frankreich und England darüber schon einig seien, die Frage des fremden Fürsten auch nicht einmal debattieren zu lassen, und von der Union ohne den fremden Fürsten will hier niemand etwas wissen. Man hält sie, und mit Recht, für eine Vergrößerung eines bestehenden Übels.

Alles was nicht in diese Kategorie der Regierungsbeamten und Vertrauenslosen fällt, mithin die große Mehrheit der Nation, die bei weitem überwiegende Anzahl der Bojaren, der gesamte hohe und niedere Klerus, alle mittleren Stände, selbst die Bauern, soweit sie, was jedoch nur in seltenen Ausnahmen

der Fall ist, irgendwelche politische Ansicht haben, sind unbedingt für die Union unter einem fremden erblichen Fürsten, und sprechen ihr Verlangen danach offen aus.

Zu den Ständen, welche ihr Vertrauen in die redlichen Absichten der Mächte noch am wenigsten aufgegeben haben, und, indem sie an dem guten Willen derselben festhalten, um so indignierter sind über das Verhalten der hiesigen Regierung, gehört der Klerus mit dem Metropoliten und den Bischöfen an der Spitze. In den mehrstündigen vertraulichen Unterhaltungen, welche ich zu verschiedenen Malen mit diesen Würdenträgern der Kirche gehabt habe, brachen dieselben in laute und schmerzliche Klagen darüber aus, daß die Regierung, wie sie sagten — und ich bediene mich hierbei ihrer eigenen Worte —, es sich zur Aufgabe gemacht habe, die edlen Intentionen der Großmächte durch eine dem Sinne und dem Geiste des Berufungsfirmans widerstrebende Auslegung zu vereiteln. Der Kaimakam habe ihnen die bestimmte Weisung erteilt, ihrerseits dem Klerus eine völlige Teilnahmslosigkeit mit Rücksicht auf die Wahlen einzuschärfen. Was das Verhalten der Regierung dem Volke gegenüber beträfe, so wende dieselbe alle Mittel an, Unruhen hervorzurufen. Sie trachte danach, die Gemüter zu erbittern und ein Überschreiten der Grenze der Mäßigung herbeizuführen, innerhalb welcher man sich bisher ununterbrochen gehalten habe. Hierbei gehe die Regierung von der Ansicht aus, daß, wenn nur diese Grenzen einmal überschritten worden seien, ihr dann ein hinlänglicher Grund zu Seite stehen würde, das Land von neuem durch fremde Truppen besetzen zu lassen. Eine erneute fremde Okkupation, dies sei das Ziel, welches die Regierung mit allen Kräften erstrebe; denn sie glaube, daß sie durch jene den freien Ausdruck der Volkswünsche niederhalten und ersticken könne. Sie (Metropolit und Bischöfe) hegten die zuversichtliche Hoffnung, daß die Kommissäre dem eben geschilderten Zustande ein Ende machen würden, einem Zustande, welchen sie nur eine Schlinge nennen könnten, in welche sie die Regierung mit aller Macht hineinzuziehen suche. Um die Gemüter zu entfremden, entblöde sich die Regierung nicht, dieselben dem Volke verdächtig zu machen, indem sie offen verkünde, daß jene in das Land kämen, lediglich um die Revolution in dasselbe hineinzutragen. Auch darüber sprachen sie sich später gegen mich aus, daß ihnen der türkische Kommissär Sarfet Effendi ohne allen Umschweif erklärt habe, daß wenn der Klerus fortfahre, für die Union gestimmt zu sein, und somit Aufregung ins Land brächte, eine türkische oder österreichische Okkupation den Klerus und das Land zur Vernunft bringen werde. Sie schlossen damit, daß, wenn es sich um die Alternative handelte: Union der Fürstentümer ohne erblichen fremden Fürsten oder fortgesetzte Trennung derselben unter zwei solchen erblichen Fürsten, sie ohne Bedenken der letzteren Alternative den Vorzug geben würden.

Was die sonstigen Bestandteile der nationalen Unionspartei betrifft, die sich in bestimmte organisierte Vereinigungen zum Zwecke der Durchsetzung ihrer

politischen Tendenzen bei den bevorstehenden Wahlen gegliedert hat, so stimmt dieselbe im allgemeinen vollkommen mit den vom Klerus geäußerten Ansichten überein. Die Bildung der Unionspartei in den Fürstentümern, die bekanntlich von der Moldau ausging, ist — und darüber waltet nicht der mindeste Zweifel ob — ursprünglich von der französischen Regierung durch ihre hiesigen Organe angeregt worden. Nur mit Rücksicht darauf, daß eine so bedeutende Großmacht wie Frankreich die Idee der Vereinigung unter ihren Schutz genommen, hat man an die Möglichkeit ihrer Ausführung geglaubt, und von diesem Zeitpunkte an datieren sich die Bestrebungen für dieselben. Die Organe der kaiserlichen Regierung hierselbst haben daher sowohl auf die Bildung dieser Vereinigungen als auf ihre Wirksamkeit einen unmittelbaren und wesentlichen Einfluß ausgeübt.

Als die Idee des fremden Erbfürsten, unter welcher das Unionsprojekt überhaupt nur Eingang und Bedeutung gewann, in unvermeidlichen Vordergrund trat, haben die französisch-konsularischen Organe die Möglichkeit der Union auch nach dieser Richtung hin immer noch festgehalten. Sie haben natürlich keine Zusicherungen über den fremden Erbfürsten gegeben, aber niemand hat zweifelhaft sein können, daß der fremde Erbfürst der französischen Regierung annehmbar erschien und daß sie geneigt sein würde, derselben ihre Unterstützung zu leihen. In diesem Sinne hat man auch die Äußerungen des Baron Talleyrand aufgefaßt, als dieser im Juli vorigen Jahres auf seiner Reise nach Konstantinopel die Fürstentümer berührte und dadurch der Unionsidee neue Nahrung gab.

Wenn nun in der neuesten Zeit dieselben Organe ihre Sprache dahin näher formuliert haben, daß man zwar an dem fremden Erbfürsten insofern festhalte, als dieser das notwendige Resultat der Union sein müsse, oder mit anderen Worten, daß man durch die Union zum fremden Erbfürsten zu gelangen habe, und sie demgemäß empfohlen haben, die Frage des fremden Erbfürsten als unzeitig und die eigentliche Absicht zu offen darlegend einstweilen beiseite zu lassen, so hat diese näher formulierte Anschauung keinen Eingang bei der unionistischen Partei gefunden, die sonach, ganz vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, welche sich dem mot d'ordre der französischen Regierung unbedingt gefügt haben, in ihrer entschiedensten Allgemeinheit den fremden Erbfürsten fortlaufend an die Spitze ihres Programms stellt. Ohnehin hätte es auch dem blindesten Auge klar sein müssen, wohin die Union führe, und daß die Tendenz zum fremden Erbfürsten auf diese Weise doch nicht zu verbergen gewesen wäre. Diese Partei stimmt daher, wie sich von selbst versteht, in das Klagelied des Klerus über die Regierung mit vollen Tönen ein. (Schluß dieses Berichtes folgt)

Präludien zu einem Ritt in Persien

Von Graf E. von Westarp in Berlin

Als im Herbst 1911 zum ersten Mal der Plan, mich an einem Ritt durch Asien zu beteiligen, an mich herantrat, da schien mir der Gedanke doch zu fernliegend und ich sagte zunächst ab. Trotzdem aber begann ich, mich mit diesem Gedanken und der einschlägigen Literatur zu beschäftigen. Diese Lektüre ergab eine Fülle von Anregungen, und je mehr ich mir die Geschichte jenes Landes, das heute noch mehr als damals Interesse für das moderne Europa gewonnen hat, je mehr ich mir die Bilder des alten Kaiserreiches Trapezunt, den Zug der Zehntausend, die gewaltigen Kriege Alexanders des Großen, die dort ihren Anfang nahmen, die Regentschaften des reichen Krösus und der von der Sage umwobenden Königin Semiramis bis hinein in die Neuzeit, wo Russen und Türken miteinander kämpften, vor Augen führte, je mehr wuchs das Interesse und mit ihm das Verlangen, jene Länder zu sehen. Dieses Verlangen war um so größer, als es mich schon längst reizte, ein Land zu bereisen, das in seiner kulturellen Entwicklung 2000 Jahre stehen geblieben zu sein scheint, und keine modernen Verkehrs- und Reiseerleichterungen besitzt, so angenehm diese in der Praxis auch sind. So kam es, daß ich Anfang Januar vorigen Jahres mich mit meinem Freunde fest verabredete, im Sommer einen größeren Ritt durch jenes Land zu machen, sofern es die politischen Verhältnisse gestatteten.

Hatte so unser Plan im Prinzip Gestalt gewonnen, so trat sofort die große Frage „wie" in den Vordergrund. Die Verhältnisse lagen hier doch so durchaus anders, daß man nur wenig von seinen in kultivierten Ländern erworbenen Reiseerfahrungen verwerten konnte. Was war an Vorbereitungen zu treffen, welcher Weg versprach den meisten Erfolg, was existierte an Karten, nach denen man sich zurechtfinden konnte, welche Sprachen mußte man beherrschen, wieviel Kilometer konnte man täglich und wieviel in längerer Zeit hintereinander zurücklegen, denn daß man den Maßstab deutscher Fernritte hier nicht anlegen durfte, wurde mir sehr bald klar.

Ganz besonders mußte die politische Lage in Rechnung gestellt werden, auch bedurfte es genauer Überlegung, wieweit man die amtlichen Behörden in Anspruch nehmen wollte.

Leider war es nun gerade die politische Lage, die unsere Reisevorbereitungen sehr hemmte. Noch immer lag die Türkei mit Italien im Kampfe, Gerüchte von italienischen Landungsplänen in Kleinasien standen fast täglich in den Zeitungen, auch von Differenzen mit Rußland, die ein Bereisen der russisch-türkischen Grenzgebiete natürlich von vornherein ausgeschlossen hätten, durchschwirrten die Luft, und schließlich war gerade im vorigen Jahre die Lage im Innern besonders gefährlich, da den Kurden ziemlich freie Hand gelassen wurde und sie nun nach Kräften raubten, plünderten und Karawanen überfielen. Noch kurz vor der Abreise wurde ich von einem hiesigen Gelehrten dringend gewarnt, in jene Gegenden zu gehen, zwei wissenschaftliche Expeditionen wären aufgegeben worden, weil die Gegend jetzt zu gefährlich sei. Ich ließ mich aber dadurch nicht abschrecken, wenngleich die Warnung Berechtigung hatte, denn die Lage in Ostanatolien im vergangenen Jahre war äußerst unsicher, und seit Jahren dort lebende Eingeborene wie Europäer sagten mir, es sei seit langem nicht so schlimm gewesen.

Natürlich wirkten alle diese Gerüchte dahin zusammen, daß man die Vorbereitungen doch nicht so intensiv betrieb, als wenn man von Anfang an die völlige Gewißheit gehabt hätte, daß der Ritt auch zustande kommen werde.

Zunächst handelte es sich darum, die Reiseroute festzulegen. Wenngleich die meiste Zeit dem östlichen Teil der asiatischen Türkei gewidmet werden sollte, so lockte es doch sehr, auch noch andere Gegenden zu durchreiten. Der Gedanke bis ins heilige Land vorzudringen, mußte leider aufgegeben werden, denn dazu hätte die Zeit kaum gereicht, und so lag es nahe, daß wir auch das nicht zum wenigsten durch seine Poesie und Sage bekannte Land der Märchen aus Tausend und einer Nacht mit in unsere Reisepläne aufnahmen.

Viele Gründe ließen es ratsam erscheinen, den Ritt in Täbris zu beginnen, besonders weil man mit der Eisenbahn und deshalb ohne Gefahr eines größeren Zeitverlustes dorthin gelangen konnte, und die Pferde in jenem Lande sehr billig und gut sind. Indessen stellten sich einer Reise durch Rußland wegen des Verbots der Waffeneinfuhr doch erhebliche Schwierigkeiten entgegen, und so entschlossen wir uns endgültig, den Ritt in Trapezunt zu beginnen und alsdann über Erfindjan und Erserum, zwei großen Inlandsgarnisonen, südlich am Wansee vorbei, über Wan ins Urmiagebiet und dann auf Täbris unseren Weg zu nehmen.

Die wissenschaftlichen Vorbereitungen erstreckten sich zunächst auf die Lektüre von Reisewerken, welche jene Gegend behandeln. Aus ihnen entnahm man zunächst rein theoretisch, welche Vorbereitungen des weiteren zu treffen und welche Gegenstände mitzuführen waren. Allerdings war dies wie gesagt, ein rein theoretisches Studium, und wenn ich heute meine Aufzeichnungen, die ich mir damals machte, durchblättere, so kann ich mich des öfteren eines gewissen Lächelns nicht erwehren, wenn ich lese, welche oft ganz unpraktischen und unnötigen Dinge ich mir zur Mitnahme aufgeschrieben hatte.

Unsere Expedition sollte ja keine rein wissenschaftliche sein, es kam nicht darauf an, irgend eine bestimmte Frage zu ergründen, Sammlungen anzulegen oder dergleichen, ja es war nicht einmal ein spezieller militärischer Zweck damit verbunden, wenngleich man als Offizier für die militärischen Verhältnisse ein besonderes offenes Auge hatte. Uns lockte das Abenteuerliche, das Sportliche eines solchen Unternehmens, und soweit der Wissenschaft hierbei Dienste geleistet werden konnten, taten wir dies natürlich aufrichtig gern.

Anfänglich bewegten sich die Vorbereitungen also oftmals in falscher Richtung. Dies Buch empfahl diese Maßnahme, jenes hielt etwas anderes für ratsamer, eine Klärung trat erst ein, als man persönliche Rücksprache mit den Leitern ähnlicher Expeditionen genommen hatte, die uns in liebenswürdigster Weise ihren Rat und ihre Erfahrungen zur Verfügung stellten.

Zunächst entstand die Frage, mit welcher Sprache man durchzukommen hoffte. Bei den Gebildeten konnte man ja auf die Kenntnis der deutschen und französischen, häufig auch auf die der englischen Sprache rechnen, und ich bin auch fast immer, mit einer dieser drei Sprachen zum Ziele gekommen. Anders war es mit den Eingeborenen, bei denen man nur auf Türkisch rechnen durfte, das sich in Persien übrigens wesentlich von dem in der Türkei gesprochenen unterscheidet, man spricht dort den nach der Provinz Aderbeidschan genannten Dialekt. Nebenbei war unbedingt die Kenntnis von etwas Russisch nötig, da Nordpersien, das wir bereisen wollten, ja stark von Russen besetzt ist, unter deren Schutz wir uns zu stellen beabsichtigten. So war vorauszusehen, daß wir in Persien von russischen Kosaken eskortiert werden würden. Mein Begleiter sprach so viel Türkisch, daß er sich verständigen konnte, und so mußte ich mir noch einige russische Brocken aneignen, die es möglich machten, die einfachsten Gedanken auszudrücken. Im übrigen verließen wir uns auf unseren Diener, den wir in Konstantinopel mieten wollten, und der gleichzeitig Dolmetscher spielen mußte.

Die von den Hotels empfohlenen Diener und Dolmetscher sind sehr mit Vorsicht aufzunehmen. Uns wurden mehrere Leute vorgeführt, aber zu keinem hatten wir ein rechtes Vertrauen. Interessant war es mir, daß ich später in Armenien von einem Diener in Konstantinopel hörte, der ein ganz bekannter Gauner sei, und mit dem schon mehrere Reisenden ihre schlimmsten Erfahrungen gemacht hatten. Ich war glücklich, nicht auf ihn hereingefallen zu sein, denn auch mir war er angeboten worden und hatte auf den ersten Blick nicht einmal einen ungünstigen Eindruck gemacht.

Der letzte Tag vor der Abreise aus Konstantinopel war gekommen und noch immer war die Dienerfrage nicht gelöst. Da lernten wir in letzter Stunde einen deutschen Offizier kennen, der uns gütigerweise seinen Diener, den er sehr empfahl, überließ. Der Mann sprach etwas französisch, wenigstens soviel, daß man sich mit ihm verständigen konnte, wenngleich er manchmal erschütternde Sprachblüten zutage förderte, war treu, ehrlich und sauber. Wir fragten ihn,

als wir gegen Abend nach Hause kamen, ob er die Reise mitmachen wollte, und da er zusagte, bestellten wir ihn für den nächsten Vormittag, denn gegen Mittag schon ging das Schiff ab.

Er besaß nun tatsächlich alle geschilderten Vorzüge, nur hatte er seit Jahren nicht mehr geritten und versagte daher, als die Anstrengungen groß wurden, so daß wir ihn in Erserum entlassen und einen anderen Pferdepfleger mieten mußten, der nur türkisch sprach. Somit war der Gedanke eines uns immer begleitenden Dragomans zunichte geworden. Es empfiehlt sich bei solchen Reisen, sich nur auf sich selbst, nicht auf andere oder glückliche Umstände zu verlassen, denn das Schicksal bestraft fast immer solche Bequemlichkeiten. Man lernt auf diese Weise und mit Hilfe eines Taschenlexikons schnell die nötigsten Ausdrücke, so daß selbst ich mich nach einiger Zeit ganz gut mit unserem Diener verständigen konnte.

Fast noch zeitraubender war das Aneignen der nötigen praktischen Kenntnisse. Obgleich ich schon seit Jahren photographische Aufnahmen machte, erschien es mir doch zweckdienlich, noch einen Kursus durchzumachen, da ich auch zum erstenmal Aufnahmen mit einem Teleobjektiv machen wollte. Ferner hatte ich die Absicht, möglichst während des ganzen Rittes Routenaufnahmen zu machen, was auch eine vorhergehende Unterweisung nötig machte. Ein Kursus im Präparieren von Tierfellen war mir als Jäger von besonderer Bedeutung, und schließlich mußte man doch auch medizinisch soweit gebildet sein, daß man mit seinen Medikamenten, die die Reiseapotheke enthielt, umzugehen und schließlich auch äußere Verletzungen selbst schwererer Art zu behandeln verstand. Denn man mußte sich immer wieder klarmachen, daß man vielleicht wochenlang, jedenfalls tagelang, von jeder Hilfe durch Personen von Beruf abgeschnitten und gänzlich auf sich selbst angewiesen sein würde, ein Zustand, der einem zu Hause, ja selbst auf Reisen gewöhnlicher Art ganz unbekannt ist. Für den Reisenden gilt hier:

„Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein."

Das aber war gerade das Reizvolle, das war es, was einem Befriedigung gab: der Kampf mit den Schwierigkeiten und der glückliche Sieg.

Inwieweit waren nun die offiziellen Behörden bei unserem Vorhaben in Anspruch zu nehmen, ja selbst nur zu benachrichtigen? Einerseits würden uns offizielle Empfehlungen entschieden von großem Vorteil gewesen sein, anderseits lief man aber Gefahr, daß gerade, weil die politischen Verhältnisse nicht die besten waren, von amtlicher Seite Einwendungen gegen die Reise erhoben werden konnten. Reiste man auf eigene Gefahr, so hatte niemand eine Verantwortung für uns. Wir hielten es daher für das Ratsamste, möglichst inoffiziell zu reisen, uns aber private Empfehlungen an Zivil- und Militärbehörden geben zu lassen und darauf bedacht zu sein, daß die Kette der Empfehlungen nicht abriß. Die Türken sowohl wie die Russen sind ja gegen Fremde von

äußerster Liebenswürdigkeit und großem Zuvorkommen, und so durfte man darauf rechnen, auf diese Weise viel schneller und sicherer zum Ziel zu kommen, als wenn man auf offiziellem Wege um amtliche Unterstützung bat. Jede nichtamtliche Unterstützung wird von allen Behörden, besonders dort an Ort und Stelle gerne gewährt, denn sie verpflichtet zu nichts, hat aber für den Reisenden dieselbe Wirkung. Wir haben mit diesem Prinzip die besten Erfahrungen gemacht und selbst dort, wo unsere Hoffnungen sich nicht zu erfüllen schienen, ließ sich an Ort und Stelle durch persönliche Fürsprache mehr erreichen, als wenn man große Eingaben gemacht und Anträge gestellt hätte.

Einen derartigen Fall möchte ich hier erwähnen. Wir hatten unsere Waffen nach Trapezunt vorausgeschickt, erfuhren aber in Konstantinopel von amtlicher Stelle, daß auf eine Einfuhr ohne besonderen Waffenschein gar nicht zu rechnen sei. Die Erlangung dieses Waffenscheines würde wenigstens zwei Wochen in Anspruch nehmen, und ob die Genehmigung erteilt werden würde, sei sehr fraglich. Also lautete die offizielle amtliche Auskunft. Wir telegraphierten nach Trapezunt, auch von dort erhielten wir den Bescheid, daß die Gewehre ohne Waffenschein nicht herausgegeben werden dürften. Durch die liebenswürdige Fürsprache eines Deutschen in Konstantinopel gelang es nun, in den drei Tagen, die noch zur Verfügung standen, die Erlaubnis zur Einfuhr und zum Tragen der Waffen, zu der nicht weniger als drei Ministerien und die Kaiserlich-Ottomanische Zollbehörde ihre Einwilligung geben mußten, zu erwirken. Und nicht nur dies, der Erlaubnis waren Briefe an die Valis (Oberpräsidenten) der von uns zu bereisenden Provinzen beigegeben, in welchen diese Herren aufgefordert wurden, uns nach Kräften zu unterstützen und unsere Reise zu fördern. Diese Briefe waren uns später von unendlichem Nutzen.

Ich will nicht sagen, daß dasselbe nicht auch auf amtlichem Wege und vielleicht sicherer zu erreichen gewesen wäre, und ob ich mich bei einer zweiten derartigen Reise wieder auf das Glück verlassen würde, erscheint mir fraglich, jedenfalls war dieses Prinzip von Erfolg begleitet.

Und nun zur Ausrüstung. Was war an Gegenständen, die speziell für eine solche Reise vonnöten waren, mitzunehmen? Was war an Waffen, Pferdeausrüstung, Apparaten, Instrumenten mitzuführen, wie sollte die Verpflegung geregelt werden? Hier war zunächst die allgemeine Frage zu beantworten: sollte man mit oder ohne besonderes Gepäck reisen, d. h. sollte man die nötigen Gebrauchsgegenstände auf seinem eigenen und vielleicht noch auf dem Pferde des Dieners mitführen, oder sollte man außer den Reitpferden noch Bagagepferde kaufen bzw. mieten, welche von einem besonderen Treiber geleitet werden, mit anderen Worten, sollte man sich noch von einer kleinen Karawane begleiten lassen? Die Vor- und Nachteile liegen auf der Hand. Neigte ich auch zunächst dem ersteren Prinzip zu, zu dem mir auch geraten wurde, so sah ich doch bald die Unausführbarkeit dieses Gedankens ein. Man kann wohl einige Tage, ja vielleicht sogar ein oder zwei

Wochen in dieser Weise reisen, einen längeren Ritt ohne eine besondere Gepäckkarawane halte ich aber fast für undurchführbar, besonders wenn man Wert darauf legt, in den größeren Städten auch einen Einblick in die Geselligkeit zu gewinnen. Außerdem widersteht man den Anstrengungen und Entbehrungen in den ersten Tagen, ja selbst Wochen ohne Schwierigkeit, dann aber beginnt der Körper doch widerstandsunfähiger zu werden und bedarf möglichster Schonung. Dazu kommt noch, daß ein derartiger Ritt auch für die eigenen Pferde eine unverhältnismäßig große Anstrengung ist, haben wir doch manchmal bis zu 100 Kilometer und darüber an einem Tage gemacht. Wenn auch eine solche Entfernung hier in Deutschland nichts Ungewöhnliches ist, so bedeutet sie dort doch eine ganz enorme Anstrengung der Pferde, besonders wenn der Weg teilweise durchs Gebirge führt, der Ritt schon mehrere Tage oder Wochen gedauert hat und morgen wieder fortgesetzt werden soll. Hieraus ergibt sich, daß man bestrebt sein muß, die eigenen Pferde so viel als irgend möglich zu entlasten. Die Gepäckkarawane ist also ein zwar großes, aber unvermeidliches Übel.

Hatte man sich nun zur Mitnahme einer Karawane entschlossen, so war ich dennoch eifrigst bemüht, das Gepäck möglichst einzuschränken. Trotzdem aber füllten diese „notwendigsten" Gegenstände doch noch mehrere Koffer und Säcke, die auf gemieteten Packpferden verladen wurden.

Es bleibt eine offene Frage, ob es ratsamer ist, Packpferde zu mieten oder zu kaufen. Die Kosten werden in beiden Fällen ziemlich dieselben sein, denn man muß immer auf einen erheblichen Verlust beim nachmaligen Verkauf der Pferde rechnen. Das Mieten der Pferde hat den Vorteil, daß stets ein des Weges kundiger Karawanentreiber mitgeht, der auch als Führer dienen kann, auch ist man der Sorge für Verpflegung, Unterbringung und Gesundheit dieser Pferde enthoben, muß sich aber allerdings, besonders wenn man bestrebt ist, schnell vorwärts zu kommen, bei jeder Station auf einen mehr oder weniger großen Krach und auf so manchen Bagschisch gefaßt machen. Denn es liegt im Interesse der Pferde, die täglichen Etappen möglichst klein zu bemessen, und die Besitzer versuchen stets, noch einen Tag mehr herauszuschlagen, denn Zeit spielt im Orient keine Rolle, wohl aber Kräfte und die angeborene Faulheit. Würde ich einen derartigen Ritt noch einmal machen, so würde ich mehrere Packtiere mitführen, diese nur gering belasten und die Treiber ebenfalls beritten machen. Dadurch wäre ein schnelleres Marschtempo möglich, die Ermüdung der Treiber geringer und deren Laune daher eine bessere.

War man nun einerseits bestrebt, das Gepäck nach Möglichkeit einzuschränken, so durfte doch nichts fehlen: von der Reservebirne für die elektrische Taschenlampe bis zur zusammenklappbaren Taschensäge, vom Entwicklungsapparat für photographische Platten bis zum Reserveschnürsenkel mußte alles vorhanden sein.

Näher auf die Gegenstände im einzelnen einzugehen, verbietet der Raum, ich möchte hier nur erwähnen, wie wir gekleidet waren, und was wir auf dem Pferde mit uns führten.

Gegen die große, aber trockene Hitze bei Tage sowie gegen die Kälte des Nachts schützt man sich am besten durch dicke, warme Sachen, so widersinnig dies auch bezüglich der Tageshitze klingen mag. Viel mehr als die Hitze — wir hatten manchmal über 60° C. — empfindet man die stechenden Sonnenstrahlen, gegen die nur dicke Kleidungsstücke schützen. Wenngleich der von uns gewählte Kordstoff sehr haltbar und im Tragen angenehm ist, so ist doch reine Wolle mehr zu empfehlen, da sie mehr vor Erkältungen schützt. Auf dem Kopfe trugen wir einen Tropenhelm mit festem Nackenschutz gegen Sonnenstrahlen.

Eine wichtige Frage war die Ausrüstung der Pferde. Auf den großen Strecken mußte man alles Nötige bei sich führen, denn es war darauf zu rechnen, daß die Bagage manchmal nicht mitkommen würde. Zwischen dem Wunsche, möglichst viel bei sich zu haben und der Forderung, die Belastung der Pferde so gering als möglich zu machen, war es schwer, die richtige goldene Mitte zu finden. Als Sattel wählten wir den sogenannten englischen Sattel, in der Art, wie er bisher in unserer Armee als Offiziersattel bekannt war. Allerdings ließ ich mir noch einige Ösen und ein festes Hinterzwiesel zum Aufschnallen des Mantels einnieten, in der richtigen Erkenntnis, daß alles, was nicht niet- und nagelfest ist, mit der Zeit abreißt. Man glaubt ja gar nicht, wie sehr die Sachen bei einem solchen Ritt leiden, und es empfiehlt sich, nur neue Kleidungs- und Ausrüstungsstücke vom besten Material mitzunehmen. Sparsamkeit ist hier gänzlich am falschen Platze und rächt sich später bitter.

Als Sattelunterlage diente ein großer Woylach, der ja zwar verhältnismäßig schwer ist, man hatte aber auf diese Weise stets eine geeignete Decke, die Pferde in den kalten Nächten einzudecken und vor Erkältungen zu schützen. Die Pferde waren mit unserem Militärzaumzeug, aber ohne Kantare gezäumt, trugen also nur eine Halfter mit Riemen und eingeknebelter kleiner Trense, so daß man sie stets, ohne das Zaumzeug abzunehmen, anbinden konnte. Letztere reicht vollkommen aus. Zwei große Packtaschen, des leichteren Gewichts wegen aus Segeltuch, hingen vorn an beiden Seiten des Sattels und bargen die nötigsten Apparate: Zielfernrohr für die Büchse, Teletubus mit Ansatz für den photographischen Apparat, der in einer Ledertasche auf der rechten Seite des Sattels hing, so daß man ihn stets leicht zur Hand hatte, Minimal- und Maximalthermometer, elektrische Taschenlampe, Reservemunition für Büchse, Gewehr und Pistole und einige andere Kleinigkeiten. Die andere Packtasche enthielt eine eiserne Portion, bestehend aus Erbskonserven mit Fleisch, etwas Schokolade, eine Thermosflasche mit heißem Tee, etwas wollene Wäsche, Notiz- und Reisehandbuch. Routenkompaß, Höhenbarometer und Taschenwörterbuch führte ich in den verschiedenen, sehr reichlich angebrachten Taschen meines Rockes mit.

Wenngleich das Mitführen der Parabellumpistole, die natürlich immer geladen war, keine Schwierigkeiten machte, so war die Frage, wie man die Gewehre am besten transportieren konnte, ebenso schwer zu lösen, wie bei den Kavallerien aller Armeen. Denn eine wirklich praktische Tragevorrichtung ohne

größere Nachteile ist bis jetzt noch nicht erfunden worden. Die beste von allen ist meiner Ansicht nach diejenige, zu der wir uns schließlich entschlossen. Sie besteht aus einem Kolbenschuh, der auf der linken Seite des Sattels hinter dem Oberschenkel angeschnallt wird, in ihm steht das Gewehr senkrecht, mit der Mündung nach oben in die Höhe und wird oben an eine Schlaufe angeschnallt, die der Reiter an einem Gurt um die Hüfte trägt. Diese Tragevorrichtung ist leicht, verhindert Beschädigungen des Gewehres durch Anstoßen an Geländeunebenheiten und gestattet stets den sofortigen Gebrauch der Waffe. Das Gewehr liegt vollkommen fest und hindert den Reiter in keiner Weise. Daß auch sie ihre Nachteile hat, darf natürlich keinen Augenblick bestritten werden.

Etwas reichhaltig mußte die Reiseapotheke ausgestattet sein, denn einerseits war kaum darauf zu rechnen, daß man sie während des Rittes selbst in größeren Städten würde ergänzen können, anderseits aber kommt der Europäer in dortiger Gegend so oft in die Lage, helfend die Not des Landes zu lindern und wird auch häufig von den Eingeborenen darum gebeten. Wird er doch stets als Arzt angesehen oder doch zum wenigsten als ein Mensch, der aus gesunden, glücklichen Landen kommt, und der hier helfen kann, wo Fieber, Epilepsie, Augenleiden und viele furchtbarere Krankheiten Tod und Unglück von Haus zu Haus tragen. Wer wollte da nicht alles tun, was in seiner Macht steht, um zu helfen, selbst wenn die Hilfe auch nur wie ein Tropfen im Weltenmeere ist.

Die Medikamente waren in geschickter Weise von der Apotheke zum König Salomo, Berlin, zusammengestellt und enthielten alles Notwendige in ausreichendem Maße. Besonders mitzuführen sind Magenmittel, denn gerade unter Magen- und Darmkrankheiten hat man viel zu leiden. Chinin führten wir in größeren Mengen mit, denn auch den Eingeborenen kann man hiermit viele gute Dienste leisten. Wir selbst nähmen jeden vierten Tag ein Gramm, so daß wir ziemlich ohne Fieber, selbst durch die gefährlichen Gegenden an den Ufern des Wan- und Urmiasees durchkamen. Insektenpulver ist unentbehrlich, denn man braucht es fast täglich, selbst wenn man mit der Zeit noch so sehr gegen Mitbewohner abgestumpft wird.

Und nun einige Worte über den Alkohol. Viele Reisende, z. B. Sven Hedin, dessen weitgehende Erfahrung mit meiner geringen natürlich nicht zu vergleichen ist, verwerfen jeden Alkohol grundsätzlich. Wenngleich ich auch nicht sein Freund bin, so führte ich doch ein wenig Kognak und Punschextrakt mit, und während letzterer an kalten Abenden wohl so manche Erkältung ferngehalten hat, oder nach einem Bade im kalten Gebirgswasser den Körper wieder erwärmte, so war der Kognak, mit heißem Tee genossen, die beste und wirksamste Medizin bei Magenerkrankungen. Leider hatte ich viel zu wenig mitgenommen, so daß er nur sehr sparsam genossen werden konnte. Ich würde bei einer nochmaligen ähnlichen Reise mehrere Flaschen guten Kognak mitnehmen, aber jeder folge hier seinen eigensten Wünschen. In dasselbe Kapitel dürfte auch die Tabakfrage schlagen. Auch hier gehe ich mit meiner Ansicht auf mittlerer Linie. Ohne ein starker Raucher

zu sein, halte ich es für ratsam, bei derartigen Reisen einige Zigaretten mitzuführen. Das Rauchen erfrischt, regt den Körper an, löscht den Durst, stillt den Hunger, ohne eine schädliche Nachwirkung zu hinterlassen, wenn es nicht übertrieben wird.

Dringend anzuraten ist aber, sich impfen zu lassen, bevor man in jenen Hütten und auf Decken nächtigt, denen selbst der Laie ansieht, daß sie Träger aller möglichen Krankheitserreger sind.

Und nun zur photographischen Ausrüstung. Hier gilt es mehr als von den anderen Ausrüstungsgegenständen, daß nur das Beste Erfolg verspricht. Da die Ansichten darüber, was hier das Zweckdienlichste ist, wohl sehr verschieden sein werden, so beschränkte ich mich darauf, zu erwähnen, wie ich ausgestattet war, mit der Bemerkung, daß ich mit der Ausrüstung durchaus zufrieden war. Ich hatte einen 9 : 12 Schlitzverschlußapparat „Ango" von der Firma C. P. Goerz. Zu ihm gehörte ein Teletubus mit Verlängerungsstück für Fernaufnahmen, der sich hervorragend bewährt und mir gute Dienste geleistet hat. Trotz der kompliziert scheinenden Konstruktion des Verschlusses hat dieser doch keinen Augenblick ausgesetzt, obgleich ich den Apparat, wie erwähnt, während des ganzen Rittes am Sattel getragen habe, wo Verstaubungen und Verschmutzungen, ja selbst Stöße und kleine Verletzungen ganz unvermeidlich waren. Die übrigen Bedarfsartikel stammten von der Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation und bestanden aus einer größeren Anzahl Chromo-Isolarplatten, die mit Tropenemulsion versehen und in Blechschachteln eingelötet waren. Beides ist dringend nötig. Die Platten erhielten dadurch eine große Widerstandsfähigkeit gegen Feuchtigkeit und Hitze, so daß durch diese beiden großen Feinde photographischer Aufnahmen auch nicht eine Platte verdorben wurde. Wohl aber litten die Films, soweit sie Verwendung fanden, fast sämtlich unter der Hitze. Ferner empfiehlt es sich, einige Entwickler- und Fixierpatronen, von der „Agfa" in Glas verpackt und für den Gebrauch äußerst handlich zurechtgemacht, mitzuführen, denn man muß zu Anfang und später wenigstens von Zeit zu Zeit einige Bilder sofort entwickeln, zu Anfang, um die richtige Belichtungszeit zu finden, denn bei der grellen Sonne sind die Lichtverhältnisse natürlich ganz andere als hier in Europa, späterhin, um auf Fehler, die der Apparat während der Reise erlitten haben kann, aufmerksam gemacht zu werden. Sonst kann es sich ereignen, daß alle Bilder eines kleinen, leicht zu beseitigenden Fehlers wegen verderben. Die Mitnahme einiger „Agfakapselblitze" für Blitzlichtaufnahmen hat sich sehr gelohnt. Auch Platten für farbige Aufnahmen fanden Verwendung. Durch sie konnten wir so manche schöne Beleuchtungseffekte, an denen jenes Land ja so reich ist, als Erinnerung für spätere Zeiten festhalten.

An Verpflegung konnten wir natürlich nur einige Konserven mitführen, die den eisernen Bestand bildeten, ein Teil wurde, wie erwähnt, in der Packtasche, der Rest als Bagage befördert. Im übrigen lebte man von dem, was das Land bot. In den großen Städten konnte man etwas Fleisch und Brot kaufen,

um sich für ein und zwei Tage mit frischem Proviant zu versehen, sonst aßen wir, was die Eingeborenen uns vorsetzten. Freilich war dies nicht immer sehr appetitanregend, und so griff man so manches Mal auf seine Konserven zurück. Sie wurden aber als kostbares Gut behütet und für die äußerste Not aufgespart. Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß man mit einigen bunten Bildern, Feuerzeugen und billigen Uhren den Eingeborenen große Freude und sich selbst äußerst beliebt machen kann.

Viel Mühe, viele Wege und viel Denken erfordert es, bis endlich die großen Kisten mit allen Habseligkeiten im Eisenbahnwagen stehen und man sich selbst in den Orientexpreß setzt, um dem Lande seiner Träume entgegenzueilen. Groß ist aber die Freude, wenn nachher das, was am Schreibtisch durchdacht und bearbeitet wurde, draußen wirklich zum Erfolge führt.

Doch fast hätte ich noch eins, das Allernotwendigste für den Orient vergessen: gute Laune, Ruhe und Energie. Ohne sie dürfte man nicht weit kommen, selbst wenn die Koffer der Karawane alles enthielten, was man sich nur denken und im Notfalle gebrauchen kann. Diese drei bilden den persönlichen eisernen Bestand, aus dem immer wieder geschöpft werden muß, wenn sich Schwierigkeiten einstellen, wenn die Karawanentreiber dem Reisenden ihr „Unmöglich", mit dem sie so schnell bei der Hand sind, zurufen, wenn die Indolenz der Eingeborenen ihn fast zur Verzweiflung treibt. Besitzt man aber diese Eigenschaften, so ist man den Eingeborenen weit überlegen; zu ihnen muß sich dann noch eine gewisse fatalistische Gleichgültigkeit gegen Zwischenfälle, an denen nichts zu ändern ist, hinzugesellen. Dann ist man gut ausgerüstet und kann getrost in dem Gefühl der eigenen Überlegenheit die Reise antreten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Rechtsfragen

Das Erbrecht des Reiches. Im vorigen Heft (vom 16. April 1913) ist dargelegt, welches Verständnis und Wohlwollen die Kölnische Volkszeitung dem Gedanken der Erbrechtsreform entgegengebracht hat. Auch die führenden Blätter der konservativen Partei standen auf demselben Standpunkt, wie immer wieder anerkannt werden muß. Sie haben dem Plane der Reform die Wege geebnet, als zuerst der preußische Finanzminister Freiherr von Rheinbaben in der ihm eigenen nachdrücklichen Weise dafür eintrat. Die Kreuzzeitung sprach sich schon in ihrer Wochenübersicht vom 26. Januar 1908 dahin aus: „In den meisten Familien besteht zwischen entfernten Blutsverwandten keine persönliche Beziehung mehr. Solche ‚lachenden Erben' auszuschalten, verstößt nicht gegen die Rechtsauffassung des Volkes. Ist mit der Blutsverwandtschaft noch ein freundschaftliches Verhältnis verbunden oder ist der Familienverband irgendwie aufrecht erhalten worden, so wird die Errichtung eines Testaments jede unliebsame Wirkung der vorgeschlagenen Erbrechtsbeschränkung abwenden." Wenn das Erbrecht der Geschwisterkinder noch erhalten bliebe — das ist nach der Regierungsvorlage der Fall —, so würden bei den konservativen Abgeordneten keine grundsätzlichen Bedenken gegen eine gewisse Beschränkung des Verwandtenerbrechts zugunsten des Reiches obwalten. Am 21. Februar 1908 folgte in derselben Zeitung eine eingehende, aus sachkundiger Feder stammende Besprechung der Frage, in der es heißt: „Der letzte Grund des gesetzlichen Erbrechts der Verwandten liegt nicht in der Blutsverwandtschaft allein, sondern in der durch diese bedingten näheren Familienzusammengehörigkeit, und wo diese im allgemeinen nicht mehr lebendig ist, stehen wohl auch vom konservativen Standpunkt aus genügende prinzipielle Gründe einer Neuregelung nicht entgegen, die den Verwandten ein Erbrecht nur dann noch zugesteht, wenn der Erblasser dies in letztwilliger Verfügung ausdrücklich angeordnet hat." Die Deutsche Tageszeitung schreibt am 14. September 1908: „In dem neuesten Heft der Neuen Revue beschäftigt sich Justizrat Bamberger wieder mit seinem Gedanken, das Reich bei Intestaterbschaften, die an entferntere Verwandte fallen würden, als Erben einzusetzen. Er sagt, man plane, die Erbrechtsgrenze hinter den Geschwistern zu errichten und die entfernteren Seitenverwandten durch die Reichskasse zu ersetzen. Wir halten diese Abgrenzung unsererseits für vernünftig und geboten."

Der Reichsbote erörtert den Plan in der Nummer vom 12. Februar 1908 und kommt zu dem Ergebnis, daß man dringend wünschen müsse, ihn sobald als möglich in die Tat umgesetzt zu sehen. Der Reichsbote ist dieser Ansicht bis heute treu geblieben. Er läßt keine Gelegenheit vorübergehen, für seine Überzeugung einzutreten und hat sie insbesondere noch vor wenigen Tagen bei Gelegenheit der Verhandlungen des Reichstages von neuem in entschiedener Weise zum Ausdruck gebracht.

Es scheint also, als ob der Gedanke des Reichserbrechts sich sehr wohl mit konservativen Anschauungen verträgt.

Sprache

Sprache und Schrift. Ein rascher Blick auf die Bücher, mit denen wir heute die Leser bekannt machen wollen, läßt einen bedeutsamen Zug erkennen, der ihre kleine und bunte Reihe zusammenhält. Für diese Ansicht ist der gemeinsame Gegenstand: Sprache

und Schrift, der sie äußerlich aneinandergereiht hat, nur ein Symbol für die gemeinsame Aufgabe, der sie ihrer inneren Absicht nach dienen. Weniger der Inhalt eint sie, von dem sie ausgehen, als das Publikum, an das sie sich wenden. Daß sie überhaupt ein Publikum haben, ist das Bedeutsame. Sie sind getragen von einer ganz bestimmten Bewegung unserer Zeit, die wir von den verschiedensten Seiten her einem Ziele zustreben sehen. An dieser Bewegung ist die Reife des Könnens gleich erfreulich wie die Einmütigkeit des Willens.

Ausdruckskultur nennt sie der Kunstwart, wir möchten umfassender von einer Kultur der Form sprechen. Man beginnt alles das, woran eine einseitige Entwicklung nur den Inhalt hervorgehoben hatte, unter den Gesichtspunkt der Form zu stellen, um damit zu einer neuen und vertieften Auffassung zu gelangen. So erscheinen Sprache und Schrift, die unscheinbaren und selbstverständlichen Werkzeuge, auf einmal in den Gesichtskreis der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt. Es liegt etwas Philosophisches in dieser Nachdenklichkeit vor dem Alltäglichen. Der ungeahnte Aufstieg der Sprachwissenschaft im letzten Jahrhundert verbündet sich hier mit einer ausgesprochen ästhetischen Richtung des modernen Geistes, um ein literarisches Problem zum Bewußtsein zu bringen, dessen wissenschaftlicher wie künstlerischer Stachel vorher nur von vereinzelten Köpfen empfunden wurde. Wenn es diese Breitentendenz der neuen Sprachbewegung auch mit sich brachte, daß ihre großen Ideen nicht immer vor Verflachung bewahrt blieben, gebührt ihr doch der Ruhm, in unermüdlicher Aufklärungsarbeit allenthalben das sprachliche Gewissen geschärft, den Sinn für Form und Stil gehoben zu haben. In Presse und Literatur, in Schule und Haus werden seine und fast kostbare Gedanken getragen, die heute jeder verstehen kann und die jeden etwas angehen, der seine Zeit erleben will.

Wenn vollends Namen wie Prof. **Friedr. Kluge** sich in den Dienst der Sache stellen, wird man für sie auch wissenschaftlich gutsagen können. Den spröden Stoff seiner Wissenschaft der Allgemeinheit zugänglich zu machen, hat Kluge einen eigenen und sehr einladenden Weg in medias res ausgebildet, den er in seiner jüngsten Veröffentlichung: **„Wortforschung und Wortgeschichte"** (Quelle und Meyer, Leipzig, 3,60 M.) weiter verfolgt. In einer Reihe von Aufsätzen, die bisher in Fachzeitschriften verstreut waren, geht er hier dem Werden und Wandern von Worten oder Wortgruppen an der Hand einer reichen Sammlung von Belegstellen nach, die zu den Angaben der Wörterbücher von Grimm, Hildebrandt u. a. neues und wertvolles Material fördern. Wenn der berühmte, man darf wohl sagen: führende Germanist damit von vornherein der genauesten Beachtung der Fachkreise sicher ist, so liefert sein Buch anderseits ein beredtes Zeugnis dafür, daß solche Studien über philologisches Interesse hinaus anregend und reizvoll sein können. Wie Romanfiguren stellt er uns seine Worte hin, plastisch gesehen in ihrer festen Einordnung auf eine farbige Umwelt, und ihre Erlebnisse spielen sich ab mit der ganzen Spannung menschlicher Schicksale. Es ist ein verdienstvolles Unternehmen, auf diese Weise Verständnis für Aufgabe und Wesen der Wortforschung zu verbreiten, die, wie keine andere Disziplin, auf möglichst ausgedehnte Mithilfe eines literarischen Publikums angewiesen ist. Um einzusehen, wie verständlich und letzthin zufällig brauchbare Stellen zu finden sind, brauchen wir bloß zu bedenken, daß die untersuchten Worte auf keinen bestimmten Literaturkreis beschränkt sind und die Zeit ihrer Geltung erst zu ermitteln war. So finden wir in buntem Wechsel entlegene Kulturromane, Reiseschilderungen, Briefe, Stammbuchblätter usw. angezogen, auch ein Artikel dieser Zeitschrift von 1861 wird erwähnt. Mit besonderer Liebe hat sich Kluge der Aufhellung studentischer und seemännischer Ausdrücke angenommen, die ein dankbares Feld für sprachliche Streifzüge abgeben. Die gründliche Kenntnis des einzelnen, wie sie dem Verfasser des bekannten „Etymologischen Wörterbuchs" natürlich zur Verfügung steht, verbindet sich aber mit einem umfassenden Blick für große Zusammenhänge. Dabei kommt ihm seine abgerundete Darstellung zu statten, die in sinnvolle Gruppen von „Wortsippen" zusammengefaßt, was in lexigraphischer Anordnung alphabetisch getrennt er-

scheinen muß. Wie vielseitig und eindringlich so die kulturhistorische Bedeutung der zugehörigen Begriffe beleuchtet wird, geht besonders aus dem letzten Aufsatz: „Unser ältestes Christentum" hervor. In Weiterbildung der Rudolf von Raumerschen Forschungen weist Kluge hier eine ganze und grundlegende Wortschicht christlichen Inhalts nach, die vor der lateinischen Missionierung über die Goten vom Griechischen her auf uns gekommen ist. Wenn er aber an die Zeitfrage ihres Eindringens anschließend eine Chronologie der zweiten Lautverschiebung versucht, und zwar abweichend von der herrschenden Auffassung, so verliert sich hier seine Darstellung für ein Laienpublikum in allzu subtile und in ihrer gedrängten Form nicht immer klare Beweisführungen.

Daß die Sprachwissenschaft allmählich auch ihre gebührende Stellung in der Schule erhält, dafür haben wir einen erfreulichen Beweis in Prof **K. Bergmanns** Buch: **„Der deutsche Wortschatz"** (Alfred Töpelmann Gießen 1912, brosch. 2,75 M., geb. 3,20 M.). Hier liegt in der Idee des Buches sein Hauptwert. Die große Darwinsche Zauberformel: Entwicklung hält endlich ihren Einzug auch in unsere Sprachstunden, und erfüllt die bisher geübte unfruchtbare Analyse mit Sinn und Leben.

Wie sich die organischen Beziehungen unserer Sprache von Zeit zu Zeit und von Volk zu Volk verwoben, das gibt unserer Jugend ein pädagogisch unschätzbares Bild ihres Wesens. Dagegen tritt die eigene Arbeit des Verfassers zurück. Sie ist und will nicht mehr sein als ein systematischer Auszug aus dem rühmlich bekannten „Deutschen Wörterbuch" von Weigand. Um seine Schätze für die Schule zu heben, legt Bergmann in den Stoff, der dort äußerlich in alphabetische Längsschnitte gespalten ist, Querschnitte nach inneren sachlichen Gründen. Diese sichere Grundlage verbürgt uns einen gewissenhaft überarbeiteten Stoff, der nach drei Hauptabschnitten gesichtet wird: die Bedeutung der einzelnen Wörter und Wendungen, die Zusammensetzung des gesamten Wortschatzes und dann seine Verwandtschaften. Mit Recht sieht dabei der Verfasser keine Bedenken, auch vorläufige Hypothesen dieser jungeu nnd schwierigen Wissenschaft zu verwenden, die zur Ordnung unentbehrlich sind, ebenso wie er auch im einzelnen anfechtbare Daten vorbringen muß, um durch möglichst vielseitige Anknüpfung seinen Gegenstand voll und rund zu machen. Darauf kommt es an. Das Problem in seiner ganzen Schärfe und Ausdehnung überschauen, ist wichtiger, als einige „gesicherte Resultate" nach Hause zu tragen.

Je bereitwilliger wir anerkennen, daß auch der Verfasser dieses Hauptziel verfolgt, um so mehr bedauern wir, daß er seine tüchtige Idee mit schulmännischer Gründlichkeit zu Tode hetzt. Wenn er in die Einleitung die Darlegung seiner systematischen Einteilung in aller Kürze bereits hineinpfropft, um im Text nur noch „Verzeichnisse" der Beispiele zu geben, so macht das schon ein beständiges Hin- und Herblättern nötig. Noch mehr leidet die Übersichtlichkeit, wenn er in seine umsichtig gegliederten, sprachtheoretischen Abteilungen wieder nach Bedarf ein System von praktischen Gruppen der behandelten Worte einschachtelt, um dieses teilweise noch einmal und noch einmal zu spalten. So steht S. 111 eine Abteilung, die folgende Nummer hat: A, II, 24, A, I, 7. Bergmann hat schon einen viel einfacheren Weg gefunden, den er nur überall hätte einzuschlagen brauchen. Unter A, I, 1 bis 8 (S. 25 bis 54) bringt er das Wortmaterial jeweils alphabetisch in acht Klassen nach dem theoretischen Gesichtspunkt, welche Hilfsmittel zur Erschließung der Bedeutung vorhanden sind, und läßt dem eine Ordnung desselben Materials nach praktischen Gruppen vorausgehen, wo bei jedem einzelnen, hier leicht auffindbaren Wort auf den späteren Gesichtspunkt seiner etymologischen Erklärung verwiesen wird. Innerhalb dieser vorausgehenden Inhaltsangaben konnte da zur besseren Orientierung nach Herzenslust spezialisiert werden, ohne den einheitlichen Charakter der sprachtheoretischen Klassen auseinanderzureißen. Diese verschiedenen praktischen Stoffgruppierungen brauchte dann nur ein Wortregister am Ende des Buches, die sprachtheoretischen Abschnitte (die Hauptsache), eine klare Disposition zu Anfang zusammenzufassen statt des heillosen Wirrwarrs von einem „Sachverzeichnis", wie es jetzt angehängt ist. Dem entspricht die Fassung der

Überschriften: statt A die Lehre von der Bedeutung

I. Etymologische Hilfsmittel

1. Die Wortfamilie

lesen wir: A Die Bedeutung unserer Wörter und Wendungen

I. Die Lehre von der Grundbedeutung

1. Verzeichnis von Wörtern, deren Grundbedeutung (bzw. ältere Bedeutung) mit Hilfe der zur gleichen Wortfamilie gehörigen Wörter erkannt werden kann.

Alles das berührt aber nur Formwünsche für eine spätere Auflage, die wir dem Buche nach seinen inhaltlichen Vorzügen aufrichtig wünschen.

Ebenfalls der Schulpraxis will Dr. **Otto Ortels**: **„Deutscher Stil"** (B. G. Teubner, Leipzig-Berlin, kart. 1,80 M.) dienen. Wenn er dem reichbestellten Felde der Aufsatzreform noch ein neues Hälmchen abgewinnt, so verdankt er dies seiner entschiedenen Hinwendung zum konkreten Vorschlag. Mehr als die Hälfte des Buches nehmen fertig ausgeführte Aufsätze ein, in denen er auf seine Stilforderungen die praktische Probe macht. Besonders lehrreich ist die Abwandlung eines Stoffes nach sechs verschiedenen Gesichtspunkten der Themenstellung. Etwas preziös gibt darum Ortel seiner Arbeit den Untertitel: „eine Handreichung". Es spricht für sein pädagogisches Empfinden, daß er von dieser Neigung seines eigenen Stils zum Bewußt-Literarischen die Aufsatzproben fast durchgängig freigehalten hat. (Zur Ausnahme rechne ich: „Mittagszauber" S. 46 bis 48.) Oft ist das Kindertümliche mit glücklichen Humor gepaart. Freilich entspringt auch er zuweilen einer reiferen Lebenserfahrung, als das Niveau der Aufsätze voraussetzt („Ein Picknick" S. 42 bis 46). Auch der Wert seiner einleitenden Abhandlung liegt mehr darin, daß er immer aus dem Programm in die Anwendung strebt. Denn wenn er die Arbeit eines Aufsatzes in zehn verschiedene Tätigkeiten zergliedert, so scheint uns das ebenso ein übertriebener Schematismus wie die Regelmäßigkeit, mit der er am Ende eines jeden einzelnen einen pädagogischen Mehrgewinn herausschlägt. Es ist aber erfrischend, wie er überall die „Jagd nach Tatsachen" betont und vor dem unfruchtbaren Zerpflücken klassischer Schriftsteller warnt. In der Hand eines verständnisvollen Lehrers wird das anspruchslose Buch manches Gute stiften.

Sprache ist Form des Denkens, Form der Sprache wieder ist die Schrift. Kein Wunder, daß der neue Wille zur Form sich auch dieses Feldes bemächtigt hat, das nur allzulange einer gedankenlosen Wirtschaft überlassen war. Hoffnungsvoll durchwühlt den trägen Acker eine tiefspältige Kontroverse, die auch die Aufmerksamkeit des Fernstehenden herausgefordert hat. Bis in den Reichstag hallte unlängst das Kriegsgeschrei: **„Antiqua oder Fraktur?"** Unter diesem Titel veröffentlicht nun Prof. **A. Kirschmann** (als 1. Band der „Monographien des Buchgewerbes", Verlag des Deutschen Buchgewerbevereins, Leipzig, broschiert 1,50 Mark) eine kleine, aber gewichtige Schrift, an der keiner in Zukunft wird vorübergehen dürfen, der zu der strittigen Frage Stellung nehmen will. Die besonnene Distanz des Philosophen gibt dem Verfasser einen Standpunkt, der sich über das Tagesgeschrei kurzbeiniger Phrasenbeweise erhebt. Wer überzeugen kann, braucht nicht zu überreden. In konsequenter Anwendung einer kritisch-optischen Methode untersucht Kirschmann experimentell die Lesbarkeit der beiden gebräuchlichen Druckschriften. Bemerkenswert ist die schärfere Einstellung der Experimente auf den sachlichen Hergang. Einmal wird im Gegensatz zum Buchstabieren für das Lesen die Bedeutung des indirekten Sehens hervorgehoben. Indem nun durch eine Komplizierung des Schriftbildes die Vorauserkennung der dem Fixierpunkt stetig genäherten Buchstaben erleichtert erscheint, ist die Überlegenheit der Fraktur im Prinzip gefunden. Zweitens dehnt Kirschmann seine Untersuchungen auf ganze Wörter aus. Wenn einzelne Frakturmajuskeln, die einander zu ähnlich sind, isoliert im Nachteil waren, so werden hier diese Ausnahmen berichtigt. Zudem macht Kirschmann auf die Verbesserungen der neuen Typen (Schwabacher, Koch usw.) aufmerksam. Die Nachweisung größerer Flüchtigkeit der spitzwinkligen deutschen Schreibschrift bildet zum Schluß noch eine wertvolle Ergänzung. Ebenso wie Kirschmann in der Methode rein sachlichen Gesetzen folgt, verschmäht er es, seine guten Ergebnisse agi-

tatorisch auszumünzen. Seine Schrift ist ein Muster der wissenschaftlich würdigen Behandlung einer Frage, die „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt" war.

Es ist nicht überflüssig, wenn zu demselben Thema in demselben Sinne auch **G. Ruprecht** das Wort ergreift in seiner Broschüre **„Das Kleid der deutschen Sprache"** (5. Aufl., Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1912, 1 Mark). Ruprecht ist Verleger. Damit fügt er zu den theoretischen Erörterungen Kirschmanns, auf den er sich ausdrücklich bezieht, das Gewicht einer sehr materiellen Begründung. Nachdem er die Anpassung der Fraktur an die allgemeinen optischen Forderungen sowohl wie die besonderen Bedingungen der deutschen Wortbildung in Kürze rekapituliert hat, wendet er sich zu seinem eigensten Gebiete: der buchhändlerischen Praxis. Mit umsichtiger Gewandtheit, wie sie die sichere Sachkenntnis verleiht, und gestützt auf eigenes Studium im Ausland, zerstört er hier vor allem die alte Fabel, die eine Hemmung unserer kulturellen und damit wirtschaftlichen Ausbreitung durch unsere Sonderschrift behauptet hatte. Schließlich werden an der Hand von Druckproben, die wir bei Kirschmann vermißten, die „Bastard"- und die deutschen Neuschriften auf ihr Verhältnis zu den gewonnenen Ergebnissen geprüft. Wenn Ruprecht aber dabei zu einer Ablehnung so ziemlich sämtlicher Neuschriften kommt, so ist das ein Beweis, daß „die brutale Leserlichkeit", wie sie R. von Larisch bezeichnet, noch keine letzte Instanz bedeutet. Ich kann darum auch Ruprecht nicht folgen, wenn er, im Gegensatz zu Kirschmann, bei einer Verteidigung der Fraktur nicht stehen bleibt, sondern zum Angriff auf die Antiqua übergeht, die er nur noch für „kleine Drucksachen" (S. 57) gelten läßt. Wie die neue Frakturbewegung den populären Trugschluß aufgedeckt hat, daß einfache Schrift auch einfaches Lesen verbürge, ebenso halte ich in dem Satz Ruprechts (S. 60), daß „die Lateinschrift . . . mehr Nervenkraft und Aufmerksamkeit . . . verbraucht, also die geistige Aufnahme des Gelesenen nicht in gleichem Maße fördern kann", das „also" so lange für eine erschlichene Selbstverständlichkeit, als darüber nicht experimentelle Nachweise vorliegen. Psychologisch erfahren nur starke Eindrücke eine „geistige Aufnahme", d. h. eine Aufnahme in den Vorrat reproduzierbarer Vorstellungen. Es ist klar, daß Eindrücke an Stärke verlieren, wenn sie einander zu rasch folgen, wie es bei einer flüchtigen Lektüre der Fall ist. Ich halte es darum nicht für Zufall, daß sich der Brauch gebildet hat, Bücher, die wir lesen, um sie zu behalten, wie die wissenschaftliche Literatur, in Antiqua zu drucken. Es ist bezeichnend für den demokratisch-puritanischen Geist unserer Zeit, daß sie zuerst mit der willkürlichen Alternative „Antiqua oder Fraktur" an unserer Doppelschriftigkeit „reformiert", der ich nicht anstehe, Umfang, Tiefe und Beweglichkeit der deutschen literarischen Kultur zu einem guten Teile zuzuschreiben. Wenn schon eine „Belastung durch zweierlei Erinnerungsbilder für jedes Wort" (S. 35) vorliegt, so bringt das nicht nur den pädagogischen Gewinn, den auch Ruprecht in einer Äußerung Prof. Fickers (S. 58) wiedergibt, sondern auch eine allgemeine geistige Befreiung, eine Elastizität der Apperzeption, die das Verhältnis von Wort und Sinn in dauerndem Fluß erhält.

Ric von Carlowitz-Hartitzsch in Dresden

Kunst

Dr. C. S. Benedict: Richard Wagners Parsifal in seiner menschlich-ethischen Bedeutung. Lissa i. P., Verlag von Oskar Eulitz, 1913. R. Wagners Parsifal steht gerade in diesem Jahre im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, so daß die vorliegende kleine Schrift wohl ihren Leserkreis finden dürfte. Sie würde es auch verdienen. Es ist dem Verfasser der Nachweis durchaus gelungen, daß ein allgemeines menschlich-ethisches Problem die Grundlage der dramatischen Handlung des Parsifal bildet, richtig hat er auch im Mitleid die Grundlage dieser Ethik erfaßt. Er hat dann wenigstens den Versuch gemacht, den Kuß der Kundry in der Bedeutung, die ihm der Dichter und der Musiker ganz augenscheinlich geben wollten, zu würdigen. Auch die symbolische Bedeutung des Amfortas ist nach einer Seite hin ganz richtig hervorgehoben. Doch legt der Verfasser auf das allgemein Menschliche zu viel Wert; dadurch verschließt er sich dem vollen Verständnis des Dramas. So kommt er dazu, die Begriffe

Mitleid und Liebe geradezu für identisch zu erklären, so behauptet er, daß das Mitleid die Grundlage aller Kulturentwicklung sei, daß die Erlösung durch Parsifal dadurch möglich werde, daß er die Bahn der sittlichen Pflicht beschreite, das tue, „was das ethische Gewissen von jedem Menschen fordert." Und doch ist die Bedeutung des Willens und seiner Umkehr nur auf metaphysischer Grundlage zu verstehen. Wagner selbst weist ja in den Schriften seiner letzten Periode, namentlich in „Kunst und Religion" stets auf die Metaphysik hin. Erst auf solchem Wege wird dann auch der eigentliche Gegensatz der Welten, wird Kundry klar, diese eigenartige Doppelgestalt, die in zwei Welten scheinbar ganz verschiedene Wesen verkörpert; erst aus der Einsicht in Schopenhauers System erwächst das Verständnis dafür, wie man „durch Mitleid wissend" wird, also auch wie der Kuß der Kundry in Parsifals Seele Mitleid und Wissen gleichzeitig wecken kann. Auch der Wert des christlichen Symbols ist nicht zu voller Klarheit gebracht. Der Heiland ist hier der christliche Erlöser, dessen Werk Parsifal vollenden, zur Anerkennung bringen soll. Diese christlichen Elemente hängen aufs innigste mit der Schopenhauerschen Mitleidsmoral zusammen und erst die Erkenntnis oder die Schöpfung dieser Einheit ist Wagners ureigenstes Werk. Das zeigt sich auch darin, daß gerade die Karfreitagszauberstimmung der Ausgangspunkt für die dichterische Intuition gewesen ist. Auch ist es nach meiner Ansicht nicht richtig, die Wagnersche Lohengringestalt zur Ausdeutung der Parsifalfigur heranzuziehen und anzunehmen, daß Parsifal als Gralskönig doch dem Weibe gehuldigt habe, das er in Kundry von sich gewiesen hatte. Parsifal ist das (Schopenhauersche) Genie, das infolge seiner Mitleidsfähigkeit in fremdem Leid sein eigenes Wesen, das Wesen der Welt und das Mittel zur Erlösung, die Umkehr des Willens, erkennt. Er erkennt auch, daß die Heilstat Jesu den Sinn hatte, der Menschheit die Möglichkeit dieser wunderbaren Umkehr des Willens vor Augen zu führen. So stellt er diese Heilstat in wirksamer Weise wieder her, bringt Erlösung dem Erlöser. So ist der Parsifal allerdings ein Weltanschauungsdrama nur — in noch tieferem, bestimmterem Sinne, als Verfasser zu glauben scheint. Trotz dieser Ausstellungen ist aber das Schriftchen eine recht verständliche, sehr viel Richtiges im einzelnen bietende Einführung in das Parsifalproblem, und besonders solchen Lesern zu empfehlen, denen eine Einarbeitung in die metaphysischen Fragen, die Wagner in seiner letzten Lebensperiode beschäftigten, nicht liegen würde. Dr. Hauck in Essen.

Anmerkung der Schriftleitung. Wir bringen demnächst aus der Feder Dr. Haucks einen eingehenden Aufsatz, in dem unter den in vorstehender Kritik geltend gemachten Gesichtspunkten eine Deutung des Parsifalproblems gegeben wird.

Geschichte

Deutscher Geschichtskalender. Sachlich geordnete Zusammenstellung der wichtigsten Vorgänge im In- und Auslande. Begründet von **Karl Wippermann.** Jahrgang 1912, I. und II. Band (Januar bis Juni, Juli bis Dezember). Leipzig, Felix Meiner.

Jeder Politiker, jeder Journalist, überhaupt jeder Gebildete, der den Ereignissen seiner Tage mit Verständnis folgen will, weiß, wie schwer es ist, sie im Gedächtnis festzuhalten, wenn es sich nicht um ganz besonders eindrucksvolle Dinge handelt. Es bedarf deshalb eines sicheren Wegweisers, der ihm die bunte verwirrende Fülle der Geschehnisse zuverlässig, übersichtlich, genau und rasch übermittelt. Ein solcher Wegweiser ist seit 1885 Wippermanns Deutscher Geschichtskalender, im Verlage von Fr. W. Grunow, gewesen. Nach dem Tode dieses Bearbeiters ist er 1911 aus diesem Verlage an Felix Meiner übergegangen. Wie bisher erscheint er in zwei halbjährlichen Bänden. Eine zweckmäßige Neuerung ist es dabei, daß er zunächst in Monatsheften ausgegeben wird, die möglichst bald nach dem Schlusse jedes Monats erscheinen, jedes mit einem Personal- und Sachregister neben dem Inhaltsverzeichnis. Um die Übersicht zu erleichtern, ist dann auch jedem der beiden Jahresbände außer dem Inhaltsverzeichnis ein solches zusammenfassendes Register beigegeben, so daß die Übersicht gewahrt bleibt. Die Anordnung ist dieselbe wie bisher. Voran gehen der kaiserliche Hof und der Bundesrat, das Deutsche Reich und Preußen mit Einschluß des Reichstages

und des Landtags. Dann folgen die übrigen deutschen Bundesstaaten, Parteibewegung und Arbeiterbewegung. Dem schließen sich zunächst die auswärtigen Staaten Europas, voran die Großmächte, an; den Schluß bilden Persien, China und Japan, die Staaten Nord- und Südamerikas, Australien und Afrika. Besonders dankenswerte Zugaben sind auch die Abschnitte über Handel und Verkehr, Verschiedenes und die Totenliste. Mit gleicher Sorgfalt werden innere wie äußere Ereignisse verfolgt und dabei wichtige Aktenstücke regelmäßig, z. B. die Etats der Großmächte, Gesetze, Zeitungsartikel wörtlich mitgeteilt, so daß z. B. der Kampf um das Jesuitengesetz, der Fall Traub, Gesetze wie die Reichsversicherungsordnung, die Verhandlungen über das Reichspetroleummonopol und das Reichstheatergesetz zur Geltung kommen, Lebensmittelteuerung und Fleischnot sich ebenso verfolgen lassen wie die Erneuerung des Dreibundes oder die Ereignisse auf dem Balkan. Alles in allem kann also das alte Unternehmen in seiner erneuerten Gestalt allen Interessenten warm empfohlen werden.

Dr. Otto Kaemmel in Loschwitz.

Tagesfragen

Wehrsteuer und Beitrag der „Toten Hand". Wenn das deutsche Volk sich zu dem Opfer, das ihm mit der Wehrsteuer zugemutet wird, trotz deren Höhe mit einem anerkennenswerten Verständnis bereit gefunden hat, so mag dabei nicht zuletzt der Hinweis auf die Opferwilligkeit der Generation von 1813, deren große Tage wir jetzt rückerinnernd feiern, beigetragen haben. Man hat wohl in weiten Kreisen die Empfindung, wir wollen hinter diesen Ahnen, die doch so arm, so ausgeplündert und zertreten waren, bei unserer heutigen Wohlhabenheit nicht zurückstehen. Dann ist es aber auch begreiflich, daß von verschiedenen Seiten die Frage aufgeworfen worden ist, warum die Kirchen aller Konfessionen bei dieser Steuer des ganzen Volkes, an welcher sich sogar die nicht steuerpflichtigen Fürsten beteiligen, zögernd beiseite stehen. Ich vermag nicht zu beurteilen, wie viele der deutschen Kirchengemeinden wohlhabend genug sind, um eine solche Steuer zu tragen, ich will auch die Frage nicht lösen, ob hier besser eine gesetzlich erzwingbare Leistung oder eine freiwillige Gabe, wie die von den Fürsten zu erwartende, am Platze wäre, ich will nur die historische Erinnerung auffrischen, daß die erste patriotische Gabe, über welche Heun in den Zeitungen 1813 öffentlich quittierte, von der katholischen Kirchengemeinde zu Marienburg in Westpreußen ausging. Schon kurz nach Neujahr 1813 und lange bevor die freiwilligen Jäger ausgerüstet wurden, stellte diese Gemeinde alles entbehrliche Silberzeug ihrer Kirche, etwa 100 Kölnische Mark, dem Staate zur Verfügung. Ihr Beispiel fand bei anderen Kirchengemeinden Preußens eifrige Nachahmung.

Wo ist heute die evangelische oder katholische Kirchen- oder die Synagogengemeinde, welche sich den Ruhm der Marienburger katholischen Kirchengemeinde erwirbt, als Erste beigesteuert und damit für die Verwalter des Gutes der „Toten Hand" vorbildlich gewirkt zu haben?

Strafjustiz und Detektiv. Der vermeintliche Mord an dem Obersekundaner in Charlottenburg hat dem Publikum — solange es an die Entdeckung eines Mordes glauben durfte — Veranlassung gegeben, Vergleiche zwischen den Ermittlungen der Staatsbehörden und des Detektivs anzustellen, die natürlich zugunsten der Findigkeit des letzteren ausfielen. Dabei übersah das Publikum nur eins, daß der Detektiv mit Mitteln gearbeitet hat, welche einem die Entscheidung schwer machten, ob man mehr Befriedigung über die vermeintliche Entdeckung des Mordes oder mehr Mißbehagen über den Weg, der zu dieser „Entdeckung" geführt hat, empfinden sollte.

Gewiß, ein Detektiv wird häufig darauf angewiesen sein, sich in das Vertrauen des zu entlarvenden Verbrechers einzuschleichen, aber die Vorstellung, daß er, um das Vertrauen eines jungen Mädchens zu gewinnen, nicht nur Liebe heuchelt, sondern sich auch offiziell mit ihr verlobt und dadurch neben dem vielleicht wenig schonenswerten Mädchen, zugleich auch deren gesamte völlig unschuldige Familie täuscht, daß er in einem Hause von alten Eltern mit offenen Armen als Schwiegersohn empfangen wird, während er im Hintergrunde bloß die Absicht hegt, die Tochter dieser Eltern zu entlarven und damit Schande, nicht nur über das Mädchen,

sondern auch über die ganze Familie zu bringen, ist so außerordentlich unsympathisch, daß es ohne weiteres einleuchtet, Vertreter der Staatsgewalt können mit solchen Mitteln nicht arbeiten.

Der moderne Staat ist glücklicherweise kultiviert genug, daß er nicht sagt: das Verbrechen muß um jeden Preis entdeckt werden — denn sonst hätten wir ja die Folter nicht abzuschaffen brauchen — sondern daß er immer nur Mittel anwendet, welche sich mit der allgemeinen Achtung und dem Ansehen, das eine Staatsbehörde genießen muß, vertragen. Bei dieser Sachlage ist uns natürlich der Detektiv überlegen, welcher durch solche Hemmungen nicht beengt wird. So erklärt es sich, daß die Strafverfolgungsbehörden die Untersuchung gegen das Dienstmädchen und ihrem unbekannten Komplizen aufgaben, während die Detektivs an dem Erfolge ihrer Ermittlungen noch nicht zu verzagen brauchten.

Glaubt der Detektiv eine Tat entdeckt zu haben so ist die Strafjustiz verpflichtet, — auch daraus hat man ihr nachträglich törichterweise in der Presse einen Vorwurf gemacht — den von ihm gewiesenen Spuren nachzugehen. Genau so wie im Kriege der Feldherr die Angabe von Spionen (ohne daß ich mit diesem hinkenden Vergleiche dem durchaus achtbaren Stande der Detektivs zu nahetreten will) benutzt, ohne deshalb selbst spionieren zu können. Nur müßte das Publikum über alle diese Unterschiede hinreichend aufgeklärt werden, und damit komme ich wieder auf eine meiner Lieblingsideen, daß die Justiz, im Gegensatz zu anderen Behörden, das einflußreichste Instrument der Presse sich noch nicht genügend dienstbar zu machen versteht.

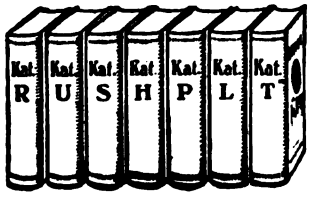
Landrichter Dr. Sontag in Berlin

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden behufs schneller Erledigung möglichst Dienstags und Mittwochs erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Die sieben Bücher des Hauses:

Stöckig & Co.
Dresden-A. 16 (i. Deutschland)

Fürstl. Lipp. Hoflieferanten
Bodenbach i. B. (i. Österreich)



bieten Ihnen in beispielloser Fülle und Mannigfaltigkeit die feinsten Erzeugnisse sämtlicher modernen Gebrauchs-, Kunst- und Luxuswaren aus den vornehmsten Industriewerken und Kunstwerkstätten zu zeitgemässen Preisen bei bequemster und diskretester Amortisations-Zahlungsweise

Ernste Interessenten erhalten die Kataloge gratis zur Ansicht.

Katalog R 70a: Moderne Pelzwaren.

Katalog U 70a: Silber-, Gold- und Brillantschmuck, Glashütter und Schweizer Taschenuhren, Grossuhren, echte und silberplattierte Tafelgeräte, echte und versilberte Bestecke.

Katalog S 70a: Beleuchtungs-Körper für jede Lichtquelle.

Katalog H 70a: Gebrauchs- u. Luxuswaren: Artikel f. Haus u. Herd u. a.: Lederwaren, Plattenkoffer, Bronzen, Marmorskulptur., Terrakotten, kunstgewerbliche Gegenstände u. Metallwaren, Kunst- und Tafelporzellan, Kristallglas, Korbmöbel, Ledersitzmöbel, Küchenmöbel und -geräte, Wasch-, Wring- u. Mangelmaschinen, Metallbettstellen, Kinderwagen, Nähmaschin., Fahrräder, Grammophone, Schreibmaschinen, Panzerschränke, Schirme, Straussfedern, Geschenkartikel etc.

Katalog P 70a: Photographische und optische Waren.

Katalog L 70a: Lehrmittel und Spielwaren aller Art.

Katalog T 70a: Teppiche, deutsche und echte Perser.

Nach dem Fall von Skutari

Von W. von Massow in Berlin

Die orientalische Frage ist von jeher von den Diplomaten gefürchtet worden, nicht so sehr wegen der eigentümlichen Schwierigkeiten, die sie in sich barg, als wegen der stets erneuten Erfahrung, daß auf diesem Gebiet meist gerade das Unwahrscheinliche Ereignis wird. Gerade als sich der Glaube zu befestigen anfing, daß man nun endlich in den für den Friedensschluß unternommenen Arbeiten über den toten Punkt hinwegkommen werde, hat das kleine „widerspenstige" Montenegro — wie es Staatssekretär von Jagow neulich nannte — die Welt um eine Erfahrung bereichert, die vielleicht sogar den alten Ben Akiba, wenn er es hätte erleben können, einen Augenblick in seiner bewährten Weisheit stutzig gemacht hätte. Die Tagespresse hätte nicht das sein müssen, was sie doch sein soll — der Spiegel der öffentlichen Meinung —, wenn sie nicht bei der Nachricht von der Kapitulation von Skutari eine starke Aufregung bekundet hätte.

Ein unbefangener Zeitungsleser wird vielleicht in den Stimmen, die unmittelbar nach dem Fall von Skutari laut wurden, vorwiegend den Ausdruck der Überraschung erkannt haben. War es in der Tat eine Überraschung? In gewissem Sinne allerdings! In der Diplomatie überwog vor dem Ereignis anscheinend der Eindruck, daß die Hartnäckigkeit des Königs Nikita — abgesehen davon, daß sie wohl auch als Bluff wirken sollte — ihren Hauptgrund in der Hoffnung auf die Nachgiebigkeit der russischen Politik hatte. Die Diplomatie glaubte, daß ein ernstes Wort Rußlands seine Wirkung nicht verfehlen und den König Nikita veranlassen werde, Skutari, auch wenn er es genommen haben sollte, zu räumen. Diese Erwartung ist freilich getäuscht worden, gründlicher — auch das muß gesagt werden —, als es selbst die stärksten Skeptiker vorausgesehen hatten. Montenegro ist Rußland mit derselben Respektlosigkeit gegenübergetreten, wie den übrigen Großmächten, ja es hat, wenn man das historische Verhältnis des kleinsten Slawenstaates zum größten in Betracht zieht, darin sogar noch ein übriges getan, — etwa wie der unartige Junge, der von Fremden über den Zaun hinüber zur Ordnung gerufen wird, sich gar nicht

darum kümmert, jedoch dem Herrn Lehrer gegenüber, der ihn beim Ohr kriegt, noch mit dem Fuße aufstampft. In der Antwort, die Montenegro auf die unerwartet scharfe Note Rußlands gab, lag eine Stimmung, die für ein geschärftes Ohr einen bedenklichen Anklang verriet an eine bekannte Szene aus Götz von Berlichingen. Vor Ihro Kaiserliche Majestät hab ich, wie immer, schuldigen Respekt, aber — — —

Das hatte man in den Kreisen der europäischen Diplomatie doch nicht ganz erwartet, und in sofern kann man wohl, wie gesagt, von Überraschung sprechen. Wenn man aber darunter verstehen will, daß diese Möglichkeit bei den gemeinsamen Verhandlungen der Großmächte nicht in Betracht gezogen wurde, so ist das durchaus irrig. Die Großmächte haben, ehe die Blockade gegen Montenegro beschlossen wurde, auch den Fall erörtert, daß das kleine Königreich es bis zum äußersten kommen lassen und Skutari, nachdem es die Festung allen Vorstellungen zum Trotz in seinen Besitz gebracht habe, nicht wieder räumen wolle. Auch für diesen Fall hat Rußland sein Zusammenwirken mit den Großmächten ausdrücklich zugesagt.

Mißtrauische Leute — und ein solches Mißtrauen ist ja in derartigen Fragen sehr gerechtfertigt — werden sich trotzdem nicht ohne weiteres überzeugen lassen, daß darin ein beruhigendes Moment liegt. In der hohen Politik heißt es sehr oft — mit einer etwas anderen Nutzanwendung, als dem ursprünglichen Sinn des bekannten Schillerworts entspricht —:

Ein andres Antlitz, eh' sie geschehn,
Ein andres zeigt die vollbrachte Tat.

Was als Möglichkeit die Einigkeit nicht zu stören brauchte, kann sie als Tatsache sprengen. In dem vorliegenden Falle könnte als Begründung des Mißtrauens die Vermutung angeführt werden, daß Montenegro doch wohl überzeugt sein müsse, Rußland werde es am letzten Ende doch nicht ganz im Stich lassen, weil die starke panslawistische Strömung in Rußland sich stärker erweisen werde als die jetzige Regierung des Zaren. Und man sieht sich in dieser Vermutung bestärkt, weil man sich das Verhalten Montenegros sonst nicht recht erklären kann.

In Wahrheit liegt eine solche Erklärung näher, als den meisten Beurteilern in den Sinn zu kommen scheint, — vielleicht weil die meisten Menschen sich angewöhnt haben, in politischen Dingen mehr das Komplizierte zu suchen als das Einfache, und auch weil dabei gewisse schematische Vorstellungen mitwirken. Es ist natürlich richtig, daß völkerrechtliche Rücksichten es notwendig machen, Montenegro als europäischen Staat nicht anders zu behandeln wie andere Länder, die völkerrechtlich in derselben Reihe stehen. Und da Montenegro die Formen eines modernen Staates hat, mit den Spitzen seiner Gesellschaft in unsere Zivilisation hineinragt und durch Glauben und Sitten seiner Bevölkerung jedenfalls der Barbarei entwachsen ist, so eilt die Vorstellung des Mitteleuropäers leicht über die Kluft hinweg, die zwischen der Kultur dieses Volkes und der unserigen gleichwohl noch immer besteht. Man vergißt über

dem Bilde eines Staates mit Königtum, Parlament und Ministerium leicht die Wirklichkeit der sehr primitiven Zustände, die sich unter dem modernen Firnis verbergen. Dieses Volk hat in seiner rauhen, kargen, von größerem Verkehr fast abgeschlossenen Heimat Jahrhunderte hindurch seine Freiheit gegen eine glaubensfremde Übermacht verteidigen müssen; ist es zu verwundern, daß es ihm vollständig unverständlich bleibt, wie eine Anzahl von fremden Mächten ihm verbieten wollen, etwas zu nehmen, worauf es nach vielen Opfern an Gut und Blut ein Recht zu haben glaubt? Dieses ganze Getriebe diplomatischer Rücksichten und Abmachungen liegt doch selbstverständlich ganz fernab von dem, was den Gedankenkreis des montenegrinischen Bauern erfüllt. Das Wirtschaftsleben entfaltet sich erst ganz allmählich zu größerer Vielseitigkeit; noch sind die Zustände nicht überwunden, in denen sich der Bauer weniger als Landwirt wie als Held und Krieger fühlte, der die eigentliche Arbeit den Frauen überläßt. Je geringer aber die Arbeitsamkeit war und je weniger sie der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes diente, desto mehr gedieh der selbstbewußte Kriegerstolz, der auch der Fürstenwürde nur eine bedingte und persönliche Autorität zuwies. Der König ist daher mehr als anderswo an die Rücksichten gebunden, die ihm weniger durch die fortgeschrittenen Kreise seines Volkes als durch die volkstümlichen Anschauungen sehr ursprünglicher Art auferlegt werden. Er weiß, daß seine Stellung nur soweit gesichert und anerkannt ist, als er diese besondere nationale Denkweise respektiert, die von alledem, was die Gewöhnung an entwickeltere internationale Beziehungen den anderen europäischen Völkern geläufig macht, nichts weiß und nichts wissen will.

So steht also der Herr der Schwarzen Berge zwischen zwei Feuern, und wenn er sich am Ende seiner Erwägungen entschlossen hat, lieber den Zorn von ganz Europa als den seines Volkes auf sich zu nehmen, so muß man weiter daran denken, daß auch der anscheinende Heroismus, der in dieser Entscheidung liegt, bei näherer Betrachtung sich in ein verhältnismäßig nüchternes Rechenexempel auflöst. Nicht im Sinne einer Parallele oder eines wirklichen Vergleiches — denn das würde eine schiefe Beurteilung und Übertreibung sein —, wohl aber, um die allgemeine Auffassung der Lage in die richtige Bahn zu lenken, mag daran erinnert sein, daß der Entschluß, sich pfänden zu lassen, für den sehr erleichtert wird, der in der Lage ist, den Offenbarungseid zu leisten. Es liegt eine bemerkenswerte Stärke darin, daß man nicht allzuviel zu verlieren hat. Kein anderer europäischer Staat könnte sich das leisten, was Montenegro allenfalls wagen kann. Das Volk denkt noch kraftvoll und ursprünglich genug, um das, was die verzärtelten Kinder höherer Zivilisationsstufen am schwersten empfinden würden, nämlich die Blutopfer im engeren Sinne, verhältnismäßig leicht und freudig zu tragen. Im übrigen aber weiß der König, daß man seinem Lande nicht allzuviel Schaden antun kann und wird. Es liegt im eigenen Interesse der Nachbarn Montenegros, daß man diesem zum größten Teil armen und rauhen Lande nicht zu viel zumutet, es

nicht der Hilfsquellen beraubt, deren Entwicklung allein es zu einem erträglichen Nachbarn machen kann. Also auch eine Exekution von Europa, die dem trotzköpfigen Kleinstaat Skutari mit Gewalt entwindet, wird immer mit möglichster Glimpflichkeit verfahren müssen. Es ist nicht zu leugnen, daß man einem in der Kultur weiter fortgeschrittenen Staat ob solcher Anschauungen wohl mit vollem Recht den Vorwurf einer gehörigen Frivolität machen würde. Aber der Psychologe wird zugeben, daß Gedankengänge, die im Rahmen eines komplizierten Systems von Begriffen wohl frivol erscheinen können, bei einer im ganzen urwüchsigeren und einfacheren Denkweise einen ganz anderen Charakter annehmen, weil sie dieser Entwicklungsstufe natürlich sind. Es geht hier ähnlich wie mit der natürlichen Derbheit des einfachen Menschen, die in gleicher Gestalt bei einem verfeinerten Kulturmenschen Unsittlichkeit bedeuten würde.

Die Haltung Montenegros erklärt sich also zur Genüge aus sich selbst, ohne daß man nötig hat, an geheime panslawistische Rückenstärkung zu glauben, die vielleicht nicht ausgeschlossen ist, aber praktisch nicht so sehr ins Gewicht fällt, wie das gemeinhin geglaubt wird. Rußland hat sich offiziell so sehr festgelegt, daß es auch inoffiziellen Gegenströmungen vorläufig die Hände gebunden hat. Diese Bindung ist so stark, daß Kenner der russischen Politik, die sehr wenig zu sanguinischen Urteilen geneigt sind und den Fanatismus und die Unermüdlichkeit der panslawistischen Wühlarbeit keineswegs unterschätzen, doch der Ansicht sind, auch ein etwaiger Sturz Ssasonows könne augenblicklich nur die Bedeutung einer an ihm persönlich wegen seiner Politik geübten Rache haben; denn auch ein panslawistischer Nachfolger Ssasonows werde den Seinen erklären müssen, daß Rußland ohne schwere Einbuße an seinem Prestige und seinen Interessen aus der eingeschlagenen Bahn des Zusammengehens mit den Großmächten vorläufig nicht hinauskönne.

Der öffentlichen Begründung, die Ssasonow am 10. April in seinem bekannten Exposé der russischen Balkanpolitik gegeben hat, kann die Anerkennung nicht vorenthalten werden, daß sie in besonders geschickter und überzeugender Weise den Anschluß Rußlands an den Standpunkt der Großmächte nicht aus allgemeinen Erwägungen über die europäische Politik, über Krieg und Frieden und ähnliches begründet, sondern aus dem wohlverstandenen russischen Interesse selbst. Dieser Nachweis, so wie er tatsächlich geführt wird, gibt dem russischen Staatsmann die sichere Stellung, von der aus der überraschend scharfe Tadel des montenegrinischen Verhaltens überhaupt erst möglich wird, weiter aber auch die Berechtigung, für seine Politik ein Vertrauen von den anderen Großmächten zu fordern, wie er es sonst bei den obwaltenden Schwierigkeiten der Lage wohl nicht in dem Maße erlangt hätte. Die Täuschung dieses Vertrauens würde Rußland — von allem Gefühlsmäßigen und Moralischen selbstverständlich abgesehen! — den Vorwurf einer ganz zweckwidrigen, seinen eigenen Interessen abträglichen Politik eintragen. Niemand — auch nicht die Verbündeten Rußlands — würde verstehen, warum die russische Regierung die Notwendigkeit,

gerade im russischen Interesse unter Umständen auch den glaubens- und stammverwandten Balkanstaaten entgegenzutreten, mit so großer Geschicklichkeit und Entschiedenheit nachgewiesen hat, wenn sie bei der ersten offenen Unbotmäßigkeit eines solchen Staats sogleich wieder aus der Rolle fallen wollte. Der Grund könnte doch nur sein, daß sie nachträglich doch noch den gefürchteten Weltbrand entzünden wollte. Dann würde sie aber erst recht den berechtigten Vorwurf nicht nur der Panslawisten, sondern aller russischen Patrioten verdienen, daß sie günstigere Augenblicke als den jetzigen habe vorübergehen lassen.

Auch noch anderes spricht gegen die Wahrscheinlichkeit, daß der montenegrinische Trotz allein die Vereinigung der Großmächte sprengen könnte. Da müßte noch mancherlei dazwischen kommen, was sich jeder Berechnung und Voraussicht entzieht. Eine starke Garantie liegt in der Haltung Englands. Wenn Sir Edward Grey während der ganzen Balkankrisis eine Politik verfolgt hat, die — man soll sich nur nicht darüber täuschen — keineswegs von der ungeteilten Zustimmung der Faktoren, mit denen er rechnen muß, getragen wird, so muß er seine besonderen Gründe dafür haben. Engere Beziehungen zu Rußland und Frankreich sind für die englische Weltpolitik sehr bequem. Die Triple-Entente konnte aber lange Jahre nur als Gegengewicht oder — wenn man will — Gegensatz gegen den Dreibund gehalten werden. Dieses Schema der europäischen Gruppierung bewährte sich, solange die einzige Frage nicht in den Vordergrund trat, bei der der natürliche Verlauf der Dinge immer dahin führen muß, daß die Interessen Englands und Rußlands kollidieren, wenn nicht rechtzeitig für eine künstliche Hemmung und Ableitung gesorgt wird. Diese Frage ist die Balkanfrage. Der englischen Diplomatie ist es nicht gelungen, die Balkankrisis zu verhüten. Es blieben ihr nur zwei Wege, um das Interesse Englands dabei zu wahren. Der eine Weg war eine Politik, die in ihrem Verlauf die Triple-Entente sprengen mußte. Der andere Weg bestand darin, daß England in dieser Situation den bis dahin festgehaltenen Gegensatz zwischen Triple-Entente und Dreibund entschlossen fallen ließ und versuchte, die beiden Gruppen zu einer Einheit ad hoc zusammenzubringen. Daß England diesen zweiten Weg vorziehen mußte, liegt auf der Hand. Aber es liegt auch weiter in der Natur der Sache, daß es auf diesem Wege solange bleiben muß, bis für die Zustände auf der Balkanhalbinsel eine einigermaßen befriedigende Form gefunden worden ist. Sir Edward Grey hat sehr fest und sehr schnell die Konsequenzen aus diesen Erwägungen gezogen und dem befreundeten Frankreich mit sanfter Bestimmtheit die Zügel aus der Hand genommen, als dieses sich anschickte, eine Orientpolitik der Triple-Entente contra Dreibund unter freundlicher Mitwirkung der panslawistischen Presse Rußlands in die Wege zu leiten. Dem geeigneten Vermittler in der Person des Herrn Iswolski hatte man ja in Paris zur Hand.

Die weitere Entwicklung ist bekannt. Deutschland griff die Aktion Greys in richtiger Erkenntnis der weiteren günstigen Folgen verständnisvoll auf; es

war noch die letzte Tat Kiderlens. Das sich nun anbahnende, vertrauensvollere Verhältnis zwischen Deutschland und England diente nun auch der Politik Ssasonows zur Stütze, und auch Frankreich hat sich dieser Politik anbequemt. Ebenso bedeutet aber diese ganze Konstellation in Verbindung mit der bundestreuen Haltung Deutschlands eine starke Rückendeckung für Österreich-Ungarn, das auf diese Weise in den Stand gesetzt wird, seine Interessen auf friedlichem Wege zu wahren. Und endlich hat auch die Haltung Italiens, das ja natürlich das allergeringste Interesse daran hatte, die Einigkeit der Großmächte irgendwie zu stören, sehr wesentlich dazu beigetragen, die österreichische Politik von dem Odium zu entlasten, als ob sie den legitimen Interessen der Balkanstaaten allein feindselig gegenüberstehe.

Wenn man von Frankreich absieht, das es wohl lieber gesehen hätte, wenn es den Balkanstaaten stärkere Sympathiebeweise mit entsprechender Spitze gegen Österreich und noch besser gegen Deutschland hätte geben können, so wird man sagen müssen, daß alle Großmächte aus der Politik des Zusammenhaltens so viele Vorteile gezogen haben, daß ein leichtfertiges Aufgeben dieses Nutzens nicht wahrscheinlich ist. England hat die Gründe seines Festhaltens an dieser Politik noch insofern unterstrichen, als es auf den Zusammenhang hingewiesen hat, der zwischen der Festsetzung der Nordgrenze von Albanien — also auch der Entscheidung über Skutari — und der von den andern Balkanstaaten angenommenen Vermittlung der Großmächte besteht. Damit wird sehr entschieden ausgesprochen, daß es auch im Interesse der andern Balkanstaaten liegt, wenn Montenegro zur Respektierung des Willens der Großmächte gezwungen wird. Frankreich ist jetzt so sehr der Gefolgsmann Rußlands, daß eine Störung der Mächtepolitik von ihm allein nicht zu befürchten ist. Der Dreibund hat also eine günstige Stellung. Aus unserem günstigen Verhältnis zu England, das sich hoffentlich auch ferner freundlich gestaltet, darf man freilich nicht zu weitgehende Folgerungen ziehen. Sir Edward Grey wird in mancher Beziehung noch einen schweren Stand haben, und es würde ihm seine jetzige Politik noch mehr erschwert werden, wenn sich die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland ungünstig gestalten sollten. Das moderne England ist sehr empfindlich gegen jeden, auch nur leise geargwöhnten Versuch, es Frankreich gegenüber in Verlegenheit zu bringen. Die deutsche Politik hat aber Frankreich gegenüber eine so ruhige und besonnene Haltung beobachtet, daß von hier aus eine Störung wohl nicht zu befürchten ist. So kennzeichnet sich die Lage zwar als eine solche, die noch immer von Spannungen erfüllt ist, die aber die Hoffnung, ohne schwere Erschütterungen doch noch zu einer Entspannung von einiger Dauer zu gelangen, nicht verringert hat.

Richard Wagners Parsifal

Versuch einer wissenschaftlichen Deutung

Von Dr. P. Hauck in Essen a. d. R.

Einleitung

s ist erstaunlich, wie gering bisher, trotz des gewaltigen Umfangs der Wagnerliteratur, die rein wissenschaftliche Arbeit geblieben ist, welche fern dem Zank der Parteien, fern auch von Lob und Tadel, dem tieferen Studium der einzelnen Schöpfungen dieses einzigartigen Genius gewidmet worden ist. Dieser Mangel ist auch schuld daran, daß über den Sinn und die Absicht der einzelnen Werke, über den inneren Aufbau des Geistes, über seine Abhängigkeit und seine originale Schöpferkraft, überhaupt über die wirkliche Stellung Wagners in der Kulturentwicklung des neunzehnten Jahrhunderts noch keine Klarheit herrscht. Die einen fassen ihn auf als den letzten Vertreter einer, wie sie meinen, ihrem Wesen nach unproduktiven Romantik, andere als einen getreuen Schüler erst Feuerbachs, dann Schopenhauers, der nur auf des Meisters Worte schwört, wieder andere als einen isolierten, über alle Einflüsse erhabenen Propheten, der nicht Lehrer gehabt hat, nicht Schüler, nur Verehrer haben kann. Es ist wirklich an der Zeit, auch Wagners Werken eine geschichtliche und analysierende Betrachtung angedeihen zu lassen, und den Versuch zu wagen, ihn einzureihen mit seinem Werden und Wesen, mit seinen Zielen und Taten in den großen Zusammenhang des modernen deutschen Geisteslebens. Er sollte nicht zurückstehen hinter seinem Antipoden Hebbel, für dessen Verständnis gerade in den letzten Jahren der Grund gelegt worden ist.

Wenn ich mit dem Parsifal beginne, so liegt das daran, daß mir gerade dieses Drama am wenigsten verstanden zu sein scheint, obwohl der bedeutungsvolle Gegensatz zwischen Wagner und Nietzsche, der jedem bekannt ist, gerade von der Deutung dieses Dramas seinen Ausgang nahm, und obwohl gerade hier die Probleme ganz klar zutage liegen. Jedem Leser des Parsifal drängen sich ganz von selbst zwei Fragen mit aller Macht auf. Die erste betrifft das Wesen der Parsifalgestalt selbst, das durch die Worte: „Durch Mitleid wissend, der reine Tor“ scharf gezeichnet wird. Wie kann man „durch Mitleid“ „wissend“ werden? — Das ist hier das handgreifliche Problem, das

ohne jede mystische Umschreibung rein begrifflich gelöst werden muß, denn die Ausdrücke sind eben offenbar auch begrifflich bestimmt mit völlig bewußter Absicht gewählt. Die zweite Frage betrifft das Wesen Kundrys. Dies sonderbare Weib, das in zwei getrennten Welten ein wunderbar erscheinendes Doppelleben führt, dessen Aufgaben geradezu widerspruchsvoll anmuten, fordert laut eine Erklärung, die uns die künstlerische Einheit dieser Gestalt verstehen lehrt, die so sicher und kühn gezeichnet ist, die als eine wirklich organisch-einheitliche Schöpfung, als ein Individuum aus einem Gusse, vor uns steht. Diese Erklärung ist auch deswegen so wichtig, weil es von selbst einleuchtet, daß nur durch das wirkliche Verständnis dieses weiblichen — Mephistopheles, das Wesen des Dramas erschlossen werden kann, dessen Wendepunkt der Kuß der Kundry bedeutet. Erst durch die Beantwortung dieser beiden zunächstliegenden Fragen dürfte der Weg gehauen werden zur Gralsburg, zu Klingsors Zauberschloß und zur Eroberung des Grals, ich meine, seiner geistigen Erschließung. Doch wird sich die Behandlung all dieser Probleme so ineinanderschlingen, daß ein volles Verständnis auch der zuerst behandelten Einzelheiten erst zum Schlusse erreicht sein wird.

Durch Mitleid wissend, der reine Tor

Ein Wissen durch Mitleid lehrt Schopenhauer, und so wird uns ganz von selbst der Weg gewiesen, der uns zum Verständnis führen soll. Die allgemeinen Gedanken der Lehre Schopenhauers muß ich der Kürze halber als bekannt voraussetzen. Die Welt, welche uns äußerlich umgibt, ist nur eine Scheinwelt, zu deren wahrem Wesen durch Raum, Zeit und Kausalität der Einblick verschlossen ist. Hinter diesem „Schleier der Maja" verbirgt sich die „eine" wirkliche Welt, das Ding an sich, das Schopenhauer als „Wille" erkennt. Dieser Wille „erscheint" unserem Intellekt, in Raum und Zeit „objektiviert" in verschiedenen Stufen, als feste Natur, Pflanzenwelt, Tierwelt, Mensch. — Die höchste Objektivationsstufe ist das Selbstbewußtsein im Menschen. Diese Erkenntnis der Welt wird nun in abstracto gewonnen durch die Kantische Philosophie, deren richtige Deutung Schopenhauer vermittelt haben will. Der Wille als Einheit der verschiedenen Objektivationsstufen ist „die Idee". Ideen erkennen heißt also, die Einheit der Welt erfassen als Wille, also auch die Identität des eigenen Wesens mit dem der Welt. Wer die Idee erkennt, dem erscheinen alle Begebenheiten in Natur- und Menschenwelt als Ausdruck, als Leben und Weben der „einen" Idee, des „einen" Urweltwillens. „In den mannigfaltigen Gestalten des Menschenlebens und dem unaufhörlichen Wechsel der Begebenheiten wird er als der Bleibende und Wesentliche nur die Idee betrachten, in welcher der Wille zum Leben seine vollkommenste Objektivität hat, und welche ihre verschiedenen Seiten zeigt in den Eigenschaften, Leidenschaften, Irrtümern und Vorzügen des Menschengeschlechts —, welche alle zu tausendfältigen Gestalten (Individuen) zusammenlaufend und gewinnend, fortwährend

die große und die kleine Weltgeschichte aufführen, wobei es an sich gleichviel ist, ob was sie in Bewegung setzt, Nüsse oder Kronen sind". (Welt als W. u. V. III § 35). Diese Erkenntnis, die „nur das Wesentliche, die Idee" zu ihrem Objekte hat, ist „die Betrachtungsart der Dinge unabhängig vom Satze des Grundes, im Gegensatz der gerade diesem nachgehenden Betrachtung, welche der Weg der Erfahrung und der Wissenschaft ist". Der Satz vom Grunde, das ist der Schleier, den die echte Erkenntnis durchdringen muß. Die Wissenschaften arbeiten innerhalb dieses Schleiers, sie kommen nur bis zu den Relationen der Dinge zueinander, ihr letztes Ziel ist „das Wo, das Wann, das Warum und das Wozu an den Dingen". Die echte Erkenntnis sucht allein das Was; sie erkennt also auch nicht mehr „einzelne" Dinge, sondern „die ewige Form, die unmittelbare Objektivität des Willens auf dieser Stufe". So ist auch der Erkennende nicht mehr einzelnes Individuum; „denn das Individuum hat sich eben in solche Anschauung verloren: sondern er ist reines, willenloses, schmerzloses, zeitloses Subjekt der Erkenntnis." Die Erkenntnisart, die dies vollbringt, „ist die Kunst, das Werk des Genius". „Sie wiederholt die — ewigen Ideen, das Wesentliche und Bleibende aller Erscheinungen der Welt, und je nachdem der Stoff ist, in welchem sie wiederholt, ist sie bildende Kunst, Poesie oder Musik. Ihr einziger Ursprung ist die Erkenntnis der Ideen; ihr einziges Ziel Mitteilung dieser Erkenntnis." Der, dem diese Erkenntnis gelingt, ist „der Genius, der seine ganze Individualität zu vergessen vermag, d. h. sein Interesse, sein Wollen, seine Zwecke, ganz aus den Augen zu lassen, sonach seiner Persönlichkeit sich auf eine Zeit völlig zu entäußern, um als rein erkennendes Subjekt, klares Weltauge (welthellsichtig!) übrig zu bleiben."

Die Frage ist nun: Wie gelangt das Genie zu dieser Erkenntnis. Natürlich nur durch Intuition. Doch wie kommt es zu dieser Intuition?

Der Wille als Ding an sich ist stets begleitet, oder besser bekleidet, von der Welt, durch die hindurch er „erscheint". Der Gegenstand des Willens ist diese Welt; und sein Wesen ist, daß er diese Welt will. Sonach ist „Wille" identisch mit „Willen zu dieser Welt, wie sie ist" also mit Willen zum Leben. Der Wille bejaht sich selbst. Solange aber der Wille diese Welt des Scheins, das Leben, will, nimmt er es, wie es ist; er hat keinerlei Veranlassung, nach etwas anderem hinter der Erscheinung zu suchen. Die Erkenntnis der Idee ist ihm verschlossen. Da auch begriffliches Denken nicht zum Ziele führt, so kann es nur geschehen durch „Kontemplation", durch Versenken in das Wesen der Welt. Was aber wird durch dies Versenken erfaßt? Da das Wesen der Welt ein Wollen, also ein Streben ist, so weckt es auch im Menschen, ist im Menschen dies Streben, ein Gefühl der Unzufriedenheit mit dem Gegenwärtigen. Das Menschenleben ist nichts als abwechselndes Sehnen und Erreichen, Übersättigtsein und neues Sehnen. Glück ist nur augenblickliche Befriedigung eines Sehnens, aus der nur größeres Sehnen erwächst. Das hat Schopenhauer in den grellsten Farben immer wieder gemalt. Sehnen und Nieerreichen — Sehnsuchtsschmerz,

Leid ist des Menschen, ist der ganzen Welt Los. Das ergibt sich aus dem Wesen des Willens. Der Mensch kann diese Erkenntnis natürlich nur aus sich selbst haben. Geht ihm auf, daß sein eigenes Wesen Leid ist, bitteres, unstillbares Leid, so wird er, da er dann als Genie, in seinem Wesen das Wesen der Welt erkennt, das Ziel des Erkennens erreicht haben, da „alles objektive Dasein nunmehr als von dem seinigen abhängig sich darstellt". Nur im eigenen Erlebnis kann also das Genie das Wesen der Welt erfassen. Aus diesem Erlebnis heraus muß ihm als höchste Intuition, das Wissen, entspringen. Dieses Erlebnis ist kein Gedanke, sondern nur ein Gefühl, also das Gefühl für das Leid der Welt. Solches Gefühl für das Leid der Welt ist aber nur das Mitleid. Klar entwickelt auch Schopenhauer diesen Gedanken in § 67 der W. a. W. u. V.; deshalb glaube ich die wichtige Stelle ganz anführen zu müssen: „Nunmehr aber habe ich, in Hinsicht auf das oben ausgesprochene Paradoxon, daran zu erinnern, daß wir früher dem Leben im ganzen das Leiden wesentlich und von ihm unzertrennlich gefunden haben, und daß wir einsahen, wie jeder Wunsch aus einem Bedürfnis, einem Mangel, einem Leiden hervorgeht, daß daher jede Befriedigung nur ein hinweggenommener Schmerz, kein gebrachtes positives Glück ist, daß die Freuden zwar dem Wunsche lügen, sie wären ein positives Gut, in Wahrheit aber nur negativer Natur sind und nur das Ende eines Übels. Was daher auch Güte, Liebe, Edelmut für andere tun, ist immer nur Linderung ihrer Leiden, und folglich ist, was sie bewegen kann zu guten Taten und Werken der Liebe, immer nur die Erkenntnis des fremden Leidens, aus dem eigenen unmittelbar verständlich und diesem gleichgesetzt. Hieraus aber ergibt sich, daß die reine Liebe (ἀγάπη, caritas) ihrer Natur nach Mitleid ist."

Geht also in einem Menschen das Mitleid auf, so erfaßt er dadurch sein eigenes und der Welt wahrstes Wesen. Wie kann aber das Mitleid geweckt werden, das tiefe, geniale, welthellsichtig machende Mitleid? — Der Wille zum Leben tritt am stärksten in die Erscheinung, wenn er neues Leben schaffen will, also im Zeugungstrieb. Wer in den Bann des Weibes fällt, bejaht mit aller Kraft das Leben und entfernt sich dadurch auf das weiteste von der Erkenntnis der Welt. Wer dagegen den Lockungen des stärksten Lebenstriebes widersteht, dem Weibe trotzt, der verneint den Willen zum Leben auf das deutlichste. Wird also das ahnungslose Genie durch das Weib angelockt, so wird dadurch sein eigenstes Wesen auf die größte Probe gestellt. Versagt es in diesem Augenblicke, so ist es ein gewöhnlicher Mensch, „ein Mensch wie alle", ein Sünder wie alle. Im Moment dieser Versuchung entscheidet es sich, ob es dem Wahn verfallen oder der höchsten Erkenntnis teilhaftig werden soll. Im Kuß der Liebe muß die Intuition verborgen liegen. Früher sah der Genius, einem Kinde gleich, stumpfen Auges in die Welt, sah das Leid und verstand es nicht. Jetzt erkennt er das Leid der andern, dann sein eigenes Leid und weiß, daß dieses Leid das Wesen der Welt ist, des Willens, den er

gerade verneint hat. Diese Erkenntnis ist rein d. h. „willenlos, schmerzlos, zeitlos" wie das Subjekt der Erkenntnis. Er ist „durch Mitleid wissend der reine Tor". Der Tor ist der Wille, also auch der Mensch als Wille, der rein wird als reines Subjekt intuitiver Erkenntnis, „der Wille ist objektiv betrachtet ein Tor".

Kundry und Parsifal.

Nachdem wir so ein klares Begriffssystem gewonnen haben, können wir versuchen, es auf Wagners Werk selbst im einzelnen anzuwenden, wenn sich auch das Vorhergehende ganz von selbst schon als eine Erklärung des Kernpunktes der Parsifalnatur dargestellt haben wird. So können wir hier zunächst von der Gestalt der Kundry ausgehen. Das Auffallendste an ihrem Wesen ist ihr Leben und Wirken in zwei getrennten Welten, bei Klingsor und bei den Gralsrittern. In des bösen Zauberers Reich ist sie die „Urteufelin", also die Ursache alles Bösen, aller Sünde; ihr Verhängnis, ihr „Fluch" ist das „Sehnen", das Sehnen, „das nur durch Ungestilltsein erlischt" (Parsifalskizze von 1865, Volksausgabe, B. XI. S. 409). Die Erfüllung vermehrt nur den Sehnsuchtsschmerz — „daß der Trank nur deinen Durst vermehrt" (a. a. O. S. 409). Wonach sich Kundry sehnt ist zunächst der Quell der Sehnsucht selbst, ist schließlich die sinnliche Liebe Parsifals (B X. 361):

Ha! Wahnsinn!
Mitleid! Mitleid mit mir!
Nur eine Stunde mein —
nur eine Stunde dein!

Das ist Kundrys Antwort auf Parsifals Worte:

O, Elend! Aller Rettung Fluch!
O, Weltenwahns Umnachten!
In höchsten Heiles heißer Sucht
nach der Verdammnis Quell zu schmachten.

Das Mitleid, das sie fordert, ist nicht das moralische, befreiende, welthellsichtig machende Mitleid, sondern das persönliche Bedauern mit dem Leidenden, das dem Schmerz nur für den Augenblick Linderung zu verschaffen vermag. Aus dieser Linderung kann nur neuer Schmerz, neues Sehnen, entspringen. Sonst sehnte sich Kundry nach

„Schlaf — Schlaf — tiefer Schlaf! — Tod!"

Dieser Schlaf und Tod wäre ihre Erlösung:

O, ewiger Schlaf
einziges Heil,
wie — wie dich gewinnen?

Daß Kundry Erlösung finden kann, sagt ihr schon Klingsor (eb. S. 348):

Ha! Wer dir trotzte, löste dich frei.

Und Parsifal (361) verheißt ihr:

Auch dir bin ich zum Heil gesandt,
bleibst du dem Sehnen abgewandt;
die Labung, die dein Leiden endet,
beut auch der Quell, aus dem es fließt.

Ihre Erlösung ist sonach „Auflösung, gänzliches Erlöschen" (Skizze XI, S. 404). Ist das alles nicht eine genaue Charakteristik des „Willens", von dem wir oben gesprochen haben? des Willens, dessen Wesen ungestilltes Sehnen ist, das Erfüllung nicht befriedigt, sondern mehrt, aus dem, als dem Urquell, nichts anderes als Wollen, Sehnen, fließen kann. Wohl ersehnt der Wille seinen Schlaf und Tod, seine Auflösung, sein gänzliches Erlöschen, er kann sich aber nicht selbst erlösen, er muß einen Besieger finden, nur wer ihm trotzt, ihn verneint, der hebt ihn auf. Er ist blind, dieser Wille, erkennt sein eigenes Wesen nicht, liegt in „Weltenwahns Unmachten". Erst auf der vollen Höhe des menschlichen Selbstbewußtseins, im Genie, kann er sein Wesen erkennen, kann der erlösende Genius ihm erstehn, der ihm trotzt, indem er ihn erkennt. Vorher sucht der dumme Wille Erlösung, indem er sein Wollen befriedigt, nach Befriedigung und damit nach neuem Wollen „nach der Verdammnis Quelle" schmachtet. Hiermit stimmt offenbar auch der eine Teil der Aufgabe Kundrys bei den Gralsrittern überein. „Sie hat nur den hastigen Eifer, sofort auszuführen, was gewünscht oder befohlen wird. Sie wird deshalb für stumpfsinnig, vernunftlos, wie tierisch, gehalten" (Parsifalskizze). Sie ist Botin des individuellen Wollens, ohne Selbstbewußtsein, ist blindes, vernunftloses Wollen, das töricht klagt und sich stets selbst bejaht, weil es das Wesen seines Elends nicht erkennt. Auch das Wirken Kundrys im Dienste Klingsors wird hierdurch völlig erklärt. Sie ist das Werkzeug zur Verführerin der Gralsritter, die Lockung zur stärksten Lebensbejahung, zur Zeugung neuen Lebens. Wer ihr verfällt, verfällt auch ihrem Fluch, dem endlosen Leid der ewigen Sehnsucht, dem schmerzvollen Willen zum Leben. Bisher hat keiner ihr getrotzt, keiner durch die Versuchung das Mitleid gelernt, keiner die Lockung zur Lebensbejahung zurückgewiesen.

Meinen Fluch mit mir
Alle verfallen! (X, S. 348).

Selbst Amfortas war schwach.

Es ist klar, daß sie diese Verführung nicht gerne übt.

O Wehe! Wehe!
Erwacht ich darum?
Muß ich? — Muß?

Sie muß wirklich! denn:

Ha! — Er ist schön, der Knabe!

Und als Parsifal sie zurückweist, da lodert die sinnliche Liebe, die höchste Lebensbejahung, zunächst gewaltig in ihr auf. So wird das Wesen der Kundry offenbar. Sie ist der Wille selbst, der Wille zum Leben, der Wille als Lebenstrieb, der Wille, der sich dem Leben zu seinem eigenen Fluch und Elend zugewendet hat — Urteufelin.

Hiermit ist auch erschlossen, was im zweiten Akt zwischen Kundry und Parsifal vor sich geht.

Parsifal, das Kind, lebte still und friedsam bei der Mutter. Im Kinde schläft gewissermaßen noch das Wollen, der Intellekt herrscht vor. (W. als W. u. Vorst., Bd. II Buch III Kap. 31 Schluß.) So ist dem Kinde mit dem Wollen auch das Leid fern; es hat eine starke Ähnlichkeit mit dem Genie. „Wirklich ist jedes Kind gewissermaßen ein Genie, und jedes Genie gewissermaßen ein Kind." Was das Genie durch das Mitleid lernt, hat das Kind auch — Freiheit von den Sehnsuchtsqualen des Willens. Mit dem Eintritt in das Mannesalter erwacht mit der Pubertät auch „die heftigste aller Begierden". Das „Genitalsystem" nennt Schopenhauer „den Brennpunkt des Willens". So tritt denn auch Parsifal bald nach seinem Eintritt in die „Welt" das Weib als Lockung, Kundry, entgegen; es lockt ihn in seiner stärksten Form der Wille zum Leben. Der Liebe — erster Kuß soll den Knaben zum „Manne" machen, soll die willenlose, glückliche Zeit enden. Doch Parsifal bleibt ein Kind, nicht physisch, *denn er fühlt der Liebe, der Sehnsucht Qual*, aber geistig; er bleibt „keusch" ganz anders als Amfortas. Er ist das oben geschilderte Genie, dem aus der Lockung zur Lebensbejahung, aus dem Erwachen des Willens

Das Sehnen, das furchtbare Sehnen,
das alle Sinne mir faßt und zwingt! —

die *Erkenntnis* aufgeht durch das *Mitleid*. Er ist nicht ein Mensch wie alle. Mit rascher, klarer Intuition erfaßt er als Genie, daß die Qualen der Sehnsucht, die ihm der erwachte Wille bereitet, *dieselben* Qualen sind, die er ohne sie zu verstehen bei Amfortas sah. Er weiß jetzt, indem er sein eigenes Leiden dem fremden „gleichsetzt", daß sein Leid nur *Mit—leiden* ist:

Die Wunde sah ich bluten,
nun blutet sie mir selbst.

Noch mehr: Das Wesen der ganzen Welt erkennt er in seinem Leide wieder. Kundrys Kuß hat ihn „welthellsichtig" gemacht.

In dieser Erkenntnis liegt für Parsifal sofort die *Aufgabe*, der Welt ein Erlöser zu werden. Da er nämlich nicht mehr als Individuum — es „hat sich in solche Anschauung verloren" —, sondern als reines Subjekt dasteht, so ist das Wesen der Welt, mit dem er sein eigenes Wesen als identisch erkannt hat, eben auch von seinem eigensten Verhalten abhängig. Verneint er den Willen zur Welt, so verneint er den *Willen überhaupt*, also besonders auch den in Kundry verkörperten, den in Klingsors ganzem Zauberschloß geformten Willen. Das geht klar aus Schopenhauer § 34 W. als W. u. V. (Schluß) hervor: „Wer nun besagtermaßen sich in die Anschauung der Natur so weit vertieft und verloren hat, daß er nur noch als rein erkennendes Subjekt da ist, wird aber dadurch unmittelbar inne, daß er als solches die Bedingung, also der *Träger der Welt* und alles objektiven Daseins ist, da dieses nunmehr als von dem seinigen abhängig sich darstellt! „Hae omnes

creaturae in totum ego sum, et praeter me aliud ens non est." So fühlt sich ganz naturgemäß Parsifal aller Welt zum Heil gesandt. „Erlösung, Frevlerin, biet ich auch dir." Zu Amfortas bricht er unverzüglich auf. Und die Welt des Scheins sinkt in Trümmer, der Schleier der Maja zerreißt; der Wille zum Leben war ihr Wesen, das ist aufgehoben — und sie alle zerfallen, zerstieben, Klingsor, die Blumenmädchen, das Zauberschloß, sie sind nicht mehr. Nur Kundry lebt noch. Aus starrem Schlaf weckt sie Gurnemanz bei den Gralsrittern wieder auf. Ihnen müssen wir uns also zur weiteren Aufklärung zuwenden.

Die zwei Reiche. Amfortas, die Gralsritter und Klingsor.

Der Erbe des Gralkönigtums ist Amfortas. Seinem Vater Titurel „neigten sich in heilig ernster Nacht dereinst des Heilands sel'ge Boten" und brachten ihm den Gral. „In hohen Alters Mühen" überließ er dem Sohne die Herrschaft. Die Gralsritter sind die Brüder, die Reinen,

„die zu höchsten Wunderwerken,
des Grales heil'ge Wunderkräfte stärken."

Sie sind frei von Sünden. Amfortas klagt:

Wehvolles Erbe, dem ich verfallen,
ich, einziger Sünder unter allen!

Diese Sünde des Amfortas bestand darin, daß er der Kundry besiegt in die Arme gesunken ist, daß auch er, auf den sie so sehr gehofft hatte, ihr nicht trotzte.

Klingsor: Gefiel er dir wohl, Amfortas, der Held,
den ich dir zur Wonne gesellt?
Kundry: O! Jammer! Jammer!
Schwach auch Er!

So hat auch er in Weibes Armen den Willen zum Leben bejaht und leidet nun an dieser Wunde alle Qualen des nie gestillten Sehnens, leidet allen Schmerz der Welt, ohne jedoch mehr dabei zu empfinden als eben das Leid und den Schmerz seiner Wunde. Dies Leid hat ihm nicht die Augen geöffnet, er erkennt sein Leid nicht wie Parsifal als Mit—leiden. Deshalb sucht er es zu heilen mit kleinen Mittelchen, sucht die äußeren Erscheinungen der Krankheit zu beseitigen, ohne ihr Wesen erkannt zu haben, verlangt, genau wie Kundry, nach dem physischen Tode, nach der Aufhebung des Individuums — und doch ist dies das beste Zeichen für seine Mit—leidlosigkeit. Nicht dem Wesen, dem Willen als solchem, kann es helfen, wenn ein Einzelner verschwindet. Der Tod ist keine Erlösung, ist nur Verwandlung des Willens in andere Gestalt. Deshalb gibt es nur kurze Linderung im Bade, keine Erlösung, deren Sinn er nicht versteht, als sie ihm verkündet wird. Die Worte der Verheißung:

„Durch Mitleid wissend,
der reine Tor,
harre sein',
den ich erkor."

sind ihm leere Begriffe, Rätselworte, deren Deutung ihm fehlt. Auch Gurnemanz und die Gralsritter sind nicht wissend. Auch ihnen fehlt das Mitleid, denn sonst wären sie wissend. Sie sind zwar rein, aber doch nur deshalb, weil sie bisher nicht in Klingsors und Kundrys Bereich gerieten. Sie haben Kundry nicht getrotzt und würden ihr wohl auch nicht trotzen. Selbst Gurnemanz ist dieses Weibes Wesen unbekannt, von Klingsor weiß er nur dunkle Kunde, auch er glaubt an die Heilkraft der Palliativmittel; daß auch Kundry nach Erlösung schmachtet, daß, wer Amfortas befreien will, erst auch dem Zauberweib das Heil gebracht haben muß — das alles ahnt er nicht. So schlummert denn auch in den Gralsrittern, ähnlich wie es oben vom Kinde ausgeführt wurde, der Wille zum Leben; nur in Amfortas wühlt er als zehrende Wunde. Auch in diesem Reiche also ist Kundry heimisch, wenn auch versteckt, als noch unbewußter, nicht recht erwachter Wille. Sie „büßt" hier, sie „dient", sie lockt nicht und herrscht nicht. Hier lodert der Wille zum Leben nicht hell auf — doch erloschen, erlöst ist er nicht. Da der Wille so schwach, ist auch der Schmerz der Sehnsucht gering, die Gralsritter — nicht Amfortas — sind verhältnismäßig ruhig, glücklich, wie die Kinder; und es ist klar, daß Kundry sich nach diesem Reiche sehnt, weil sie hier schlafen kann, weil das Sehnen hier nur still und ruhig brennt, nicht rasend sengt.

Wie anders ist es bei Klingsor. Er „zwingt" Kundry. Ihn beseelte die heftigste Leidenschaft, der gierigste Lebenstrieb. In wildem Schmerz hat er nach Rettung gesucht, nach Reinheit sich gesehnt. Den äußeren Anlaß seines Schmerzes hat er zu heilen gesucht, der Wille blieb nur um so mächtiger zurück. Er ist das lebendigste Leben selbst, er zaubert den lockenden Schein hervor, der die Menschheit umfängt, dem die Menschen verfallen; im tiefsten Grunde des Scheins lebt und webt als das Wesen der Wille, lebt Kundry, die also dem Zauberer, der den Schleier der Maja webt, folgen muß; denn in dem Scheine erscheint ja sie selbst, sie ist sein Wesen, der Wille zum Leben ist das Wesen der Sinnenwelt; dieses Wesens bedient sich der Schein, um alle Kreatur zu seiner Anerkennung zu verlocken. So entspringt auch Klingsor aus dem Wesen des Willens, er steht dem Leben um eine Stufe näher als Kundry. Er verschwindet mit seinem Schein, während seine Sklavin noch am Leben bleibt. Damit ist denn auch Kundry frei, nun „muß" sie nicht mehr, sie kann sich zurückziehen, als das pulsierende, verführende Leben versunken ist in ihren zweiten Stand teilweiser Ruhe, halber Erlösung. Fortan vegetiert sie nur mehr bei den Gralsrittern. Der Glanz der Scheinwelt ist verglommen, als welthellsichtig Parsifal ihr Wesen durchschaute. Mit Klingsor ist also ein Teil auch von Kundrys Gesamtwesen erloschen, doch nur der äußere Teil.

Der Gral.

Wie weit wir nun auch in dem Verständnis der Welt des Parsifal vorgedrungen sind, wie restlos sich auch bisher die Probleme aufzulösen schienen, wir sind noch nicht zu Ende. Noch haben wir nicht vom Gral gesprochen, noch haben wir alle Stellen des Dramas, die auf den „Heiland" und sein

Leiden Bezug nehmen, beiseite gestellt, und doch ist ihre Bedeutung für das Verständnis der Absichten Wagners nicht zu verkennen. Der Gral und der Karfreitagszauber sind nicht minder als der Kuß der Kundry ein Herzstück des Parsifal. Mit dieser Frage berühren wir auch Wagners Stellung zum Christentum, über die so viel geschrieben wurde, in ihrem tiefsten Kerne. Der Gral und das Gralskönigtum, Kundry und Parsifal sind in enge Verbindung gebracht mit dem leidenden Heiland. So erklingt im Vorspiel die Heilandsklage, der Schmerz des göttlichen Erlösers der Menschheit, der sein Leid umsonst gelitten hat, da der Mensch sein Beispiel nicht verstand. Hier ist Musik im Sinne Wagners wirklich tönender Weltenwille! Kundry, der Menschen Wille, lachte seiner, als sie ihm auf seinem Schmerzenswege begegnete, und Parsifal sagt nach dem Kuß der Kundry:

Des Heilands Klage da vernahm ich,
die Klage, ach! die Klage
um das verrat'ne Heiligtum! —
„erlöse, rette mich
aus schuldbefleckten Händen!"

Früher hatte er diese Klage nicht verstanden. Auch für des Heilands Leiden hat ihm der Kuß das Herz erschlossen. Den Gral soll er aus schuldbefleckten Händen erlösen. Natürlich aus den Händen des Amfortas, des ganzen bisherigen Gralskönigtums. Hier müssen wir bei Wagner selbst Aufklärung suchen. Schon 1848 in den Nibelungen erscheint „der heilige Gral", gepflegt im fernsten Indien „von einem urgöttlichen Priesterkönige" als Gegensatz zu einer falschen Deutung einer verlorenen Gottesschau durch „die herrschsüchtigen Priester" (B II S. 150). In Religion und Kunst legt dann Wagner dem Leiden Jesu eine ganz auffallende Bedeutung unter. Er führt aus (S. 215): Das Göttliche sei den Griechen, dem hellenischen Geist, ein spekulativer Begriff geblieben — „bis von wunderbar begeisterten armen Leuten die unglaubliche Kunde ausging, der „Sohn Gottes" habe, für die Erlösung der Welt aus ihren Banden des Truges und der Sünde, sich am Kreuze geopfert. War das größte Wunder der infolge jener Erscheinung eingetretenen Umkehr des Willens zum Leben, welche alle Gläubigen an sich erfahren hatten, offenbar geworden, so war das andere Wunder der Göttlichkeit des Heilsverkünders in jenem bereits mit inbegriffen. Hiermit war dann auch die Gestalt des Göttlichen in anthropomorphistischer Weise von selbst gegeben: es war der zu qualvollem Leiden am Kreuze ausgespannte Leib des höchsten Inbegriffs aller mitleidvollen Liebe selbst. Ein unwiderstehlich zu wiederum höchstem Mitleiden, zur Anbetung des Leidens und zur Nachahmung durch Brechung alles selbstsüchtigen Willens hinreißendes — Symbol? — nein: Bild, wirkliches Abbild." (Wahrtraumdeuterei!) . . . „Jener Gott (der zornige und strafende) wurde durch die Kunst gerichtet: der Jehova im feurigen Busche, selbst auch der weißbärtige, ehrwürdige Greis, welcher etwa als Vater segnend auf seinen Sohn aus den Wolken herabblickt, wollte, auch von der meisterhaftesten Künstlerhand dargestellt, der gläubigen Seele

nicht viel sagen, während der leidende Gott am Kreuze, das ‚Haupt voll Blut und Wunden', selbst in der rohesten künstlerischen Wiedergebung, noch jederzeit uns mit schwärmerischer Regung erfüllt." Daß es Gott ist, der leidet, ist für Wagner das kleinere Wunder, wenn das größere, die Verneinung des Willens, als Tatsache besteht (S. 214 a. a. O.). „Das größte Wunder ist für den natürlichen Menschen jedenfalls diese Umkehr des Willens." „Das, was diese Umkehr bewirkt hat, muß notwendig weit über die Natur erhaben und von übermenschlicher Gewalt sein, da die Vereinigung mit ihm als das einzig Ersehnte und zu Erstrebende gilt. Dieses andere nannte Jesus seinen Armen das „Reich Gottes", im Gegensatze zu „dem Reiche der Welt". Also ist auch „das Reich Gottes" das „einzig zu Erstrebende", der Zustand des aufgehobenen, umgekehrten Willens. In Jesus „offenbart" sich die Verneinung der Welt als ein um der Erlösung willen vorbildlich geopfertes Leben. Der Heiland erlöst die Welt durch „Mit—leiden" (eb. S. 216), er hat den Willen „schon vor seiner Geburt vollständig gebrochen," so daß nicht der Wille zum Leben, wie oben geschildert, ihn gezeugt haben kann, sondern er unbefleckt empfangen sein muß. Der Wille zum Leben hat gar keinen Teil an ihm (S. 216/217). So erlöst Jesus die Welt vom Willen, erlöst den Willen selbst — wir stehen wieder auf bekanntem Boden. — Doch die Erlösung hat der Menschheit nicht viel geholfen. Jesu „Offenbarung" ist nicht rein geblieben. Es würde zu weit führen, wollte ich auf die Gründe eingehen, die Wagner hierfür angibt. Nur die allgemeine Tatsache möge er selbst ausführen (eb. S. 230): „Unter den Ärmsten und von der Welt Abgelegensten erschien der Heiland, den Weg der Erlösung nicht mehr durch Lehren, sondern durch das Beispiel zu weisen: sein eigenes Blut und Fleisch gab er als letztes höchstes Sühneopfer für alles sündhaft vergossene Blut und geschlachtete Fleisch dahin, und reichte dafür seinen Jüngern Wein und Brot zum täglichen Mahle — ‚solches allein genießet zu meinem Andenken.'" Dieses das einzige Heilamt des christlichen Glaubens: mit seiner Pflege ist alle Lehre des Erlösers ausgeübt. Wie mit angstvoller Gewissensqual (Amfortas!) verfolgt diese Lehre die christliche Kirche (Gegensatz: das Heidenland Klingsors!), ohne daß diese sie je in ihrer Reinheit zur Befolgung bringen könnte, trotzdem sie, sehr ernstlich erwogen, den allgemein faßlichen Kern des Christentums bilden sollte. Sie wurde zu einer symbolischen Aktion, von Priestern ausgeübt, umgewandelt, während ihr eigentlicher Sinn sich nur in den zeitweilig verordneten Fasten ausspricht . . ." So hat denn nach Wagners Auffassung (auf seinen Vegetarianismus einzugehn, ist hier kein Raum) die Menschheit, die Kirche, den Sinn der Heilstat Jesu nicht verstanden. Jesu Leiden und Blut ist da. Das von ihm eingesetzte Mahl — Wein und Brot — wird genossen, doch wird die Absicht der Einsetzung nicht verstanden — Erlösung bringt es nicht. Wohl spendet der Gral Wein und Brot, wohl erglüht in ihm des Heilands Blut, doch stumpf stehen davor Amfortas und seine Ritter. Amfortas ist sogar sündhaft, er hat das Leben bejaht, die von Jesu bewirkte „Umkehr des

Willens" zuschanden gemacht. Ihm ist sonach des Heilands Blut nur eine Mahnung, nur Gewissensqual, er möchte das Amt, das er übernommen, nicht erfüllen, da sein Herz ja dem Geiste dieses Amtes so fern als möglich ist, solange nicht des Sehnens Quelle gestillt, solange der Wille durch Umkehr, durch Verneinung nicht erloschen ist. Doch kann er das Amt nicht abgeben, bis der erscheint, der des Heilands Tat verstanden hat, der, wie der Heiland am Kreuze lehrt, das Wesen der Welt als Leid, die ungeheure Tragik dieses Weltendaseins, und „den Blick auf den Erlöser am Kreuze als letzte erhabene Zuflucht" (S. 247) erfaßt, den Willen zum Leben, wie Jesus vor der Geburt, im Leben verneint hat. Dieser wird dann den wahren Sinn des Grales, des Blutes und der Speisung erkennen, und die Feier begehen im rechten Sinne, den Gral behüten als Gefäß echter Erlösung. Bis heute klagt der wirkliche göttliche Erlöser, daß sein Werk in „sündigen Händen" entweiht wird. Kundry hat ihn verlacht bei seinem Todesgange. Der Wille der Menschheit hat ihn nicht verstanden, er war des Mitleids noch nicht fähig. So muß dem göttlichen Erlöser selbst ein Erlöser erstehen, der das göttliche Leiden mit—leidet, der in sich, und damit überhaupt im Menschen, den Willen zur Umkehr bringt, der Kundry das Weinen lehrt; denn „das Weinen ist (demnach) Mitleid mit sich selbst oder das auf seinen Ausgangspunkt zurückgeworfene Mitleid. Es ist daher durch Fähigkeit zur Liebe und zum Mitleid — bedingt" (W. a. W. u. V. § 67). Dieser Mensch, der die Menschheit zum Verständnis und zum Genuß der göttlichen Erlösertat hinaufführt, ist aber Parsifal. Er erkennt ja, wie oben gezeigt, neben dem Wesen der Welt, auch die Klage des Heilands, auch den wahren Sinn „des Heilsgefäßes". Er erlöst Kundry, der Menschheit Lebenswillen, sie weint, sie wird also selbst des Mitleids fähig und dadurch aufgelöst. Sie salbt ihrem Retter die Füße und trocknet sie mit ihren Haaren ab; so ist sie wahre Dienerin geworden, und der Wille, der wirklich dient, hat auf eigenes Wollen verzichtet. Auch aus der Gralsritter Reich ist nun mit ihr der letzte Rest des Willens zum Leben verschwunden, die „Regeneration" ist vollständig, die Erlösung durch den Heiland ist nun erst wirklich vollbracht. Der Mensch, der der Erlösung teilhaftig geworden ist, der das Trugwesen der Welt des Willens erkannt hat, dessen „rastloser Wille sich von selbst befreit" fühlt, den beängstigt nichts mehr. „Rein und friedensehnsüchtig ertönt uns dann nur die Klage der Natur, furchtlos, hoffnungsvoll, allbeschwichtigend, welterlösend." Der Mensch erlöst auch die Natur mit. Mit der erlösten Menschheit fühlt „alle Kreatur" die Wirkung von „Gottes Liebesopfer". Sie ist ja eins mit dem Wesen des Menschen. Das erfaßt nun nach dem Erscheinen Parsifals auch Gurnemanz, er versteht nun selbst den holden Karfreitagszauber. Der Gralsritter ganzes Reich versinkt in seliges Anschauen des Grals, dessen Wesen nun allen offenbar ist. Das Reich Gottes auf Erden erstrahlt in ruhigem Glanze und alle singen, erlöst und wissend:

Höchsten Heiles Wunder
Erlösung dem Erlöser.

Schluß.

So wuchs uns denn das Ganze zu einer großen Einheit zusammen. Das Christliche, der Heiland, das Gedächtnismahl, der Gral erwiesen sich als „Symbole — nein Bilder — wirkliche Abbilder" der großen und tiefen Gedanken, die dem Genius auf dem Boden der Schopenhauerschen Philosophie erwachsen waren. Es zeigte sich keine Lücke, kein Zwiespalt, nicht im Parsifal, nicht zwischen Parsifal und dem früheren Schaffen und Denken Wagners, wohl eine Entwicklung, eine selbständige Weiterbildung. Das Christliche entspringt nicht einer Bekehrung, einem Abfall von Schopenhauer, sondern einer ganz originellen, genialen Vertiefung der Lehre des Meisters, einer überraschenden Deutung des Leidens des Heilands, die ihm den Pessimismus Schopenhauers in neuem Lichte zeigte. Wagner ist sich wohl bewußt, daß seine „Regenerationslehre", sein sogenannter Optimismus, durchaus Schopenhauer entspricht (S. 257). „Diese Wege (der Umkehr des mißleiteten Willens), welche sehr wohl zu einer Hoffnung führen können, sind aber von unseren Philosophen in einem mit den erhabensten Religionen übereinstimmenden Sinne klar und bestimmt gewiesen worden, und es ist nicht seine Schuld, wenn ihn die richtige Darstellung der Welt, wie sie ihm einzig vorlag, so ausschließlich beschäftigen mußte, daß er jene Wege wirklich aufzufinden und zu betreten uns selbst zu überlassen genötigt war; denn sie lassen sich nicht wandeln als auf eigenen Füßen." Hier gibt Wagner seine Stellung zu Schopenhauer so klar und deutlich selbst an, daß wir kein Wort hinzuzufügen brauchen. Inwieweit er „auf eigenen Füßen steht" und inwieweit er abhängig ist, das zeigt ja auch schon der letzte Teil unserer Darstellung. Ich sehe wirklich nicht, weshalb man dies Verhältnis nicht mit dem Einfluß Kants auf Schiller in Parallele setzen sollte; es müßte denn sein, daß man die Bedeutung der Kantischen Philosophie für Schillers Dichtung, den vielfach unbewußten Einfluß, weit unterschätzt, wie das ja bisher wohl meist geschieht. Man glaubt recht törichterweise damit der Genialität der Dichter Abbruch zu tun. Wie wenig muß man da doch das Wesen künstlerischen Schaffens verstanden haben! Es ist nun einmal deutscher Dichter und Künstler Art, daß ihre Werke aus dem tiefsten Schachte, aus den verborgenen Tiefen ihrer Persönlichkeit hervorbrechen. So ist bei allen Großen des deutschen Geistes Fühlen, Denken und Dichten eine letzte, fast geheimnisvolle Einheit. In wundervoller Wechselwirkung entspringt ihnen aus ihrem Schaffen die Einsicht in ihr Wesen und aus diesem Wesen das Wirken. So entdeckte Schiller durch das Studium Kants die wesentlichen Pflichten seines Dichterberufes und so wuchs auch seine Kunst zu stolzer Höhe empor, und als er mit Kantischen Begriffen Goethe über sein innerstes Wesen aufgeklärt hatte, da erblühte aufs herrlichste dessen Schöpferkraft. In diesem Sinne ist auch Wagner, gleich Hebbel, ein echter deutscher Meister, eine große deutsche Persönlichkeit. Deutsches Denken ist auch bei ihm die Wurzel des Schaffens.

Auch über die Verwendung gerade der „christlichen" Symbole hat sich Wagner völlig Rechenschaft gegeben. „Nun verlangt aber das Volk nach einer

sinnlichen realen Vorstellung der göttlichen Ewigkeit im affirmativen Sinne". (X. 261.) Die Erfüllung dieses Verlangens kann — schon nach Schopenhauer — nur die Kunst geben. „Das vollendete Gleichnis des edelsten Kunstwerkes dürfte durch seine entrückende Wirkung auf das Gemüt sehr deutlich uns das Urbild (des vollkommenen Genügens, des wahren wünschenswerten Zustandes, also der Erlösung) auffinden lassen, dessen ‚Irgendwo' notwendig nur in unserem — Innern sich offenbaren müßte." Doch muß dazu der Kunst „die vollkommenste sittliche Weltordnung" zugrunde liegen; „das Gleichnis des Göttlichen" aber muß sie „der Lebensübung" selbst entnehmen, um „wahrhaft verständlich" und damit wahrhaft wirksam zu werden. So besteht auch in betreff der christlichen „Symbole" keinerlei Unklarheit, keinerlei Unebenheit bei Wagner. Als höchstes Endziel schließlich aller echten Philosophie betrachtet er (eb. 260) „die Anerkennung einer moralischen Bedeutung der Welt". Mit dieser klaren Formulierung wächst Wagner hinaus über den banalen Gegensatz von Optimismus und Pessimismus, eigentlich auch über die allgemeine Stimmung der Lehre Schopenhauers. Er wird positiv aufbauend, menschheitfördernd im Sinne Hegels und Hebbels, im Sinne J. G. Fichtes, wie er überhaupt der Lehre des deutschen Idealismus ganz direkt viel mehr verdankt, als bisher auch nur geahnt wird. Sind diese Einflüsse erst klar gelegt, so wird die Zeit vorüber sein, wo man Wagner als unselbständigen Denker wird abtun können. Man wird ihn einreihen unter die großen deutschen Geister auch unserer intellektuellen Kultur ebenso wie Schiller. Dazu eine bescheidene Vorarbeit zu liefern, das war meine Absicht.

Zur Einführung in das Verständnis des Parsifal ist zunächst notwendig ein genaues Studium der betreffenden Schriften R. Wagners selbst, insbesondere:

Parsifal. 27. August bis 30. August 1865 (R. W. Sämtliche Schriften und Dichtungen, Volksausgabe B. XI S. 395 ff.). Dies ist der für Ludwig den Zweiten verfaßte Entwurf des Dramas.

Religion und Kunst (eb. B. X S. 211). Dazu diese Nachträge:

Was nützt diese Erkenntnis?

Erkenne dich selbst.

Heldentum und Christentum (eb.).

Daß dann eine genauere Kenntnis der Philosophie Schopenhauers unerläßlich ist, lehrt mein Aufsatz wohl recht deutlich. Besonders wichtig ist:

Welt als Wille und Vorstellung, drittes Buch: die Vorstellung unabhängig vom Satze des Grundes: die platonische Idee: das Objekt der Kunst.

Zu Schopenhauer wäre zu empfehlen:

Volkelt: Arthur Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, sein Glaube. Stuttgart 2. Aufl. 1907.

Fr. von Hausegger: Richard Wagner und Schopenhauer. Eine Darlegung der philosophischen Anschauungen R. Wagners an der Hand seiner Werke, 2. Aufl., 1891.

Von Gesamtwerken über Wagner, die speziell auch Parsifal behandeln, sind besonders zu erwähnen:

H. Dinger: Richard Wagners geistige Entwicklung. (Leipzig 1892.)

H. Lichtenberger: Wagner poète et penseur. Paris 1898.

H. St. Chamberlain: Richard Wagner. (Billige Ausgabe 1901.)

H. St. Chamberlain: Das Drama Richard Wagners, eine Anregung. (1892.)

M. Koch: Richard Wagner. B. III (erscheint Mai 1913). Der Verfasser gibt in dankenswerter Weise eine sorgfältige Auswahl aus der Literatur.

Speziell vom Parsifal aus gehen:

Fr. Nietzsche: Der Fall Wagner, und

Fr. Nietzsche: Nietzsche contra Wagner.

Mit Parsifal allein beschäftigen sich eine Reihe von Artikeln in den allerneuesten Heften der Preußischen Jahrbücher, die einen Überblick geben über den bisherigen Stand des Problems.

Jejunus: Die Grundlagen der Parsifaldichtung (P. J. 1912, Heft 1).

Prof. Dr. Meinck: Parsifal. Eine Entgegnung (1913, Heft 1).

Jejunus: Replik (eb.).

Alexander: Weitere Bemerkungen wider den Jejunusaufsatz. (Mit Replik.) (1913, Heft 3.)

von Zastrow: Noch einmal der Jejunusaufsatz (Heft 4).

Eigentlich unabhängig von dieser Kontroverse ist:

G. von Czirn-Terpitz: Parsifal (Preußische Jahrbücher 1913, Aprilheft). Dieser letzte Aufsatz, der mir leider erst nach der Korrektur des vorliegenden zu Gesichte kam, berührt sich in seinem ersten Teil mit meinen obigen Ausführungen, ohne zu völliger Klarheit durchzudringen. Ganz ungelöst bleibt das Verhältnis Parsifals zum Christentum und zur Erlösung durch den Heiland, obwohl gerade hierdurch die selbständige Stellung Wagners Schopenhauer gegenüber zum Ausdruck kommt. Bei Schopenhauer kann nur das Genie der Erlöser der Menschheit sein, bei Wagner dagegen ist der Erlöser der Heiland, der geniale Mensch nur Erlöser des Erlösers.

Die menschlich-ethische Gestalt des Parsifal ohne Einbeziehung der Metaphysik behandelte neuerdings:

Dr. Carl Siegmund Benedict: Richard Wagners Parsifal in seiner menschlich-ethischen Bedeutung. (Lissa i. P. 1913.)

An der Wiege des Königreichs Rumänien

Berichte des preußischen Spezialgesandten Freiherrn von Richthofen an König Friedrich Wilhelm den Vierten

(Schluß aus Heft 17)

C. Standpunkt der Kommissäre

Diese Verhältnisse, wie ich die Ehre gehabt dieselben soeben in tiefster Ehrfurcht vorzutragen, sind natürlich der Aufmerksamkeit meiner Kollegen in der Kommission nicht entgangen und nach den verschiedenen Interessen, welche sie vertreten, auch näher ausgebeutet worden.

Was zunächst den türkischen Kommissär betrifft, so hat derselbe den Charakter einer gewissen Unparteilichkeit, die er in der Wallachei wenigstens nach außen hin zu zeigen gesucht hat, hier nicht festgehalten. Die Verhältnisse sind, wenn man sich auf seinen Standpunkt versetzt, für ihn hier auch weit schwieriger als in der Wallachei. Es ist jedenfalls hier, und nicht in der Wallachei, wo man nach einem von der Pforte unstreitig mit Österreich und Lord Stratford, ich will nicht sagen mit England, konzertiertem Plane, die Intentionen für die Union mit dem fremden Fürsten zuschanden machen will. Dazu hatte man den Vogorides ausersehen, der ein willenloses Instrument in der Hand der Pforte ist. Safret Effendi konnte in der Wallachei sehr wohl den Unparteiischen spielen, um desto parteiischer hier aufzutreten. Die plumpe Weise, in der Vogorides seine Rolle hier gespielt, hat indes Safret Effendi in die unangenehme Alternative gebracht, entweder jenen zu desavouieren oder, indem er ihn soutenierte, in denselben Fehler zu fallen. Er hat die letztere Alternative gewählt. Als ich ihm merken ließ, daß ich wüßte, wie er hier überall gedroht, die Erklärung für die Union mit ihren Konsequenzen werde eine fremde Okkupation herbeiführen, da sie die Suzeränitätsrechte der Pforte verletze, von welcher sie demnächst als Kolonie angesehen werden könnte, entschuldigte er sich in sehr naiver Weise damit, daß er sich nur gegen den Klerus, insonderheit die Bischöfe, so ausgesprochen habe; diesen gegenüber aber könne die von ihm bemerkte Eventualität nicht als eine Drohung ausgelegt werden, da der Klerus, möge eine Okkupation stattfinden oder nicht, seine Einkünfte doch ungeschmälert fortbeziehen würde. Eine Drohung wäre es aber nur gewesen, wenn er sich in ähnlicher Weise gegen die Grundbesitzer geäußert hätte. Meinen Versuch, ihn auf die christliche Beurteilung der Sache hinzulenken, wonach den Führer der Herde jedes Unglück der Herde mittrifft, und es mitempfindet, beantwortete er mit den Worten: mon cher collègue, vous ne

connaissez pas le clergé grec. — Ich führe dies Gespräch nur alleruntertänigst an, weil es zugleich die mala fides des türkischen Kommissärs ins Licht stellt.

Anlangend demnächst den österreichischen Kommissär, so habe ich zunächst bemerkt, daß derselbe seit Erstattung meines letzten alleruntertänigsten Berichts sich bemüht hat, aus der Reserve herauszutreten, die er bis dahin gegen mich beobachtet hat, und die er meinem französischen, russischen und sardinischen Kollegen gegenüber noch jetzt festhält. Herr von Liehmann hat mir sehr viel von seiner Privatansicht gesprochen; er hat mir gesagt, daß, wenn man lediglich vom Gesichtspunkte der Prosperität der Fürstentümer ausgehe, keine Frage darüber sein könne, daß die Union unter einem fremden Erbfürsten die einzige angemessene Lösung sei. Allein so liege die Sache leider nicht; es seien andere Interessen im Spiel, Interessen der Pforte, Interessen Österreichs, vielleicht auch Interessen anderer Staaten, denen zufolge jene Rücksicht für die Prosperität der Fürstentümer nicht allein maßgebend sei, und somit in den Hintergrund träte. Ist es edel und gewissenhaft — hat er mich gefragt — diese einmal obwaltenden Verhältnisse, die ihr Gewicht bei jedem Schritte geltend machen, zu verkennen und den Fürstentümern mit Eventualitäten zu schmeicheln, die außerhalb des Bereiches der politischen Möglichkeit liegen, oder ist es nicht vielmehr redlicher und gewissenhafter, Hoffnungen zu unterdrücken und zu ersticken, die doch nicht erfüllt werden können, und über deren Nichterfüllung alle Welt einig ist? In dieser letzteren Beziehung habe ich ihn gefragt, wie er zu dieser Voraussetzung komme, und er hat mir darauf erwidert, daß ich so gut wie er wohl wissen würde, daß Frankreich den fremden Erbfürsten England zum Opfer gebracht habe, wobei er sich auf die wiederholten Äußerungen des Mr. Thouvenel in Konstantinopel und auf vertrauliche Andeutungen bezog, die ihm sein Hof auf Grund von Nachrichten aus Paris gemacht habe. Sein Kaiser, so fügte er hinzu, habe ihm bei der Abschiedsaudienz gesagt: „Gehen Sie mit Geradheit und Offenheit zu Werke und schmeicheln Sie nicht durch Intrigen der Leidenschaften.“ Ich führe dies nur alleruntertänigst an, nicht weil ich die Überzeugung hätte, daß eine solche Politik seitens der österreichischen Agenten wirklich befolgt würde, sondern um die Sprache anzudeuten, mit der sie sich gleichsam auf das moralische Pferd setzen. Ich habe vielmehr eine ganz entgegengesetzte Ansicht von der Sache und weiß aus direkten Mitteilungen des hiesigen Polizeichefs, der mir aus meiner früheren Wirksamkeit bekannt ist, daß ihn der österreichische Generalkonsul Gödel hat bewegen wollen, die hiesigen Verhältnisse als so aufgeregte darzustellen, daß zur Erhaltung der Ruhe eine fremde Okkupation, d. h. die Wiederkehr der österreichischen Truppen, dringend erforderlich sei. Ich könnte noch andere Spezialien in diesem Sinne beibringen; das Erwähnte dürfte indes vollkommen genügen, um darzutun, daß das Verfahren des Kaimakam und die jetzt minderzurückhaltenden Äußerungen Safret Effendis in Herrn von Lietzmann einen wesentlichen Anhalt finden.

Was den französischen Kommissär anbetrifft, so ist seine Lage den soeben alleruntertänigsten dargestellten Verhältnissen gegenüber eine äußerst schwierige. Seine Regierung hat unstreitig die Union, und zwar die Union mit dem Hintergedanken an den fremden Erbfürsten begünstigt. Sie hat, was man auch immer sagen mag, diese Idee zuerst provoziert, und scheint sie jetzt im Stiche zu lassen und England geopfert zu haben. Es ist nach meiner Meinung ganz unmöglich, daß die französische Regierung sich darüber getäuscht haben sollte, daß die Union unter einem einheimischen Fürsten möglich sei und gewünscht werden kann, so gut wie ich, so gut wie Euer Königliche Majestät Gesandter und Allerhöchstdero Konsulen in den Fürstentümern, ebensogut muß Baron Talleyrand, der französische Ambassadeur in Konstantinopel Mr. Thouvenel, und müssen die französischen Konsulen in den Fürstentümern gewußt haben, welches hierüber die Ansichten der Moldauwallachen sind. Ihnen wie uns, und überhaupt allen denen, die es haben hören wollen, ist tausendmal gesagt worden, daß die Union mit einem einheimischen Fürsten nur die Fortsetzung im größeren Maßstabe von allen den Übeln sein würde, die heute auf jedem der beiden Länder einzeln genommen lasten. Es wäre diese Kombination die Intrige in Permanenz, und die Verewigung jenes Kampfes der Aspiranten zum Thron, der bis jetzt jede Stabilität unmöglich gemacht hat. Ohne von der Vergangenheit der Prätendenten, und dem persönlichen Werte derselben sprechen zu wollen, weiß doch jedermann, der die Zustände in den Fürstentümern nur einigermaßen kennt, daß es keine einzige Familie in den beiden Ländern gibt, welche zum Thron gelangen könnte, ohne zugleich den Haß und Neid von mindestens zehn anderen, gleich mächtigen, oder vielmehr mächtigeren zu wecken, denn in dem Augenblick, wo der Begünstigte zur Regierung gelangt, ist er schon in seinem Vermögen durch die Bestechung und die ungeheueren Ausgaben geschwächt, die er in Konstantinopel hat aufwenden müssen, um über seine Konkurrenten zu siegen; er muß seine Macht mißbrauchen, um sich Geld zu schaffen und damit seine Gegner in Schach halten zu können, aber indem er dieses tut, verliert er den moralischen Kredit, und so schwebt ein solcher Fürst immer in der Alternative entweder dem Mangel, oder seinen eigenen Mißbräuchen zum Opfer zu fallen. Es ist in der Türkei in neuerer Zeit in dieser Hinsicht nicht anders geworden als früher. Im Nachlasse des verstorbenen Kaimakams Balsch haben sich die Papiere über die ungeheueren Summen gefunden, die er im vorigen Jahre für die Erlangung der Kaimakamie in Konstantinopel hat verausgaben müssen. Dank dieser Instabilität haben in weniger als zwanzig Jahren in beiden Fürstentümern schon mehr als fünf verschiedene Familien geherrscht. Eine solche Veränderlichkeit in der Macht hat die Ambition und die Zahl der Prätendenten vermehrt und ihre Hoffnungen gesteigert. Schon jetzt, wo die Hoffnungen auf den fremden Fürsten, bei der Wendung, die in Frankreich eingetreten ist, im Abnehmen sind, strömen die Konkurrenten zu diesen Stellen, die Bibesko, Sturdza usw. — Euer Königliche

Majestät verzeihen mir allergnädigst den Ausdruck — wie die Raben, welche den verwesenden Körper wittern, von allen Seiten herbei, und wer etwas von dem inneren Treiben derselben weiß, der weiß auch, daß der Krieg um den in Aussicht stehenden Preis mit allen Mitteln, welche die Korruption an die Hand gibt, bereits begonnen und schon Millionen in Bewegung gesetzt hat.

Welcher irgend vernünftige Mensch von einiger Billigkeit kann von den Moldauwallachen erwarten, daß sie in einem solchen Zustand der Korruption und der sozialen Auflösung, wenn sie ihn sanktioniert aus den Händen der Mächte erhalten, irgendeine Befriedigung und eine Gewährung der Ansprüche finden werden, mit denen man ihnen geschmeichelt hat, indem man sie berief, ihre Wünsche auszusprechen, die bereits abgeurteilt sind, ehe man sie noch gehört hat.

Hier in den Fürstentümern ist jedermann — und selbst die Prätendenten sind es — von der Überzeugung durchdrungen, daß, wenn die Frage des fremden Fürsten fällt, alles fällt, und alle Organisation damit ihren Halt und ihre Stütze verliert, und lediglich auf dem Papiere verbleibt; jedermann ist überzeugt, daß ein Reglement auf dieser Basis in seinen Konsequenzen der fremden Okkupation, welche daraus notwendig resultieren muß, ganz gleichkommt, und das alles so bleibt, wie bisher.

Der moralische Kredit der Kommission, welche die Großmächte hierher gesendet haben, hat damit ein Ende, und der moralische Kredit Frankreichs ganz besonders, welches die Union gepredigt hat und sie jetzt im Stiche läßt.

Unter dem Gewicht dieser Betrachtung mag sich Baron Talleyrand gefunden haben, als er, um mich der eigenen Worte der an ihn gelangten und von ihm mir gezeigten Depesche des Grafen Walewski zu bedienen, kürzlich die Order erhielt: De s'abstenir d'encourager les idées favorables au Prince étranger, und ich glaube gut unterrichtet zu sein, wenn ich alleruntertänigst bemerke, daß er diesen Eindruck seiner Regierung nicht verhehlt, und die Konsequenzen dieser Wendung ebenso wie ich dargestellt haben wird. Baron Talleyrand wird unter anderem zugefügt haben, daß die gesamte nationale Partei in den Fürstentümern, der mächtige Klerus an der Spitze, schon jetzt ihre Augen nach Rußland gewandt hat, und in Sack und Asche trauernd, über die zeitweise Untreue gegen den mächtigen rechtgläubigen Beschützer, ihren einzigen wahren Protektor, nur noch von ihm allein Schutz und Beistand erwartet. Das Protektorat Rußlands wird dadurch faktisch retabliert. Dieses Protektorat wird Rußlands Einfluß und Macht in diesen Ländern und durch dieselben im Orient größer machen, als sie es je waren, und die Türkei wird die Folgen davon zuerst fühlen.

Gewiß ist es von seiten des englischen Kommissärs berechnet gewesen, daß er in Bukarest verbleiben, und nicht hierher gekommen ist.

Er würde — schon sein ganzer Charakter als Gentleman, als welchen er sich während des ganzen Verlaufes unserer Beziehungen gezeigt hat, hätte ihn dazu gezwungen — sich mit der Wirtschaft, wie sie die Pforte hier unter Vogorides ins Werk gesetzt hat, nicht haben einverstanden erklären können; auf der

anderen Seite will die, wie mir scheint, ganz das eigene Interesse verdienende Politik Lord Palmerstons die Unterdrückung der Unionfrage um jeden Preis, und da jene Wirtschaft dazu dient, so mag Sir Henry Bulwer vorgezogen haben, lieber gar keine Notiz von ihr zu nehmen.

Der russische Kommissär Mr. Basily ist vielleicht auch aus Absicht in Bukarest zurückgeblieben, um die Kommissäre vorläufig den trotz des orientalischen Kriegs noch immer überwiegenden Einfluß Rußlands, und daß alle Blicke des hiesigen Landes doch nach St. Petersburg gerichtet sind, empfinden zu lassen. Und in der Tat haben wir diesen Einfluß empfunden, denn an vielen Orten haben uns die Bojaren gesagt: wie dankbar würden wir der Kommission sein, wenn sie uns auch nur den vierten Teil der Wohltaten in Wirklichkeit zuwenden könnte, die wir Rußland verdanken, denn was wir Gutes besitzen, besitzen wir lediglich durch seinen Kaiser. Er wird uns, wenn es andere nicht können, auch von der Paschawirtschaft befreien, die gegenwärtig, und nach dem Frieden von Paris, weit schwerer auf uns lastet, als je zuvor.

Was kann nun diesen Verhältnissen gegenüber die Aufgabe Preußens sein?

Es dürfte, wenn es mir erlaubt ist, meine Ansicht hierüber ehrfurchtsvoll auszusprechen, zunächst darauf ankommen, sich zu vergewissern: ob Frankreich in der Tat sich in Beziehung auf die Frage des fremden Fürsten England gegenüber schon definitiv gebunden hat.

Baron Talleyrand wiederholt mir stets, daß er hierüber keine irgend positive Äußerung besitze; die vorgedachten Instruktionen desselben lassen doch auf irgendwelche mehr oder minder bindende Erklärung schließen. Wäre noch die Möglichkeit vorhanden, Frankreich zu einer Wendung zu bestimmen, welche die Frage des fremden Fürsten offen ließe, so scheint mir, daß unsererseits hierin keine Zeit verloren werden dürfte, und daß dabei von allen den Gründen Gebrauch gemacht werden könnte, die ich soeben alleruntertänigst angeführt habe.

Sind aber einmal bindende Erklärungen von Frankreich in dieser Richtung erfolgt, so ist auch von den Arbeiten der Kommission irgendein ersprießliches Resultat nicht mehr zu erwarten. Es dürfte dann nur darauf ankommen, das Teilnahmerecht Preußens als Großmacht an den Verhandlungen selbst zu wahren, im übrigen aber durch ein passives und zuwartendes Verhalten des Kommissärs ohne alle Aktion zu erkennen zu geben, und fühlen zu lassen, daß in den Augen Ew. Königlichen Majestät die Angelegenheit ihre Wichtigkeit verloren und der künftigen Organisation bereits im voraus ihre Spitze abgebrochen ist.

Der Königlich sardinische Kommissär teilt vollkommen meine Ansicht über diesen Punkt; er wie ich glauben, daß uns durch die eingetretene Wendung und den Befund der hiesigen Zustände, an denen sich die ganze Lage der Sache abspiegelt, eine nur noch größere Reserve aufgelegt worden ist. Ew. Königlichen Majestät wage ich es hiernach um Allerhöchstdero Verhaltungsbefehl hierüber alleruntertänigst zu bitten.

Der vorsichtige Freier

Novelle von Karl Federn

Als Giulio Avinelli den Zug der Flamländer und seiner Landsleute an der Cleveschen Grenze verlassen hatte, ritt er trotz mancher Warnung allein weiter. Nicht daß er so furchtlos gewesen wäre: der Vorsatz war zu mächtig in ihm und die Gründe zu triftig; sein Diener aber war in Arnheim krank zurückgeblieben und im Zuge war kein Mann entbehrlich. Während er in dem einsamen Tal dem Flusse folgte, dachte er der Worte seines Vaters, preßte wohl die Hand auf den Leib, wo er im Futter seines grauen rotgeschlitzten Reisewamses aus geringem Tuch und Leder den Schuldschein verborgen hatte, oder seine Gedanken flogen voraus und stellten sich den Empfang bei dem alten Murlacher vor: das Töchterchen mußte wohl schon groß und mannbar sein.

Er war etwa zwei Stunden geritten und hatte kein Haus und keinen Menschen gesehen, immer nur das Grün des Bodens und der Bäume, als ihn, da er gerade durch eine Senkung kam, eine leichte Unruhe seines Pferdes sich umzublicken bewog. Zu seiner Linken saß halb im Busch ein Mann in schlechter Kleidung auf der Erde, der Brot schnitt. Das Gesicht, um das ein rauher schwarzer Bart stand, sah nicht ohne Besorgnis nach dem Reiter, der die Hand auf eine der großen Pistolen in der Satteltasche gelegt, herankam und dessen Worte er nicht verstand. Aber er hatte wohl nicht viel zu verlieren und begriff auch, daß er nur um den Weg gefragt wurde; und wie schlecht Avinelli den Namen des schweizerischen Obersten aussprach, der Mann wies deutlich nach Osten; doch schüttelte er den Kopf dazu und machte sonderbar heftige Geberden, die der Italiener so wenig wie einer des andern Worte verstand.

Die Sonne begann sich zu neigen, als Avinelli in der Ferne Gebäude zu sehen glaubte; er trieb sein Pferd zu rascherem Trabe an und hielt es plötzlich zurück: er sah leere Fensterhöhlen, rauchgeschwärzte Mauern. Das Pferd schnoberte den Brandgeruch und drängte fort; jenseits eines kleinen gelben Hügels, der scharf an die Straße trat, die eine Biegung um ihn machte, war ein Schloß gewesen: ein torloser Hof öffnete sich; halbe Mauern standen, aus geöffneten ausgebrannten Zimmern mit geschwärzten Kalkwänden stieg der Rauch noch empor. Ein Mensch war nirgends zu sehen, nicht einmal ein verlaufener Hund bellte.

Beklommen hielt er sein Pferd an und sah nach der Sonne: den ganzen Weg zurück und den anderen nachjagen schien das klügste. Aber die Bewohner konnten geflohen sein. Mit neugierigem Grauen zog er das Pferd in den leeren

Hof; es sträubte sich und trat rückwärts: da sah er im Schutt zu seinen Füßen einen Toten liegen und drüben, jenseits des Mauerrestes, noch einen, und sein Entsetzen wuchs und das des Tieres mit.

Er wollte rufen, ob noch irgend jemand da sei, und wagte die Stimme nicht zu erheben. Es war ihm, als hätte er ein Geräusch gehört. Er riß eine der Pistolen aus der Satteltasche und rief laut in seiner wohlklingenden Sprache und Stimme. Eine leise Stimme über ihm rief etwas zurück; ein ganz junges weißgekleidetes Mädchen mit offenem blonden Haar, das Gesicht fast so weiß wie ihr Kleid, stand an dem Mauerabgrund. Da zog er den Hut bis zur Erde und rief empor und sie antwortete, aber sie verstanden einander nicht; sie kam herab und winkte und wies ihm durch halbzerstörte Gänge und über eine Treppe den Weg zu einem fast leeren Zimmer, in dem ein alter weißhaariger und weißbärtiger Mann schlecht genug auf die Erde gebettet dalag; sein Wams war geöffnet, nasse blutige Tücher deckten die Brust bis zum Kinn. An den Anstrengungen und Zeichen, die der Verwundete machte, erkannte er, daß der Mann durch den Hals geschossen war und nicht sprechen konnte. Avinelli erriet, wen er vor sich hatte. Bei seinem Namen schien der Sterbende ein Wunder zu erleben: aus seinen Augen glühte eine schmerzvolle Freude; gierig ließ er sich erzählen, aber die Ermattung kam schnell. Das blasse Kind, das vor ihm kniete, legte zitternd frische Tücher auf seine furchtbare Wunde. Giulio ging Wasser holen und brachte Brot und Wein aus seiner Manteltasche. Das Pferd, das er angebunden hatte, führte er zum Brunnentrog und fand auch einen Grasfleck, wo es weiden konnte.

Es war Nacht geworden, aber das Mondlicht sah durch die zerrissenen Mauern; stumm kauerte das Mädchen auf der Erde, bis der Vater unruhig ward; seine Augen suchten Avinelli und die zitternden Finger griffen nach seiner Hand und waren nicht zufrieden, bis das Kind ihn verstand und er beider Hände in der seinen hielt; beschwörend gingen die Blicke von ihr zu ihm. Dann kam ein schweres Röcheln aus seiner Brust und ein Blutstrom brach aus seinem Munde. Augen und Gesicht veränderten sich furchtbar, und als sie sich endlich bebend entschlossen, ihn aufzuheben, sank er zurück und sie sahen, daß es mit ihm zu Ende war.

Avinelli kniete nieder und betete; nach einer Weile nahm er die Weinende bei der Hand, zog sie sanft von dem Toten fort und deckte sie, die in ihrem dünnen Kleide auch vor Kälte zitterte, mit seinem Mantel zu. Dann ging er hinab, zog das Pferd in eines der Gewölbe und setzte sich neben dem Tier auf die Erde. Er war eingeschlummert, als er mit Verwunderung und nicht ohne Schrecken seinen eigenen Namen rufen hörte; aber es war nur das Kind, dem bange geworden war und das den Gefährten suchte. Er bettete sie neben sich in dem Gewölbe und sie schliefen geschwisterlich bis zum Morgen nebeneinander.

Am andern Tage begruben sie den Toten, so gut sie konnten, und sagten einander mit Zeichen, daß sie einmal wiederkehren und sein Grab bessern wollten.

Dann hob er die Leichte auf sein Pferd und führte es am Zügel, während sie ihm die Richtung wies. In dem Wald, durch den sie kamen, sangen alle Vögel; über das Gesicht des Mädchens liefen bald die Tränen und bald sah sie forschend nach ihrem Begleiter. Eine gute Zeit schritt er schweigend neben ihr her, dann, um sie auf tröstlichere Gedanken zu bringen, begann er ihr Worte seiner Sprache vorzusagen, wies auf das Roß und nannte es „cavallo", nannte den Bach und den Himmel, und zuletzt wies er auf sich und sagte „Giulio", und sie wiederholte die weichen Laute; zur Antwort deutete sie mit dem Finger auf ihre Brust und sagte „Florence"; und staunend bedeutete er ihr mit raschen Worten, daß sie den Namen seiner Vaterstadt trüge; sie schien es zu wissen, denn sie nickte ernst. Im Geplauder achteten sie zu wenig des Wegs, bis sie merkten, daß sie ihn verloren hatten. Die Sonne brannte, als sie vor den Mauern eines Pfarrgartens ankamen; große Hunde bellten, das Tor war fest verschlossen: sie fanden nicht leicht Einlaß; dann aber, da er fand, daß sie Flüchtige und katholischen Glaubens waren, nahm der Pfarrherr sie um so freundlicher auf.

Das müde Kind erquickte sich an einem reichen Tisch und gleich nach dem Essen entschlief es. Indessen verständigte sich der Pfarrherr in lateinischer Sprache mit seinem Gast, und als er genug erfahren, blickte er nicht ohne Besorgnis. Für den Toten versprach er eine Messe zu lesen, dann aber warnte er den jungen Mann: die Versuchung der Jugend sei groß; das Mägdlein so mit sich durch die Welt zu führen, brächte beiden Gefahr und in jedem Fall Schaden für ihren Ruf; dagegen gäbe es noch manches unberührte Frauenstift selbst in dieser bösesten aller Zeiten in der Nähe. Es wäre denn, daß er das Vertrauen des Toten anders auffassen wollte: dann wäre die Gelegenheit zur Hand. Avinelli versank in Schweigen; das alles hatte auch er bereits erwogen; aber ein blutarmes Mädchen ohne Mitgift so unbedacht zum Weibe zu nehmen, das lag dem Nachfahren alter Handelsgeschlechter fern; der Schein in seinem Wams über die zwanzigtausend Pfund Silbers, die der Oberst seinem Vater geschuldet hatte, war Verlust genug; und doch: sich von dem zarten feingliedrigen Kinde zu trennen, das ihm mit solchem Vertrauen folgte, fiel ihm schwer; sie legte die kleinen Finger so sicher in seine Hand; zweimal schon hatte er sie im Arm gehalten, wenn er sie vom Pferde gehoben, und das feine Stimmlein, mit dem sie „Giulio" zu sagen versuchte, klang ihm noch im Ohr — er hörte es eben wieder, da sie schon mit etwas röteren Wangen auf der Gartenbank im sommerlichen Schatten der Obstbäume erwachte. Er meinte immer noch Zeit zu haben, ehe er sich entschloß.

Sie verbrachten die Nacht im Pfarrhof und zogen am anderen Morgen weiter, nicht ohne daß er dem besorgten alten Geistlichen manches versprochen hätte. Wieder saß Florence auf dem Rücken des grauen Rosses; Schweden und Kaiserliche hatten längst alle Reit- und Tragtiere der Gegend requiriert: ein zweites Tier hatte der Pfarrer nicht, aber Wegzehrung genug; und zwei stämmige Knechte gaben ihnen bis zur Grenze das Geleit.

Sie waren wieder allein und schon lange auf holländischem Boden, auf den er um ihrer beider Sicherheit willen zurückgekehrt war, als sie von Ferne eine große Menschenmenge in der Ebene sahen. Neugierig kamen sie näher: da sahen sie Reihen von Karossen und Gepäckwagen, mit vier und sechs Pferden bespannt am Gehölze stehen, ebenso, von Knechten gehalten, ledige gesattelte Rosse ohne Zahl; mitten im Felde aber standen gedrängt viele Menschen in lautloser Stille, während eine ferne Stimme verhallend, unverständlich aus ihrer Mitte tönte. Herren und Frauen waren köstlich gekleidet; Männer in Waffen standen mit entblößten Häuptern, die Federhüte in Händen; Fahnen ragten, Schweizer mit bärtigen Gesichtern hielten mit der Hellebarde das Sammetbarett in der Faust; jetzt scholl ein Glöckchen, alle auf der weiten Wiese knieten nieder, und nun sahen sie auf einem Altar Kerzen brennen in freier Luft, und den Priester in weißem goldgestickten Meßgewand, das Barett auf dem Haupt, von den Offizianten rechts und links gestützt, die Monstranz erheben; und die kleine Florence glitt vom Pferde und neben ihr kniete Avinelli hin und sie bekreuzten sich schnell, und ihre Stimmen fielen in den Gesang ein, der jetzt vom Walde her klang.

Aber ihr Gaul, allein gelassen, der sonst so geduldig stand, streckte sich wiehernd und galoppierte quer über die weite Wiese auf die vielen anderen Pferde zu. Dadurch entstand eine leichte Unruhe, und viele Köpfe wendeten sich herüber.

Die Messe war zu Ende, Giulio wollte nach dem Rosse sehen, aber Florence kniete noch immer auf dem Boden, während inbrünstige Thränen über ihre Wangen liefen. Und schon waren sie von vielen Fragenden umgeben, Männern und Frauen, die französisch auf sie einsprachen. Zu Giulios Verwunderung stand Florence ihnen freudig Rede, als ein prächtig gekleideter Knabe sich geschäftig durchdrängte, mit gezierten und anmaßenden Bewegungen die Umstehenden zur Seite schob und den zwei jungen Pilgern ihm zu folgen winkte. Alles drängte ihnen nach. Ein Gewirr von farbigen Seiden und Mänteln, kühnen, lachenden, finsteren Gesichtern mit Kinn- und Schnurrbärten unter Federhüten, langen Degen in bunten Bandolieren, Kanonenstiefeln mit riesigen Sporen, war um sie, während drüben Trompeten bliesen, Stampfen der Pferde, Schreien der Kutscher erscholl, da die Wagen am Gehölz sich wieder in Bewegung setzten. Florence aber sah nur das zarte Gesicht der schönen Frau mit den blonden Locken, die rechts und links unter dem breiten Hut herabfielen, die tiefblauen spöttischen Augen, die sogleich ernst geworden waren, da das Mädchen vor ihr stand. Auch Avinelli sah ihr Gesicht, als er sich aus seiner tiefen Verbeugung aufrichtete, und ward betroffen. Er verstand kein Wort, wenn er gleich ahnte, was Florence so unerschrocken erzählte. Er sah die Dame sich zu ihren Begleitern wenden und etwas sagen, sah sie Florence die Hand zum Kusse reichen und da ihr vergoldeter Wagen eben vorfuhr, mit drei Damen und zwei Herren, die ihr beflissen halfen, auf den geräumigen Seidenkissen Platz nehmen, Florence als siebente hineinwinken und davonfahren.

Jemand führte ihm sein Pferd zu; Leute fanden sich zu ihm, die ihn verstanden, darunter ein Landsmann; er saß auf und schloß sich ihnen an; und er erfuhr, daß eine Prinzessin des Hauses Frankreich sich zu ihrem Gatten nach Münster begab, der dort die französische Krone bei den Friedensverhandlungen vertrat. In Bredevoort, das hinter ihnen lag, hatten Magistrat und Bürgerschaft nicht zugeben wollen, daß sie in ihrem Hause die Messe lesen lasse: da habe die Fürstin den Ketzern zum Trotz auf freiem Felde vor ihrer Stadt einen Altar aufstellen und, wie er gesehen, unterm Himmel den wahren Gottesdienst feiern lassen. Damit zog, der gesprochen hatte, seinen Degen und brachte ein Hoch auf Anne von Bourbon aus; alle die Herren schlugen die Degen aneinander und der Ruf brauste bis an die Spitze des Zuges und wieder zurück.

Avinelli redete wenig aber er dachte viel. In Stadtlahn, wo sie nächtigten, hielten die Schweizer vor dem Hause der Herzogin ihn zurück; doch ließ sie ihn am anderen Tage in Koesfeld, wo Mittagrast gehalten wurde, selbst rufen und sprach gnädig mit ihm. Einen „Cavalier errante" nannte sie ihn, nicht Astolf habe schöneres erlebt, und sie freue sich, daß sie solch einem Abenteuer statt in den Romanen in Wirklichkeit begegnet sei. Für das Mädchen, dessen Vater einst unter ihrem Oheim gedient, werde sie sorgen. Florence, die schwarz gekleidet, das Haar zu Locken gedreht und mit seidenen Schleifen gebunden, ganz verändert in ihrer Nähe stand, trat hervor und reichte ihm mit scheuer Freude die Hand. „Du kannst ihn besser grüßen, mein Kind," sagte die Herzogin, und noch viel scheuer bot sie ihm den Mund, den er küßte. Dann trat sie blutrot zurück, und da alles lächelte, brachen Tränen aus ihren Augen. Die Herzogin befragte Avinelli indessen, über seine eigene Person; ein Herr, der ein himmelblaues Ordensband und einen weißen Stern mit einer silbernen Taube auf der Brust trug, wollte wissen, wieso er gerade in jenem guten Augenblicke eingetroffen sei? Avinelli dachte an den Schuldschein in seinem Wams und antwortete nicht gleich. „Durch Gottes gnädige Fügung, Monsieur," sagte die Herzogin für ihn. Da sie erfuhr, daß er von Beruf Baumeister und ein Schüler des Cavaliere Bernini in Rom gewesen sei, sagte sie ihm Arbeit und Empfehlungen in Paris zu, wenn er jetzt oder später mit ihr dahingehen wollte; vorläufig könnte er sich als zu ihrem Hause gehörig ansehen. Er dankte für ihre Güte und küßte den Saum ihres Kleides, aber er sah nur ihre Schönheit und den Liebreiz, die ihn betäubten.

Von allen Seiten beglückwünscht und begönnert kam er wieder auf die Straße hinaus. Allmählich ward sein Kopf kühl, aber die große Freude wich nicht aus seiner Seele.

Am Tage darauf, vier Stunden nach Mittag näherten sie sich der Stadt Münster. Die Kanonen donnerten von den Wällen; eine Schar kaiserlicher Küraſſiere mit klingendem Spiel und viel andere Musik kam ihnen entgegen; ihre eigenen Trompeten schmetterten; ein langer Zug schwarzgelber Musketiere rückte unter Trommelwirbel aus; der Bürgermeister mit einer Abordnung des

Rats, der Bischof mit vielen Herren des Kapitels, mehrere der Gesandten mit großem Gefolge, vor allem die Frankreichs, kamen in Karossen, zu Fuß oder beritten aus der Stadt. Die Verwirrung ward groß, und gerade dadurch kam Avinelli dicht daneben zu stehen, als der Gemahl der Herzogin, ein steifer Herr in schwarzem, mit blauer Seide geschlitztem Sammetkleide und breitem altmodischem Spitzenkragen, aus seiner Karosse stieg und seine Frau begrüßte. Er hatte große Tränensäcke unter den Augen, einen grauen Kinn- und Schnurrbart und eine blonde Perücke. Über die alten Plätze und Giebelhäuser senkte sich die Nacht, ehe der ganze Zug eingerückt und untergebracht war.

Als Avinelli am nächsten Morgen ans Fenster der Wirtsstube trat, in der er mit vier anderen schlief, sah er unten in der Straße eine Schar von Lakaien und Bewaffneten, die er an der Tracht sogleich als Landsleute erkannte. In ihrer Mitte saß in reichgeschmückter Sänfte, deren Stäbe auf den Schultern von vier in gelbe Seide gekleideten Trägern ruhten, ein Kardinal. Von oben sah Avinelli das Purpurkleid und den breiten roten Hut mit den seidenen Schnüren. Als er hinabeilte, war der Zug schon verschwunden, nur die Schellen an den roten Netzen der Maultiere, auf denen Geistliche saßen, — unbekannter Tiere, die von den Bürgersleuten angestaunt wurden, — klingelten noch um die Ecke.

Noch am selben Tage beschaffte er auch für sich eine vornehmere Tracht. Sie schneidern zu lassen, war nicht Zeit, aber er hatte in Münster bald einen Laden gefunden, in dem mehr und minder kostbare Beutestücke wiederverkauft wurden, und kam ein anderer Mann in den Gasthof zurück, als der er ausgegangen war: in seinem gestickten Wams, weiten Hosen mit seidenem Besatz, mächtigen Becherstiefeln aus weichem Leder mit roten Absätzen, einen Federhut auf dem Kopf und einen langen französischen Stoßdegen an der Seite. Vor ihm, damit er ihn in dem Getümmel auf den Straßen nicht aus den Augen verliere, ging ein Bursche aus dem Laden, der ein Bündel mit seinen alten Kleidern trug; und zu Hause schnitt er, als niemand in der Stube war, den Schein des alten Murlacher aus dem Futter und barg ihn in einem ledernen Beutel, den er zu diesem Zweck erstanden hatte und unter dem Hemde trug.

So ausstaffiert stellte ihn der Abbate Pericliti vom Gefolge der Herzogin, ein sehr entschiedener Mann mit mächtigem Leibe, der mehr wie ein Krieger als wie ein Geistlicher aussah, demselben Kardinal, den er vorübertragen sehen und der der päpstliche Nuntius war, vor. Auch dieser hatte zwei Worte und ein Lächeln für ihn und als er wieder gehen wollte, hielt ihn ein geistlicher Sekretär fest und notierte seinen Namen: der Herr Kardinal habe dem Kurfürsten zu Köln am Rhein einen italienischen Baumeister zu schicken versprochen; gleichzeitig sagte er ihm, daß er an der offenen Mittagstafel, die Se. Eminenz für alle Landsleute in Münster hielt, stets geladen sei. (Schluß folgt)

Gobineaus Renaissance in altem und neuem Gewande

Von Fritz Friedrich in Leipzig-Gohlis

Vor etwa zehn Jahren konnte man fast jede Woche in irgendeiner Zeitschrift einen Aufsatz über Gobineau finden. Diese Arbeiten, zumeist auf einen Ton hoher Bewunderung gestimmt, beschäftigten sich hauptsächlich mit Gobineaus wissenschaftlichem (wenn auch nicht am wissenschaftlichsten gearbeiteten) Hauptwerk, dem „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen", dessen Verdeutschung durch Ludwig Schemann eben damals (1901) vollendet war*). Manche mag auch die Lektüre von Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" zuerst auf Gobineau aufmerksam gemacht haben, trotz der pietätlosen Art, in der sich Chamberlain über seinen Vorgänger äußert. Damals erschien auch die erste, höheren Ansprüchen freilich wenig genügende Biographie Gobineaus**) und bald nachher die tiefdringende, geistreiche, zwischen Bewunderung und Abneigung seltsam schwankende Studie des Franzosen Seillière***), eines der ersten Anzeichen dafür, daß auch sein Heimatland dem Denker und Dichter, den es lange völlig vergessen zu haben schien, wieder Beachtung zu schenken begann. Was Naturen, die gern ihre eignen Wege gehen, zu Gobineau zog, war seine heroisch-pessimistische Lebensauffassung. Die Gläubigen des neuen Evangeliums von der Arierherrlichkeit fanden in ihm ihren feurigsten Propheten; die Verehrer Nietzsches, mit dem er sonst kaum etwas gemein hat, wurden von den ausgeprägt aristokratischen Anschauungen des aller Gleichmacherei abgeneigten Mannes angezogen. Jedoch neben dieser anscheinend beständig wachsenden Schar von begeisterten Anhängern des Geschichtsphilosophen und Denkers gab es noch eine zweite, vielleicht noch zahlreichere, doch weniger betriebsame Gemeinde, der Gobineaus Name teuer war. Ihre Huldigung galt dem Dichter, und sie scharte sich um das Banner seiner „Renaissance". Dieses Werk, 1877 er-

*) In vier Bänden. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff).

**) Kretzer, Joseph Arthur, Graf von Gobineau. Leipzig 1902, Hermann Seemann. — Mehr zu empfehlen Dreyfus, La vie et les prophéties du Comte de Gobineau. 1905.

***) Seillière, Le Comte de Gobineau et l'Aryanisme historique. Paris 1903. Plon-Nourrit et Cie.

schienen und von der Akademie mit dem Bordin-Preis ausgezeichnet, aber in seiner Heimat so wenig gewürdigt, daß die erste Auflage erst nach 25 Jahren vergriffen war, hat Ludwig Schemann durch seine Verdeutschung der Weltliteratur zurückgegeben; ohne ihn wäre es wahrscheinlich noch heute verschollen und vergessen. Erst durch ihn sind die Landsleute des Dichters wieder auf das Werk aufmerksam geworden, und während einige französische Kritiker sich hartnäckig ablehnend verhielten, fanden andere vom ersten Range, wie der Historiker Charles Sorel und der ausgezeichnete Literarhistoriker Edouard Schuré*) Worte der höchsten Anerkennung dafür, so daß eine zweite Auflage des Originals erscheinen konnte. Erst als die „Renaissance" in Deutschland Tausende entzückt hatte, wurden auch andere Völker des Schatzes gewahr, und es erschien eine magyarische Übersetzung von Professor Stephan Székely und eine italienische von G. Vannicola**). Zu den angelsächsischen Völkern scheint Gobineau noch nicht gedrungen zu sein.

„Die Renaissance" ist bekanntlich weder ein Drama noch eine Serie von Dramen, sondern eine Reihe „historischer Szenen", die, in fünf Abteilungen gegliedert***), aber sonst lose, ja willkürlich aneinander gereiht, von ihrem Urheber selbst mit einem Freskogemälde verglichen worden sind. Sie sind zwar nicht in allen Kleinigkeiten und Einzelheiten, um so mehr aber in allen wesentlichen Zügen historisch getreu†); sie beleuchten sowohl die Haupt- und Staatsaktionen der Politik wie die geistigen Strömungen und das Volksleben und verwirklichen so die Absicht des Verfassers, la moelle de l'histoire, das Mark der Geschichte zu geben. Der gesamte Lebensgehalt der Hochrenaissance wird in den großen Gegensatz von Politik und Kunst oder, anders gefaßt, von Geistesfülle und Gemütsleere eingespannt, nicht ohne eine leise Verengung der wirklichen Lebensfülle jener überschwenglich reichen Zeit, aber mit um so eindringlicherer Wucht. Im Innersten erschüttert, steht der Dichter vor der Größe dieser wunderbaren und grauenvollen Welt, die er verurteilt, obschon er sie bewundert — und wir teilen sein Gefühl.

Eine Reihe glänzend charakterisierter Persönlichkeiten prägen sich tief in unsere Seele; keine tiefer als Michelangelo, der Einsame, der Heros des Ganzen, der in gigantischer Größe, allein mit Machiavell, durch alle fünf Teile hindurchschreitet.

Es gibt kein Geschichtswerk und keine Dichtung, die so ins innerste Leben der italienischen Renaissance einführte, wie diese oft formlos gescholtenen histo-

*) Schuré, Précurseurs et révoltés S. 286 f.: C'est une œuvre unique en son genre, le tableau complet et vivant d'une des plus grandes périodes de l'histoire, le miracle d'un devin et d'un poète — en un mot, une création de génie.

**) Il Rinascimento. Scene storiche. Traduzione di G. Vannicola. Roma 1911. Casa editrice Frank & C.

***) Sie heißen: Savonarola. Cesare Borgia. Julius II. Leo X. Michelangelo.

†) Die m. W. noch immer einzige genauere Würdigung dieser Dinge enthält mein Buch: Studien über Gobineau. Leipzig 1906, Eduard Avenarius.

rischen Szenen. Ihre Wirkung ist auch auf der Bühne erprobt worden. Der bedeutende Wiener Schauspieler Ferdinand Gregori hat neun Szenen als Festspiel für eine vereinfachte Bühne eingerichtet*) und in Wien mit großem Erfolg spielen lassen; in Leipzig, Halle und Stuttgart ist der Versuch in Form von Festaufführungen wiederholt worden.

Die deutsche Form der „Renaissance" hat schon eine lange Geschichte, der soeben einige neue Kapitel zugefügt worden sind, und dies ist der ursprüngliche Anlaß dieser Darlegungen. Schemann legte seine Übertragung zuerst (1892) nur „dem kleinen intimen Leserkreis", der „Bayreuther Blätter", vor, „dem immer das Verdienst bleiben wird, daß er zuerst Gobineau ein volles und großes Verständnis entgegengebracht hat"; 1896 aber gab er sie der breitesten Öffentlichkeit, indem er sie in Reclams Universalbibliothek**) neu erscheinen ließ. Diese wohlfeile Ausgabe hat das Werk in Deutschland volkstümlich gemacht, denn sie wurde bald in Tausenden von Exemplaren verbreitet. In vornehmerem Gewande und auch textlich verbessert — doch sind die Berichtigungen später alle auch in die Reclamsche Ausgabe übergegangen — erschien es zuerst 1903 bei Karl J. Trübner in Straßburg, mit einer sehr feinsinnigen Einleitung des Übersetzers (die mancher in der gleich zu nennenden Ausgabe letzter Hand mit Bedauern vermissen wird). In dieser Form ist die „Renaissance" als Geschenk der seit 1894 bestehenden Gobineau-Vereinigung, deren Gründer und Leiter Ludwig Schemann ist, den Büchereien von Hunderten höherer Schulen Deutschlands einverleibt worden. Das fünfte bis siebente Tausend davon wurde 1908 gedruckt. Die letzte Gestalt des Schemannschen Textes liegt nunmehr vor in der „Ausgabe letzter Hand"***); sie enthält die aus der Handschrift erstmalig übertragenen Originaleinleitungen Gobineaus, für die der Trübnersche Verlag das alleinige Veröffentlichungsrecht besitzt. Daß diese Einleitungen den Wert des Ganzen wesentlich erhöhten, kann ich im Gegensatz zu dem Übersetzer nicht finden, vielleicht, weil ich für dieses eigentümliche Gemisch von Dithyrambus und Historie, feinster Einsichten und wunderlichster Irrtümer keinen Sinn habe.

Seit kurzem ist das Übersetzungsrecht der „Renaissance" frei geworden, und sogleich sind drei neue Übertragungen erschienen, eine von Ludwig Jolles†), und eine von Adalbert Luntowski††), die dritte von Hanns Floerke†††). Alle drei Ausgaben zeichnen sich vorteilhaft durch großen, klaren Druck (Antiqua) aus, unvorteilhaft dagegen durch das Fehlen von Seitenüberschriften; infolgedessen findet

*) Gedruckt u. d. T.: Michelangelo. Neue Szenen aus Gobineaus „Renaissance", . . . eingerichtet von Ferdinand Gregori. Straßburg 1909. Karl J. Trübner.

**) Nr. 3511—15; auch geb. zu 1,50 Mark, oder 2,25 Mark.

***) Straßburg 1912, Karl J. Trübner. 5,— Mark.

†) Leipzig 1912, Insel-Verlag. 12,— Mark, geb. 16,— Mark.

††) Berlin W. o. J. (1913), Felix Lehmann. Geb. 3,00 Mark.

†††) Deutsche Bibliothek in Berlin. Geb. 1,— Mark.

man sich in ihnen nicht zurecht. Sonst sind sie ganz verschieden. Die kostspielige Ausgabe des Insel-Verlags erhält ihren eigentümlichen Wert durch den prachtvollen Bilderschmuck. Nach zeitgenössischen Gemälden, Stichen und Zeichnungen, die zum Teil nicht zu den bekanntesten gehören, sind die Hauptpersonen der „Renaissance" in dreiundzwanzig ganzseitigen Porträts von vorzüglicher Ausführung dargestellt. Eine kurze, aber recht wertvolle Ikonographie von Emil Schaeffer ist beigefügt. Keine andere Ausgabe des Gobineauschen Werkes kann sich einer solchen Ausstattung rühmen. Sie sei daher allen denen empfohlen, denen es auf den Bildnisschmuck vor allem ankommt.

Den meisten wird aber der Text die Hauptsache sein. Bedurfte dieser einer neuen Verdeutschung? Und sind die neuen Arbeiten gegenüber der alten wesentliche Fortschritte? Um es gleich von vornherein zu sagen: ich muß beide Fragen, wenn auch nicht ohne gewisse Einschränkungen, verneinen. Gewiß war und ist Schemanns Übersetzung verbesserungsfähig. Aber wenn einer kein genialer Übersetzer sein kann, in dem der Geist der Sprache selbst zum Ausdruck kommt, so soll er vor allem ein gewissenhafter sein; und dessen kann sich Schemann rühmen. Er hat immer und immer wieder mit dem Wortlaut gerungen und hat überall einen lesbaren, häufig einen schönen deutschen Text geschaffen, der dem Original so treulich folgt, wie es eine Übersetzung nur vermag. Daß er dieses nicht verstanden habe, gehört zu den größten Seltenheiten*). Niemals läßt er etwas aus, nie gestattet er sich einen eigenmächtigen Zusatz. Greift er fehl, so geschieht es durch zu enge Anlehnung an den Urtext. Im „Savonarola" ist dies häufiger der Fall als später. „Blutdürstig" (sanguinaires) können Notwendigkeiten im Deutschen wohl nicht sein, „mörderische" (Luntowski und Floerke) scheint mir besser und ebenso getreu. „La rougeur au front" heißt „Die Röte auf der Stirn" (Sch.), gewiß; aber im Deutschen klingt das zu matt: wir verlangen, je nach dem Zusammenhang, Röte der Scham (so Jolles), oder Röte des Zorns, wofür Luntowski wenig geschmackvoll „den roten Zorn" sagt. Infolge dieser zu großen Treue finden sich bei Schemann zuweilen undeutsche Konstruktionen; er wagt nicht, die Sätze zu zerschneiden, obschon doch schon Gobineaus französischer Satzbau bisweilen recht umständlich ist, und wagt nicht, den Ausdruck so frei

*) Ich finde nur zwei Stellen: Il n'y aurait que des baisers dans l'amour que cela vaudrait encore . . heißt nicht: „Darum könnte es doch immer noch in der Liebe nichts als Küsse geben" (Schemann) noch auch „Liebesküsse wiegen alles auf" (Jolles, ähnlich Floerke), sondern: „Selbst wenn es in der Liebe nur Küsse zu holen gäbe, so wäre das noch der Mühe wert." Der Italiener hat es natürlich sofort erfaßt: „Quand' anche non vi fossero che baci nell' amore, sarebbe ancora molto." Luntowski läßt die Stelle aus: das ist freilich das Bequemste. — Das Wort des Connetable: „Non, je faisais tache" heißt nicht „Ich zog mir einen Makel zu" (Schemann), noch „doch nein, das wäre tadelnswert gewesen" (Jolles), auch nicht: „Nein! denn es hätte geheißen: das ist eine Schande!" (Floerke), noch gar „Nein! ich machte einen Strich dadurch" (Luntowski), sondern bedeutet: „Doch nein, mein Betragen fiel unangenehm auf, stach unangenehm ab von dem der anderen und erregte dadurch Mißfallen und Mißtrauen." Das sagt auch annähernd das italienische „No! davo ombra!"

zu gestalten, daß ein ganz reines Deutsch herauskommt*). Aber diese verunglückten Stellen sind wenig zahlreich und werden reichlich aufgewogen durch die vertrauenswürdige Echtheit der übrigen Textgestaltung. Jolles hat bisweilen recht glückliche Fassungen. Eine Sprachwidrigkeit wird ihm nicht leicht unterlaufen. Aber er geht mit dem Wortlaut allzu frei um. Vielleicht schwebte ihm der kühne Plan einer Nachdichtung vor, den Schemann für sich bescheiden ablehnt; aber dafür hätte er sich viel liebevoller in seinen Dichter versenken müssen. Seine Neigung zu hohlem Pathos, zu rhetorischem Schwung gibt Gobineaus Worten oft eine ganz fremde, unechte Färbung; öfter finden sich geradezu freie Rhythmen, keineswegs zum Vorteil des Ganzen. Auch vor gelegentlichen Weglassungen und Zusätzen, für die keinerlei Grund vorlag, schreckt er nicht zurück. So ist seine Arbeit originell auf Kosten der Treue.

Das ist diejenige Luntowskis nicht. Sie schließt sich sehr eng an die Schemanns an; das Sonett vom Monte Pincio entnimmt sie ihr sogar, natürlich mit Angabe des Übersetzers, wörtlich. Wo sie abweicht, geschieht es selten mit Glück, bisweilen wird die Übertragung durch die Abweichung geradezu fehlerhaft**). Textschwierigkeiten umgeht Luntowski durch sehr starke Vereinfachung, im schlimmsten Fall, wie das oben angeführte Beispiel zeigt, sogar durch Weglassung der bösen Stelle, während er anderswo ohne Not eigenes Gut zufügt, z. B. „Beim dritten Male hat mir eine unverschämte Bedientenseele in unverschämtem Tone gesagt", während bei Gobineau einfach steht: Un valet m'a dit insolemment; oder das ganz überflüssige „Ihr habt mich nicht empfangen" in derselben Szene. Mißverständnisse des Textes kommen hinzu. Wenn Julius der Zweite in Bologna zu Michelangelo sagt: . . . „je voulais t'y voir rester" so heißt das nicht „mein Wille war, dich hier zu sehen", sondern „ich wollte, daß du in Rom bliebst"; y bezieht sich auf das unmittelbar vorher genannte Rome. Da der Papst ihn nicht empfangen hat, konnte der Künstler

*) Auch dafür ein Beispiel: „L'ancien prince a été reçu par les peuples avec les acclamations inverses de celles qui l'avaient accompagné à son départ" übersetzt Schemann: „Der frühere Fürst ist von den Volksmassen mit umgekehrten Zurufen, als ihn bei seinem Abzug begleitet hatten, empfangen worden." Umgekehrte Zurufe ist ebenso unerträglich wie entgegengesetzte (Floerke); Luntowskis „Freudenruf" zu dürftig. Gut hilft sich Jolles: „Der frühere Regent ist von der Bevölkerung wieder aufgenommen worden. Und das mit Zurufen, die wahrlich anders klangen als die, die seinen Abzug begleitet" (hatten).

**) Einige Beispiele: l'agrandissement de vôtre génie; Schemann: die Erhöhung eures Genius; Jolles (pathetisch): eures Genius Entfaltung; Luntowski: das Anwachsen (statt: Wachsen; so Floerke) eures Genius. Le rejeton de la souche la plus illustre; Sch.: des erlauchtesten, J.: des edelsten Hauses (beides richtig); L.: des herrlichsten Hauses (was den Sinn nicht trifft). La fortune in der Konnetableszene heißt „Schicksal" (Sch. und J.), nicht „Zufall" (L.). Von einer Frau, die Platos „Phädon" zur Bewunderung der Gelehrten ausgelegt hat, heißt la plus savante weder „die kunstreichste" (Sch.) noch „die geistreichste" (J.) noch „die weiseste (L.), sondern schlecht und recht „die gelehrteste" (Floerke). Vivre de ses bonnes grâces, von einer Frau gesagt, die man verachtet, ist gut mit „von ihrer Gunst" (Sch. und F.) oder „Huld" (J.), aber schlecht mit „von ihrer Güte leben" (L.) übersetzt. „Güte" ist hier zu edel.

nicht sagen: „Ich bin gekommen und habe Ew. Heiligkeit um das nötige Geld gebeten", sondern nur: um das nötige Geld zu erbitten. Für „Votre Sainteté daignera prendre pitié de ce pauvre homme" ist „Ew. Heiligkeit werde geruhen" usw. keine sinngemäße Übertragung; es muß heißen „wird" oder „möge geruhen". Überhaupt fehlt es Luntowski für einen Berufsschriftsteller recht an Sprachgefühl. Er bevorzugt, auch in wenn-Sätzen, die unschöne Umschreibung des Konjunktivs mit „würde". Er braucht das ganz undeutsche Futurum statt des Präsens in „Wenn der Papst mich nötig haben wird". Er wiederholt rasch hintereinander in störender Weise dasselbe Wort, selbst wenn der Urtext das gar nicht nahe legt*). Kurz: wenn dies ein erster Wurf ohne Vorbild wäre, so würde man kein Wort darüber verlieren; aber dem Anspruch, daß diese Übersetzung diejenige Schemanns irgendwie überholte, muß mit aller Entschiedenheit widersprochen werden, wenngleich sie natürlich auch ihre gelungenen Stellen hat, zumal da sie ja eben auf sehr weiten Textstrecken in der Hauptsache Schemann folgt. Aber wer eine wohlfeilere Renaissanceausgabe in gefälligerem Gewande, wohlfeiler sogar als es die Reclamsche ist, zu besitzen wünscht, dem kann nur zu der von Hanns Floerke geraten werden. Der Herausgeber, ein Münchener Kunsthistoriker, hat vorher zahlreiche Werke der italienischen Renaissancezeit verdeutscht. Seine Übertragung ist so treu wie möglich und so frei wie nötig; eine Umdichtung zu schaffen hat auch er ausdrücklich abgelehnt. Seine Abweichungen von Schemann sind meist, wenn auch nicht immer glücklich. Daß sie durchgreifend genug seien, um eine Neuübersetzung des ganzen Werkes zu rechtfertigen, kann man bezweifeln, wird aber nicht umhin können, zuzugeben, daß von den verschiedenen deutschen Textgestaltungen der „Renaissance" neben der Schemanns bis jetzt die Floerkes die beste ist.

*) Pourquoi permets-tu d'insulter mon artiste? Est-ce que je lui ai dit quelque injure, moi? Was erlaubst du dir meinen Künstler zu beleidigen? Habe ich ihm irgendein beleidigendes Wort gesagt? — C'est l'opinion du Frère Filippe. Il ne s'en cache pas. Das ist die Meinung Bruder Filippos. Und er verbirgt seine Meinung nicht. (Schemann: Er macht kein Hehl daraus). — Ich bin die, welche Rafael liebt und welche vielleicht von ihm geliebt wird.

Die deutsche Rheinmündung

eit Hans Busz, der münsterische Universitätslehrer, in diesen Heften (Grenzboten 1912 Nr. 28) die Grundlagen für ein deutsches Rheinmündungsprojekt erörterte, ist in Berlin und Koblenz ein besonderer Verein, der sich die Schaffung einer deutschen Rheinmündung zur einzigen Lebensaufgabe gemacht hat, entstanden und eine Literatur, die kaum noch zu übersehen ist. So erfreulich die Tatsachen an sich sind, da sie von dem großen Interesse zeugen, dem die Rheinmündungsfrage in der deutschen Nation begegnet, muß doch festgestellt werden, daß ein großer Teil der Literatur der Abwehr des Gedankens dient und daß sich unter dem Mantel der Sachlichkeit oft genug der Pferdefuß kleinlicher Sonderinteressen zeigt. Den Pferdefuß erkenne ich auch hinter dem Satz, den ich kürzlich in einem rheinischen Blatte fand: „So dankenswert die wirtschaftspolitischen Ausführungen des Herrn Dr. Busz . . . sind, so sehr ist es zu bedauern, daß er auch auf das Gebiet des Projekteschmiedens geraten und dabei zu ganz falschen Schlüssen gekommen ist."

Dieser Satz soll eine Schrift des Herrn Busz abtun, die, bei Franz Coppenrath in Münster (1913) erschienen, „die Möglichkeiten der Lösung" der deutschen Rheinmündungsfrage untersucht. Es handelt sich um eine siebzig große Seiten umfassende Arbeit auf absolut wissenschaftlicher Grundlage. Selbst wenn die Vorschläge von Busz sich im einzelnen nicht realisieren lassen sollten, worüber die technischen Sachverständigen entscheiden mögen, bleibt an ihnen soviel Beachtenswertes, daß sie nicht mit zwei Worten abzutun sind. Dazu ist doch die ganze Rheinmündungsfrage ein viel zu ernstes, das deutsche Wirtschaftsleben tief berührendes Problem.

Im Vordergrunde stehen zwei Aufgaben, die nach fachmännischem Urteil durch den Entwurf von Busz gelöst werden: 1. Ersparnis von vielen Millionen, die die deutsche Volkswirtschaft gegenwärtig an Holland zahlen muß und 2. Entwirrung des Verkehrsknäuels im rheinisch-westfälischen Industriebezirk mit seinem unglücklich gelegenen Zentrum Duisburg.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, die Vorschläge von Busz im einzelnen zu prüfen; dazu sind meinerseits Sachverständige aufgefordert. Wohl aber halte ich mich für berechtigt, den Lesern der Grenzboten dasjenige Material zugänglich zu machen, das geeignet ist, Klarheit über die Frage zu verbreiten.

Es handelt sich hier um Dinge, die nicht nur unsere Abhängigkeit von Holland beseitigen sollen, sondern auch um die Organisation unserer wichtigsten Exportindustrien und somit um deren Leistungsfähigkeit auf dem Weltmarkt. Die Konkurrenzfähigkeit wird aber beeinträchtigt, wenn die Mittel des Binnenverkehrs versagen, wie solches jahraus jahrein gerade in Westdeutschland geschieht. Mit der Vergrößerung des Wagenparks der Eisenbahn ist es nicht geschehen; die Wagen müssen auch rollen können und jeder Wagen mehr bedeutet bei den heutigen Verhältnissen eine Verringerung der Beweglichkeit. Nachdem das Gebiet zwischen Niederrhein, Ruhr, Lippe in einen einzigen Güterbahnhof verwandelt erscheint, ist die Grenze der Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen überschritten. Mit Recht schreibt Busz S. 59: „Die Frage, ob es nicht zweckmäßig ist, anstatt das Land in immer wachsendem Umfange mit einem immer engeren und schwereren eisernen Netz zu überspinnen, das zu einem Hauptteil nur bestimmt ist, den Verkehr dieser Lande mit dem Weltmeer zu vermitteln, das Weltmeer selbst, die goldene Straße des Welthandels, in das Herz des Landes zu führen, diese Frage spielt neben jener eingangs erörterten nationalwirtschaftlichen Überlegung einer Befreiung von der Abhängigkeit vom Auslande eine gewichtige, wenn nicht entscheidende Rolle."

Der Hauptpunkt wird aber immer die Vorfrage bleiben: wie ist die Rentabilität sichergestellt? Welche Systeme sind anzuwenden, um die Rentabilität zu gewährleisten.

Man hat versucht Busz einen Strick daraus zu drehen, daß er das Heil lediglich in der Anlage eines Seekanals sieht, der rund 970 Millionen Mark kosten würde. Daran anknüpfend ist gesagt worden, die großen Schiffsgefäße seien unrentabel für den Kanalweg, der langsam befahren werden müsse. Ich meine, die rentabelsten Schiffsgrößen und infolgedessen auch das rentabelste Kanalprofil zu finden, müßte eine verhältnismäßig leicht durchführbare Aufgabe sein. Hören wir, was ein Gewährsmann der Kölnischen Zeitung in deren Nummer 433 vom 16. April d. J. dazu zu sagen hat. Er schreibt:

„Der Transport auf dem Kanal (Rhein-Nordsee) in einem Seeschiff von 6000 Tonnen ist unzweifelhaft billiger als der Transport in mehreren kleinen Flußschiffen, wenngleich es da nach oben hin auch eine Grenze gibt. 10000 Tonnen-Dampfer, die vielleicht auch noch für den Passagierdienst eingerichtet sind, werden zu teuer, wie in der Kölnischen Zeitung am 28. März richtig ausgeführt ist.

Ein 6000 Tonnen-Dampfer kostet als Frachtdampfer etwa 800000 Mark. Drei Flußschiffe, je 2000 Tonnen, kosten aber zusammen nur 400000 Mark. 3,5 Tage dauert nun die Kanalreise Duisburg-Emden und zurück, so daß bei 12 Prozent für Amortisation und Verzinsung für den Seedampfer zu 6000 Tonnen 900 Mark, für die drei Flußschiffe à 2000 Tonnen aber nur 450 Mark umgesetzt zu werden braucht, d. h. der Seedampfer kostet 450 Mark mehr. Hinzu kommen die Ausgaben für die zahlreichere Bemannung des

Seedampfers, die gegenüber den drei Flußschiffen mit 200 Mark höher angesetzt werden sollen, so daß sich die Unkosten für den 6000 Tonnen-Seedampfer um 650 Mark höher stellen. Aber die drei Flußschiffe bedingen einen Güterumschlag in Rotterdam. Einschließlich Hafengebühr und sonstige Abgaben müssen 0,40 Mark die Tonne hierfür gerechnet werden. Die Dauer der Umladung von 6000 Tonnen einschließlich Anlegen und Aussegeln kann zu zwei Tagen gerechnet werden. Dann ergeben sich folgende Kosten:

Umladekosten für 6000 Tonnen à 0,40 Mark	= 2400	Mark,
zwei Tage Zinsen, Amortisation, Mannschaftslöhne usw. für den 6000 Tonnen-Seedampfer	900	„
zwei Tage Zinsen, Amortisation und Mannschaftslöhne für die drei Flußschiffe	400	„
Kosten der Umladung von 6000 Tonnen	3700	Mark,
ab Mehrkosten des Seedampfers für Kanalfahrt	650	„
Ersparnis des Seedampfers von 6000 Tonnen bei direkter Verfrachtung auf dem Rhein-Seekanal nach Duisburg	3050	Mark

oder Ersparnis für die Tonne rund 0,50 Mark.

Wenn die Dampfer vom Norden kommen oder gehen, ergibt sich eine weitere Ersparnis durch die Wegabkürzung Rotterdam-Borkum-Feuerschiff zu etwa zwei Tagen, die sich wie folgt berechnen läßt:

zwei Tage Zinsen, Amortisation, Mannschaftslöhne usw. für den 6000 Tonnen-Dampfer	900	Mark,
Kohlenersparnis für zwei Tage gerechnet	600	„
Ersparnis bei Verfrachten nach dem Norden	1500	Mark

oder für die Tonne 0,25 Mark.

Danach ergibt sich eine Gesamtersparnis bei Verwendung von 6000 Tonnen-Dampfern und Benutzung des Rhein-Seekanals von 0,75 Mark die Tonne.

Diese Ersparnisse werden noch größer, wenn der Gewinnzuschlag hinzukommt, den der Reeder für seine Leistungen berechnen muß, so daß die Kanalabgaben mit 22 Pfennigen die Tonne ganz gut getragen werden könnten, und doch der deutschen Kohle Gelegenheit gegeben würde, die rund 10 Millionen Tonnen Kohlen, welche heute von England nach den nordischen Häfen gehen, zu verdrängen. Auch die viel geringeren Zugkräfte in dem leichter fließenden Kanal sind nicht berechnet. Ganz besonders ist zu bedenken, daß Rotterdam ein ernster Rivale der Hansahäfen ist, und daß wir nur zu berechtigt sind, unseren eigenen Verkehr nach einem deutschen Hafen hinzuleiten, zumal wir damit die deutschen Hansahäfen nicht schädigen. Jetzt verdient der außerdeutsche Hafen viel Geld durch unseren Verkehr, und dafür werden wir noch schlecht behandelt, wie sogar die Rhein- und Ruhrzeitung schreiben mußte."

Ist aber festgestellt, daß die Organisation unserer Industrie eine deutsche Rheinmündung notwendig macht, daß die finanziellen Aufwendungen sich bezahlt machen, ja sogar einen geringen Vorteil gegenüber den bestehenden Zuständen in sichere Aussicht stellen, dann dürfen wir auch die sozialpolitischen Seiten der Frage ins Auge fassen. Da aber ergeben sich ganz außerordentliche Möglich-

keiten durch die im Gefolge jedes großen Verkehrsmittels eintretende Dezentralisation der industriellen Anlagen. Man stelle sich vor, wie viele Industrien sich an dem Kanal ansiedeln könnten, für die gegenwärtig die Frage, ob sie besser näher zu den Fundstätten des Eisens oder zu denen der Kohlen ziehen, geradezu eine Lebensfrage ist, und dann weiter: wieviel Hunderttausenden von Arbeitern auf dem neu erschlossenen Gebiete die Möglichkeit gegeben werden könnte, sich so anzusiedeln, wie es die Erfahrungen der Wohnungspolitik für notwendig erwiesen haben.

Der Kanalbau kann nur von Staats wegen erfolgen, wenn auch die finanziellen Mittel unter Hinzuziehung der privaten und kommunalen Interessenten beschafft werden sollten. Darum sollte die preußische Bureaukratie nicht zögern und mit eingehender Prüfung der Frage beginnen. Sie könnte sich ein Ruhmesblatt in der neudeutschen Wirtschaftsgeschichte schreiben, wie es keine Bureaukratie sonst auf dem Erdball besitzt.

G. Cleinow

Krieg!

Ein Nebelschleier über weitem Land. —
Ein dumpfes Schweigen über aller Welt.
Und — jäh zerfetzt der Zukunft dunkle Wand,
Aufflammend zuckt aus dürrer Knochenhand
Des Menschenhasses Geißel über's Feld.

„Faß zu!" — Der gier'gen Würgefaust verfällt
Ein jeder Halm und jede reife Frucht, —
Der fernste Winkel, den ein Mensch bestellt,
Wird grell von bräu'nder Flammenbrunst erhellt,
Und gift'ge Schwaden zieh'n in breiter Flucht.

Ein Pesthauch über fruchtberaubtem Land, —
Tod über Schollen, die kein Leben mehr
Zu spenden wissen fleh'nder Menschenhand ....

Und rückwärts aus dem loh'nden Weltenbrand
Zieht diese Straße ein geschlag'nes Heer.

Walter Baron

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Arno Holz. Der „Vater des deutschen Naturalismus“ ist in diesen Tagen — am 26. April — fünfzig Jahre alt geworden. Unsere festesfrohe Zeit, die doch sonst jedem Jubilar soviel Kränze um den Hals schlingt, daß er fast daran ersticken muß, ist in diesem Falle merkwürdig passiv geblieben. Ein paar unverbindliche Artikelchen, die hier und da aufflatterten; ein flüchtiges, aus Mitleid und Überlegenheit gemischtes Sich-Erinnern; und schließlich eine Geldsammlung, die Ferdinand Avenarius im „Kunstwart“ zugunsten des schwerbedrängten Dichters eingeleitet hat — das ist so ziemlich alles geblieben. Unsere großstädtischen Theater, die eigentlich die „negsten dortau“ gewesen wären, haben sich, bis auf ganz wenige Ausnahmen, hartnäckig ausgeschwiegen. Der Dichter der „Sozialaristokraten“, des „Traumulus“, der „Sonnenfinsternis“ und des „Ignorabimus“ ist halt nicht mehr Mode. Sein Marktwert ist längst auf ein Minimum gesunken. Er gehört — das ist sein Unglück — zu den Starrköpfen und eigensinnigen Fanatikern, die sich einer banalen und gedankenlosen Umwelt nicht einzufügen gelernt haben. Und die Umwelt rächt sich nun an ihm in ihrer altbewährten noblen Manier: sie schweigt ihn tot, sie sieht über ihn hinweg, und sie läßt ihn, ohne mit der Wimper zu zucken, in irgendeiner dunklen Ecke verhungern.

Man braucht die Werte des Arno Holzschen Kunstwerks nicht zu überschätzen, aber man wird feststellen müssen, daß die hartnäckige Totschweige-Politik der Mitwelt in diesem Falle einer schuldhaften Unterlassung gleichkommt. Arno Holzens ganzes Verbrechen liegt darin, daß er vom ersten bis zum letzten Tage ein Charakter, ein aufrechter und zäher Kerl gewesen ist. Er trägt die Ideale seiner aufrührerischen Jugend noch heute unverkümmert mit sich herum. Er ist der einzige seines Geschlechts, der nicht klein beigegeben hat; der einzige, der noch fest auf dem Boden des ästhetischen Glaubensbekenntnisses von Anno 1890 steht. Aber Charakter und ethischer Wille sind ja in den Augen einer von Wechslern und Fälschern beherrschten Kunstwelt nun einmal durchaus anrüchige Dinge. Und da Arno Holz in dem einen springenden Punkte ganz und gar nicht mit sich reden läßt, kann es keinen Einsichtigen wundernehmen, daß er für die betriebsamen Makler unseres Kunstmarktes seit Jahr und Tag ein erledigter und toter Mann ist.

Uns bleibt hier die Frage zu beantworten, ob der „konsequente Naturalist“ Arno Holz, dem vor fünfundzwanzig Jahren Gerhart Hauptmann sein Sonnenaufgangs-Drama widmete, über seine historische Bedeutung hinaus noch lebendige Werte repräsentiert. Zweifellos hat das ganze Werk dieses Mannes unter dem mit fast pedantischem Fanatismus festgehaltenen Naturalistendogma leiden müssen. Das ist die Quelle seiner Tragik, und das ist der Grund, wenn Arno Holz dem Geschlecht von heutzutage nicht immer leicht zugänglich erscheinen will. Wir jüngeren Menschen, die wir die literarischen Sturm- und Drangjahre des vorigen Jahrhunderts nicht leibhaftig miterlebt haben, sind von der gewiß großartigen Intoleranz und Einseitigkeit jener Epoche durch Meilen getrennt. Für uns ist das starre Naturalistendogma nun einmal nicht mehr die allein seligmachende Botschaft. Wir sind eben alle Sklaven der Entwicklung

und können uns, wenn wir heute nüchtern und ruhig rückwärtsschauen, nicht verhehlen, daß das flatternde Revolutionsbanner jener Kampfjahre neben allem Verheißungsvollen auch viel Pedanterie, viel Kurzsichtigkeit und viel gespreizte Ohnmacht hat decken müssen. Ein Fanatiker der Theorie, wie es Arno Holz Zeit seines Lebens gewesen, bekommt von diesem Gesichtspunkte aus leicht einen fatalen Donquichote-Beigeschmack. Wir können nicht mehr recht mit, wenn er sich jahraus, jahrein, im Wort wie in der Tat, hartnäckig und pedantisch in die eine zentrale Idee seines künstlerischen Daseins verbohrt. Es will uns dann scheinen, daß hier ein maßloses Überschätzen, ein unverhältnismäßiges Wichtignehmen blasser Theorien vorliegt; eine überlaute Propaganda für Dinge, die für uns selbstverständlich oder in ihren letzten Konsequenzen abzulehnen sind; ja im letzten Grunde ein Kampf gegen Windmühlen, der zwecklos und tragikomisch zugleich ist. Arno Holzens Haltung in diesem Prinzipienkampfe mag so nobel und bewunderungswürdig sein, wie sie will. Der Kampf selber vermag unsere Temperamente nicht mehr zu wecken und schließt jedes hitzige Dafür oder Dawider von vornherein aus.

Der Theoretiker Holz also bleibt uns innerlich fremd. Um so stärker aber greift der Praktiker, der Dichter Holz in unser zeitgenössisches Dasein. Das ist das Entscheidende. Alles niedrige Partei- und Prinzipiengezänk muß verstummen, wenn von den poetischen Kräften dieses Mannes die Rede ist. Seine dramatischen Arbeiten haben wir flüchtig erwähnt. Auch sie werden durchweg von einem starken künstlerischen Willen getragen. Auch in ihnen findet sich eine Genialität der Konzeption, die bedeutsam und verblüffend ist, ein Aufflackern großer Motive, wie es die Dutzendware unserer Theater nirgends bietet, eine Virtuosität im rein Handwerklichen, die keinen Konkurrenten zu scheuen braucht. Aber das Wesentliche, das wirklich Bleibende, das Holz zu geben vermochte, hat er in seiner Lyrik niedergelegt. Im „Buch der Zeit" und im „Phantasus" blüht die deutsche Sprache zu einer seit Heine nicht geahnten lyrischen Kraft und Schönheit auf. Da gewinnen die simpelsten Dinge, die primitivsten Wortfolgen ganz von selbst einen neuen Klang, einen neuen Rhythmus, ein neues Gesicht. Da ist eine als „unpoetisch" verschriene Gegenwart mit allen ihren Erscheinungsformen in die zartesten lyrischen Farben getaucht. Da reicht sich über alle fadenscheinigen Theorien hinweg alte und neue Kunstanschauung entschlossen die Hand zum Frieden. Das deutsche Lied ist wieder lebendig. Das Lied einer neuen, ernsthafteren Zeit freilich. Aber gesungen von einem, der es nicht nötig hat, sich mit Prinzipien und Dogmen und ästhetischem Krimskrams herumzuschlagen; von einem, der auserwählt wurde unter Tausenden und ein Dichter war von Mutterleibe an.

So sieht der wirkliche Arno Holz aus, wenn man ihn vom Parteihader löst! So der Mann, der heute an den Türen des deutschen Hauses um Almosen betteln muß!

Dr. Arthur Westphal in Berlin

Memoiren

Just in diesen Frühlingstagen, wo der rauhe Wind des Nordens die Gedanken oft sehnsüchtig südwärts treibt zu den besonnten Küsten mit dem strahlenderen Blütenschmuck, fliegen zwei Werke auf den Büchertisch, die, der Begeisterung des schönheitgesättigten Anschauens voll, von jener farbenfrohen Welt von Licht und Glut und Lebensfreude — von Italien erzählen. Das eine kommt als ein alter Bekannter, den man gern wieder begrüßt. Der Brockhaussche Verlag hat **Gregorovius' „Wanderjahre in Italien"** in zwei zierlichen Auswahlbänden herausgegeben, handliche Bücher auf leichtem Papier, die gebunden 8 Mark kosten. Die Anordnung der Auswahl ist zweckentsprechend insofern, als mit Ausnahme des einleitenden Aufsatzes „Ravenna" die Schilderungen aus Mittelitalien zusammengestellt sind, so daß der Rom und Neapel und ihre Umgegend Bereisende alles Wünschenswerte hier vorfindet. Ein wenig später als dies Werk erschienen bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, **„Römische Briefe"** aus den Jahren 1864 bis 1869, die **Kurd von Schlözer**, damals Legationsrat der preußischen Botschaft am päpstlichen Hofe an seine Mutter und seinen Bruder schrieb. Für den talentvollen jungen Diplomaten war es eine hochinteressante Zeit: eine Periode des Zuschauens und Lernens, die er doch dank einer glück-

lichen Fügung während längerer Abwesenheit des Gesandten durch glänzende Proben der Umsicht und Tüchtigkeit abschließen durfte. Es waren jene Jahre, in denen sich die nationale Einigung Italiens und das Ende der weltlichen Herrschaft des Papstes vorbereitete. Interessante Streiflichter fallen auf die hinterhältige Politik Louis Napoleons, und der eiserne Kanzler, damals noch nicht nach der vollen Bedeutung seiner genialen Persönlichkeit gewürdigt, erscheint in einer leise humoristischen Beleuchtung, in der doch der Unterton des instinktiven Respekts nicht fehlt. Vor diesem geschichtlichen Hintergrund bewegt sich der Reigen der führenden Geister in Rom, mit denen allen Schlözers liebenswürdige Persönlichkeit Fühlung gewann — manche von jenen, wie Fanny Lewald, die Baronin Stieglitz, schon hinabgetaucht in Vergessenheit, andere, wie die imponierende Gestalt Franz Liszts, hinüberragend in unsere Tage. Die Würdenträger des Vatikans wie das diplomatische Korps spiegeln ihre Persönlichkeit ebenso in zopfigen Etikettefragen wie in vertraulichen Gesprächen. Und inmitten erscheint wiederum der schlichte Autor der „Wanderjahre", die damals schon zum Teil hinter ihm lagen, Gregorovius, als Führer und Gefährte auf weltgeschichtlichen Pfaden, der in persönlicher Zwiesprache Schlözer das nämliche spenden mochte, das der Italienfahrer noch heut aus seinen Werken empfängt. Gregorovius' Bedeutung ruhte damals wie jetzt in jener aus feinfühligem Beobachten des Nahen und weitblickendem Erkennen des Fernen zusammengesetzten Fähigkeit, in den Formationen der Landschaft wie der Architektur, in Sprache und Sitte und rassiger Gestalt der Bevölkerung die mächtigen Rhythmen zu erkennen, aus denen sich von der Schwelle des Altertums her das Lied der Menschheit fügt. Er sieht — und sucht sogleich zu ergründen, wie das ward. Sein wissenschaftlicher Fleiß reicht ihm oft den Schlüssel. Den hat er dann so manchesmal weitergegeben an den weltfreudigen, tatkräftigen Schlözer, der bei seinen Streifereien durch Roms Ruinen so gern die Gesellschaft des Älteren suchte.

B. P.

In den Erinnerungs- und Begrüßungsworten für Carl Jentsch in Nr. 6 d. Jhg. der Grenzboten findet sich der Satz: „daß Schulknaben sich wegen Strafen oder wegen Sitzenbleibens erhängen könnten, wäre der damaligen Generation einfach fabelhaft vorgekommen," der in Anlehnung an Angaben von Carl Jentsch' Memoiren niedergeschrieben war. Hierzu erhalten wir folgende Zuschrift:

„So gerne wir auch zu der älteren Generation näheren oder ferneren Abstandes in Ehrfurcht und Dankbarkeit aufblicken, so wenig erlaubt es die Gerechtigkeit unserer Zeit — sei sie auch eine Zeit der Zielarmut und Innenleerheit — mehr aufzubürden, als historisch berechtigt ist. Darum sei hier kurz festgestellt, daß bereits in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der Selbstmord Jugendlicher und speziell der Schülerselbstmord statistisch verfolgt wurde (Montaigne), in Preußen seit 1749; in derselben Zeit ist der Selbstmord Jugendlicher auch schon Gegenstand lebhafter allgemeiner Erörterungen gewesen.

Daß in unseren Tagen derartige Fälle weiteren Kreisen öfter bekannt werden, ist sicher nur zum Teil der Ausdruck zunehmender Häufigkeit; in demselben Maße sind rein äußerliche Momente anderer Art wirksam.

Sie zu analysieren ist hier nicht der Ort; es soll nur davor gewarnt werden, das Leben von heute und die Jugend von heute in einem allzuungünstigen Vergleich mit denen zu setzen, denen sie alles verdankt, den Vertretern der vorigen Generation und ihrer Vorgänger. B. J. H. Schultz in Chemnitz."

Geschichte

Die Emanzipation der Juden in Preußen unter besonderer Berücksichtigung des Gesetzes vom 11. März 1812. Ein Beitrag zur Rechtsgeschichte der Juden in Preußen von Dr. **Ismar Freund.** 1. Band: Darstellung (geb. 5,50 M.); 2. Band: Urkunden (geb. 14 M.). Berlin 1912, bei M. Poppelauer.

Die Zeit der Gedenkfeiern an die große Zeit vor hundert Jahren hat eine Flut von Jubiläumswerken hervorgerufen, die zum Teil reine Gelegenheitsschriften sind und keinerlei wissenschaftlichen Wert besitzen. Zu diesen Büchern dürfen wir das vorliegende nicht

rechnen; es ist vielmehr eine streng kritische Untersuchung, die, ohne irgendeine Tendenz zu betonen, nur auf den urkundlichen Quellen beruht und einen Beitrag zur Rechtsgeschichte der preußischen Juden geben, nicht aber die politischen, kulturellen, religiösen oder wirtschaftlichen Grundlagen der Emanzipation erforschen will.

Aber auch in dieser Beschränkung trägt das Buch wesentlich zur Kenntnis der preußischen Reform bei, indem es z. B. auch den starken französischen Einfluß auf die Haltung der Regierung aufdeckt. Von den beiden Bänden wendet sich der Darstellungsband an einen weiteren Leserkreis, während die im zweiten Band zum erstenmal gedruckten Urkunden mehr für den Forscher bestimmt, zum bequemeren Vergleichen aber nach den Kapiteln des Darstellungsbandes geordnet sind. — Das Edikt vom 11. März 1812 schließt eine Kette von Emanzipationsversuchen ab, die nach dem Tode Friedrich des Großen einsetzten. — Die Juden waren nach ihrer Vertreibung im Jahre 1573 durch den Großen Kurfürsten 1671 wieder aufgenommen worden, um Handel und Verkehr in seinen Staaten zu heben.

Seine den Juden freundliche Wirtschaftspolitik wurde von seinen Nachfolgern aber verlassen; sie hielten den Einfluß der Juden auf das Wirtschaftsleben für schädlich und suchten darum die Grenzen ihrer Erwerbstätigkeit möglichst zu verengen, die Vermehrung der einmal Aufgenommenen und Zuzug von außen zu hindern, daneben aber ihre Steuerkraft aufs höchste anzuspannen. Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Zweite hielten es beide für ihre Pflicht, die Vermehrung der Juden zu verhindern, ihre Schädlichkeit für den Staat durch Lasten zu paralysieren; in diesem Geist wurden die Judengesetze bis zum Tode Friedrich des Großen erlassen und ausgeführt. Die politische und rechtliche Stellung hatte sich also bedeutend verschlechtert, während sich die preußischen Juden kulturell und gesellschaftlich ebenso bedeutend gehoben hatten; in diesem Kontrast und in dem Vorbild der milderen Gesetze Österreichs und Frankreichs lagen die Keime der Reformbewegung, die unmittelbar nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm des Zweiten begann, aber trotz der wohlwollenden Stellung des Königs und den lebhaften Bemühungen der Juden, vor allem David Friedländers, im Sande verlief, — ebenso wie der zweite und dritte Reformversuch unter seinem Nachfolger. Es mußten stärkere Erschütterungen kommen, um den einmal angeregten Emanzipationsideen gegen die entgegenstehenden, konservativen Prinzipien zum Siege zu verhelfen.

Zunächst wirkte das Beispiel der französischen Revolution, die schon 1791 die völlige Gleichstellung der Juden proklamiert hatte, hindernd auf die schwache preußische Emanzipationstendenz, denn wie auf allen anderen Gebieten, wollte das legitimistische Preußen auch in diesem seine entschiedene Stellung gegen die Gedanken der Revolution betonen. Durch eine 1803 erschienene Schrift: „De civitate Judaeorum" wurde eine heftige publizistische Polemik über die Judenfrage hervorgerufen, die erst durch das Einschreiten der Regierung, die den Druck von Schriften wider und für die Juden untersagte, aufhörte und bei prinzipiellen Entscheidungen die Behörden im judenfeindlichen Sinne beeinflußte.

Wie für den ganzen preußischen Staat, so bedeutete auch für seine Judenpolitik die Katastrophe von 1806/07 einen Wendepunkt. Der Staat Friedrich des Großen hatte die Belastungsprobe nicht mehr bestanden, und es mußten ganz andere Grundlagen geschaffen werden, um auf ihnen einen modernen Staat aufzubauen. Indem die Neuschöpfer Preußens die strenge soziale Schichtung des alten Staates aufhoben, mußten sie sich notwendig auch mit dem Judenproblem befassen, zu dem man eine ganz andere Stellung einnahm als vor 1806. Stein hat dieses Reformwerk in der kurzen ihm gegönnten Zeitspanne nicht mehr beginnen können, sondern sein Mitarbeiter Freiherr von Schroetter, der von einem schroffen Judenfeind durch den Einfluß Steins, mit dessen Ideen sich die bisherige Judenpolitik nicht vertrug, und durch persönliche Erfahrung sich so wandelte, daß er in seinem Gesetzentwurf für die völlige Gleichstellung der Juden eintrat.

Schroetter hat dann nichts weiter für seinen Vorschlag tun können, da er nach der Neu-

organisation der Verwaltung aus seinem Amte schied. Von all den Staatsmännern, die ihr Votum zu dem Entwurfe abgegeben haben, hat Wilhelm von Humboldt das Problem am tiefsten gefaßt: er ist für die völlige und sofortige Gleichstellung; der Staat habe nicht die Aufgabe, die Bürger zu erziehen, sondern ihnen nur die Möglichkeit der Selbsterziehung zu geben; völlige Gleichstellung auch in bezug auf die Pflichten sei das einzige Mittel, um aus den Juden nützliche Glieder des Staatsganzen zu schaffen.

Als Hardenberg im Sommer 1810 an die Spitze der preußischen Regierung gestellt wurde, fand er das begonnene Werk schon vor, das dann unter seinem persönlichsten Anteil vollendet wurde, als ein wesentlicher Teil seines großen Reformwerks.

Seiner liberalen Staatsauffassung war die Gleichheit aller vor dem Gesetz eine selbstverständliche Forderung, außerdem hatte er neben persönlichen günstigen Erfahrungen auch noch in der Reorganisation der Finanzen einen Grund, die Emanzipation zu beschleunigen. Die verschiedenen, dringlichen Bitten der preußischen Juden, deren Lage in den letzten Jahren vor dem Erscheinen des Ediktes bei der allgemeinen wirtschaftlichen Notlage kaum noch erträglich war, haben dann dazu beigetragen, daß Hardenbergs Interesse nicht erlahmte; er persönlich hat noch am Tage der Vollziehung den Gemeinden in Berlin, Breslau und Königsberg die so sehnlich erwartete Befreiung mitgeteilt; doch hat er nicht vermocht, die den Juden feindlichen Ansichten seiner Mitarbeiter zu ändern und den völligen Umschwung, der schon 1815 begann, aufzuhalten. Mitte der zwanziger Jahre galt das Gesetz schon bei Regierung- und Provinzialständen für eine Übereilung; es wäre vielleicht aufgehoben oder doch wesentlich abgeändert worden, wenn nicht die von Hardenberg selbst beantragte Garantie in den Bundesakten bestanden hätte. So zögerte man bis 1847 mit dem Erlaß eines Judengesetzes auch für die neuen Provinzen, und das in bezug auf Staatsanstellungen und Lehrtätigkeit der Juden wesentlich verschärfte Gesetz für die Gesamtmonarchie wurde sehr bald durch die Verfassungsurkunde vom 5. Dezember 1848 (§§ 4 und 12 der revidierten Verfassung vom 31. Januar 1850) aufgehoben. Durch das Bundesgesetz vom 3. Juli 1869 wurde die bedingungslose Gleichstellung der Juden in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Hinsicht vom Reich garantiert und so die Emanzipationsbewegung abgeschlossen.

Der Verfasser hat diese Entwicklung in ihren wechselnden Phasen klar dargestellt und ihren tieferen Zusammenhang mit den Zeitströmungen deutlich gezeigt. Es liegt in der Art seiner stets auf die urkundlichen Quellen zurückgehenden Arbeitsweise und in seiner Problemstellung, daß die persönlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse nur gestreift werden. Auf der gesicherten Grundlage der vorliegenden Bände wäre eine weitere Untersuchung der Emanzipation wünschenswert.

Dr. D. Meyer in Berlin

Politische Literatur

Frankreich und der Krieg. Seit Agadir regt es sich in Frankreich. Seit langen Jahren war man dem Kriege nicht so nahe wie 1911. Die Marokkokrise hat ungemein fruchtbar zunächst auf die militärische Literatur der Franzosen gewirkt, einem ganzen Heer von ernsthaften und phantastischen Schriften das Leben gegeben und das Publikum zu kriegerischer Lektüre aufnahmefähig gemacht. Auch im Jahre 1912 hält die Wirkung noch an, und Bücher wie das von Hauptmann Boucher **„La France victorieuse dans la Guerre de demain"** erreichen innerhalb vierzehn Tagen eine Auflageziffer von 10 000 Exemplaren.

Einige Verfasser bemühen sich, vorläufig nur hinter die deutschen Pläne zu kommen, und durchforschen zu diesem Zweck die deutsche Militärliteratur. Diese Aufgabe hat sich ein Anonymus in einer dreiteiligen Broschüre gestellt: **„Opinions allemandes sur la Guerre moderne"** (Berger-Levrault, Paris-Nancy 1912). Ohne irgendeinen Vergleich zwischen deutscher und französischer Anschauung zu ziehen, versucht er eine Synthese der deutschen Ansichten. Er behält die fremden Gedankengänge bei, fürchtet allerdings, daß der Arbeit dadurch ein „etwas pedantisch-philosophischer Geruch anhaften wird". Sein Material bilden die Schriften von: von Bernhardi, von der Goltz, von Schlieffen, von Balck sowie Fachblätter. Das erste Heft bildet die Grund-

lagen der modernen Kriegsführung, Ausrüstung und Technik; das zweite Kommando- und Marschtechnik, Offensive und Defensive; das dritte Strategik und Taktik zu Land und zur See. Er bemerkt nebenbei, daß in der Taktik die Ansichten der beiden Armeeleitungen am wenigsten auseinandergingen, nur sei das deutsche Heer mehr vom Geist der Offensive beherrscht.

Wie Frankreich sich gegenüber dieser Offensive zu verhalten habe, wollte ein kürzlich verstorbener militärischer Schriftsteller seinen Landsleuten klarmachen: **Charles Malo,** der die Formel prägte, Frankreich müsse die fehlende Quantität durch die Qualität seiner Soldaten ersetzen. Seine während des Frühjahrs 1911 im Journal des Débats erschienenen Aufsätze hat Henri Welschinger zu einem Buch vereinigt und mit einer Vorrede versehen: **„La Prochaine Guerre"** (ebendort 1912). Aus dem Studium des Krieges 1870/71 hat er die Überzeugung gewonnen, daß damals der Zufall die Vorsehung der Deutschen war, und das hat ihm neue Hoffnung für die Zukunft gegeben. Auf Grund mehrerer Hypothesen (Italien wird dem Dreibund untreu und greift Österreich an, oder Italien zögert und Österreich wird von Rußland festgehalten; England und Rußland beenden ihre Mobilisation erst drei Wochen nach der Kriegserklärung) löst er Deutschland und Frankreich aus dem Bündnisverhältnis und stellt sie allein einander gegenüber. Schickt Frankreich alle seine verfügbaren Armeekorps an die Grenze, so wären nach Berechnungen des Verfassers, der die Festungstruppen von Epinal, Toul und Verdun mit einbezieht, die Kräfte auf beiden Seiten gleich. Malo geht dann ausführlich auf die Möglichkeiten der Defensive ein, die nach einigen zwanzig Tagen beim thatkräftigen Eingreifen Rußlands und Englands durch die Offensive abgelöst werden kann.

Auch über die militärischen Kreise hinaus hat der „coup d'Agadir" eine nachhaltende Wirkung, einen nervösen Patriotismus in ganz Frankreich erzeugt. Etienne Rey nennt diese Stimmung in einer kürzlich erschienenen Broschüre **„La Renaissance de l'orgueil français"** (Paris, Bernard Grasset, 1913). Er will damit zum Ausdruck bringen, daß das plötzliche „Erwachen des französischen Stolzes" und das Vertrauen auf eine günstige kriegerische Aktion das natürliche Ergebnis des langsamen Erstarkens nach dem letzten Kriege sind. Was er als stolzfördernde Friedensarbeit anführt, ist nicht alles gerechtfertigt; jedenfalls wird man ihm zugestehen, daß die kolonialen Eroberungen, das Bündnis mit Rußland, die sportliche Erziehung der Jugend, die Erfolge in der Aviatik und die energische Propaganda der Action Française zur Kriegsbegeisterung mit beigetragen haben, die Entente cordiale hat der Verfasser wohl absichtlich unerwähnt gelassen. Aber wo er auf das Wesen der Begeisterung eingeht, scheint er mir zweierlei zu verwechseln: den nervösen Patriotismus, hervorgerufen durch den coup d'Agadir und verstärkt durch die letzte Volkszählung, und eine allgemeine geistige Vorwärtsbewegung, die auf eine Umwandlung der Anschauungen hindrängt. Der Verfasser leitet uns durch seine zahlreichen Widersprüche selbst auf den richtigen Weg; er behauptet, „das Nationalbewußtsein sei erstarkt mit dem wachsenden Vertrauen zur republikanischen Regierung" und dann muß er von der Jugend bekennen, daß „die demokratische Idee sie nicht entflamme noch sie beeinflusse". „Niemals," sagt er auch an einer anderen Stelle, „ist die Literatur so wenig national gewesen." Die geistigen Führer des heutigen Frankreich haben ein Ziel, das weit innerlicher ist als lärmender Chauvinismus: sie wollen das Land von der demokratischen Fessel, dem Majoritätsfanatismus und der leeren Formel befreien. Das ist ein mutiger Schritt aufwärts, eine Art Renaissance, in der Frankreich verlorene Lebenskräfte wiedererwerben kann. Aber zwischen dieser Renaissance und dem Zapfenstreich und Panacherummel bildet nur die Gleichzeitigkeit eine äußerliche Verbindung.

Dr. Fritz Roepke in Berlin

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Krupp

In Zeiten politiſcher Gärung und des Kampfes politiſcher Syſteme um die Macht wird man ſich nicht wundern, wenn in den Parlamenten keine Neigung zum Durchbruch kommt, für den monarchiſchen, über den Parteien ſtehenden Staat und ſeine Bureaukratie einzutreten, es ſei denn, daß für die einzelne politiſche Gruppe dabei ein Vorteil herauskäme. Die radikalen Gruppen laſſen kein Mittel unverſucht, den Staatsorganismus zu ſchädigen; das bedarf keines weiteren Beweiſes. Die Mittelparteien kommen vor lauter Kompromiſſen mit der Wählerſchaft draußen im Lande und mit der Regierung gar nicht dazu, ſich um die tieferen Sorgen der Staatsorgane zu kümmern, ja, ſie finden ſogar oft genug ihren eigenen Nutzen darin, jene, die nun ohne weiteres mit dem Begriff Bureaukratie im abträglichen Sinne identifiziert werden, gleichfalls bei der Bevölkerung zu diskreditieren. Die ſogenannten Rechtsparteien müſſen gleichfalls darauf bedacht ſein, die materiellen Intereſſen ihrer Wählerſchaft ſicherzuſtellen, und dann ſetzen ſie ſich durch parlamentariſche Erledigung von politiſchen Fragen, die vielleicht auch auf anderen Wegen überwunden werden können, nicht gern dem Verdacht aus, zur Stärkung des Parlamentarismus beizutragen, was, wenigſtens in Preußen-Deutſchland die Regierung wieder mit ihnen ausſöhnt und beide zuſammenſtehen läßt, wo die Staatsorgane und damit die Monarchie tatſächlich von ihnen nichts haben. So haben die ſtaatserhaltenden Parteien es bei uns ziemlich leicht und können ſich in kritiſchen Momenten mit einigen billigen Phraſen von Kaiſer und Reich und Umſturzgefahr aus jeder Affäre ziehen, die ihnen nicht behagt.

Gerade kürzlich haben wir einen im obigen Sinne typiſchen Fall erlebt. Seit Monaten wurde in den politiſchen Salons geraunt, im Kriegsminiſterium ſeien Beſtechungen vorgekommen. Im Januar dieſes Jahres

verdichteten sich die Gerüchte dahin, mehrere Direktoren der Firma Krupp stünden unter Anklage wegen Landesverrat, seien sogar verhaftet worden. Obwohl die Angelegenheit viele Monate anhängig gemacht war, erfuhr die breite Öffentlichkeit erst von ihr, als der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Liebknecht ein ihm zugegangenes Material, das die Firma Krupp schwer belastet, vortrug. Während der darauffolgenden Aussprache erfuhr man dann aus dem Munde des Herrn Kriegsministers, daß tatsächlich „der untere Beamte der Firma Krupp an der Geschäftsstelle ... in Berlin verschiedene Feldwebel und andere verleitet hat, ihm die Mitteilung zu machen, die gegen die Dienstpflicht war; auch Militärbeamte waren dabei beteiligt ...“ Aber man erfuhr auch, daß Herr Dr. Liebknecht sich dem Herrn Kriegsminister gegenüber gebunden habe, die Angelegenheit im Parlament nicht vor Abschluß der gerichtlichen Untersuchung erörtern zu wollen. Ähnliche Abmachungen scheinen auch mit den Vertretern der bürgerlichen Parteien getroffen worden zu sein, die natürlich daran festhielten und sich als völlig unvorbereitet erwiesen, als der Sozialdemokrat den preußischen Kriegsminister überrumpelte. Daß es so und nicht anders kommen würde, war vorauszusehen: eine bessere Gelegenheit gegen die den Sozialdemokraten verhaßte Firma Krupp zu Felde zu ziehen und zugleich die Armee zu diskreditieren, kehrte nicht sobald wieder!

Der Herr Kriegsminister zeigte sich so überrascht von dem Überfall Liebknechts, daß er, der Chef einer schwer beleidigten preußischen Behörde, sich begnügte, denjenigen zurückzuweisen, der die stattgehabte Beleidigung der Öffentlichkeit mitteilte. Für die Firma Krupp selbst hatte er lediglich Worte des Dankes und des Lobes.

Die staatserhaltenden Parteien haben dem Kriegsminister sekundiert, da es eine „prächtige Gelegenheit“ war, die „Perfidie“ der sozialdemokratischen Taktik und die „Gewissenlosigkeit“ ihrer Abgeordneten zu brandmarken. Ich weiß nicht, ob diese Taktik sehr staatserhaltend gewirkt hat: in den gebildeten Kreisen des Landes hat sie manches Schütteln des Kopfes ausgelöst. In der Tat: man macht keinen Feind unschädlich, indem man ihn, nachdem sein Hieb gesessen, der Unmoral bezichtigt, sondern indem man selbst rechtzeitig den Hieb führt. Im vorliegenden Falle war das einmal angerichtete Unheil nicht mehr ungeschehen zu machen, sondern lediglich in seinen politischen Wirkungen zu verringern durch vertrauensvollste Anlehnung der Regierung an die Reichstagsfraktionen der bürgerlichen Parteien, nicht durch den Versuch, die ganze Angelegenheit als sozialdemokratische Hetze oder als ein Konkurrenzmanöver einer vom Zentrum begünstigten Firma hinzustellen.

* * *

Bei einer Stellungnahme wie sie für Regierung und bürgerliche Parteien gekennzeichnet wurde, kann es kaum wundernehmen, wenn der verantwortliche

Direktor der Aktiengesellschaft Friedrich Krupp jede Verantwortung für die Tätigkeit des Beamten seiner Firma ablehnt und sich auf den Standpunkt stellt, daß das Direktorium davon überhaupt nichts zu wissen brauche, wenn weiter derselbe Direktor von Ehrgeiz an untergeordneten Stellen, Bedeutungslosigkeiten und ähnlichem spricht. Wenn es sich bei der Angelegenheit um eine Firma der Alteisenbranche handelte, die mit einem Heer von selbständigen, lediglich auf Provisionen angewiesenen Agenten, Zwischenhändlern und Sammlern zu arbeiten gezwungen ist, würden wir über die Angelegenheit kein Wort verlieren, würden wir uns stillschweigend der Ansicht Hugenbergs anschließen. Räudige Schafe gibt es überall und wenn staatliche Lagerbeamte gelegentlich nicht genügend Charakterstärke erwiesen haben, so trifft dafür die betreffende Behörde, die bei der Auswahl der Beamten nicht sorgfältig genug vorgegangen ist, zumeist der größte Teil der Schuld. Die Werft- und Eisenbahnmaterialprozesse haben keinen verständigen Menschen aufgeregt, so bedauerlich sie an sich waren; sie deckten lokale Mißstände auf, die sich von Zeit zu Zeit wiederholen werden, solange wir Menschen bleiben.

Die Tätigkeit des „unteren" Privatbeamten Brand fällt unter ganz andere Gesichtspunkte. Herrn Hugenbergs Anschauung widerspricht nicht nur dem Generalregulativ, sie widerspricht auch der gesamten historischen Entwicklung der Firma, über die das von ihr selbst herausgegebene, bei Gustav Fischer in Jena erschienene Jubiläumswerk „Krupp 1812—1912" in glänzender Form unterrichtet.

Wer es nicht mit eigenen Augen beobachtet hat, dem wird es beim Studium des genannten Werkes recht klar, daß alle Angehörigen der Firma Krupp zusammengehalten werden durch ein besonders starkes Band; dem kommt es auch klar zum Bewußtsein, warum trotz schärfsten gegenseitigen Wettbewerbes zwischen ihnen eine äußerst weitgehende Solidarität besteht, eine Solidarität, wie sie sonst eigentlich nur in gut geleiteten Staatsbehörden zu finden ist, und daß schließlich eine sehr fein ausgebildete Zentralinstanz die Tätigkeit jedes einzelnen Beamten bis ins kleinste regelt und überwacht, ihm freilich genügend großen Spielraum lassend, seine Fähigkeiten, Kenntnisse und Beziehungen vollständig im Dienst der Firma zu verbrauchen. Nicht umsonst fühlen sich die Beamten der Firma als eine Elite unter den Industriebeamten, nicht umsonst und auch nicht unberechtigt wurde der Begriff eines Staates Krupp geprägt, eines Staates mit fest gesteckten Zielen, dessen Verfassung auf Krupps Generalregulativ von 1872 beruht.

Aber nicht nur die frühere Entwicklung der Firma berechtigt von einer Verantwortlichkeit der Direktion für das geschäftliche Treiben ihrer Beamten zu sprechen. Auch die Maßnahmen und organisatorischen Änderungen der jüngsten Zeit, die Besetzung der einzelnen Posten, alles weist direkt darauf hin, daß die Direktion planmäßig einen Teil der inneren Organisation der Firma ausgebaut hat.

Die Berliner Vertretung für Kriegsmaterial ist erst in den letzten zehn oder zwölf Jahren eingerichtet worden. Früher genügte ein Ingenieur, der die Abnehmer von Friedensmaterial besuchte und ihnen schnell gewünschte Auskunft gab. Die Beziehungen zu den Staatsbehörden wurden von der Essener Zentrale direkt gepflegt. Den Verkehr mit dem Kriegsministerium und dem Auswärtigen Amt besorgte der inzwischen verstorbene Direktor Menshausen entweder persönlich oder durch Vermittlung eines seiner Assistenten, die sowohl als frühere Staatsbeamte, wie auch durch persönliche und verwandtschaftliche Beziehungen ohne weiteres direkten Zutritt zu den höchsten Regierungsstellen hatten. Im vornehmen geselligen Verkehr wurden die geschäftlichen Beziehungen taktvoll gepflegt und ausgebaut, lernten die Vertreter der Firma die Ansprüche des Staates kennen. Es war eine fein-durchgeistigte Atmosphäre, die den Kreis um Krupp umschloß, — das Geschäft hatte ein aristokratisches und ungemein anziehendes Gepräge. Allen Feinden des Großkapitals konnte gerade die vornehme, kultivierte Form des Geschäftsbetriebes bei Krupp als eine höchst erfreuliche Erscheinung entgegengehalten werden.

Natürlich war eine solche Geschäftsführung schwierig. Sie erforderte ausgezeichnete Leiter, Männer von größter persönlicher Erfahrung, die, selbst auf dem höchsten Kultur- und Bildungsniveau stehend, stark genug waren, sich mit starken Persönlichkeiten umgeben zu können und mit ihnen zusammen zu arbeiten, die es infolgedessen auch verschmähen durften, für besondere Zwecke Kreaturen zu gebrauchen, die vielleicht einmal den Namen der Firma gefährden konnten. Nach Menshausens Fortfall hat man versucht, die hervorragende Persönlichkeit durch eine zweckmäßigere Organisation zu ersetzen. Jetzt gibt es in Berlin ein großes Bureau, über dem ein Direktor schwebt, dem mehrere Artillerieoffiziere, Kaufleute, Agenten usw. angehören, mit einem Wort, ein ganzer Stab von Beamten; schließlich ist auch noch eine besondere Filiale des Pressebureaus zum Verkehr mit der Berliner Journalistik eingerichtet.

Unter diesen Voraussetzungen kann die Firma die Verantwortung für die Tätigkeit Brands nicht ablehnen, selbst dann, wenn das Gesamtdirektorium überhaupt keine Kenntnis von ihr erhalten hat, weil es sich um einen Posten handelte, für den die Anstellungsbedingungen sehr wohl nur dem Ressortdirektor bekannt gegeben zu werden brauchten. Aber selbst in diesem Falle bleibt die Verantwortung bei der Firma bestehen, denn sie hat die Berliner Organisation genehmigt. An dieser Verantwortlichkeit könnte auch dann nicht gerüttelt werden, wenn es wahr sein sollte, daß die Organisation auf die Anregung eines früheren Kriegsministers hin geschaffen wurde.

* * *

Nun wird der Leser fragen: wozu das alles? Die Firma Krupp trägt eben modernen Anforderungen Rechnung; die alten Methoden reichen nicht mehr aus; das Geschäft ist breiter geworden, die Konkurrenz schärfer; was für Stahl-

federn, Briefpapier und Konfektion recht, ist für Kanonen und Kriegsfahrzeuge billig; wer für den Markt produziert, muß den Markt mit allen seinen Eigenarten, Ansprüchen und auch seine, denselben Markt aufsuchende Konkurrenz kennen; somit handelte Krupp als Waffenproduzent und Waffenhändler nicht weniger ehrenhaft und korrekt, wie als Verkäufer von Friedensmaterial, wenn er seine Berliner Vertretung modern ausbaute; um gerecht zu sein, muß man sich nur vergegenwärtigen, wie schwer es ist, Kanonen auch an den preußischen Staat zu verkaufen: vom ersten Versuch mit Kruppschem Kanonenstahl bis zur Bestellung von dreihundert Rohrblöcken durch die preußische Armeeverwaltung sind rund fünfzehn Jahre (1844 bis 1859) ins Land gegangen; inzwischen ist das Geschäft aber unendlich komplizierter geworden: nicht nur die Konkurrenz macht es heißer, auch die Zahl der mit den Kanonen eng zusammenhängenden Artikel, der Munition, optischen Hilfsmittel, Ausrüstungsgegenstände, ist auf viele Tausende gestiegen und damit ist auch die Vielgestaltigkeit der Abnahmeorganisationen gewachsen.

Dennoch! Jede Branche hat ihre Sitten und Gebräuche: Usancen, ihren ungeschriebenen Ehrenkodex, den niemand ungestraft verletzen darf. Der Verkäufer technischer Öle ist gezwungen, die Maschinenmeister für seine spezielle Schmierölsorte freundlich zu stimmen, weil es hundert gleichwertige Sorten gibt und kein Fabrikdirektor es wagen dürfte, Öl einzukaufen gegen ernste Bedenken des oder der Meister, denen die Beaufsichtigung der Maschinen obliegt. — Der Kanonenreisende, der fast ausschließlich mit staatlichen Behörden zu tun hat, ist, wenigstens im deutschen Inlande, ausschließlich an Qualität und Preis gebunden, er ist bei einer intakten Heeresverwaltung nicht abhängig vom guten Willen nachgeordneter oder gar subalterner Stellen, wenn diese auch gelegentliche Schwierigkeiten bereiten können. Ich meine: die Firma Krupp hat die durch ihre Branche gezogenen Grenzen nicht respektiert, wenn sie das, sagen wir ruhig, aristokratische Geschäft in die Hände von Subalternen legte und wenn sie der Auskundschaftung des deutschen inneren Marktes eine auf nachgeordnete Stellen des Kriegsministeriums eingerichtete Organisation gab. Brand, ein früherer Unteroffizier, erhielt ein Gehalt von siebentausend Mark und außerdem noch fünftausend Mark Repräsentationsgelder! Wohl gemerkt: ein Unteroffizier, der weder ein Erfindergenie noch ein großzügiger Verkäufer ist.

Die gegenwärtige Organisation des Kruppschen Nachrichtendienstes beruht auf falschen Grundsätzen. Sie entbehrt der Ethik, an die die Firma Krupp nun einmal gebunden ist: der Chef einer Privatfirma, der der Ehre teilhaftig wird, das Reichsoberhaupt freundschaftlich in seinem Hause zu bewirten, darf durch seine verantwortlichen Direktoren nicht in die Lage gebracht werden, Beamte besolden zu müssen, die Staatsdiener zum Bruch des Treueides gegen den Monarchen verleiten.

Was hätte dem Herrn Kriegsminister unter den obigen Verhältnissen, wenn er schon auf die Mitwirkung der bürgerlichen Parlamentsfraktionen verzichten

wollte, besser angestanden: die Verteidigung der Firma Krupp oder die Verteidigung der Armee? Der Herr Kriegsminister sprach von Feldwebeln und unteren Beamten, die mit Brand in Verbindung getreten waren, so kühl, daß man zu dem Glauben kommen könnte, es handle sich hier um ganz alltägliche Vorgänge, die auch im Kriegsministerium seitens der Vorgesetzten als unabänderliche Schickung hingenommen werden. Ich meine, der Herr Kriegsminister hätte seine persönliche Stellung und was wichtiger ist, das Ansehen des Kriegsministeriums und damit der Armee — und zu deren Anwalt ist er doch bestellt — besser gewahrt, wenn er ein Wort der Anerkennung für Krupp in diesem Augenblick vermieden und statt dessen mit unnachsichtlicher Verfolgung derjenigen gedroht hätte, die es schon gewagt oder jemals wagen würden, Ehre und Disziplin der Armee anzutasten. Wollte der Herr Kriegsminister den persönlichen Freund des Kaisers schonen? Galt es allgemeinstaatliche Interessen zu schützen? Diskutabel wäre das Bestreben, den durch die Angelegenheit gefährdeten Ruf einer Weltfirma nicht unter gar zu grelle Beleuchtung zu bringen, um das Vertrauen im Auslande nicht ins Wanken zu bringen. Krupp ist einer unserer bedeutendsten Exporteure; das Wohl und Wehe von mehr als zweihunderttausend Menschen ist heute mit der Firma verbunden. Gilt aber auch nicht hier der Spruch: Hilf dir selbst so hilft dir Gott!? Gibt es für den Staatsmann, für den preußischen Kriegsminister nicht doch etwas höheres, als den Export und den Ruf einer einzelnen Privatfirma? Der Herr Kriegsminister hat schließlich an die Dankbarkeit der Nation appelliert, die sie der Firma Krupp schulde. In der schon zitierten Rede heißt es: „Die Firma Krupp hat ein Jahrhundert lang dem Heer treu zur Seite gestanden und zu den Erfolgen des deutschen Heeres beigetragen. Die deutsche Artillerie verdankt der Firma Krupp wesentliche Verbesserungen. Das muß dankbar anerkannt werden. . . .“

Ganz abgesehen von allem anderen halten diese Angaben des Herrn Kriegsministers vor einer ernsten Kritik nicht stand. Die Firma Krupp hat nicht „hundert Jahre dem Heere treu zur Seite gestanden“, sondern kaum sechzig, nämlich seit 1855, wovon man sich in der „Jahrhundertschrift der preußischen Artillerie-Prüfungskommission“ von 1909 überzeugen kann. Dort ist auch der Wirkungskreis der Firma als „einer treuen Mitarbeiterin“ ziemlich genau umschrieben. Es heißt, die Verdienste anderer Industrien, die ihren Anteil an der Entwicklung der deutschen Artillerie haben, z. B. der chemischen, optischen, elektrischen usw. und vor allen Dingen die Verdienste der Artillerie selbst verdunkeln, wenn bei einem Anlaß, wie dem letzten, von besonderen Verdiensten einer einzelnen Firma gesprochen wird. Krupp hat die Kanonenfabrikation anfänglich lediglich als Reklame für seinen Gußstahl betrieben. Wenn er sie nach 1855 beibehalten hat und somit die Firma das werden konnte, was sie heute ist, braucht niemand in Deutschland dem damaligen Chef der Firma dankbar dafür zu sein. Dem weitblickenden und kühnen Entschluß des Prinzregenten von Preußen, der

die Bestellung von dreihundert Rohrblöcken bei Krupp anordnete, obwohl nur zweiundsiebzig bewilligt worden waren, danken wir die Erhaltung der privaten Kanonenindustrie! Alfred Krupp, der in aller seiner Größe persönlich ein bescheidener Mann geblieben ist, teilt gelegentlich selbst mit, daß er damals, nachdem das Gußstahl sich die Welt erobert hatte, drauf und dran war, die Kanonenfabrikation als unrentabel aufzugeben. Als die Essener Firma 1874 während der großen allgemeinen Krise am Rande des finanziellen Zusammenbruchs stand, war es wieder ein Organ des Staates, die Königlich Preußische Seehandlung, die es übernahm, ein Bankkonsortium zusammenzubringen, um ihr die notwendigen 30 Millionen Mark zu beschaffen, ohne die sie damals nicht mehr existenzfähig war. — Natürlich nicht umsonst!

Auch die Verdienste der Firma Krupp — unser freudiger Stolz an ihren großen Leistungen wird darum nicht geringer — werden durch entsprechende Leistungen von Staat und Steuerzahler aufgewogen, sie hat keine besonderen Verdienste, die es rechtfertigten, daß der Herr Kriegsminister und die staaterhaltenden Parteien über ihnen vergessen durften, das Kriegsministerium gegen beleidigende und zersetzende Eingriffe in Schutz zu nehmen und der Regierung den Rücken gegen den „Imperialismus" des Großkapitals zu stärken. Die Firma Krupp hat ihre Pflicht getan, wie tausend andere Firmen, und ihre Pflichterfüllung zusammen mit den glücklichen Verhältnissen, die der Reichsgründung folgten, trägt ihren Inhabern eine gute Rente in Gold und Ansehen. Diese Feststellung durch den Herrn Kriegsminister wäre für die Ausbreitung staatserhaltender Gesinnung, staatsbürgerlicher Erziehung sicher wertvoller gewesen als manches dicke Buch, das darüber geschrieben wurde.

Es wird mir entgegengehalten werden können, Alfred Krupp habe seinerzeit darauf verzichtet in Frankreich eine Geschützgießerei einzurichten, mit der ausdrücklichen Begründung, daß sich Frankreichs Kanonen einmal auf Preußen richten könnten. Das war vor 1860. Seitdem haben sich die Zeiten ganz erheblich geändert und Kruppsche Ingenieure haben sowohl in Rußland wie in Frankreich das Härteverfahren für Panzerplatten und Granaten sowie die dazugehörigen Anlagen eingeführt und eingerichtet. Auch die Firma Krupp wird gegenwärtig von rein kapitalistischen Gesichtspunkten geleitet. Und es ist lediglich das wohlverstandene Interesse beider, des Staats sowohl wie der Privatfirma, das ein „treues" Zusammenwirken bedingt. Darum scheint es mir nicht nur unangebracht, sondern auch im höchsten Maße gefährlich, in die geschäftlichen Beziehungen zweier Faktoren romantische Begriffe hineintragen zu wollen, die mit dem Geschäft selbst nichts zu tun haben.

* * *

Wir leben in Zeiten politischer Gärung, das ist in Zeiten politischer Machtkämpfe. Der Kampf geht um die Macht im Staat, — Objekt des Kampfes ist bewußt und unbewußt der Staatsorganismus, die Bureaukratie.

Die aber gegenwärtig um sie kämpfen sind nicht Aristokratie und Demokratie, wie uns von Parteigängern und Gelehrten gesagt wird, sondern Großkapital, Nation und — Monarchie. Aristokratie und Demokratie sind Schlagworte geworden, jenes zur Befriedigung eines mehr persönlichen ästhetischen Bedürfnisses, dieses um die Massen zu gewinnen oder um ängstliche Gemüter zu schrecken. Vielleicht, daß beide auch politisch wieder einmal zu Ehren kommen; einstweilen steht die Verteilung der materiellen Güter noch so im Vordergrunde des Interesses, daß es nicht ästhetische, sondern rein materielle Gesichtspunkte sein müssen, nach denen die Kämpfe um die Macht ausgefochten werden.

Betrachten wir den Fall Krupp von dieser Seite, so werden wir das Geschäftsgebaren der Kanonenfirma mit der allgemeinen Entwicklungstendenz im Einklang finden. Für sie ist die Welt in erster Linie Markt und seit sie in aller Welt Konkurrenz gefunden, auch die moderne Arena, auf der sich alle Kräfte, körperliche, geistige und moralische, frei tummeln können. Die Tendenz führt über die staatlichen und nationalen Grenzen hinaus; ihr einziger sichtbarer Maßstab ist ein internationaler Wert: das Gold. Die Menge des im Kampfe gewonnenen Goldes aber ist auch der einzige Wertmesser für den Grad der Leistungsfähigkeit und es will mir, rein vom Standpunkt der kapitalistischen Entwicklung aufgefaßt, nichts natürlicher scheinen, als wenn in dem allgemeinen Wettstreit eine so gewaltige Organisation wie die von Krupp nun auch danach trachtet, sich den Staat, in dessen Schutz sie erstarkt ist, vollständig unterzuordnen: bewußt durch Einflußnahme auf die Politik des Staates, unbewußt durch Zersetzung der staatlichen Organe beim Kampf um den inneren Markt. Man fühlt sich stärker und damit berechtigter als der Staat und überschätzt die eigene Bedeutung für die Nation, die folgerichtig in erster Linie auch als Markt (Konsument) gewertet wird. Man geht aber in solcher Überhebung um so weiter, je mehr man die Abhängigkeit der Staaten vom Gelde kennt und je mehr man gewahr wird, welche Anstrengungen von seiten aller Staaten gemacht werden, um das Privatkapital an sich zu ziehen und es bei sich fest zu halten.

G. Cleinow

Grundlagen des Imperialismus

Von Dr. jur. Herbert von Dirksen in Bonn

Daß der Imperialismus unter den politischen Fragen der Gegenwart den wichtigsten Platz einnimmt, darüber besteht heute kaum noch ein Zweifel; aber warum er diese Rolle spielt — warum er sie spielen muß, ob er sie spielen muß —, mit dieser Frage hat man sich, in Deutschland wenigstens, nicht viel beschäftigt. Mit andern Worten: die Praxis des Imperialismus ist jedem geläufig; auch der „man in the street“ wird um eine Antwort auf die Frage nie verlegen sein, wie sich der Imperialismus äußert und was für Folgen er hat. Aber mit der Theorie des Imperialismus haben sich nur wenige abgegeben, und kaum jemand könnte eine Antwort geben, wenn man ihn fragte: welchen Kräften und Vorbedingungen verdankt der Imperialismus seine Entstehung? Warum ist sein Dasein eine innere Notwendigkeit? Und doch wäre es von so außerordentlicher Bedeutung, die Wurzeln des Imperialismus bloßzulegen. Denn eine Darlegung seiner geschichtlichen und wirtschaftlichen Entstehungsursachen müßte zugleich Klarheit darüber verschaffen, ob er nur eine Einzelerscheinung ist, die für ein bestimmtes Volk unter bestimmten Voraussetzungen Berechtigung hat, oder ob er eine innere Notwendigkeit, ein Zwang ist — herausgeboren aus der unabänderlichen Entwicklung der Menschheit — dem kein Volk sich entziehen kann, das seinen Platz behaupten will.

Eine solche Untersuchung über die Grundlagen des Imperialismus hätte allerdings zur Voraussetzung, daß man ihn, ebenso wie alle geschichtliche Entwicklung, nicht für das zufällige Ergebnis äußerer Umstände, etwa des Ehrgeizes von einzelnen politischen Führern hält, sondern daß man ihn als die naturnotwendige und im Zusammenhang mit der Vergangenheit zu erklärende Willensäußerung im Leben des Volkes oder der Völker betrachtet. Aber es dürfte heute wohl kaum noch jemand geben, der so leichtfertig über eine so allgemeine Erscheinung von eindrucksvoller Sinnfälligkeit urteilte, daß er den Imperialismus für eine vorübergehende Erscheinung hielte, die dem ungemessenen Ehrgeiz der Führer eines Volkes oder der Habsucht seiner Kapitalisten ihre Entstehung verdankt. Wenn man die Frage nach den Grundlagen des Imperialismus so stellt, eindringender und umfassender, so ergiebt sich zugleich, daß man sie nur aus einer völligen

Kenntnis der allgemein menschlichen, der geschichtlichen und wirtschaftlichen Zusammenhänge heraus ganz beantworten könnte. So ergeben sich dem, der sich an dieses Thema wagt, die Beschränkungen von selbst. Und wenn in diesem Aufsatze den Entstehungsgründen des Imperialismus nachgegangen werden soll, so geschieht es mehr, um diese Fragen aufzuwerfen und auf die Möglichkeiten ihrer Lösung hinzudeuten, als um sie zu lösen.

Über den Begriff „Imperialismus" selbst Klarheit zu schaffen, ist nicht schwer. Denn der moderne Imperialismus ist ein ziemlich fest abgegrenzter Begriff. Er unterscheidet sich scharf von dem Imperialismus im Sinne des älteren Staatsrechts, das ihn — wie es Friedrich Julius Stahl in seiner „Staatslehre" tut — von dem Begriff der absoluten Monarchie ableitet, deren zwei Unterarten die absolute Monarchie auf Grund der Legitimität — die eigentliche absolute Monarchie — und die absolute Monarchie auf Grund der Revolution — der Imperialismus — sind. Ebensowenig deckt sich der Begriff Imperialismus mit dem staatlichen, auf die Errichtung eines Weltreichs gerichteten Streben zur Zeit des römischen Kaiserreichs, obgleich die Ähnlichkeit groß ist und der Name dem römischen Imperium seinen Ursprung verdankt. Aber die Verschiedenheit der Auffassung vom Wesen des Staates, das Ideal der römischen, aus der Volksmonarchie abgeleiteten Universalmonarchie mit seiner religiösen Beimischung bedingt wesentliche Unterschiede von dem heutigen imperialistischen Ideal mit seinen nationalen und wirtschaftlichen Bestandteilen. So wird man im Sinne des modernen Sprachgebrauchs den Imperialismus bezeichnen können — wenn man die Definition auf die Kürze eines Schlagwortes zurückführen will — als das Streben nach Weltherrschaft; oder eingehender und zutreffender definiert: als das Streben eines Volkes nach möglichst großer Ausdehnung in politischer oder doch wirtschaftlicher Beziehung, ohne Rücksicht auf die Bedingungen des eigenen Landes.

Ein überreiches Material bietet sich dem, der aus der praktischen Betätigung des Imperialismus heraus die Grundzüge seines Wesens und die Vorbedingungen seines Vorhandenseins ableiten will. Denn fast alle modernen Großstaaten sind bemüht, ihr politisches und wirtschaftliches Machtgebiet über die Grenzen des eigenen Staates hinaus möglichst weit und möglichst stark auszudehnen: England, Frankreich, Italien, Rußland, die Vereinigten Staaten, Japan; sogar in Österreich wird man jetzt von einer imperialistischen Politik sprechen können.

Deutschland ist die einzige Großmacht, deren Politik nicht nach imperialistischen Gesichtspunkten geleitet wird. Denn die einzelnen Maßnahmen, die man aus diesem Gesichtspunkt heraus betrachten könnte, die Besetzung Tsingtaus, die Schaffung einer Flotte, die Fühlungnahme mit der mohammedanischen Welt, sind zu vereinzelt und von zu ausgesprochenen Désintéressementserklärungen begleitet gewesen, als daß man von einer einheitlichen imperialistischen Politik Deutschlands sprechen könnte. Auch der Erwerb von Kolonien, die ja in ihrem wertvolleren Teil noch von Bismarck in einer vorimperialistischen Zeit dem Reich

gewonnen wurden, hatte mehr allgemein volkswirtschaftlichen Charakter. Die Tatsache, daß Deutschland sich nicht an der imperialistischen Politik aller anderen Großmächte beteiligt, ist um so überraschender, als es — außer England — das einzige Land ist, das die inneren Vorbedingungen für eine Expansionspolitik hat (drohende Übervölkerung, starke, ausfuhrbedürftige Industrie, große, anlagesuchende Kapitalien).

* * *

Am deutlichsten ausgeprägt sind die imperialistischen Züge in dem Mutterland des modernen Imperialismus, in England, und es ist daher auch nicht erstaunlich, daß dem Studium sowohl der praktischen als auch der theoretischen Seite des englischen Imperialismus, die eingehendste Beachtung gewidmet worden ist. So gibt es denn eine kaum übersehbare Reihe von Schriften, die sich mit der Geschichte, dem Bau, der Ausgestaltung und der inneren Festigung des englischen Weltreiches beschäftigen, und fast jede Nummer der politischen englischen Reviews bringt weitere wertvolle Beiträge. Aber auch der theoretische Teil der Frage ist nicht unbeachtet geblieben; von verschiedenen Seiten ist mit Erfolg versucht worden, die Wurzeln des englischen Imperialismus bloßzulegen. Unter den Schriften über dieses Thema hat das Buch des Professors von Schulze-Gaevernitz: „Britischer Imperialismus und englischer Freihandel" mit Recht die größte Beachtung gefunden. Schulze-Gaevernitz definiert in diesem Buche das Ideal des britischen Imperialisten, und er zeigt wie es kam, daß dieses Ideal Gemeingut des englischen Volkes wurde und werden mußte. Das Endziel des britischen Imperialisten ist nach seinen Ausführungen in erster Linie nicht die Verwirklichung eines volkswirtschaftlichen Programms — also gewissermaßen ein materialistisches Ideal —, sondern als höchstes Ziel steht dem britischen Imperialisten vor Augen die Schaffung einer, nationalen, britischen Organisation, die die britischen Kulturideale als die höchsten, die es überhaupt gibt, zu verwirklichen imstande sei. Daneben seien es auch Erwägungen wirtschaftlicher Natur, die einen engen Zusammenschluß der britisch besiedelten Gebiete als geboten erscheinen lassen. Während sich so das imperialistische Streben der Engländer vor allem den großen, mit Engländern besiedelten Gebieten — Kanada, Australien, Südafrika — zuwende, habe diese aktive Politik als solche zusammen mit dem auf Sicherung der alten Tropenkolonien gerichteten Bestreben auch die Erwerbung einer Reihe von neuen tropischen Gebieten zur Folge gehabt; so sei — teils widerwillig, teils mit voller Absicht — z. B. Biram, Ägypten, der Sudan, Uganda erobert worden. — Der Erhaltung dieses Ideals — politischer und auch wirtschaftlicher Zusammenschluß eines englisch redenden Reiches unter dem Anschluß der Pflanzungskolonien — seien die anderen imperialistischen Bestrebungen, Stärkung der Wehrkraft, Handels- und Finanzpolitik gewidmet.

Wie sich dieses Ideal geformt hat, wie es Gemeingut eines Volkes wurde, das leitet Schulze-Gaevernitz aus der Geschichte Englands ab, und zwar aus dem Verlauf der politischen Geschichte, wie aus dem der Entwicklungsgeschichte seiner Bewohner. „England siegte über seine Mitbewerber, nicht nur weil es den stärkeren Staat, sondern auch weil es den stärkeren Einzelmenschen besaß" (S. 7). Die natürlichen Vorbedingungen für die Hervorbringung eines besonders hochstehenden Typus von Menschen waren in England schon gegeben durch seine natürliche Lage als nordische Insel, die ihre Bewohner durch ständige Berührung mit dem Meer abhärtet, stählt, selbständig und weitblickend macht. Auf diesen Menschenschlag wirkten die Umwälzungen besonders stark, welche die Kirchenreformation England brachte; diese äußerte sich, wie Schulze-Gaevernitz im Anschluß an Carlyle ausführt, in einer positiven und einer negativen Richtung. Negativ, indem sie den mittelalterlichen Menschen von seiner religiösen und gesellschaftlichen Gebundenheit befreite und so eine geistige und staatliche Befreiung des Individuums brachte; positiv, indem sie einen neuen Menschen schuf, der auf Grund seiner religiösen Selbstbestimmung und Verantwortung auch für die wirtschaftliche Selbstbestimmung reif gemacht wurde. Durch eine eingehende Charakteristik dieses religiös neugebildeten Menschen, des Puritaners, weist Schulze-Gaevernitz, unter Bezugnahme auf die Forschungen Max Webers, auf die engen Zusammenhänge und die gegenseitige Bedingtheit des puritanischen und des kapitalistischen Geistes hin — ein Zusammenhang, der übrigens auch dichterisch von Johannes V. Jensen in seinem Roman „Das Rad" (S. 125) erfaßt worden ist. So entstand der kapitalistische Geist der Neuzeit, dessen religiöses Empfinden sich zunächst auf die Erreichung diesseitiger und jenseitiger Ziele gleichmäßig verteilte, bis dann allmählich die jenseitigen verblaßten und die diesseitigen sich beherrschend in den Vordergrund drängten. Diesem Menschenschlag, der durch jahrhundertelange puritanische Erziehung Selbstzucht geübt hatte, geistig von der Vollkommenheit seiner Anschauungen, von der Allgemeingültigkeit seines Ideals überzeugt und wirtschaftlich von vorwärtsdrängendem kapitalistischen Geist erfüllt war, wurden neue geistige Ideale aufgepfropft von den Vertretern einer Richtung, die in bewußtem Gegensatz stand zu der allgemeinen Nützlichkeitslehre der herrschenden Manchesterschule. Es war Carlyle, der die Persönlichkeit, den „Helden" und damit auch den „politischen und geistesgeschichtlichen Faktor in den Vordergrund auch der Volkswirtschaft" stellte, der durch die Betonung des Wertes der Nation gegenüber Rentabilitätsberechnungen, der Pflicht des starken Staates zu kolonisieren und zu kultivieren, die Keime zu einer imperialistischen Entwicklung legte. Diese Gedanken wurden von den Universitäten aufgenommen, in die weiteren Kreise der Gebildeten übertragen; bis sich in Beaconsfield der Mann fand, der diese Gedanken in die Tat umzusetzen verstand. So bildete sich das moderne Geschlecht britischer Imperialisten heraus, das sein Vaterland nicht mehr allein in dem Vereinigten Königreiche sieht, sondern in einem britischen

Weltreich, das „an die Kulturmission seiner Herrschaft glaubt" und dadurch seinen wirtschaftlichen und politischen Bestrebungen eine so ungeheuere Stoßkraft verleiht.

Neben dieser inneren Entwicklung ging die äußere Geschichte, beide einander gegenseitig bedingend. Cromwell schuf, von der religiösen Überzeugung durchdrungen, daß seine puritanisch-englischen Ideale Menschheitsideale seien, denen er auch durch Kampf zum Sieg verhelfen müsse, ein wehrhaftes englisches Volk; er errichtete ein starkes Volksheer und eine Flotte, die die Oberhand über Spanien, über die Niederlande gewann. Durch eine Reihe von außerordentlich wirksamen Maßregeln, von denen die Navigationsakte die wichtigste war, stärkte er die Volkswirtschaft seines Landes. So erstarkte England und vermochte in jahrhundertelangem Kampfe den Sieg über Frankreich zu erringen und in den Besitz eines ungeheueren Kolonialreiches zu gelangen. Mit dem Verblassen des puritanischen Ideals und dem Aufsteigen einer neuen kapitalistischen Weltanschauung, trat eine Unterbrechung dieses gewaltigen Umsichgreifens ein. Die herrschende Manchesterschule, an ihrer Spitze Cobden, verwarf die Eingriffe des Staates auch im internationalen Güterverkehre, bekämpfte eine kostspielige kriegerische Machtpolitik und verlangte die Abstoßung der Kolonien, die nicht rentierten. Diese Lehren führten zu der Einführung des Freihandels, zu der Enthaltung von bewaffneten Eingriffen und Erwerbes neuer unrentabler Kolonien. Als mit dem Aufsteigen anderer Völker diese Anschauungen sich überlebt hatten, gewann der Geist starker militärisch-politischer Betätigung wieder die Oberhand, in wirtschaftlicher Beziehung gestärkt und gestützt durch den modernen Kapitalismus, in geistiger Beziehung begründet durch die Lehren der modernen englischen Schule Seeleys und Carlyles. Es wuchs das Geschlecht heran, dessen Verkörperung Cecil Rhodes geworden ist: erfüllt von dem Ideal eines groß-englischen Reiches, wirtschaftlich teilnehmend an seinen Unternehmungen durch die Pfundaktie — die Trägerin des neubritischen Imperialismus, wie Georg von Siemens sie genannt hat (Schulze-Gaevernitz S. 132) —, neue Länder an sich reißend und alte sich wieder neu verbindend. So ging England wieder dazu über, seine alten Kolonien neu zu festigen und zu sichern, Afghanistan, Beludschistan und womöglich Persien als „Glacis" des neuen Kaiserreiches Indien zu erwerben und den Weg dorthin zu einem unangreifbaren zu machen; 4754000 englische Quadratmeilen mit 88 Millionen Menschen wurden von 1870 bis 1901 den alten englischen Kolonien angegliedert (Hobson, Imperialism, London 1905). So brachte es seine alten Kolonien wieder in geistige, politische, wirtschaftliche Verbindung mit dem Mutterland. Und es entstand das England unserer Tage.

Es ist notwendig gewesen, das Ideal des englischen Imperialisten, seine innere und äußere Entwicklung in kurzen Zügen anzudeuten, wie es hier im Anschluß an die Ausführungen von Schulze-Gaevernitz versucht worden ist, obwohl es sich in diesem Aufsatz nicht um den englischen Imperialismus, sondern

um die Erscheinung im allgemeinen handelt. Aber da der Imperialismus seine früheste und stärkste Verkörperung in England gefunden hat, so ist die Annahme berechtigt, daß man aus seiner Betrachtung wichtige allgemeine Schlüsse wird ziehen können. Aber man wird trotzdem nicht vorsichtig genug sein können mit der Anwendung der aus der englischen Entwicklung abgeleiteten Sätze auf den Imperialismus im allgemeinen; und es würde zu völlig falschen Schlüssen führen, wenn man, wie es meistens geschieht, den Imperialismus anderer Völker am englischen messen und danach beurteilen wollte. Dazu ist der englische Imperialismus zu sehr durchsetzt von nationalen Zügen; er ist nicht rein genug. Er kommt schon deswegen für die Ableitung theoretischer Leitsätze über den Imperialismus nicht in vollem Umfang in Betracht, weil er vorwiegend national-kulturell ist. Zwar zeigt die englische Politik auch insofern rein imperialistische Züge, als sie im letzten Menschenalter keine Gelegenheit versäumt hat, fremde Länder auch dann sich einzuverleiben, wenn eine Notwendigkeit (Schutz oder Abrundung alter Kolonien) nicht vorlag; z. B. Uganda, Rhodesien, Sudan, Birma. Aber anderseits wird England durch wirtschaftliche und natürliche Verhältnisse — außerordentliche industrielle Erzeugung, anlagesuchende Kapitalsansammlung — zur Ausdehnung förmlich genötigt; und vor allem ist seine imperialistische Politik auf das Bestreben zurückzuführen, seine englisch besiedelten Kolonialgebiete zu einem einheitlichen Reich zusammenzuschweißen, und seinen schon vor Jahrhunderten erworbenen Kolonialbesitz zu sichern. So nahm der neubritische Imperialismus, nachdem die Hemmungen der manchesterlichen Lehre beseitigt waren und die Stimmung des ganzen Volkes Lord Beaconsfield an die Spitze gebracht hatte, gewissermaßen nur wieder eine Politik auf, die schon durch Cromwell und die Kriege mit den Franzosen in die Wege geleitet war. Wenn daher auch der britische Imperialismus dem nur einmal verwirklichten Ideal der Errichtung eines Imperiums, eines Weltreichs, wie es die Römer geschmiedet hatten, am nächsten kommt, so ist er für die Betrachtung des modernen Imperialismus im allgemeinen nur in beschränktem Maße verwendbar.

Denn er erklärt nicht die eigentümliche Erscheinung, die wir an andern Imperialismus treibenden Völkern betrachten: warum sie sich anscheinend ohne innere Notwendigkeit so stark auszudehnen trachten? Ein kurzer Überblick über die einzelnen, imperialistischen Länder ergibt die Gemeinsamkeit dieses Charakterzuges. So ist Frankreich ein dicht besiedeltes Land von ungeheurem Kapitalreichtum, aber seine Bevölkerungsziffer vergrößert sich nicht, und es würde keiner Siedlungskolonien bedürfen, trotzdem ist sein Streben auf die Errichtung eines großen, nordafrikanischen Kolonialreichs gerichtet, trotzdem hat es Tonkin, Madagaskar erobert. Auch Italien hätte, an sich betrachtet, keinen Grund zu einer so starken Ausdehnungspolitik. Denn es ist kein vollentwickeltes Land, das trotz intensivster Ausnützung seiner heimischen Möglichkeiten seinem Bevölkerungszuwachs keine Nahrung mehr zu bieten vermöchte. Im Gegenteil: es be-

dürfte jahrzehntelanger Arbeit, um allein den landwirtschaftlichen Kulturzustand zu erreichen, den es zur Zeit der Blüte des alten Roms hatte. Aber trotzdem drängt es nach außen und statt die Erträge des Landes für Meliorationen im eigenen Lande zu verwenden, verausgabt es sie in kostspieligen Kolonialkriegen. Sowohl bei Frankreich wie bei Italien mag halb unbewußt der alte Wunsch der Mittelmeerstaaten nach dem Besitz der gegenüberliegenden Küste mitsprechen — wie Friedrich Naumann kürzlich in einem Vortrag ausführte — auch kann das Vorgehen Italiens und Frankreichs als ein Gegenstoß gegen das Vordringen der mohammedanischen Welt im Mittelalter aufgefaßt werden. Aber all das wäre nur dann eine völlige Erklärung für das Vorwärtsdrängen Italiens und Frankreichs gewesen, wenn diese beiden Länder sich auf das Mittelmeerbecken beschränkt hätten. Statt dessen hat Frankreich auch sonst zugegriffen: in Kamerun, in Madagaskar, in Indochina; Italien hat sein Heil in Abessinien versucht und ist noch heute glücklicher Besitzer der wilden Somaliküste und von Erythräa. All diese Neuerwerbungen stehen weder mit Italien noch mit Frankreich in irgend welchem Zusammenhang. All diese Gebiete sind ganz oder zum großen Teil nur aus dem imperialistischen Geist heraus erworben, ohne innere Notwendigkeit.

Dasselbe anscheinend unbegründete Vorwärtsdrängen, das sich aus dem englischen Imperialismus nicht erklären läßt, ist in beinahe noch höherem Maße bei den andern imperialistischen Nationen zu beobachten: bei den Vereinigten Staaten, bei Rußland, bei Japan. Die Vereinigten Staaten, trotzdem sie die doppelte Menge ihrer jetzigen Bewohner im eigenen Lande zu ernähren vermöchten, treiben vielleicht die schärfste Ausdehnungspolitik: Kuba, Hawaii, Philippinen, Mittelamerikanische Staaten, Primat in Südamerika — alles in einem Jahrzehnt. Dieser Imperialismus läßt sich nicht allein aus einer überhitzten kapitalistischen Entwicklung heraus erklären. Zwar bedarf die amerikanische Industrie fremder Märkte, aber die eroberten Länder sind zum Teil keine geeigneten Absatzgebiete; dann sind die Vereinigten Staaten auch noch nicht zum anlagesuchenden Gläubigerstaat geworden, sondern bedürfen im Gegenteil fremden Geldes in hohem Maße. Und schließlich kann Kapitalismus allein, also rein wirtschaftliche Beweggründe, als treibende Kraft nicht in Frage kommen bei einer Nation, deren politisches Denken und Fühlen in so hohem Maße von einer bewußt zur Waffe des Imperialismus geschmiedeten Lehre — wie der Monroedoktrin — beeinflußt wird.*)

Dasselbe gilt für Rußland. Auch hier ungeheure weite Strecken unbesiedelten Landes, deren intensive Bebauung wohl noch viele Jahrzehnte stiller Arbeit erfordern würde, und doch ein unersättlicher Landhunger, Versuche, die Mandschurei, Mongolei, Persien zu erwerben; überall eine scharf expansive,

*) Ich habe dies des Näheren in einem Aufsatz über die Monroedoktrin (Nr. 15, Jahrgang 1912 der Grenzboten) ausgeführt.

nationalistische Politik. Es ist eine bei Rußland um so merkwürdigere Erscheinung, als hier in diesem unentwickelten Lande, das sich eben erst aus der Agrarverfassung des Mittelalters herauszuschälen beginnt, die nach außen treibende Kraft des entwickelten Kapitalismus fehlt. — Ebensowenig vermag man Japan die innere Notwendigkeit für eine imperialistische Zukunft zuzusprechen — schwach entwickelter Kapitalismus, große Landreserven, denn kaum 40 Prozent des Bodens sind in landwirtschaftlicher Kultur —, wenn auch hier der Wunsch, es auch in dieser Beziehung den europäischen Großmächten gleichzutun und der Gedanke an spätere Zukunft als innere Gründe für die Ausdehnung in der Mandschurei, in Korea und China geltend gemacht werden mögen.

So ergibt sich aus diesem kurzen Überblick über die imperialistische Entwicklung in den einzelnen Ländern der Unterschied von dem englischen Imperialismus, oder wenigstens die Abweichungen: in England Imperialismus zur Erreichung eines kulturellen Zieles, der Schaffung einer großen britischen Kulturgemeinschaft, verbunden mit rein imperialistischen, kolonialen Neuerwerbungen; in den anderen Ländern Ausdehnung um der Ausdehnung willen, ohne kulturelle Absichten, allein zum Zweck des Machtzuwachses.

Gemeinsam aber ist England und den anderen Ländern — ausgenommen vielleicht Rußland — der wichtigste äußere Antrieb zur imperialistischen Politik: der Kapitalismus. Wie dieser kapitalistische Geist sich in England bildete und welche Wirkungen er auf die äußere Politik hatte, ist im Anschluß an Schulze-Gaevernitz ausgeführt worden. Mag nun auch diese kapitalistische Bewegung in anderen Ländern — entsprechend den verschiedenen Vorbedingungen — sich verschieden entwickelt haben, so wird nicht daran gezweifelt werden können, daß der Kapitalismus in den imperialistischen Ländern die Grundlage der wirtschaftlichen Anschauungen bildet und daß der Imperialismus sich in dem Maße stärker und aktiver äußert, in dem der Kapitalismus ausgebildet ist; vor allem also in den Vereinigten Staaten und England.

Wenn daher der Beweis für das Einanderbedingen von Kapitalismus und Imperialismus auch nicht für alle Länder in so zwingender Weise geführt werden kann wie für England, wo die Expansion der Industrialisierung und Kapitalansammlung auf dem Fuße folgte, und wo ein so glänzender lebender Beweis für ihre Verschmelzung erwuchs, wie Cecil Rhodes es war, so läßt er sich immerhin aus der Betrachtung des Wirtschaftslebens der einzelnen Länder in analoger Weise führen. Überall wird man den Gang der äußeren Entwicklung in großen Zügen so verlaufen sehen: Einführung von Schutzzöllen, Entstehung einer starken Industrie, Hebung des allgemeinen Wohlstandes, wirtschaftliche Erschließung fremder Länder, gefolgt von — oder verbunden mit — politischer Beeinflussung. So besteht denn auch heute kaum noch ein Zweifel über diesen Zusammenhang. Auch die Sozialdemokraten haben ihn mit der feinen Witterung, die sie für ihnen abträgliche Bewegungen haben, erkannt. Und sowohl die orthodoxe, wie die revisionistische Richtung macht sich die Er-

kenntnis, daß der Kapitalismus eine der treibenden Kräfte des Imperialismus ist — jede auf ihre Weise — zu Nutz. Wenn daher auch Rosa Luxemburg in ihrem neuen umfangreichen Buch*) mit marxistisch belastetem Verstand noch glaubt, die Fülle der Erscheinungen unseres wirtschaftlichen Lebens in einige Formeln bannen zu können**), so ist sie doch zu einer annähernd richtigen Erkenntnis der ökonomischen Zwecke des Kapitalismus (S. 419) und der Art der imperialistisch-kapitalistischen Ausdehnungspolitik gelangt. Daß sie diese Erkenntnis dazu verwendet, alle die verschiedensten Probleme auf den einen Nenner „Kapitalakkumulation und Mehrwert" zu bringen, ist hier nicht von Belang. Wichtig ist nur, daß auch sie und die marxistische Schule***), die den Imperialismus als einen „Rückfall auf historisch überlebte Entwicklungsstufen der kapitalistischen Produktionsweise" auffassen, sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß „der Imperialismus eine innere Notwendigkeit und keine zufällige Tatsache" ist und daß „es heute keine geschichtliche Wahl mehr gibt, als Imperialismus oder Sozialismus†)".

Eine weniger akademisch-sozialistische Erklärung der imperialistischen Bewegung, als die Zurückführung auf Mehrwert und Kapitalakkumulation hat die revisionistische Richtung gefunden, wenn auch sie ganz im Materialismus stecken bleibt. Schippel††) erkennt den Imperialismus wenigstens als eine Weiterentwicklung, nicht als einen Rückschritt an, indem er ihn geradezu definiert als „die Wiederabkehr der bürgerlichen Weltpolitik vom Manchestertum, als das Wiederauftauchen der einst verdrängten Staatsmacht auf dem internationalen Wirtschaftskampffeld". Er geht sogar so weit, daß er dem Imperialismus die innere Notwendigkeit und Berechtigung nicht abspricht. Schippel, als Vertreter

*) Die Akkumulation des Kapitals, ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus, Berlin, 1913. Ein Buch, das das Fremdwort für ein Kennzeichen der Gelehrsamkeit, unklaren Wortschwulst für Tiefsinn hält.

**) S. 14: „Die allgemeine Formel der erweiterten Reproduktion unter der Herrschaft des Kapitals stellt sich also folgendermaßen dar:

$$(c + v) + \frac{m}{x} + m'$$

wobei $\frac{m}{x}$ den kapitalisierten Teil des in der früheren Produktionsperiode angeeigneten Mehrwerts darstellt, m' den neuen, aus dem gewachsenen Kapital erzeugten Mehrwert."

S. 18. „Die nächste Produktionsperiode würde dann in der Formel zum Ausdruck kommen:

$$44c + 11v + 11m = 66".$$

***) Mehring, der in einer Artikelreihe „Das historische Wesen des Imperialismus" das Luxemburgsche Buch bespricht und belobt. (Bremer Bürgerzeitung, Nr. 88, 89, 45. 1913.)

†) Die Zusammenhänge, die zwischen Demokratie und Imperialismus bestehen, hat Seillière im Band 3 seines Werkes über die Philosophie des Imperialismus, Berlin 1907 behandelt.

††) Schippel in den Sozialistischen Monatsheften; Heft 18—21, Jahrgang 1912; Heft 3, Jahrgang 1913.

der ökonomisch-historischen Richtung, führt ihn darauf zurück, daß er der — notwendigen — Güterbeschaffung aus ausländischen Gegenden diene, die von irgend einem Volk besorgt werden müsse. Solange keine internationale Güterverteilungsstelle bestünde, geschehe dieser Gütererwerb eben unter Kämpfen. Noch wichtiger ist, daß Schippel diese Notwendigkeit der auswärtigen Güterbeschaffung und Unterdrückung fremder Völker als eine auch im zukünftigen Arbeitereuropa nötige Handlung hinstellt. Er bejaht also den Imperialismus — von der wirtschaftlichen Seite aus.

So besteht also heute wohl kaum noch ein Zweifel über die Richtigkeit der Behauptung, daß der kapitalistische Geist der äußere Antrieb des imperialistischen ist, wenn auch ein jeder, je nach seinen politischen oder wirtschaftlichen Anschauungen, auf verschiedenem Wege zu dieser Erkenntnis gelangt ist und verschiedene Folgerungen aus ihr zieht. Das Merkwürdige ist nur, daß eben Vertreter aller Parteien sich mit dieser Erklärung begnügen, obwohl sie eine rein materialistisch-ökonomische ist. Verständlich ist es bei den Vertretern der sozialistischen Richtung, denen der Materialismus die Grundlage ihres Denkens ist. Daß aber der, dem die Geschichte nicht lediglich das Ergebnis wirtschaftlicher Beweggründe ist, eine so gewaltige tiefgreifende Bewegung, wie den Imperialismus, nur auf kaptalistische Beweggründe zurückführt, ist erstaunlich. Und doch erblickt selbst ein Werk, wie das des Engländers Hobson, das sich mit der Theorie des Imperialismus befaßt*), in der imperialistischen Bewegung nichts anderes als eine solche, die von einem Kreise von ideell oder materiell Interessierten zu ihrem Vorteil ins Leben gerufen ist: ehrgeizige Politiker oder Soldaten, übereifrige Missionare, vor allem aber Großkapitalisten, Großindustrielle, Großreheder, die Presse, die die öffentliche Meinung zu ihren Privatzwecken mißbrauchen; oder um ein geschmackvolles, in der liberal-sozialistischen Presse beliebtes Schlagwort zu gebrauchen: Panzerplattenpatriotismus sei der Erreger des Imperialismus. Der Grundirrtum dieser Auffassung besteht darin, den Imperialismus als eine Mache zu betrachten, als eine oberflächliche Wallung. Dieser Irrtum ist um so unbegreiflicher, als schon die Beobachtung der Tagesereignisse lehrt, daß der Imperialismus alle Kreise der betreffenden Völker ergriffen hat. Das tripolitanische Unternehmen Italiens, das dem Außenstehenden zuerst als Prestige- und Kapitalistenpolitik erscheinen mochte, entsprang dem einmütigen Willen des ganzen Volkes, und ist unter nie erlahmender Begeisterung, der sich selbst die sozialistischen Abgeordneten anschließen mußten, zu Ende geführt worden. Die Vereinigten Staaten — eine Republik! — hätten nie eine äußere Politik treiben dürfen, wie sie sie in den letzten fünfzehn Jahren getrieben haben, wenn sie nicht von der einmütigen Billigung des ganzen Volkes getragen worden wäre. Nie hätte das liberale englische Kabinett die imperialistische Politik des konservativen fortsetzen dürfen, wenn nicht der Imperialismus dem

*) Hobson, Imperialism. London 1905.

einfachen Mann als eine selbstverständliche Forderung im Herzen gesessen hätte.

Wenn es daher wahr ist, daß der heutige Imperialismus die ganzen Völker ergreift — und das ist wahr —, so ist mit dieser Tatsache der Beweis schon geführt, daß er innere im Herzen des Volkes lebende Gründe haben muß. Er kann sich nicht allein durch materielle Gründe erklären lassen, kann keine „Messer- und Gabelfrage" sein, wie die englischen Imperialisten betonen. Niemals in der Geschichte hat sich eine Allgemeinheit, ein Volk, auf die Dauer von materiellen Zielen allein leiten lassen; oft genug waren sie der Antrieb zum Handeln, nie der alleinige Beweggrund. Wer sich daher mit der materiellen Erklärung des Imperialismus, daß er auf dem Kapitalismus beruht, begnügt, der wird immer nur eine Seite der Frage erfassen und wird nicht aus den inneren Zusammenhängen heraus die Frage beantworten können: daß er und inwiefern er eine Notwendigkeit ist.

Insofern werden Nachforschungen nach dieser Richtung hin weniger erfolgreich sein, als diese inneren Zusammenhänge sich nie so rechnerisch klar werden nachweisen lassen, wie die wirtschaftlich-kapitalistischen. Eine exakte Antwort auf die Frage: welches sind die inneren Grundlagen für den Imperialismus? wird sich daher nicht exakt durch Aufzählung von drei bis vier Punkten geben lassen. Denn es kommt für die Ableitung theoretischer Grundsätze aus dem Volkscharakter erschwerend hinzu, daß der Imperialismus zwar eine allgemein internationale Erscheinung ist, daß er aber in gewisser Weise immer bedingt sein muß durch die geschichtlichen und natürlichen Vorbedingungen und Charakterzüge eines jeden einzelnen Volkes.

Die Gründe, welche die breiten Massen der verschiedenen Völker zur Befolgung einer imperialistischen Politik treiben, müssen einfacher Natur sein, müssen aus allgemein-menschlichen, unkomplizierten Beweggründen hervorgehen. Denn das Volk als solches wird nie den umständlichen Folgerungen einer rechnenden Vernunft folgen, sondern es läßt sich von einfachen, allgemeinverständlichen Motiven, fast nur Instinkten treiben.

So sind alle großen Bewegungen in der Geschichte: die Völkerwanderung, die Kreuzzüge, die Reformation, die Entdeckungen und Kolonisierungen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, der nationale Zusammenschluß im neunzehnten Jahrhundert, zurückzuführen auf die einfachsten Regungen der menschlichen Seele: Selbsterhaltungstrieb, Gegenwirkung auf Bedrückung irgendwelcher Art, Trieb nach größerer Freiheit in politischer, religiöser, wirtschaftlicher Beziehung, oder Kampf als solcher. (Diese halb unbewußten Regungen wurden dann in die Tat umgesetzt durch einzelne Menschen, die gewissermaßen herausdestilliert waren aus diesen Massenregungen — durch das Genie.) Als eine solche allgemein menschliche Triebkraft wird man auch die imperialistische Bewegung unserer Tage ansehen müssen. Es ist der in der Gegenwart die Massen bewegende Trieb.

Die Erkenntnis dieser Tatsache ist das Wesentliche. Von untergeordneter, sekundärer Bedeutung ist, in welchen Tatsachen- oder Empfindungsreihen diese Bewegung ihre Ursache hat, wie sie und warum sie in die Entwicklung unserer Tage hineinpaßt und hineingehört, wie sie aus jener als logische Folge sich ergibt. Am einleuchtendsten scheint mir die Erklärung zu sein, daß der Imperialismus die moderne Erscheinungsform für den ewig alten Kampf der einzelnen Gruppen untereinander ist. Der Kampf als der Vater aller Dinge, als die Vorbedingung aller Verschmelzung, Vereinigung und auch Höherentwicklung, als der Ausdruck zum Willen einer solchen Weiterentwicklung — das wären die Voraussetzungen für eine solche Anschauung. Ob man als Ursache dieses Kampfes das ursprüngliche Vorhandensein verschiedener Gruppen, die einander befehden, annimmt, oder an die Abstammung von einer Gruppe, die später in mehrere Stämme zerfiel, glaubt —, ob man also dem Polygenismus huldigt oder dem Monogenismus, welch letzterer durch Gumplowicz in seinem hervorragenden Buch „Der Rassenkampf" widerlegt zu sein scheint —, all das kommt erst in zweiter Linie in Betracht.

* * *

Diese Theorie von dem Kampf als treibender Kraft wird zwar stets auf den verzweifelten Widerstand aller Friedensfreunde stoßen, als deren typischer Vertreter der oben zitierte Engländer Hobson sich mit dem Imperialismus auseinander setzt. Seine Auseinandersetzung mit den inneren Ursachen des Imperialismus führt zu dem Ergebnis, daß der Imperialismus nicht als eine innere Notwendigkeit, sondern als etwas wohl noch Abzuänderndes anzusehen ist, daß seine Anhänger zwar nicht Heuchler, aber Opfer unverstandener Ideen und psychisch leicht belastet sind. Die Theorie von dem biologischen Gesetz des ewigen Kampfes ist Hobson eine mittelalterliche Art der Auseinandersetzung, die durch friedlichen Wettbewerb der Nationen und eine allmählich sich anbahnende, friedliche Verschmelzung abgelöst werden würde. — Mit diesen Auffassungen sich auseinanderzusetzen, erübrigt sich. Hier steht Ansicht gegen Ansicht. Das einzige Argument, das gegen die Ansicht der Friedensfreunde angeführt werden kann, ist, daß die Tatsachen ihnen bisher nicht Recht gegeben haben. Und es sieht nicht so aus, als ob ihnen die nächste Zukunft Recht geben wird.

Es bliebe eine weitere wichtige Frage zu erörtern: warum der Imperialismus, wenn er wirklich gewissermaßen ein Naturgesetz ist, nicht schon viel früher sich geltend gemacht hat? Auch dies ist eine Frage — wie alle, die den Imperialismus betreffen — deren völlige Beantwortung die Würdigung der ganzen Weltgeschichte erfordern würde. Aber vielleicht dürfte die Antwort auf diese Frage in folgender Richtung zu suchen sein: um dem imperialistischen Gedanken Verwirklichung zu verschaffen, bedurfte es einer inneren, politischen Einigung und Verschmelzung der für den Imperialismus berufenen, also der kräftigsten Nationen. Die

Beseitigung innerer Wirren und die innere Befestigung waren erst im neunzehnten Jahrhundert vollzogen worden. In diesem Jahrhundert wurden auch erst Technik und Weltverkehr so weit entwickelt, daß — bei gleichzeitiger Bevölkerungszunahme, die den Blick der Staatsmänner wieder nach außen richtete — die bisher unberührt gebliebenen Teile der Erde erreichbar gemacht und erschlossen werden konnten. So konnte erst in diesem Jahrhundert der Wettbewerb um die Erlangung möglichst weiter Gebiete, die keiner zivilisierten Macht unterstanden, entstehen; denn erst jetzt wurde der Zeitpunkt der völligen Aufteilung freier Länder in menschliche Berechnung gerückt. Hierzu kam, gebieterisch Ausdehnung fordernd, die außerordentliche kapitalistische und industrielle Entwicklung — die Weltwirtschaft — des neunzehnten Jahrhunderts, die neuer Absatzgebiete bedurfte, die neue Rohstoffe aus fernen, aber in ihrer Entwicklung gesicherten Ländern in immer steigendem Maße heranziehen mußte. Und schließlich drängten die im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts immer mehr hervortretenden Rassengegensätze die einzelnen Völker ihre Machtgebiete möglichst stark und umfangreich zu sichern, bevor sie durch den Zugriff von Nebenbuhlern daran gehindert wurden. — Das Zusammentreffen dieser verschiedenen Erscheinungen im neunzehnten Jahrhundert muß der Anlaß für die Entstehung der imperialistischen Bewegung gewesen sein, die zunächst dort am frühesten einsetzte, wo sie die günstigsten Vorbedingungen fand — in England — und dann weiter auf die andern großen Nationen übergriff.

Aber das sind — wenn auch wichtige — Einzelheiten, über die Meinungsverschiedenheiten wohl möglich sind. Von überragender Bedeutung jedoch ist die Erkenntnis, die aus der Betrachtung der Grundlagen des Imperialismus gewonnen werden soll: daß der Imperialismus eine innere Notwendigkeit, das Zeichen unserer Zeit ist und sie beherrscht, ebenso wie der dynastische Gedanke das achtzehnte und auch schon das siebzehnte, und der nationale Gedanke das neunzehnte Jahrhundert beherrschten. Und ebenso wie die Völker aus der Reihe der Großmächte ausgeschieden worden sind, die sich in jenen Zeiten nicht mit ganzer, voller Kraft dynastischen und nationalen Zielen hingaben, so werden heutigen Tages die Nationen erdrosselt und erdrückt werden, die nicht ihr Alles daran setzen, ihren Machtbereich soweit zu vergrößern, wie es nur möglich ist.

Nietzsche und sein Biograph

Von Moritz Goldstein in Berlin-Friedenau

Nach Philosophen, Theologen, Ästhetikern möchte auch der deutsche Philolog seinen Teil dazu beitragen, daß Nietzsche als „deutsches Ereignis“ angesehen und gewürdigt werde. So rechtfertigt, ja entschuldigt Richard M. Meyer im Vorwort seines jüngsten Werkes das Unternehmen einer Nietzsche-Biographie*). Und ganz gewiß hat die „deutsche Philologie als die Wissenschaft vom deutschen Geiste“ das Recht, sogar die Pflicht, sich mit Friedrich Nietzsche auseinanderzusetzen. So empfangen wir denn gern einen fast siebenhundert Seiten starken Band, in dem nun zum ersten Male die Lebensarbeit Nietzsches mit dem Werkzeug des geschulten Literarhistorikers untersucht und in einer Weise, die zwischen Wissenschaftlichkeit und Popularität die rechte Mitte hält, dargestellt wird.

Die eigentlich philologischen Aufgaben der Entstehungsgeschichte und Quellennachweise waren in diesem Falle nicht besonders schwierig, da in der großen Nietzsche-Ausgabe und in den Briefpublikationen das Material reichlich dargeboten worden ist. Doch gibt R. M. Meyer nicht wenige selbständige Forschungsergebnisse, namentlich zur Entstehung des „Zarathustra“ und zur Geschichte des Begriffes und Wortes „Übermensch“. Neue Wege zu gehen versucht er vor allem mit der weitausholenden Grundlegung seines Werkes, in der die Erscheinung Nietzsches aus der Zeitlage und ihren Geistesströmungen hergeleitet werden soll. Diese auf ungeheuerer Belesenheit gegründeten Untersuchungen bieten gewiß im einzelnen viel Interessantes; im ganzen scheinen sie mir die große Mühe nicht zu lohnen, und ihr Ergebnis ist doch nur das schon bekannte, daß der Gedanke einer Höherzüchtung der Menschheit vor und neben Nietzsche auch von anderen nicht selten gefaßt worden ist. Übrigens sollte doch unter den Vorläufern Darwin oder mindestens der Darwinismus nicht fehlen, ohne den Nietzsches Spekulationen über Züchtung und Höherentwicklung gar-

*) „Nietzsche. Sein Leben und seine Werke“. Von Richard M. Meyer. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München 1913.

nicht denkbar sind (wie Meyer selbst in anderem Zusammenhange andeutet). Und wenn man schon soweit zurückgeht, wie es hier geschieht, so sollte auch der Name J. J. Rousseaus genannt werden, der — bei aller sachlichen Verschiedenheit — schon einmal und mit ungeheuerer Energie, vielleicht auch mit ähnlichem Erfolg und Mißerfolg den Versuch einer Umwertung und einer Neugründung der europäischen Kultur unternommen hat.

Ich sehe das Hauptverdienst von Meyers Buch in der literarischen Analyse der einzelnen Werke, in dem Nachweis ihrer innerlichen Einheitlichkeit bei aphoristischer Form, sowie in der selbständigen kritischen Würdigung. Man wird im ganzen dem Urteil zustimmen müssen, daß der eigentliche Aufstieg mit dem „Zarathrusta", ja im Grunde schon mit der „Fröhlichen Wissenschaft" abgeschlossen ist — wenngleich mir der „Wille zur Macht" unterschätzt scheint. Ob man mit Meyer im „Zarathustra" ein Epos sehen will, das moderne Epos, mag jeder mit sich abmachen; die eigentlich epischen Elemente sind doch wohl das schwächste daran, und wie man dieses inkommensurable Werk einordnet, ist ziemlich belanglos. Über seine ungeheuere Bedeutung besteht ja kein Zweifel.

Mit alledem ist die Aufgabe eines Buches über Nietzsche, auch eines philologischen, gerade eines philologischen, noch nicht erfüllt. Das Wichtigste bleibt die Darstellung der Persönlichkeit und die Auseinandersetzung mit seiner „Philosophie", wie wir vorläufig sagen wollen. Daß Nietzsche nicht nur Bücher schrieb, daß diese Bücher vielmehr einen sachlichen Inhalt haben, der wahr oder falsch ist, den man annehmen oder bekämpfen muß, das hebt den Nietzsche-Biographen über den Literarhistoriker weit hinaus. Und daß Nietzsches Lehre in ganz enger und nicht immer harmonischer Beziehung zu seinem Leben steht, das macht diese Aufgabe so schwierig und so reizvoll wie kaum eine andere.

Meyer weiß das so gut wie wir, und er steckt sich das Ziel weit genug; aber es muß leider gesagt werden: dieser höheren Aufgabe wird weder seine Darstellungsgabe noch sein philosophischer Scharfsinn gerecht.

Für Meyers Arbeitsweise ist die Einteilung seines Buches bezeichnend. „Die Persönlichkeit" will er darstellen und er gibt „das Leben" besonders, „das Studium" besonders (im wesentlichen nur eine Übersicht über Nietzsches Lektüre), „die Persönlichkeit" besonders, „die Briefe" besonders (dies Kapitel, eins der besten überhaupt, gibt — bezeichnend genug — die lebendigste Darstellung des Menschen Nietzsche); es wird nicht nur jedes Werk für sich abgehandelt (was notwendig ist), sondern bei jedem Werk auch die Paralipomena für sich (die vielmehr für die Betrachtung des Buches selbst benutzt werden müßten).

Vielleicht hält der Verfasser dies Verfahren für analytisch. Das ist es nicht, sondern es heißt den Organismus zerhacken und die toten Teile nebeneinander legen. Das Resultat ist denn auch, daß weder von der Persönlichkeit noch von ihrem Wollen und Wirken ein deutliches Bild entsteht. Aus den eingehenden, mit warmer Anteilnahme geschriebenen Untersuchungen der einzelnen

Bücher, ja aus dem ganzen umfangreichen Werk habe ich zwar vielerlei Einzelbelehrung im Tatsächlichen, aber nicht eine Erkenntnis gewonnen, die mich weiter oder tiefer geführt hätte als die einfache Lektüre Nietzsches. Ja, Meyers sachliche Analyse bleibt eigentlich überall dicht unter der Oberfläche stecken.

Die Sache ist mit einem Worte die: trotz immer neuer Formulierung hat der Biograph den Kern dieser Persönlichkeit nicht aufgedeckt. Dieser ist weder bezeichnet, wenn (S. 181) Nietzsches Forschungsprobleme unter die Formel gebracht werden: was lehrt die Geschichte der menschlichen Kultur über die Möglichkeiten einer höchsten Kultur? — noch gar, wenn (S. 676 ff.) seine Persönlichkeit zusammengesetzt wird aus Ernst, Vornehmheit und Schaffenslust! Der seelische Urgrund, aus dem ganz allein Nietzsches Leben und Schaffen begriffen werden kann und muß, ist vielmehr die Tatsache, daß er ein ausschließlich ethisch orientierter Mensch ist, in demselben Sinne wie z. B. Christus. Das einzige ethische Problem aber, um das sich bewußt oder unbewußt sein Denken und Wollen dreht, ist das Problem aller ethischen Persönlichkeiten: die Frage nach dem Sinn, d. h. nach dem Wert von Welt und Leben. Von hier aus allein muß begriffen werden, was ihn im Grunde zum Philosophieren treibt, warum er aus dem Philosophen einen Psychologen macht, warum er die hergebrachte europäische Moral kritisiert und umzustürzen droht; warum er endlich auf den fanatischen Einfall kommt, dieser sinnlos gewordenen Welt einen neuen Sinn zu geben, d. h. aufzuzwingen; und warum und mit welchem Recht dieser neue Sinn gerade der Übermensch sein muß.

Diesen Zusammenhang und diese Wurzel zeigt Meyers Buch nicht auf. Er sieht in Nietzsche vor allem einen theoretischen Philosophen. Daß dieser Philosoph praktisch sein will, wird zwar immer wieder betont, aber nirgends begreiflich gemacht, und Nietzsches Anspruch, ein Religionsstifter zu sein, wirkt hier als reiner Größenwahn. Aus diesem Grundfehler folgt zunächst eine falsche Einschätzung der Theorie vom Willen zur Macht. Diese Formel hat für Nietzsche ganz und gar nicht die Bedeutung wie für Schopenhauer der „Wille", wenn Nietzsche selbst dies auch glauben mochte. Schopenhauers „Wille" ist wirklich ein metaphysisches Prinzip, er bezeichnet das Absolute, das Ding an sich; er ist — für Schopenhauer — eine philosophische Erkenntnis. Nietzsches „Wille zur Macht" ist lediglich ein ethisches Regulativ, ein Moralprinzip und ist metaphysisch sehr leicht zu widerlegen. Meyer überschätzt also den Philosophen in Nietzsche, er unterschätzt ihn aber wieder, wenn er die Lehre von der ewigen Wiederkunft darauf zurückführt, daß Nietzsche für seine Religion ein mystisches Element brauchte! (S. 381 ff.) Der Trugschluß der Wiederkunft des Gleichen ergibt sich leicht von selbst für jeden, dem die Welt sinnlos und — im naturwissenschaftlichen Sinne — ziellos geworden ist, sobald er in diesem Chaos festen Fuß zu fassen sucht. Übrigens weckt es doch wohl gegen Nietzsche, den Denker, Verdacht, daß er den von Simmel schlagend geführten mathematischen

Gegenbeweis (Georg Simmel, Schopenhauer und Nietzsche S. 250 ff.) nicht selbst gefunden hat.

Nietzsches Selbstschätzung wandelt sich und steigt ja ununterbrochen; Meyer folgt ihm zu gläubig. Nach dem Biographen ist Nietzsche nicht nur ein großer Philosoph, nicht nur ein großer Dichter, sondern auch noch und vor allem ein Religionsstifter, der sich nicht mit totem Material begnügt wie der Künstler, sondern am Menschen und an der Menschheit bildet und formt. Wäre Nietzsche das alles, so hätten wir da ein noch nie erlebtes Phänomen menschlicher Vielseitigkeit und Größe. Weder Vielseitigkeit noch Größe streiten wir ihm ab — aber ein Philosoph nach Art der Spinoza, Leibniz, Kant war er nicht, ein Dichter in dem Sinne wie viele große und kleine Poeten auch nicht, und er verschmähte das tote Material nicht nur aus Größe des Wollens, sondern auch weil er eine Erzählung, eine Ballade, eine Szene nicht zustande gebracht hätte. Und was den Religionsstifter betrifft, so macht er zwar den Anspruch, es zu sein; aber hier muß man nun doch fragen, warum er dieser neue Messias, der er sein wollte, der nach seiner eigenen Lehre an dieser Stelle durchaus gefordert wurde, und der er nach Anlage, Streben und Ernst auch sein könnte — warum er der am Ende doch nicht gewesen ist? Warum er einsam lebte, statt Jünger zu sammeln? Lag es an der Zeit? War sie zu gebildet zur Jüngerschaft? War er selbst vielleicht zu gebildet zum Propheten? Zu viel Bewußtsein, zu wenig Natur? Hier, scheint mir, liegt das eigentliche Nietzsche-Problem, das noch niemand in die Hand genommen hat. Und vorläufig verhält es sich doch wohl so: Nietzsche hat die Rolle des Religionsstifters konzipiert und seine Vision in geistreichen und großartigen Büchern mit unerhörter Sprachgewalt niedergelegt. Aber gelebt hat er diese Rolle nicht. —

Eine Nietzsche-Biographie, die uns in die Tiefen dieser Probleme führt, erwarten wir also noch.

Kriminalistische Institute

Von Gerichtsassessor Dr. Albert Hellwig in Berlin-Friedenau

Wer die letzten Jahrgänge der kriminalistischen Zeitschriften durchblättert, der wird eine Fülle von Notizen und nicht wenige Abhandlungen finden, welche sich mit der außerordentlich wichtigen Frage befassen, auf welche Weise man den Strafrechtspraktiker am besten mit den zahlreichen Hilfswissenschaften vertraut machen könnte, die zur zielbewußten und zweckmäßigen Ausübung seines Berufes ihm mindestens ebenso nötig sind, wie die genaue Kenntnis aller Labyrinthe des materiellen und formellen Strafrechts. Immer allgemeiner wird die Erkenntnis, daß es so nicht weitergehen könne, daß endlich etwas getan werden müsse, um das theoretisch schon längst als notwendig Anerkannte nun auch energisch in die Praxis umzusetzen.

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß heutzutage bei uns und in den meisten Kulturländern dem angehenden Strafrichter oder Staatsanwalt nicht genügend Hilfsmittel zu Gebote stehen, um sich in den strafrechtlichen Hilfswissenschaften so zu vervollkommnen, wie es das Interesse der Allgemeinheit an der Überführung und gerechten Bestrafung der Missetäter ebensowohl als an der Entlastung der zu Unrecht Verdächtigten erheischt.

Wer die Vorlesungsverzeichnisse der juristischen Fakultäten durchgeht, wird nur gar selten auf die Ankündigung einer Vorlesung beispielsweise über forensische Psychologie oder über Kriminalätiologie, Gefängniskunde usw. treffen. Wie er gar Fußspuren, Fingerspuren oder andere Spuren sachgemäß verwerten kann, wie er vorgehen muß, um nicht wichtige Spuren zu verwischen oder gar zu fälschen, wann er etwa einen Meteorologen, einen Mikroskopiker, einen Folkloristen mit Nutzen heranziehen kann, was er von Gaunerzinken zu halten, wie er Geheimschriften beim Verkehr der Gefangenen mit der Außenwelt ausfindig machen kann, und noch vielerlei anderes, dessen Kenntnis dem Strafrechtspraktiker so nötig ist wie das liebe Brot, dessen Nichtwissen schon in mehr als einem wichtigen Falle alle Anstrengungen der Justiz zuschanden gemacht

hat, alles dies kann der Rechtsbeflissene auf der Universität überhaupt nicht lernen, wenigstens bei uns nicht.

Im Ausland finden sich allerdings hier und da kriminalistische Institute, die unter verschiedenen Namen und unter verschiedener Begrenzung ihres Wirkungskreises es gerade bezwecken, einen Sammelpunkt für diese kriminalistischen Hilfswissenschaften zu bilden, die in dem alten Schema der juristischen Fakultäten eine Stätte nicht gefunden haben. So haben die Professoren Dr. Reiß in Lausanne, Dr. Ottolenghi in Rom und Dr. Ingegnieros in Buenos-Aires derartige kriminalistische Institute eingerichtet, die sich ausgezeichnet bewährt haben, sowohl als Bildungsstätten für die künftigen Strafrechtspraktiker als auch als sozusagen sachverständiges Auskunftsbureau für alle kriminalistischen Fragen, welche in der Praxis auftauchen, und endlich auch als Ausgangspunkt wissenschaftlicher kriminalistischer Untersuchungen.

Kürzlich ist es auch in Österreich gelungen, das erste kriminalistische Institut in diesem Sinne zu begründen. Der Leiter dieses Instituts ist der bekannte Verfasser der „Kriminalpsychologie" und des „Handbuches für Untersuchungsrichter", Hans Groß, Lehrer des Strafrechts an der Universität zu Graz. Seinen rastlosen Bemühungen ist es jetzt endlich gelungen, seine Lebensarbeit dadurch zu krönen, daß er die Eröffnung des kriminalistischen Instituts durchgesetzt hat. Möge es ihm vergönnt sein, noch recht zahlreiche Generationen lernbeflissener junger Kollegen zu Strafrechtspraktikern zu erziehen, denen ihr Beruf Erkleckliches mehr ist als „ein Jonglieren mit Paragraphen"!

Als Zweck des kriminalistischen Instituts bezeichnet Hans Groß in seinem orientierenden Überblick, „den Unterricht im Strafrecht durch Pflege der strafrechtlichen Hilfswissenschaften und ihrer Realien auf breite, dem Leben entnommene Grundlage zu stellen, ihn der Wirklichkeit näher zu bringen und so Interesse und Verständnis für das Strafrecht zu steigern."

Professor Groß liest in je einem Semester über Kriminalpsychologie, Kriminalanthropologie, Kriminalistik und Kriminalstatistik. In einem Laboratorium werden mit den Studenten praktische Übungen vorgenommen, so z. B. über Untersuchungen von Fälschungen, Konservierung von verkohltem Papier, daktyloskopische Übungen usw. Das Laboratorium soll ferner für Untersuchungen dienen, die auf Ersuchen von Gericht oder Staatsanwaltschaft in anhängigen Strafprozessen angestellt werden, endlich auch zur Erzeugung und Beschaffung von Gegenständen für das Kriminalmuseum.

In dem Kriminalmuseum befinden sich außerdem noch Gegenstände aus erledigten Strafprozessen, die nach dieser oder jener Richtung hin lehrreich sind, beispielsweise verletzte Knochen, Falsifikate aller Art, Brandlegungsapparate usw. Daneben finden sich auch noch Muster von Anklagen, von Urkunden, von Augenscheinsnahmen usw.

Eine umfangreiche Handbibliothek vervollständigt das kriminalistische Institut, als dessen wissenschaftliches Organ das von Hans Groß begründete „Archiv für

Kriminalanthropologie und Kriminalistik", dessen fünfzigster Band im kommenden Semester erscheinen wird, fungiert.

Wohl mancher wünschte mit mir, er wäre um ein Jahrzehnt oder mehr jünger, um nach Graz zu pilgern und aus des Meisters Munde und aus seinem Beispiel sich die rechte Schulung für seinen Beruf erwerben zu können! Denn alle Anleitung durch Bücher, wenn sie auch noch so vorzüglich sind, ist doch immerhin nur ein schwacher Ersatz für das, was lebendige Unterweisung zu bieten vermag, gerade bei der Kriminalistik.

Unser Justizminister, der schon so oft gezeigt hat, daß er die Anforderungen der Zeit an unseren Richterstand verständnisvoll zu erfüllen versteht, mag auch uns recht bald das geben, was uns not tut: ein kriminalistisches Institut im Sinne von Hans Groß. Das von Geheimrat von Liszt geleitete, in seiner Art hervorragende kriminalistische Seminar ist der Hauptsache nach für dogmatische Untersuchungen und Übungen bestimmt; eine weitere Ausbildungsmöglichkeit in den strafrechtlichen Hilfswissenschaften, insbesondere in der Kriminalistik, fehlt dem angehenden Richter und Staatsanwalt aber vollkommen. Nicht nur die Kriminalpolizei, für welche alljährlich vorzügliche, wenn auch zur Beherrschung des Stoffes nicht ausreichende Fortbildungskurse veranstaltet werden, ist hierin dem Richter und dem Staatsanwalt überlegen, sondern vor allem auch der moderne Gauner, welcher mit allen Errungenschaften der Wissenschaft, soweit sie ihm für seine Zwecke dienlich sein können, gar gut vertraut ist. Das ist ein Zustand, dem abzuhelfen ein dringendes Interesse der Allgemeinheit ist. An den Kosten wird die Volksvertretung ein so wichtiges Unternehmen nicht scheitern lassen.

Der vorsichtige Freier

Novelle von Karl Federn

(Schluß)

Von da folgte er dem Abbate, der von einer französischen Dame zum Speisen erwartet wurde; alle kannten sein Abenteuer und viele Augen lächelten ihm zu. Als nach der Mahlzeit an kleinen Tischen weißer und roter Hypocras in die Gläser gefüllt wurde, gestand er sich, daß die schwarzlockige Frau ihm gegenüber vielleicht doch die schönste war, die er in diesen Tagen gesehen. So wie die Herzogin sprach auch sie italienisch mit ihm; kühn sagte er ihr, was in seinen Gedanken war und er fühlte, wie auf dem seidenen Fußkissen unter der schweren Tischdecke sich ein Fuß auf den seinen schob. Er sah ihr in die seltsam aufleuchtenden Augen; der Ambra- und Weinduft des Getränks drang ihm benebelnd an die Stirn, die er gerne kühl behalten hätte — er wendete das Gesicht ab und sah sich selbst und ihr Profil im Spiegel; nun fand er ihr Näschen über dem lächelnden Mund keck und besonders entzückend; verwundert über sein Wegsehen folgten ihre Blicke den seinen und beide sagten sich drüben das gleiche wie vorher hier. Hinter sich sah er den großen von schwarzen Haaren umwallten Kopf des Abbate, der aufrecht stand, sein Lorgnon vor die Augen hielt und billigend herübersah; neben ihm stand ein goldgrün gekleideter Kavalier in gelben Lederstulpen vor einer Dame in erdbeerrotem Seidenkleid. Dann fielen Avinellis wandernde Blicke auf ein kostbar gebundenes Buch mit einem vergoldeten Wappen, das neben der Dame auf der Ruhebank lag; ein Eichhörnchen sprang in dem Wappen auf und darunter stand: „Quo non ascendam?“ Er wies mit dem Finger darauf und sagte übermütig, das wäre eine Devise, die er auch nehmen wollte, und die Schöne nickte und lobte ihn lächelnd.

In den dämmernden Straßen liefen bereits die Fackelträger vor den Wagen und den vornehmen Fußgängern her. Fern im Westen war am Himmel noch ein grünsilberner wolkenzerrissener Streif und vor ihm stieg schwarz und riesenhaft der Rathausgiebel auf. Und wie er ging und die kühle Sommerluft um seine Schläfen fühlte, gaukelten die drei Frauenbilder vor ihm, und er mußte an den Prinzen Paris denken, der auf all den Bildern die schwere Wahl hatte. Noch nie war ihm so selig zumute gewesen, und da er sich bisher dabei wohl befunden hatte, seinem geistlichen Führer zu folgen, so folgte er ihm auch jetzt, auf der dem Rathaus gegenüber-

liegenden Seite des Platzes, fünf oder sechs Stufen von der Straße abwärts in ein Gewölbe, an dessen schweren Tischen schon einige lärmende Trinker saßen. Der Abbate ließ sich einen Krug mit Aßmannshäuser bringen und spottete Giulios als eines säugenden Knäbleins, da dieser in kleinen Schlückchen trank, um nüchtern zu bleiben. Dann zog er sein Lorgnon hervor und sah sich nicht ohne Vorsicht um. „Ja," sagte er mit seiner breiten Männerstimme, „Ihr seid jetzt auf gutem Wege; ich liebe Menschen, die Glück haben. Geht nach Frankreich: das ist das gute Land für uns Italiener" und er nannte ihm die Minister, die Generale und andere, alles Italiener am französischen Hofe.

„Er habe sich das auch schon vorgenommen," sagte Giulio.

Die Tür ging auf, ein paar Reiter kamen lachend und rufend die Treppe hinab; sie hatten Frauenzimmer mit, und eine Schar Spielleute folgte ihnen. Der Lärm und Qualm ward groß.

Der Abbate setzte seine Winke fort und der junge Florentiner lauschte seiner Weisheit. Um ihn in die höfischen Wege einzuweihen, nannte ihm jener mit Behagen die Liebhaber und Freundinnen der bekanntesten Leute in der Stadt. Gespannt wartete Avinelli von der Herzogin und von der Dame von Cresnel zu hören — der Frau, die ihm mittags am Tischchen und im Spiegel so gut gefallen hatte; der Abbate nannte die beiden nicht, und er hütete sich zu fragen.

„Denn das müßt Ihr wissen, daß, wenn Ihr bei einem Manne etwas erreichen wollt, Ihr es durch ein Weib machen müßt und umgekehrt! Daß ein Mann die Weiber nützen muß, nicht sich ihnen hingeben!"

Dabei sah er ihn prüfend an, lobte seine Haartracht und empfahl ihm andere Manschetten; dann fragte er ihn geradezu, ob er wirklich das magere kleine Persönchen heiraten wolle, die er auf seinem Gaul mitgebracht hatte?

Avinelli führte das Glas an den Mund und trank langsam, um sich seine Antwort überlegen zu können.

„Wer sagt denn das?" fragte er.

Am Tisch der neuangekommenen Gäste wurde eine Gesundheit ausgebracht mit so ohrenbetäubendem Geschrei, zu dem auch die Musik einfiel, so daß Giulio die Antwort des anderen zunächst nicht verstehen konnte. „Dann kommen die Kinder," hörte er ihn endlich sagen, und „ob er den Traktat von den ‚fünfzehn Freuden der Ehe' nicht kenne, den der Herr von La Sale verfaßt? Nur eine Freude sei wirklich, eine reiche Mitgift, und anderes begehre kein Vernünftiger von der Ehe. . . ."

Da war seine Sorge berührt: offen erzählte er, wie es stand.

„Von verwüstetem Boden," sagte der Abbate, „ist der Morgen im Reich jetzt für ein paar Groschen zu haben; und wenn Ihr meint, daß Ihre Königliche Hoheit sie ausstatten wird, so irrt Ihr sehr. Alle Weiber, auch vom höchsten Stande, stiften gern Ehen; und die Frau Herzogin ist ein Wunder an Schönheit und Geist, aber Geld gibt in dieser Linie keiner her, das liegt ihnen von ihrem Vater, dem alten Herrn Prinzen, im Blut; sie zahlen selten, sie schenken nie."

Giulio sah vor sich hin. Abermals erhob sich am anderen Tische ein wüstes Geschrei; die Männer schlugen mit dem Pallasch auf den Tisch, stiegen auf die Bänke und stampften mit den schweren Reiterstiefeln auf den Boden; dabei brüllten sie, was sie konnten; zwei von ihnen hielten eines der Mädchen, das sie auf den Tisch gestellt hatten, bei den Händen, während andere sie bei den Röcken zogen, und sie lachte und schrie, sie werde Gläser und Schüsseln umstoßen.

Da verbat sich ein langer Mensch an einem anderen Tisch den Lärm. Sogleich flogen Schimpfworte herüber; der Lange warf ihnen seinen Handschuh hin; ein Trinkglas kam zur Antwort, das auf den Tisch der beiden Italiener flog. Degen fuhren aus der Scheide.

„Es ist Zeit zu gehen," sagte der Abbate und stand auf. Ein breiter Mann mit weißem Bart lachte ihnen hell ins Gesicht; eines der Weiber rief dem Priester unanständige Worte nach; ein junger Kerl, der rittlings auf einer Bank saß, an der sie vorüber mußten, faßte ihn an seiner Soutane und bat um seinen Segen; aber der Abbate umspann sein Handgelenk mit so eisernem Griff, daß der junge Mensch ihn sogleich losließ und ihm blöde nachstarrte.

Sie hatten nicht weit zu gehen, dann empfahl sich der Abbate, und Avinelli blieb seinen Gedanken überlassen. Nachdem er noch eine Weile auf dem Prinzipalmarkt umhergegangen oder gestanden und dem fremden Volke zugesehen, das immer spärlicher wurde, suchte auch er seinen Weg nach Hause. Da er in den dunklen Lauben bei seinem Wirtshof ging, fühlte er plötzlich seine Hand gefaßt, aber wie es schien, in nicht unfreundlicher Weise. Eine leise Stimme sprach in sein Ohr; es war französisch, doch vernahm er die Worte: „Quo non ascendam?" Da ward es anders in ihm und um ihn und er ließ sich willig führen. Vorsichtig folgte er in ein Haus und über dunkle Treppen und Gänge; jetzt war er allein: eine Tapetentür öffnete sich vor ihm. Eine ganz kleine Ampel brannte in einem weiten Schlafgemach: in einem Himmelbett lag unter seidenen Decken schlafend eine junge Frau; er sah den weißen Arm, den sie um das Haupt gelegt hatte, und schwarze Haare, die über das Kissen fielen. Da scholl ein leises Lachen, leuchtende Augen, die er schon gesehen, blickten in die seinen und die Arme legten sich um seinen Hals. Dann wies ihre Hand nach einem Spiegel gegenüber und das Bild, das er darin sah, gefiel ihm noch besser, als das er bei der Mahlzeit gesehen.

So schnell vergingen ihm Tage im Glück, daß er sich erst, als die Woche zu Ende ging, der kleinen Florence erinnerte. Und als wäre der Gedanke an sie ihr vorausgegangen, sah er sie alsbald selber, von einer Dienerin mit weißer Haube gefolgt, auf seinem Wege daherkommen. Wieder ward sie rot, als sie ihn erkannte; grüßend trat er heran, und sie sagte ihm mit leiser Stimme, aber in sichtlicher Freude einige italienische Sätze, die sie sich inzwischen zu eigen gemacht hatte. Er lachte und lobte sie, grüßte aber bald wieder höflich und ging weiter: betroffen sah das Kind ihm nach.

Da es ihm indessen an Geld zu fehlen begann und er bereits Schulden hatte auflaufen lassen, suchte er einen Notarius und Sachwalter auf, einen kleinen alten Mann mit sehr großen Ohren, der in einer warmen Jacke mit Pelzkappe und Brille am Fenster saß, und dem er den Schuldschein zeigte. Der Notarius zuckte die Achseln. Er sagte, was schon der Abbate bemerkt hatte: „Praedia rusticana nunc parvi pretii sunt," denn sie sprachen lateinisch. Für dies Geld, das sein verstorbener Vater geliehen, sagte Avinelli, habe der Oberst Murlacher dem Franzosenkönig ein Regiment zugeführt, das im Mantuanischen Krieg aufgerieben worden sei. „Dann möge er doch die Knochen des Regiments pfänden," erwiderte der Notar. „Das Anwesen des Herrn Jacob Murlacher kenne er ganz genau: im Schlosse hätte er besonders für seine Tochter viel köstliche Dinge und sicherlich auch Münze und bares Geld gehabt, das die Schweden nun davongetragen. Zweitausend Reichstaler würde er ihm in Erwartung besserer Zeiten für den Schuldschein geben, wenn er ihn zedieren wolle; und morgen schon vielleicht auch das nicht mehr." Seine ungeheueren Ohren bewegten sich beim Sprechen, was Avinelli unheimlich war. Soviel zu opfern entschloß er sich nicht und ging aus der verstaubten alten Stube.

Am selben Abend jedoch gewannen ihm der Abbate und ein französischer Herr hundertundfünfzig Taler im Spiel ab, denn davon konnte er sich, wenn er als Kavalier gelten wollte, nicht ausschließen; und nun blieb ihm keine Wahl: der alte Halsabschneider erhielt den Schein und Avinelli das Geld, das aus einem sehr geheimen und sicheren Versteck geholt wurde.

Tags darauf wurde er zur Herzogin befohlen; diesmal kam er bereits sicheren Schrittes; dennoch errötete er ein wenig, als er unter den wartenden Damen Frau von Cresnel sah, die ihm gelassen zunickte, als sähe sie ihn eben zum zweiten Male, und sich sogleich wieder dem reichgekleideten Herrn zuwendete, mit dem sie angelegentlich sprach.

Jetzt trat die Herzogin selbst ein und machte all seine Sicherheit zunichte; sie war zu schön und ihr Rang und ihr Auftreten zu groß. Sie sah ihn auch gar nicht, und er mußte fast eine Stunde warten, blaß und rot, weil er sich selbst in Gedanken so verwöhnt hatte und auch seine heimliche Freundin die ganze Zeit nicht nach ihm sah. Leute kamen und gingen und das Gedränge ward immer größer. Endlich hielt er es nicht mehr aus, trat auf Frau von Cresnel zu, die noch immer mit dem blonden Herrn sprach, der das himmelblaue Ordensband trug, und redete sie an. Mit größtem Erstaunen trat der Kavalier zurück und maß ihn von oben bis unten mit den Blicken. Die Dame lächelte und sagte etwas auf französisch zu dem Ordengeschmückten, worauf dieser gleichfalls lächelte, während Avinelli, der das Wort Nachsicht verstanden hatte, noch mehr aus der Fassung kam. In diesem Augenblick ward er gerufen; eine der Ehrendamen der Herzogin nahm ihn beiseite und fragte ihn in ihrem Auftrage, ob er seine Verlobung mit dem „Fräulein von Murlach" noch geheim zu halten und wann und wie er Hochzeit zu machen

gedenke. Er erwiderte sogleich: „er danke Ihrer königlichen Hoheit für die große Ehre, die sie ihm erweise; er wisse von einer Verlobung nichts; er habe dem Vater versprochen, das verlassene Kind in Sicherheit zu bringen; das habe er auch getan, ohne bei ihrer großen Jugend bisher an mehr zu denken; aber er stünde zu der Frau Herzogin Befehl, wenn alles übrige in solchem Falle Nötige und Übliche erwogen sei . . ."

Die Dame nickte; auf einen Wink der Herzogin hielt sie ihn zurück. Wieder mußte er lange stehen und warten, bis alle anderen gegangen waren. Der große Saal war leer bis auf die Schweizer, die mit ihren Hellebarden an den Türen standen, und er wurde in ein Kabinett am Ende der Galerie gerufen. Die Herzogin saß an einem Tischchen und stützte das Kinn, halb hinhörend, auf die Hand, während die Dame ihr die Worte, die Avinelli vorher gesprochen, wiederholte.

Die Herzogin machte nur eine leise Bewegung und wendete den Kopf noch etwas mehr zur Seite, so daß er den Ausdruck ihrer kindhaften und doch so überlegenen Züge sehen konnte. Um ihren Mund spielte etwas, das nicht einmal ein Lächeln war. Da die Ehrendame ihn dazu aufforderte, äußerte er noch mehrere Bedenken und Besorgnisse, sprach von großen Verlusten und den Nöten der Kriegszeit.

Die Herzogin schwieg noch immer und er wurde sehr verlegen. Endlich sagte sie mit einem Ton, der ihn bedrückte: „Irrende Ritter pflegen sonst nicht so vorsichtig zu sein."

Er wußte nichts zu erwidern; er bedachte nur, wie sehr er sich in die Nesseln setzen würde, nachdem er seiner Frau, wenn Florence das würde, selbst einen unerbittlichen Gläubiger geschaffen. Die Herzogin wurde plötzlich sehr rot, es kam wie eine Welle über ihr Gesicht, und sie stand auf. „Gott behüte," sagte sie, „daß wir Frauen uns einem Manne aufdrängen sollten. Wir werden sehen, wie es sonst mit der Ritterlichkeit in Münster steht. Übrigens mit leeren Händen kommt die kleine Florence nicht!"

Er war entlassen, und er begriff nicht, weshalb er so mißmutig durch die Straßen ging, da er doch der Gefahr, die er in diesen Tagen am meisten gefürchtet hatte, entgangen war.

Als er des Abends mit seinen Gesellen saß, sagten sie ihm, und sie sahen ihn dabei an, daß zwei junge Edelleute bei der Herzogin um die Hand des „Findelkindes" — so nannten sie Florence — geworben hätten; und zwar sei der eine, den sie wohl nehmen werde, ein prachtvoller Junge, dazu vom besten Blute, aber arm wie eine Kirchenmaus.

„Die Narren!" sagte Pericliti, während er sein Lorgnon senkte und die Karten auf den Tisch legte.

Avinelli nickte und nahm die Karten auf, die er durch seine Hand gleiten ließ, als sähe er irgend Merkwürdigkeiten an ihren Figuren; aber in seinem Herzen brannten Eifersucht und Scham.

„Der Herzog gibt ihm eine Kompagnie," sagte einer boshaft.

Avinelli warf die Karten bald wieder hin und stand auf. Der Abbate schob Avinellis Arm in den eigenen und ging mit ihm ins Freie; aber Avinelli schwieg. Der laue Abend brachte ihm kein Behagen. Eine Karosse fuhr langsam vorüber, in der die Frau von Cresnel neben demselben Kavalier mit dem Ordenskreuz saß, mit dem sie am Morgen so eifrig gesprochen hatte; sie nickte flüchtig zu seinem Gruß; ihr Begleiter dankte überhaupt nicht. Das war für den Gekränkten zuviel; er wendete sich zu dem Abbate zurück und rief: „Jetzt grüßt sie mich nicht, und vor zwei Nächten hat sie mich geküßt!"

Die Augen des Abbate wurden groß; sein ganzes Gesicht verzog sich in Neugier und Staunen; noch ungläubig faßte er des Florentiners Arm und fragte ihn aus, dabei zog er ihn in den Keller hinab zu den anderen, die noch beim Spiel saßen; und da Avinelli das heftige Bedürfnis hatte, sich in ihren Augen wieder zu heben, so schilderte er ihnen seine nächtlichen Liebeserlebnisse. Wie wenn süße Milch gerinnen würde, so war es in seiner Seele, als er, was so geheim und wonnig in seinem Empfinden gewesen, den frechen Gesellen schamlos und boshaft preisgab. Der Abbate saß grinsend da und fletschte die Zähne wie ein halbbefriedigtes Raubtier; die anderen begannen sogleich mit eigenen Liebesabenteuern zu prahlen. Avinelli aber, der fühlte, daß ihm nicht besser, nur schlimmer zu Mute geworden, fand die Erzählungen der anderen greulich und rückte von ihnen fort. Da von draußen Musik ertönte, gingen alle, das Fest auf dem Rathaus zu sehen, das der Gesandte der Republik Venedig gab.

Die bunten Fenster des Rathauses waren erleuchtet, einige standen offen und ließen das Licht der kerzenhellen Säle herausschimmern. Unten an den Pfeilern loderten mächtige Kienfackeln. Über die Stufen unter den Lauben und vor dem Rathause waren rote Teppiche gelegt und eine Estrade errichtet. Alle fünf Schritte stand ein Hatschier mit blinkendem Helm, auf die Hellebarde mit grüngoldner Troddel gestützt, und hielt die Leute ab. Geputzte Herren und Damen gingen die Treppen hinauf und herab und auf dem Teppich im Lichte der farbigen Scheiben spazieren, die auf der roten Wolle ihr buntes Muster flimmernd wiederspiegelten, während rings umher die dichte Menge der Zuschauer stand. Wenn die Musik schwieg, tönte auf dem stillen Platz, über den kein Wagen fuhr, nur das leise festliche Gebrause wandelnder und redender Menschen. Avinelli, der am Rande des roten Teppichs stand, sah Florence in ihrem schwarzen Trauerkleide, ein Goldkettlein umgetan, hübscher und zierlicher als je, von mehreren Herren umgeben, die sich um sie bemühten; die Wangen ihres blassen Gesichts waren leicht gerötet; auf einen schien sie gespannt zu hören: da sah sie Avinelli im Fackelschein, der im Gedränge nicht von der Stelle konnte. Einen Augenblick schwand die Röte aus ihren Wangen, dann wendete sie sich hochmütig ab, reichte dem schönen Kavalier an ihrer Seite den Arm und kehrte in das Rathaus zurück. Jetzt schollen drei Trompetenstöße und die Gesandten traten mit ihren Damen auf die Estrade. Avinelli sah die Herzogin, von

Juwelen blitzend, am Arm des Venetianers kommen und Platz nehmen, während ihr steifer geschminkter Gemahl, dessen kreischende Stimme er in der plötzlichen Stille hören konnte, die Gräfin von Nassau, die Frau des kaiserlichen Gesandten, führte, und zwischen beiden Paaren der Nuntius in seiner langen roten Robe, die in dem nächtlichen Licht zu glühen schien, Platz nahm. An allen Fenstern des Rathauses wie der anderen Gebäude erschienen Männer- und Frauengesichter, die einen im Schatten, andere hell beleuchtet: heitere Zurufe erschollen. In der Mitte des langen Marktes aber blitzten Raketen in die Luft, die in farbigem Feuerregen niederprasselten; Götter und Nymphen mit bunten Gewändern und Straußfedern stiegen in den Nachthimmel empor und sanken als Asche herab, und zuletzt ein Ritter, der einen flammenspeienden Lindwurm niederstieß, während über dem Rathaus Funkenketten die Worte „Pax! Pax! Pax!“ bildeten. Alles Volk, Fremde und Bürger, brach in Freudenschreie der unendlichen Sehnsucht aus, der der Friedensvermittler in Flammenschrift dort oben Ausdruck gab.

Avinelli jubelte nicht mit. Während er ohne Freude hinaufsah, fühlte er seine Hand ergriffen und von weichen Fingern innig gepreßt: ein Parfüm, das er kannte, wehte an ihm vorüber; aber als er sich umsah, waren der Duft und die Frau im Gewühl verschwunden. Da begriff er, daß sie ihn nur aus Vorsicht vor den anderen verleugnet hatte, er aber nun nicht mehr wagen durfte, zu ihr hinaufzukommen.

Verzweifelt irrte er vom Platz abseits durch die dunkeln Straßen. Am andern Tag ließ er sich beim Nuntius die versprochene Empfehlung nach Köln geben, die er sogleich erhielt. Noch am selben Abend ritt er, den kaiserlichen Kourieren folgend, die eben abgingen, aus den Toren der Stadt Münster, die er verwünschte. Wieder ritt er durch die einsamen westfälischen Straßen, während zerflatternde Bilder der drei schönen Frauen, deren Gunst und Anblick er verloren hatte, in der Abendluft an ihm vorübergaukelten und er nicht wußte, ob er ein klügerer oder dümmerer Mann geworden war.

Briefe aus der Frühromantik

Von Dr. Max Adam in Berlin

Friedrich Schlegel, dessen bewundernder Tiefblick zuerst das geniale Naturell seiner Schwägerin Karoline erkannte, schrieb einmal in einem Brief an sie: ihre Naturformen wären Briefe und Rezensionen, und warnte sie, wenn sie einmal etwas schreiben würde, andere Formen zu wählen. Die Schwägerin bedurfte dieser freundschaftlichen Warnung nicht, denn sie dachte nie ernsthaft daran, etwas anderes als Briefe zu schreiben, höchstens gelegentlich ein paar Rezensionen, und brachte es nicht fertig, einen geplanten autobiographischen Roman über den Entwurf einiger Seiten hinaus zu fördern, so sehr die romantischen Freunde, Friedrich Schlegel und Novalis darum drängten. Friedrich meinte zwar, nachdem ihr Rosegarten 1798 seine Gedichte „mit preislich ausgedrucktem Namen" gewidmet hatte: mit der Weiblichkeit sei es nun doch vorbei, aber hierin irrte er sehr. Karoline war nie gewillt, aus dem Kreise echtester Weiblichkeit herauszutreten, und als sie wegen vermeintlicher Teilnahme an der französischen Revolution gefangen gesetzt und ihr Name vorübergehend in den Vordergrund des politischen Tagesklatsches gestellt wurde, hat sie schwer darunter gelitten und hätte gern ein Stück ihres Lebens darum gegeben, wie sie an Gotter schreibt (1793), wenn sie nicht aus der weiblichen Sphäre der Unbekanntheit gerissen worden wäre. „Denk," fleht sie in einem anderen Briefe, „ich sei die selbe Frau geblieben, die du immer in mir kanntest, geschaffen, um nicht über die Grenzen stiller Häuslichkeit hinwegzugehen, aber durch ein unbegreifliches Schicksal aus meiner Sphäre gerissen, ohne die Tugenden derselben eingebüßt zu haben, ohne Abenteuerin geworden zu sein." Die Romantikerin, die nach Wilhelm Schlegels späterem Bekenntnis das Zeug zu einer Schriftstellerin ersten Ranges gehabt hätte, ließ sich nicht wie ihre Zeitgenossinnen Therese Heyne, Dorothea Schlegel, Frau von Staël, Bettina usw. auf den Markt der Literaten verlocken, sie zog den stillen Glanz und das geheim-schöpferische Leben an der Seite Schlegels und Schellings vor — und doch ist sie schließlich auf eigene Faust und unter ihrem Vornamen in die Gefilde der Unsterblichkeit hineingewandelt. Zweiundsechzig Jahre nach ihrem Tode, 1871, gab Georg Waitz,

der bekannte Historiker und Schwiegersohn Schellings, zum ersten Male die Briefe aus dem sorgsam gehüteten Familienarchiv heraus und ließ 1882 eine zweite Sammlung „Karoline und ihre Freunde" folgen. In diesen Briefen, die durch ein Beiwort zu typisieren, ihrer lebendigen Einzigartigkeit zu entkleiden, man Anstand nehmen muß, blühte das Bild der viel bewunderten und viel gescholtenen Frau in neuer Herrlichkeit auf. Das ursprünglich geschaffene Kunstwerk ihrer Lebensart, das von keinem Roman erreicht worden wäre, sprach aus jeder Seite und offenbarte dem Leser, daß in Karolines Frauen-Persönlichkeit die romantische Lebensform und neu-menschliche Ethik schöpferkräftig hineingelegt war, so daß sie nicht nur der natürliche Mittelpunkt der romantischen Schule wurde, deren produktive Fähigkeiten zu ihrem großen Leidwesen so bald erlöschen sollten, daß sie sogar, man möchte sagen, das wundervollste und vollendetste Gedicht der Frühromantik war. Daß ihr Leben endigte, wie die Gesänge der romantischen Schule verhallten und das ruchlos-stolze Beginnen des geistigen Babel-Turmbaus so kläglich im Mystizismus scheiterte — diesen Parallelismus möchte man für mehr als ein Spiel des Zufalls halten.

Unsere von neuromantischen Stimmungen durchhauchte Zeit hat in Neudrucken der Romantikerbriefe auch Karolines Briefe herangezogen, aber in Auswahl und Bruchstücken (so erst kürzlich Helene Stöcker im Verlage Oesterheld u. Co., Berlin). Man muß aber diese wundervollen Dokumente ganz und ungeteilt lesen, um den Lebensatem zu spüren, von dem sie getragen sind. Es ist das Verdienst Erich Schmidts, nachdem die Waitzschen Ausgaben vergriffen sind, in der neuen, zweibändigen Ausgabe des Insel-Verlages über den ersten Herausgeber hinaus zu den teilweis erhaltenen Handschriften zurückgegangen zu sein, um, bis auf belanglose Alltäglichkeiten, die Briefe so zu geben, wie sie Karoline einst geschrieben hat.*) In seiner wohlgepflegten Philologenart begleitet Erich Schmidt die Ausgabe mit einer biographischen Einleitung und sorgfältig zusammengelesenen Anmerkungen, so daß es leicht ist, das Netz von Beziehungen, das sich von Karoline zu unberühmten, in der Hauptsache aber berühmten Zeitgenossen ausspann, zu überblicken. Briefe an Karoline und über sie vervollständigen ihr Bild, Beilagen und Anhänge geben, was zu ihr gehört: dreiunddreißig Briefe Friedrich Schlegels an Karolines Tochter aus erster Ehe, Auguste Böhmer, die, ein liebliches Kind und der Schwarm aller Romantiker, unerwartet im Jahre 1800 starb, zwei Gedichte der tief erschütterten Brüder über ihren frühzeitigen Tod, Stanzen Schlegels und Schellings an Karoline, ihre Verherrlichung in der „Lucinde", Karolines lustige Parodien der lateinischen Habilitationsthesen Friedrichs, ihre Kritiken, den Entwurf des erwähnten Romans, Porträts der Briefschreiberin, der Tochter und des einzig geliebten Gatten Schelling, das Faksimile des Briefes an Goethe, den sie

*) Karoline, Briefe aus der Frühromantik; nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt. 2 Bde. Leipzig, Insel-Verlag, 1913.

bittet, sich des durch Auguste Tod tief verstörten Schelling anzunehmen und anderes mehr.

Mit Wehmut durchblättert man in unserer brieffaulen Zeit die beiden Bände, deren gediegen-zierliche Zurechtmachung an die Tage erinnern, da die, deren Leben sie umfassen, sie schrieb. In diesen langen Briefen, welch eine seelische Sammlung und lebensvolle Ruhe bei aller Bewegung in Schmerz und Freude, im Sturm der Schicksale, der um den Lebensweg der Schreiberin brauste! Wahrlich, diese Frau verdient es, die feinste Briefkünstlerin Deutschlands genannt zu werden! Nur, daß ihre Briefe so gar keine Kunst, so gar nicht gemacht, sondern so ganz gelebt und mühelos sprachlich geformt sind, selbst da, wo sie unsterblich-schöne Worte prägt, wie jenes an Wilhelm Schlegel, den sie mahnt, sich aller Kritik zu enthalten: „O, mein Freund, wiederhole es dir unaufhörlich, wie kurz das Leben ist, und daß nichts so wahrhaftig existiert als ein Kunstwerk — Kritik geht unter, leibliche Geschlechter verlöschen, Systeme wechseln, aber wenn die Welt einmal aufbrennt wie ein Papierschnitzel, so werden die Kunstwerke die letzten lebendigen Funken sein, die in das Haus Gottes gehn — dann erst kommt Finsternis." Immer sind diese Briefe interessant, immer spiegeln sie den lebhaften und nie spielenden Geist, die scharfe Menschenfichtigkeit, das anmutige Gemüt ihrer Verfasserin; sie erhalten den Wert literargeschichtlicher Dokumente in der romantischen Jenaer Zeit, am schönsten aber und rührendsten sind sie, wenn sie ganz privat werden, wie die an Schelling, dessen geistige und menschliche Persönlichkeit Karoline mit aller seelischen Tiefe ihres Wesens und der mütterlich-keuschen Inbrunst ihrer Liebe umwirbt und gewinnt. Witz, Gefühl, Hoheit, Zierlichkeit, Mut, Kraft — das sind die Worte, mit denen Friedrich Schlegel Karolines Wesen charakterisiert, aber am tiefsten trifft er es, wenn er sagt, ein lebendiger Hauch von Harmonie und Liebe beseele es. Liebe war das ersehnte Schicksal auch dieses Weibes. Früh verheiratet an einen ihr im Grunde gleichgültigen Mann, den Bergarzt Dr. Böhmer, der nach kurzer Ehe starb, flieht die umworbene Witwe aus der Enge ihrer Vaterstadt Göttingen, wo ihr Vater ein berühmter Orientalist war, um in Mainz im Hause Forsters nicht nur ein reges, wenngleich kein aktives Interesse an der französischen Revolution zu nehmen: enttäuscht durch eine unglückliche Liebe schenkt sie die Leidenschaft ihrer Sinne einem jungen Offizier der französischen Besatzung, Grancé, und muß mit einem Wochenbett dafür büßen. Allein die Emanzipierte läßt sich weder dadurch noch durch die harte Gefangenschaft die Heiterkeit der Seele trüben und bezwingt gerade in dieser Zeit ihrer tiefsten Erniedrigung (1793) durch den Adel ihres Wesens den jungen Friedrich Schlegel, für dessen Geist, wie es in der „Lucinde" heißt, die Vergötterung seiner erhabenen Freundin ein fester Mittelpunkt und Boden einer neuen Welt wurde. Sie weckte den Romantiker in ihm. Die Liebe zu ihr unterdrückte Friedrich um seines Bruders willen, der Ritterlichkeit und Größe genug besaß, Karoline durch den Ehebund mit ihr zu retten, freilich nicht, sie sich zu erhalten. Er beschwor neue Wirrnisse für ihre

Weibespsyche herauf, denn sie liebte den femininen Mann nicht und mußte den Irrtum dieser Ehe recht eindringlich fühlen, als Schelling in ihren Gesichtskreis trat. An diesem „Granit" ging die lose gefügte Schriftstellerehe, die Karoline zu mancher, übrigens nicht durchgängig lobenswerten, literarischen Fronarbeit im Sinne ihres Gatten nötigte, entzwei. Karoline widmete ihr Herz dem zwölf Jahre jüngeren Philosophen. Schlegel verließ Jena bald und fand in Berlin einen neuen Wirkungskreis und anscheinend auch neue Liebe, doch erst 1803 wurde durch Goethes Vermittlung von Karl August die Scheidung ausgesprochen. In der Ehe mit Schelling, dem sich die Individualistin, die alle Not des Blutes empfunden hatte, voll Anbetung, Achtung und Freundschaft beugte, gipfelte dieser Liebesweg, den wir in den Briefen miterleben, recht nach den Worten Karolines, die es begreiflich fand, „wie man die Dokumente eigener verworrener Begebenheiten seinen Kindern und auch der nach uns lebenden Welt als eine die Menschheit überhaupt interessierende Erfahrung hinterlassen kann." Die moderne Frauenbewegung hat sich diese Erfahrung zunutze gemacht, und, wie es durch Ricarda Huch in ihrem Buche „Die Blütezeit der Romantik" und Helene Stöcker geschehen ist, diese Individualistin und Mannesgefährtin in die Reihe ihrer Vorbilder hineingestellt, obgleich ihr Bild nicht frei von Flecken ist. Sie ist kein Idol, und es ist durchaus gerechtfertigt, daß Erich Schmidt in keiner Weise versucht hat, für sie unvorteilhafte Stellen zu unterdrücken, daß er keine Advokatur für und wider ausübt, weil, wie er sagen darf, diese einzige Frau stark genug ist, sich selbst zu behaupten. Es kann nicht ausbleiben, daß bei der Lektüre so durchaus persönlicher Schriftstücke Neigung und Ablehnung aufs neue miteinander streiten: Karoline weckt keine unbedingte Begeisterung, dennoch wird man nicht anstehen, Schellings Wort zu billigen, der bei ihrem Tode schrieb, hier sei nicht die Rede von einem bloß persönlichen Verlust, die Welt werde ärmer durch solchen Tod.

Der Kampf gegen das Opium in China

Von Privatdozent Dr. F. Zadow in Greifswald

Zu den wenig erfreulichen Kapiteln der Geschichte der europäischen Kolonialpolitik gehören die Kriege, die England gegen China führte, um diesen Staat zu zwingen, die Einfuhr des indischen Opiums zu gestatten.

Schon seit den Zeiten der Englisch-Ostindischen Kompagnie, welche seit dem Jahre 1677 mit China in Beziehung gestanden und hieraus große, stets wachsende Vorteile gezogen hatte, da der Handel mit China zu ihren Monopolen gehörte, war das Opium der wichtigste und den größten Gewinn bringende Artikel der englischen Einfuhr in China. In China selbst hatten seit dem achtzehnten Jahrhundert verschiedene Kaiser unter Androhung drakonischer Strafen die Einfuhr des Opiums untersagt, aber dem dadurch hervorgerufenen Schleichhandel gegenüber blieben alle Maßregeln wirkungslos, zumal er von chinesischen Beamten selbst eifrig gefördert wurde. Nachdem die Einfuhr von Opium sich von 9535 Kisten im Jahre 1828 auf 26 818 Kisten zum Werte von über 25 Millionen Mark im Jahre 1836 vermehrt hatte, beschloß Kaiser Taokwang, der ebenfalls ein Edikt gegen Einfuhr und Genuß von Opium erlassen hatte, dem Opiumhandel mit einem Male ein Ende zu machen und entsandte am 13. März 1837 den Gouverneur Lin nach Kanton, der kurzerhand die Auslieferung alles in den englischen Schiffen und Magazinen befindlichen Opiums verlangte. Über 20000 Kisten im Werte von 4 Millionen Pfd. Sterl. wurden ausgeliefert und verbrannt, und es kam infolgedessen zu dem sogenannten Opiumkrieg mit England, der durch den Vertrag von Nanking im Jahre 1842 beendet wurde, worauf die englische Einfuhr von Opium wieder freigegeben werden mußte. Ein ähnlicher Vertrag wurde im Jahre 1844 mit Frankreich geschlossen.

Nun widerstritten die mit beiden Staaten abgeschlossenen Verträge Chinas sowohl dem Gefühl der Bevölkerung im allgemeinen als auch dem persönlichen des Kaisers! Anlaß zu neuen Streitigkeiten bot im Jahre 1856 die Ermordung eines katholischen Missionars; denn als die geforderte Genugtuung ausblieb, besetzte der englische Admiral Seymour die Forts an der Bocca-Tigris und beschoß im November desselben Jahres Kanton. Nachdem Frankreich sich England

angeschlossen hatte und inzwischen eine Flotille von Kanonenbooten am 26. Mai nach Tientsin gelangt war, kamen die angebahnten Verhandlungen zum Abschluß, worauf Tientsin zum Freihafen erklärt wurde. Als jedoch die chinesische Regierung die Ausführung der Verträge in die Länge zu ziehen suchte und sich sogar zu einem neuen Kriege vorbereitete, beschlossen England und Frankreich, den Krieg bis zur völligen Demütigung Chinas fortzusetzen. Nach mehreren Siegen stand das Heer am 9. Oktober 1860 vor Peking selbst, worauf seitens der Verbündeten die Friedensbedingungen gestellt wurden, nämlich: die Erledigung der Verträge von Tientsin bis zum 23. Oktober, Zahlung von je 16 Millionen Dollar Kriegsentschädigung an die englische und französische Regierung; vor allem aber war die Grundlage des Vertrages die Freiheit des Opiumexports aus Indien nach China! Die Ratifikation der Verträge von Tientsin fand am 24. und 26. Oktober 1860 statt.

Nun macht China bereits seit dem Frieden von Tientsin gewaltige Anstrengungen, um sich von dem aufgezwungenen Laster des Opiumrausches zu befreien. Im Jahre 1869 versuchte es das indische Opium durch die Konkurrenz aus dem Lande zu treiben, indem es die Verbote, Mohn anzupflanzen, die bis dahin bestanden hatten, aufhob; aber diese Maßnahmen hatten nur den Erfolg, daß die Gewohnheit des Opiumrauchens in erschreckender Weise zunahm! Auch im englischen Volke begannen sich die Stimmen zu mehren, die gegen die unrühmliche Rolle ihrer Regierung protestierten. Offen nannte man die Opiumkriege eine Schande für den englischen Namen und es bildeten sich in England mehrere große Antiopiumvereine.

Nach dem Kriege mit Japan war die Opiumfrage eine der wichtigsten Angelegenheiten, mit denen sich die chinesischen Reformer eingehend beschäftigten, und man unternahm alles, um das Opiumbedürfnis im Innern des Reiches zu unterdrücken. So wurde im Jahre 1906 das sogenannte Opiumedikt erlassen, welches den Anbau von Mohn in der Weise abschaffen wollte, daß in jedem Jahre ein Zehntel der Anbaufläche der Mohnkultur entzogen wurde. Ferner wurde bestimmt, daß alle Fabriken und Verkaufsstellen in sechs Monaten geschlossen werden sollten; alle Opiumverbraucher sowie der von ihnen konsumierte Betrag, die Opiumläden und deren Umsatz sollten registriert werden. Beamte, Lehrer und Soldaten erhielten den Befehl, den Genuß des Opiums innerhalb dreier Monate einzustellen, während alle übrigen Chinesen unter sechzig Jahren ihren Verbrauch um 20 Prozent einschränken sollten. Jedem Chinesen, der nach einem Zeitraum von zehn Jahren noch dem Opiumgenuß fröhnen würde, sollte der Aufenthalt im Lande verboten werden. Diese Maßregeln wurden mit aller Strenge durchgeführt und zwar wurden kaiserliche Kommissare in die entferntesten Gegenden des Reichs geschickt, um die Befolgung des Edikts zu überwachen.

In China wußte man wohl, daß auch die strengsten und rücksichtslos angewandten Gesetze keinen Erfolg haben konnten, so lange das Ausland ungehindert Opium einführen durfte. Ein Wandel konnte erst eintreten, als die

englische Regierung unter dem Drucke der Bestrebungen der „Britischen Gesellschaft für Unterdrückung des Opiumhandels“ sich im Jahre 1907 dazu entschloß, mit China einen Vertrag abzuschließen, durch welchen die Einfuhr indischen Opiums auf 51000 Chests (1 Chest = 38,1 kg) festgesetzt wurde. Diese Menge sollte alljährlich um 5100 Chests verringert werden, so daß die Einfuhr nach zehn Jahren vollständig aufhören mußte. Dieser Vertrag ist aber seitens der englischen Regierung in Indien nicht innegehalten worden, weil sie in hohem Grade an der Aufrechterhaltung des Opiumhandels mit China interessiert ist; denn sie hat in den unter direkter englischer Verwaltung stehenden Teilen Indiens das Opiummonopol und bezieht auch reichliche Abgaben von dem in den Eingeborenenstaaten Indiens bereiteten Opium. Die Masse des in den Regierungsfabriken zu Patua und Ghazipur hergestellten Opiums wird nach China importiert, und folgende Ziffern mögen beweisen, wie wenig die englische Regierung in Indien dem Vertrage von 1907 gerecht geworden ist: In den Jahren 1908 bis 1911 buchte die indische Regierung einen Betrag von nicht weniger als 13183900 Pfd. Sterl., während sie normalerweise in diesem Zeitraum nur 5226000 Pfd. Sterl. aus dem chinesischen Opiumhandel hätte beziehen dürfen! Große Mengen Opium wurden nach den Straits Settlements geschickt, dort umgeschifft und nach China versandt, wo dieses Gift vertragsmäßig aufgenommen werden mußte. Als es in China endlich gelang, dieses Vorgehen der indischen Regierung aufzudecken, versprach diese, künftig die nach den Straits Settlements ausgeführten Waren mit einem besonderen Zeichen zu versehen.

Da nun die Opium einführenden Staaten auch auf ihre vom Mohnbau lebende Bevölkerung Rücksicht zu nehmen hatten, so wurde auf der im Jahre 1909 auf Anregung Amerikas einberufenen Internationalen Opiumkonferenz in Schanghai die Grundlage für ein endgültiges, sämtliche Vertragsstaaten bindendes Übereinkommen gefunden, und zwar stellte man sich dabei vollständig auf den Boden des kaiserlichen Edikts von 1906! Die amerikanische Regierung, welche an der Lösung der Opiumfrage besonders dadurch interessiert war, daß in den westlichen Staaten infolge der Zunahme des chinesischen Elements der Opiumgenuß auch unter der weißen Bevölkerung in erschreckendem Maße zugenommen hatte, ließ nunmehr für die Internationale Opiumkonferenz im Haag ein Programm ausarbeiten, dessen endgültige Feststellung langwierige Verhandlungen zwischen den beteiligten Staaten erforderte. Besonders wurden die Verhandlungen dadurch verzögert, daß England seine Teilnahme an der Konferenz von der Bedingung abhängig machte, daß auch die Herstellung und der Verkauf von Morphium, Kokain und ähnlichen Drogen denselben beschränkenden Bestimmungen unterworfen sein sollten wie das Opium. Und dieses Verlangen Englands war wohl berechtigt; denn es konnte nicht zulassen, daß das von ihm für einen hohen Kulturzweck dargebrachte Opfer anderen Staaten, welche die genannten Drogen lieferten, Gewinn brachte. Infolge der hierdurch entstandenen Verzögerung konnte die Konferenz, deren Beginn ursprünglich auf den 1. Juli

1910 festgesetzt war, erst am 1. Dezember 1911 eröffnet werden. Dieser Konferenz ging jedoch das am 8. Mai 1911 zwischen England und China vereinbarte Opium agreement voraus, welches voraussichtlich in Zukunft den Vertragsstaaten als Muster für die Regelung des Opiumverkehrs mit China dienen wird. Besondere Bestimmungen ermöglichen den Übergang aus dem bisherigen Zustande in die vereinbarte Neuordnung, indem der Vertrag vor allem folgendes bestimmt: „Die Einfuhr von indischem Opium muß aufhören, sobald in China die Herstellung des Opiums aufgegeben worden ist; inzwischen soll der Einfuhrzoll für Opium um das Dreifache des früheren Betrages erhöht werden; die von den indisch-englischen Opiumhändlern aufgespeicherten Opiumvorräte im Betrage von etwa 20000 Chests müssen ohne Festsetzung eines Termins exportiert werden, damit keine Schädigung der englischen Interessen stattfindet; die indische Einfuhr muß entsprechend verringert werden." Im übrigen soll das indische Opium von jeder einzelnen chinesischen Provinz ganz ausgeschlossen werden, sobald in einer solchen auch die Erzeugung und Einfuhr chinesischen Opiums vollständig eingestellt ist.

Wie ernst es China mit der Unterdrückung des Opiumrauchens meint, beweist die Tatsache, daß der Anbau des Mohns in China in den letzten drei Jahren um 70 Prozent herabgesetzt worden ist. Nach den Berichten des Generalkonsuls Sir A. Hosie, der im Auftrage Englands kontrollierte, ob und inwieweit China die Vertragsbedingung erfüllte, ist in der größten und am weitesten von der Küste entfernten Provinz Sz'tschwan, wo das meiste Opium erzeugt wurde, die Produktion von 238000 Picul (1 P. = 60 kg) im Jahre 1906 auf 159000 im Jahre 1908 zurückgegangen und hat seitdem bis 1911 fast ganz aufgehört. In der Provinz Schansi ging die Mohnkultur von 30000 (1906) auf 20000 Picul (1908) zurück und heute ist von einem nennenswerten Ertrag nicht mehr die Rede. Auch in der Provinz Yünnan, wo die Mohnkultur in hoher Blüte stand, ist sie von 78000 Picul auf 10000, und ähnlich in Kweitschau von 48000 auf 10000 Picul gesunken, während in mehreren Provinzen der Mohnbau so gut wie verschwunden ist. Man hofft, noch vor dem Jahre 1917 — der 31. Dezember 1917 ist als äußerster Termin der indischen Opiumeinfuhr nach China beabsichtigt — jeden Mohnbau für Opiumzwecke in China zu unterdrücken. Im übrigen ist für den durch das Verschwinden der Mohnkulturen entstehenden Verlust an Einkommen der Bevölkerung ein Ersatz geboten durch die zahlreicheren und billigeren Nahrungsmittel, und die Mandschurei hat sogar in der statt des Mohns angebauten Soyabohne einen gewinnbringenden Ausfuhrartikel erhalten. (Vgl. hierzu die Mitteilungen der Frankfurter Zeitung vom 5. Februar 1912 über den Bericht des Sekretärs der britischen Gesellschaft für Unterdrückung des Opiumhandels, Jos. G. Alexander, auf der Opiumkonferenz im Haag.)

Was endlich die Beschlüsse dieser am 1. Dezember 1911 eröffneten und am 23. Januar 1912 geschlossenen Internationalen Opiumkonferenz im Haag betrifft, so enthalten die fünf ersten Artikel Bestimmungen über Verbot und

Verkauf von rohem Opium, über Verminderung der Anzahl der Einfuhr- und Ausfuhrhäfen, sowie über die Kontrolle der vereinbarten Maßregeln. Die Artikel 6 bis 14 enthalten die Beschlüsse über Ein- und Ausfuhr von Opiumpräparaten (Morphium, Kokain, Heroin), deren chemische Formel genau angegeben ist, und zwar werden die Vertragsstaaten Maßregeln ergreifen zu einem allmählichen, aber wirksamen Verbot der Herstellung, des Handels und des Gebrauchs dieser Präparate, wobei besondere Gesetze die Zulassung für medizinischen Gebrauch regeln werden. Die Artikel 15 bis 19 regeln den Verkehr mit China und zwar werden die Staaten, die chinesisches Gebiet gepachtet haben, dafür sorgen, daß die Gelegenheiten für Opiumraucher verschwinden, wie anderseits die Staaten, die in China eigene Postverwaltung haben, die Beförderung verbotener Sendungen verweigern werden. Die übrigen Artikel handeln von der Vermittlerrolle, welche vom Niederländischen Ministerium des Äußern im gegenseitigen Verkehr der Vertragsmächte zu übernehmen ist, und zwar erfolgen einerseits durch dieses Ministerium alle Mitteilungen über die von den einzelnen Staaten getroffenen Verwaltungsmaßregeln, während anderseits bei ihm alle statistischen Angaben über Gewinnung, Verkauf und Gebrauch von Opium gesammelt werden.

Jedenfalls hat die Internationale Konferenz im Haag, welche die Grundzüge für das Opiumgeschäft festgelegt hat, eine einzig dastehende Kulturarbeit geleistet. „Denn auf europäischem Boden — so führt eine Zuschrift aus dem Haag an die Kölnische Zeitung (Nr. 124, 1912) treffend aus — sind die sittlichen, geistigen und materiellen Interessen eines vor wenigen Jahrzehnten unserm Wissen und unseren Interessen noch ziemlich fernstehenden asiatischen Reichs mit einer nach Hunderten von Millionen zählenden Bevölkerung der Gegenstand langer Verhandlungen gewesen. Sodann haben einzelne Staaten durch ihren Beitritt zu den Beschlüssen der Konferenz bedeutende finanzielle und wirtschaftliche Opfer gebracht. Unter den verheerenden Folgen des Opiummißbrauchs hat das große chinesische Reich am allermeisten gelitten, nicht nur wegen seiner riesigen Bevölkerung, sondern auch, weil es durch politische und selbst kriegerische Verwicklungen geradezu gezwungen worden ist, in Gestalt verschiedener „Vertragshäfen" seine Grenzen fremder Habgier und Gewinnsucht zu öffnen. Es ist also nur eine Sühne des lange an ihm begangenen Unrechts, wenn jetzt der von der öffentlichen Meinung längst geforderte Wandel eintritt."

Neuerdings beklagt sich England darüber, daß China seinen Verpflichtungen nicht nachkomme; es hat kürzlich durch Sir John Jordan, den dortigen englischen Gesandten, der chinesischen Regierung eine Note überreichen lassen, in der erklärt wird, daß die Haltung der chinesischen Provinzen in der Opiumfrage eine schwere Verletzung der britisch-chinesischen Verträge bedeute und durchaus ungerechtfertigt sei. Der Standpunkt der britischen Regierung, die mit sehr scharfen Maßnahmen droht, wenn China seine Haltung nicht ändere, ist folgender: der Opiumimport sollte nur staffelweise vermindert werden; tatsächlich häufe sich aber in Indien

eine ungeheure Masse Opium an, die unverkäuflich bleibe. Außerdem sei die Opiumproduktion in chinesischen Provinzen trotz der gegenteiligen gesetzlichen Bestimmungen nicht abgeschafft. China dagegen steht auf dem Standpunkt, daß die Anhäufung des Opiums in Indien eine Folge der Spekulation der Händler sei, daß der Verkauf von Opium nicht garantiert sei und daß keine Verletzung der Verträge vorliege. Nach einer Mitteilung aus Peking sind in Schanghai trotz aller Gegenbemühungen der chinesischen Regierung für elf Millionen Pfund Sterling indisches Opium aufgestapelt! Besonders in verschiedenen Jangtseprovinzen wird energisch gegen den Opiumhandel gearbeitet und man wünscht sogar die Abschaffung der englisch-chinesischen Konvention, die bis zum Jahre 1917 eine allmähliche Unterdrückung des Opiumhandels vorsieht. Gelingt es der gegenwärtigen Agitation, den Opiumhandel noch mehr als bisher einzuschränken, so droht eine schwere Finanzkrise, da drei britische Banken mit sehr hohen Summen beteiligt sind.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

In memoriam

Erich Schmidt †. Wenn ich hier in den grünen Heften dem Wunsche des Herausgebers folgend dem verewigten Lehrer und väterlichen Freunde Erich Schmidt einige Worte des Gedenkens widme, so geschieht es unter dem frischen Eindruck des tiefen Schmerzes, daß wir einen der besten Menschen verloren haben. Sprach man von ihm, so nannte man ihn kurzweg „Erich“: nichts charakterisiert treffender die Beliebtheit des Professors bei den Studenten, das vertrauliche Verhältnis und die schwärmerische Verehrung aller, die seines näheren Umganges gewürdigt wurden. Er war ja nicht nur der Lehrer seiner Schüler, deren wissenschaftliche Arbeiten er mit stets regem Interesse begleitete und förderte, er nahm auch herzlichen Anteil an ihren persönlichen Verhältnissen. Was er — und mit ihm seine gütige, hilfsbereite Gattin — für viele in schwierigen materiellen und seelischen Nöten und Bedrängnissen getan und ohne viele Worte gesorgt hat, das wird ihm nie vergessen werden.

Der Gedanke erscheint uns unfaßbar, daß er nicht mehr unter uns weilt; denn er gehörte zu den Bedingnissen des eigenen Daseins, er verkörperte in sich ein wesentliches Stück des Wertes und der Schönheit des eigenen Lebens. Dieser ganz persönliche Zauber, der von seiner vornehmen, imponierenden Gestalt mit dem prachtvollen Cäsarenkopf ausging, soll uns nicht mehr in seinen Bann ziehen? Wahrhaft grausam hat hier das Schicksal gewaltet, das durch ein tückisches Leiden den noch nicht Sechzigjährigen seinem großen Wirkungskreise jäh entriß.

In der anstrengenden Lehrtätigkeit und der stillen Arbeit des Gelehrten am Schreibtisch inmitten seiner kostbaren, seltenen Bücherschätze erschöpfte sich nicht die Kraft dieses nie rastenden Geistes. Erich Schmidt war eine der bekanntesten Erscheinungen des Berliner Gesellschafts- und Theaterlebens, er stand an der Spitze der Goethe-Gesellschaft, die erst vor kurzem in Jacob Minor auch den Vizepräsidenten verloren hatte, er leitete die Gesellschaft für deutsche Literatur und war der regelmäßige Besucher der Berliner Germanistenkneipe, wo er im Kreise alter und junger Schüler, zu denen sich oft Gäste, auch aus fremden Ländern, gesellten, den Dienstagabend verlebte. Gerade hier beim Krug

Weihenstephan lernten ihn wohl die meisten angehenden Fachgenossen näher kennen; hier erfuhren sie, welch eine glückliche Mischung von wissenschaftlichem Ernst und sonniger Frohnatur in ihm sich einte, die erst dem sich ganz offenbarte, der das Glück hatte, in sein gastfreies Haus gezogen zu werden. Wenn er da dem Besucher gegenüber in dem fast historisch gewordenen Schaukelstuhl saß und wissenschaftliche und persönliche Angelegenheiten besprach, wenn er, dem ein frischer, treffsicherer Humor jederzeit zu Gebote stand, ein Urteil abgab oder einen Rat erteilte, dann fühlte man, daß dieser Lehrer mit warmem Herzen zu seinem Schüler stand.

Schon in Schulpforta, dieser wichtigen, alten Pflegestätte humanistischer Bildung, hatte Erich Schmidt in dem deutschen Unterricht des Literarhistorikers Koberstein die ersten entscheidenden Anregungen und Eindrücke von jener Wissenschaft empfangen, der er sein Leben weihte. So wurde er Wilhelm Scherers Schüler und fünfzehn Jahre später sein Nachfolger im Lehramt an der Berliner Universität. Die Großherzogin Sophie betraute ihn mit der ersten Sichtung und Ordnung von Goethes Nachlaß, und hierbei hatte er, wie er selbst einmal das charakteristische Scherzwort prägte, das Glück, „sich ins Urfäustchen zu lachen“: er fand in der Abschrift des Fräuleins von Göchhausen den Urfaust.

Eine großartige Wirksamkeit entfaltete er als Professor in Berlin. Wie er die Wissenschaft der Literaturforschung auffaßte, das hat er deutlich gesagt, als er in das Album der Germanistenkneipe die Losung eintrug: „Du sollst nicht töten, sondern lebendig machen!“ Nicht den Buchstaben (obwohl auch der nicht übersehen werden darf), sondern den Geist der Dichtung gilt es zu erfassen! Ganz unmerklich führte er seine Hörer zu dieser ideellen Auffassung der Kunstwerke, dadurch auch die Kritik auf eine höhere Warte stellend. Durch seine Methode, die nie die Fühlung mit dem modernen Leben verlor, hat er einen zahlreichen, in seinem Sinne weiter schaffenden Nachwuchs herangebildet.

Wehmütig nehmen wir noch einmal sein letztes Werk zur Hand, die Ausgabe der Briefe Carolinens; in tiefer Ergriffenheit lesen wir wiederholt die wundervolle, ein Bild reiner Menschlichkeit begreifende und deutende Einleitung zu diesem Buche, und in staunender Bewunderung durchblättern wir den Kommentar, in dem eine Unsumme von Einzelkenntnissen zu einer Geschichte der romantischen Periode sich zusammenfügt.

Einer Persönlichkeit von stark und eigen gefügtem, ragendem Wuchs, einem Künstler des Lebens und der Wissenschaft, einem Menschen in des Wortes höchster und schönster Bedeutung trauern wir nach, auf den wir Goethes Epigramm anwenden dürfen:

Auf deinem Grabstein wird man lesen:
Das ist fürwahr ein Mensch gewesen!

Heinz Amelung in Berlin

Kunstgewerbe

Farbenphotographie. Das Problem der Photographie in natürlichen Farben ist durch die Autochromie, durch die Autochromplatte der Gebrüder Lumière der Lösung ein ganz beträchtliches Stück näher gerückt. Wirklich gelöst ist es allerdings noch nicht, denn die Autochromie ist kein direktes Farbenverfahren, das uns die Naturfarben selbst direkt auf die Platte zaubert, sondern ein indirektes Verfahren. In die Schicht der Lumière-Platte sind Stärkekörnchen in den drei Grundfarben Rot, Gelb-Grün, Blau eingebettet, die in der Durchsicht auf additivem Wege die einzelnen Gegenstände der Aufnahme in annähernd natürlichen Farben erscheinen lassen. Wir sehen also in der farbigen Autochromplatte immer nur die Farben und Farbenmischungen jener Schicht von Stärkekörnchen, den sogenannten Farbraster, niemals aber die Farben der Natur selber. Dennoch ist uns in dem Autochromverfahren ein Surrogat für eine wirkliche Photographie in natürlichen Farben gegeben, das alle Ansprüche vollkommen erfüllt, die man billigerweise stellen kann.

Aus diesem Grunde nutzt man die Autochromie in immer steigendem Maße namentlich auch in den Kreisen der Liebhaberphotographen, neben denen der Berufsphotographen und der Wissenschaft, weidlich aus, um sich ein annähernd getreues Bild vom farbigen Reiz der Wirklichkeit zu verschaffen. Leider gibt es bis heute noch kein einigermaßen brauchbares Verfahren, um von

dem farbigen Autochrom farbige Abzüge in genügender Anzahl anzufertigen.

Man ist also beim Betrachten der farbigen Platten auf die Durchsicht unter Benutzung von Lichtspiegeln oder direkt gegen die Lichtquelle angewiesen oder auf die Projektion mittels geeigneter Apparate. Besonders der letztere Weg, die Vorführung von Autochromen mittels des Projektionsapparates, erscheint bisher als der Weg, der zu einem am meisten ungetrübten Genuß der Farben in der Photographie führt. Die Farben erscheinen auf der Leinwand mit einem wunderbaren Glanz; allerdings liegt häufig über dem Ganzen ein Stich ins Bläuliche, der wohl auf die Zusammensetzung der Farben im Farbraster zurückzuführen ist. Dieser Stich ins Bläuliche läßt sich aber beseitigen durch die Verwendung goldgelber Projektionsschirme.

Für die Reproduktion von farbigen Autochromen ist man noch immer auf den Drei- bzw. Vierfarbendruck angewiesen, bei dem die Farben nicht zwangsläufig erscheinen, sondern vom Drucker derart ausgewählt werden müssen, wie sie seiner Meinung nach die farbige Erscheinung der Vorlage am besten wiedergeben.

Es sind in letzter Zeit eine ganze Anzahl von Sammlungen solcher Reproduktionen nach Farbenphotographien erschienen, von denen wir hier auf zwei näher eingehen wollen. Es sind zwei Mappen **„Herbststudien in den Schweizer Alpen"** und **„Herbststudien im deutschen Wald"**, je zehn Kunstblätter nach farbenphotographischen Aufnahmen von **Hans Hildenbrand.***)

Den Photographen hat bei seinen Aufnahmen die Freude an der Farbe geleitet, er wollte die neue Technik, stolz auf ihre Kraft, benutzen, um die Farbensymphonien des Herbstes einzufangen. Das ist ihm im großen und ganzen gelungen, und er hat sogar die Gefahr nach Möglichkeit zu vermeiden gewußt, die bei aller Farbenphotographie dem ästhetischen und künstlerischen Gesamteindruck der Aufnahme droht.

Auf den verhältnismäßig engen Raum der Platte wird bei der Farbenphotographie die gesamte Fülle an farbigen Einzelheiten zusammengedrängt, so daß namentlich bei Photographien in kleinem Format die Überfüllung des Bildraumes mit farbigen Gegenständen nicht nur unkünstlerisch, sondern sogar unnatürlich wirkt. Die Originale der Autochromphotographie oder Reproduktionen in allzu kleinem Format sehen daher häufig wie angetuscht aus.

Bei der Projektion von Autochromen auf den Leinwandschirm schwindet diese Gefahr durch die starke Vergrößerung des Bildes. In den beiden erwähnten Mappen hat der Verlag sie verringert durch die Wahl eines ziemlich großen Formates für die Bilder. Das Hauptverdienst allerdings für die Überwindung dieser Gefahr kommt dem Verfasser der Photographien selber zu. Er hat sich in der Wahl seiner farbigen Motive zu beschränken gewußt und sie nach Möglichkeit auf einige wenige, meistens zwei Grundfarben und ihre Nuancen hin angelegt. Er zaubert uns einen kühlen Herbstabend im deutschen Walde mit den Farben Gelb und Grün als Grundakkord vor, er schwelgt in allen Nuancen herbstlichen Laubes vom hellen Gelb bis zum satten Braunrot, er baut aber auch eine Schweizer Gebirgslandschaft aus dem stählernen Blau des Himmels und der Berge, dem dunklen Grün der Arven und dem Violett der Heide auf. Die Freude an der Farbe und ihrem Zusammenklange spricht aus allen Blättern.

In der Reproduktion erscheinen die rotbraunen Farbentöne als am wenigsten gelungen. Sie wirken oft zu schwer, zu massig und wenig locker, so daß sie alle feine Modellierung der Gegenstände verwischen. Außerdem hat man bei der Reproduktion vielfach zu satte Farben gewählt, und dadurch wird die Luftperspektive zum Teil ganz beseitigt. Die Farbenflächen stehen zu hart und unvermittelt neben einander, es fehlen die feinen Nuancen, die durch das verbindende Medium, die Luft, hervorgerufen werden. Die dadurch gelegentlich erzielte Kälte in der Stimmung paßt vielleicht garnicht übel zu den gewählten Herbstmotiven, ist aber auf einen technischen Mangel zurückzuführen, der mit leichter Mühe abzustellen wäre.

*) Verlag der Farbenphotogr. Gesellschaft m. b. H. in Stuttgart. Pr. pro Mappe M. 10.—.

Dessenungeachtet hat man an der weitaus größten Anzahl der Bilder eine reine Freude und einen hohen Genuß. Die Einleitungsworte zu dem Bande über die Schweizer Alpen hat J. C. Heer geschrieben, der mit warmer Sachlichkeit auf die Eigenart der Alpenlandschaft eingeht. In den deutschen Wald bemüht sich A. Trinius den Leser durch einen Panegyrikus auf den deutschen Herbst einzuführen, in dem viel zu viel von deutschen Eichen, Waldesduft, Wildgänsen, Eichhörnchen und Rehen die Rede ist. Dieser lyrisch-romantische Tonfall will zu der strengen Sachlichkeit und objektiven Ruhe und Gründlichkeit der photographischen Technik nicht so recht passen.

Dr. W. Warstat in Altona-Ottensen

Alte Literatur

„Cicero im Wandel der Jahrhunderte" von Th. Zielinski, Professor an der Universität St. Petersburg. Dritte, durchgesehene Auflage, Verlag von B. G. Teubner. 1912. — Die Schlacht um dieses Buch ist bereits geschlagen, und so kann vielleicht, nachdem die Berufenen sich über eine ungewöhnliche Erscheinung, wie die vorliegende es ist, auseinandergesetzt haben, auch ein „blutiger Laie" sein Quentlein Senf spenden. Nach Tische, wie sichs gebührt. Mehr als sechzehn Jahre sind verflossen, seit Zielinskis Vortrag zu Ciceros zweitausendstem Geburtstag deutsch erschien. Was damals gleichsam im Handstreich genommen wurde, hat die zweite Auflage (1908) dann in regulärem Aufmarsch verteidigt, wobei aber der geistvolle Verfasser mit glänzender Offenheit im Vorwort alsbald die Gefahr anerkannte, die in seinem Verzicht auf die Kürze lag. Genug: die unfreundliche Beurteilung Ciceros, die Mommsen in Kurs brachte, fand in Zielinski einen Gegner, der imstande war, seine eigene Unabhängigkeit vom konventionellen Mitdenken, wie es die Wissenschaftlerei übt, durchgehends zu beweisen. Das bedeutete schon einen gewaltigen Vorteil. Es stellte sich hier auch wirklich von neuem heraus, daß Historiker, die gewissermassen in einer engeren Periode der Vergangenheit aufgehen, bei aller Kenntnis, Logik und Kombinationskraft doch dahin neigen, einleuchtende Zerrbilder fertigzubringen. Der große Wurf von Zielinskis Cicerostudie beruht in dem genialen Auffangen der Ausstrahlung, die von dem Lebenswerk des römischen Redners, Stilisten und Denkers stets neugestaltig erfloß. Es wäre ein vergebliches Unterfangen, die Ergebnisse noch in nuce wiedergeben zu wollen. Die frühchristliche Zeit, die Renaissance, die Aufklärungsperiode und endlich (aber nicht abschließend) die Revolutionsära: sie zeugen hier jede in eigentümlicher Weise. Vielleicht hat Zielinski, vom Verlauf seiner Arbeit bereits allzusehr gefesselt, die Rolle Ciceronischen Gutes im Munde und in den Vorstellungen der Franzosen seit Rousseau und Voltaire unversehens überlastet. Mit Beginn der Revolution ist das Altertum vorwiegend eine Kammer für Drapierungsmaterial geworden, und es müßte ein kostbar Büchelchen geben, wollte jemand die tollen Mißverständnisse in klassischen Anspielungen oder Zitaten zwischen 1790 und 1813 einmal zusammenlesen. Cicero als Quelle steht jedoch bei dieser Komödie schnellfertig angeheuchelter Bildung keineswegs voran, und die Gesamterscheinung läßt sich nicht von ihm aus beurteilen. Recht ungern aber erwähnt man einen Mißgriff, der Zielinski gerade bei Vorbereitung der Stimmung für seine Darlegung begegnet ist, und den eben diejenigen Leser, auf die er notwendig gezählt hat, nicht wieder völlig verwinden. Bei dem an sich feinfühligen Bestreben, Ciceros Stilkunst organisch zu entwickeln, die bequemere Beispielsammlung also zu vermeiden, ist der Verfasser in eine arge Lehrhaftigkeit hineingeraten. Sie geht so erstaunlich und befremdend weit, daß die unwillige Frage fällig wird, was Leute, denen solche Mitteilungen durchaus nicht erspart werden konnten, dann mit dem Thema überhaupt anfangen sollen. Gilt doch der Kampf dem vornehmen Muster der Ciceronischen Periode, die vom „Zeitungstil" bedrängt wird. Gut, aber der Streit ist nicht erst heute entbrannt und auch nicht vom Zaun gebrochen worden.

C. N.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Die Gärung in Belgien

Von Franz Fromme in Lübeck

Noch niemals, ſolange das Königreich der Belgier exiſtiert, hat die flämiſche Nation ſolch ein Selbſtbewußtſein, ſolch einheitliche Tatkraft an den Tag gelegt, daß das parlamentariſche Leben dauernd unter dem Zeichen geſtanden hätte: Hie Vlaamſch! Hie Waalſch! Die Geſetze, die zugunſten der Flämen zuſtande kamen, beſchränkten ſich auf ſo primitive Forderungen der Humanität, daß nicht nur einige Wallonen, ſondern ſogar die germaniſchen Gegner jeder germaniſchen Eigenart, die Sozialdemokraten Flanderns, dafür ſtimmten. Die plutokratiſchen Fransquillons und die ſozialdemokratiſchen „Internationalen“ ſind der Hauptgrund, warum eine große nationale Partei unter den Flämen noch immer nicht ins Leben getreten iſt.

Der politiſche Antagonismus in Belgien iſt vielmehr von Anfang an der geweſen: Hie liberal — hie klerikal! Und wie bekannt, haben vor einigen Jahrzehnten die wirtſchaftlichen und ſozialen Unterſchiede und Veränderungen einen neuen, werbekräftigeren Gegner auf den Plan gerufen: die Sozialdemokratie. Da ſie die alten, noch von der franzöſiſchen Revolution herſtammenden Ideale der Liberalen in ihr Programm mit hinübergenommen hat, und zwar in einer erweiterten, jugendfriſcheren Geſtalt, ſo liegt die theoretiſche Behauptung nahe, der Liberalismus ſei nun überflüſſig geworden; da ſie mit einfacheren, draſtiſcheren Mitteln an das Denken, Fühlen und Begehren des Menſchen appelliert, ſo wird ſie auch praktiſch die Liberalen allmählich verdrängen, ja, wenn ſie ſich erſt auf das allgemeine gleiche Wahlrecht ſtützen kann, wird das ſogar ſehr plötzlich eine vollendete Tatſache ſein. Unſer deutſcher Liberalismus unterſcheidet ſich von dem belgiſchen; er hat bei weitem kräftigere Stützen im Wirtſchaftsleben (Städte. Handelsſtand, Kapital), beſonders aber in gewiſſen Idealen (Nationalgefühl, in katholiſchen Gegenden ſogar religiöſe Anſchauungen:

Varietäten der protestantischen Konfessionen); das alles sind positive Elemente! In Belgien gehört ihm von diesen Positiven nur das Kapital und die französische, sogenannte feine Bildung; alles übrige ist negativ: der Gegnerschaft gegen die Klerikalen fehlt die religiöse Unterlage (Protestanten gibt es unter den eingeborenen Belgiern verschwindend wenige); sie können auch nicht, wie die Liberalen in Italien und Deutschland, das Nationalgefühl gegen den Papismus für sich in Anspruch nehmen; denn ihr staatlich belgischer Patriotismus wurzelt nicht im Volke und kaum in einer Erdscholle, höchstens in einigen wallonischen Distrikten können sie vor den anderen Parteien an das Volksbewußtsein appellieren. Kurz, alle Erwägungen und alle Erfahrungen sprechen dafür, daß es ihnen bald ergeht, wie allen gemäßigten Parteien in hitzigen Zeiten: sie werden zwischen den Extremen mit elementarer Wucht zerrieben.

Der Kampf der Parteien wogt gegenwärtig um das Wahlrecht; was nach der Entscheidung für ein Siegespreis winkt, können wir an dem großen Einsatz, an dem seltenen Schauspiel ermessen, das uns kürzlich geboten wurde, an dem Generalstreik, der kein Lohnkampf war, sondern um ein politisches Ideal gewagt wurde und durch den so mancher errungene materielle Vorteil wieder verloren ging. Es war eine Demonstration, die von den Arbeitern gegen den Rat der Führer durchgesetzt wurde, für ein Stimmrechtsideal; es ist bekannt, welchen Entbehrungen zum Trotz sie es wagten, wie wenig Geld in der Streikkasse war und wie sie ihre Kinder außer Landes taten, um sie nicht verhungern und verkommen zu lassen, zu Gesinnungsgenossen in Holland und Frankreich.

Da ist zutage getreten, über welche gewaltigen moralischen Kräfte doch eine Bewegung verfügen muß, die einen solchen Heroismus zeigt. Was bedeutet gegen eine solche Kraft der Mammon der liberalen Fransquillons und ihre französisch sein sollende Halbkultur? Damit läßt sich die Sozialdemokratie nicht niederkämpfen, sondern nur durch eine gleich starke, aber anders geartete Bewegung, die instinktiv, seelisch und ethisch große Menschenmassen zu Taten und Opfern der Solidarität zusammenzwingt! Und das vermögen nur nationale oder religiöse Bewegungen; solche haben sogar eins vor der Sozialdemokratie voraus: ihre Ideale lassen sich nicht mit den Händen greifen und in die enttäuschende Verwirklichung herabzerren!

Denn was ist, so erfaßt und mit kühlem Verstande aus der Nähe betrachtet, dies politische Ideal, für das die Arbeiter im Generalstreik so ungeheuere Opfer gebracht haben? Es ist zunächst nichts weiter als das allgemeine gleiche Wahlrecht, das wir in Deutschland längst in seiner Verwirklichung kennen! Und was ist der gegenwärtige Rechtszustand in Belgien, den man diesem Ideal zuliebe verändern will? Ein Wahlsystem, das von Leuten geschaffen ist, die zu erfahren und einsichtig waren, um die Probleme des parlamentarischen Regimes mit einer simpeln Formel der Gleichheit gedankenlos abtun zu können.

Das allgemeine, gleiche Wahlrecht im Deutschen Reiche traut jedem Manne, der über fünfundzwanzig Jahre, im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte und

nicht verrückt ist, die Fähigkeit zu, einen Volksvertreter zu wählen und so an der Regierung des Staates indirekt teilzunehmen. Diese seltene Fähigkeit, zu der doch eine gewisse Intelligenz und Erfahrung gehören sollte, traut es dem Dummkopf in demselben Grade zu wie dem Klugen; der Ungebildete hat das gleiche Recht, die Regierung mitzubestimmen wie der Gebildete, und der arbeitende Familienvater, der die Schwierigkeiten und Kosten eines Haushalts aus eigener Erfahrung kennt und die Verantwortung für mehr als ein Menschenleben trägt, hat kein Vorrecht vor dem reichen Flaneur der Lebewelt, dem es zu lästig ist, eine Familie zu gründen und der keine Ahnung hat vom harten Kampfe der Menschen, die für Weib und Kind sorgen müssen. Das sind einige Beispiele für die Gerechtigkeit dieses idealen, allgemeinen, gleichen Wahlrechts!

Das belgische Wahlrecht versucht, diese Ungerechtigkeiten zu mildern und berücksichtigt die Tatsache, daß die Menschen ungleich sind und ungleiche Fähigkeiten besitzen. Es verleiht dem Seßhaften, dem Familienvater und dem Gebildeten mehr Rechte als dem Unstäten, dem Unverheirateten und dem Ungebildeten, indem es dem einzelnen ein einfaches, doppeltes oder dreifaches Stimmrecht erteilt. Dabei wird auf Besitz von Geld nicht viel Wert gelegt, wohl aber auf Grund- und Hausbesitz.

Vorausgesetzt, daß er wenigstens ein Jahr am Orte ansässig und im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte ist, hat jeder Belgier das aktive Wahlrecht, und zwar für die Deputiertenkammer (Unterhaus) vom fünfundzwanzigsten, für den Senat (Oberhaus) vom dreißigsten Lebensjahre an.

Seiner Abstimmung wird nun eine doppelte oder dreifache Geltung verliehen durch ein oder zwei Zusatzstimmen. Durch diese „votes supplémentaires" werden nach dem Gesetze folgende Personen ausgezeichnet:

1. Wer fünfunddreißig Jahre alt und verheiratet (oder Vater ehelicher Kinder) ist und mindestens 5 Franken Steuer zahlt;

2. wer Immobilien von einem gewissen (ziemlich niedrig bemessenen) Wert besitzt oder von einem (gleichfalls niedrig bemessenen) Kapital, dessen Anlage näher bestimmt ist, Renten bezieht;

3. wer einen gewissen Bildungsgrad, Examina, Diplome usw. aufweisen kann;

4. wer eine Stellung einnimmt, die Bildung, Intelligenz und Verantwortung erfordert (Minister, Deputierte, Richter, Advokaten, Ärzte, Pharmazeuten, Ingenieure, Geistliche, Offiziere, Professoren, Lehrer u. a.).

Von diesen vier Gruppen erhalten die ersten zwei je eine Stimme zu ihrem Wahlrecht hinzu; die dritte und vierte Gruppe erhalten je zwei Zusatzstimmen. Doch darf kein Wähler mehr als drei Stimmen haben.

Wenn z. B. ein sechsunddreißigjähriger Bürger, der fünf Franken Steuer zahlt, Familienvater ist und ein Haus besitzt, so hat er also drei Stimmen, eine als wahlfähiger Staatsbürger, eine zweite in seiner Eigenschaft als

Familienvater und eine dritte als Besitzer eines eigenen Hauses: wenn aber ein ungebildeter Mensch, der keine gemeinnützige Stelle im Lande einnimmt und nicht verheiratet ist, außer seinem Hause noch Millionen besitzt, so können die ihm doch nicht ohne weiteres zum dreifachen Stimmrecht verhelfen; er hat nur zwei Stimmen, also weniger als der zuerst erwähnte Bürger, und auch weniger als ein armer Lehrer oder Geistlicher, der unter Entbehrungen durchgesetzt hat, eine höhere Bildung zu erwerben, und daher über eine doppelte Zusatzstimme, über ein dreifaches Wahlrecht verfügt.

Die Statistik für die Wahlen von 1900/1901 und 1906/1907 möge die antiplutokratische Tendenz der Wahlgesetze noch näher veranschaulichen:

Es gab	1900/1901	1906/1907
Wahlberechtigte (Wahlpflichtige):	1 472 952	1 603 268
Einfache Zusatzstimmen dazu:		
1. Familienväter usw.	376 165	434 045
2. Besitzer von Immobilien	331 870	371 794
„ „ Renten, Kapital usw.	1 061	1 432
Doppelte Zusatzstimmen infolge von		
3. Bildungsgrad (10 832 doppelt:) . . .	21 664	29 624
4. Höheren Stellungen (32 851 doppelt:) . . .	65 702	71 830
Zweifelhaft	—	1 824
Gesamtsumme der einzelnen Stimmen	2 269 414	2 513 817

Nur wenig mehr als tausend von beinahe einer Million dieser „votes supplémentaires" kamen demnach solchen Wählern zugute, die sich im Genuß von Renten oder Zinsen befanden; dagegen über vierhunderttausend den Familienvätern reiferen Alters! Der Zahl nach also fiel beinahe die Hälfte dieser Vergünstigungen Leuten zu, die nicht durch Geld oder vornehme Geburt oder Protektion bevorzugt sind, sondern mehr Lebenserfahrung, ruhigere Auffassung und größere Verantwortung haben! Wenn man nicht besser von einer „Aristokratie des reiferen Alters" spräche, könnte man diese Vergünstigung der ersten Gruppe wohl als eine demokratische bezeichnen — demokratisch im guten Sinne des Wortes.

Auch die 331 870 (1906/1907: 371 794) Grundbesitzer der zweiten Gruppe, die sich einer gleichen Vergünstigung erfreuen, gehören der Mehrheit nach zum Volk. Denn der Grundbesitz, mit dem das doppelte Wahlrecht verbunden ist, muß als Mindestmaß nur einem geringen Werte, nämlich 48 Franken Mietzins oder Reinertrag entsprechen. Wer einen tausendmal so großen Besitz hat, genießt darum noch kein Stimmvorrecht vor dem Kleinbesitzer. Auch diese Bestimmung entbehrt also nicht einer demokratischen Grundlage, trifft aber eine Auslese nach der Seßhaftigkeit, Stetigkeit und Gebundenheit an die heimatliche Scholle.

Noch stärker zeigt sich das Bestreben, wirklich dem Tüchtigsten, ohne Ansehen von Reichtum und Geburt, das höchste Mitbestimmungsrecht am Staate

einzuräumen, bei der dritten und vierten Gruppe: der Wahlberechtigte von höherer Bildung und in höheren Ämtern hat drei Stimmen. Nun läßt sich freilich nirgends in der Welt die Macht der Konnexionen ausschalten: mancher wird unverdient, nicht infolge seiner Fähigkeit, höhere Ämter bekleiden, nur weil er von angesehenen Eltern abstammt und daher den maßgebenden Kreisen bekannt ist. Auch kann das beste Schulzeugnis nicht als absoluter Garantieschein für Befähigung gelten oder gar das schlechteste für Unbegabtheit oder Untüchtigkeit: die Schulmeister, die den Schüler Linné für völlig untalentiert erklären, sterben nicht aus. Doch läßt sich diese Begleiterscheinung menschlicher Unvollkommenheit nie beseitigen; die Regel, daß jeder Ausnahmemensch ein Märtyrer ist, kann kein Staat und keine Verfassung umgehen. Inwiefern die menschliche Unvollkommenheit im Namen der Religion gerade in diesem Teile des Gesetzes den Boden zu unerfreulicher Saat findet, werden wir weiter unten sehen.

Dies Wahlrecht, das mit einigen geringen Variationen für die Deputiertenkammer, für die Provinziallandtage und Gemeinderäte gilt und mit einigen erheblichen Abweichungen auch für den Senat, repräsentiert eine wohldurchdachte Vereinigung demokratischer und aristokratischer Tendenzen. Es versucht, die widerstreitenden Interessen von Individuum und Staat nach Möglichkeit auszugleichen und zu vereinigen. Und um die Minoritäten mehr zu ihrem Rechte kommen zu lassen, als das bisherige Stichwahlsystem erlaubte, wurde 1899 das Proportionalsystem eingeführt.

Im ganzen genommen sucht dies Pluralstimmrecht praktisch alle die Unzuträglichkeiten und Ungerechtigkeiten der „aristokratischen" Wahlgesetze auszuschalten; es bedeutet nicht die Rechtlosigkeit der Wenigbegüterten, nicht die Begünstigung der Parvenüs und der Hocharistokratie. Aber es unterscheidet sich doch auch von den demokratischen durch Bevorzugung der stetigen und besonnenen Elemente. Es ist einfacher und konsequenter als das Pluralsystem des Königreichs Sachsen, das mit Pluralstimmen bis zu vier und mit mannigfaltigeren Einkommensgrenzen arbeitet, und wird darum von den Wählern leichter verstanden und gewürdigt. Es hat sicherlich den ärmeren Teil des Volkes allmählich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß am Ende Straßenschlachten und Barrikadengeschrei nicht die einzigen Mittel sind, um heftig gespürte Bedürfnisse durchzusetzen.

Aber jetzt, da es zwanzig Jahre Geltung hat, möchte man es abschaffen.

Warum und von wem wird auf die Abschaffung hingearbeitet?

Die Linke wünscht es und stützt sich auf den populären Schluß: post, ergo propter! Seitdem das Wahlrecht existiert, ist die Herrschaft der Klerikalen immer drückender geworden.

Daß sie für die nicht streng-katholischen Minderheiten unerträglich ist, kann nicht geleugnet werden. Als Beispiel sei nur ein Fall, der weniger in der Öffentlichkeit bekannt ist, angeführt:

Südlich von Gent, in der Nähe von Oudenaarde, liegen zwei Ortschaften, Etikhove und Maria Hoorebeke; beide haben etwa 2000 Einwohner und die Eigentümlichkeit, daß in ihnen der protestantische Glaube nie ganz erloschen ist. Mit einer beispiellosen Hartnäckigkeit haben diese Bauern seit der Reformation an Glaube und Heimat festgehalten. Sie hielten die Blutjahre Albas aus, und als infolge von Parmas Siegen und Erlassen mehr als hunderttausend Protestanten den Glauben „erkoren vor dem Vaterland" und fast alle die Heimat verließen, blieben sie im Lande, den rauchenden Scheiterhaufen und Auto-da-fés zum Trotz. Wie in Gent kamen sie auch hier insgeheim zusammen, nachts, um von den Nachbarn nicht gesehen zu werden, ohne Dienerschaft, um vor Verrat sicher zu sein, nahmen das Abendmahl in beiderlei Gestalt und lasen das Evangelium. Wohl mancher mag entdeckt und dem Feuertode oder anderer Folter erlegen sein; aber der Funke hörte nicht auf zu glimmen, Jahrzehnte, Menschenalter, Jahrhunderte hindurch, bis er wieder in freierer Luft aufleuchten konnte: Etikhove baute 1780, Maria Hoorebeke 1797 ein protestantisches Gotteshaus, und das unter Regierungen, die den gläubigen Protestanten nicht hold waren. Was aber Philipp der Zweite und die Inquisition nicht erzwingen konnten — die modernen Klerikalen scheinen es zu erreichen: keiner von den Protestanten wohnt mehr in Etikhove, ihre Kirche steht verlassen, und wann es Maria Hoorebeke ebenso ergeht, dürfte eine Frage der Zeit sein.

Aber der belgische Staat ist tolerant, so tolerant, daß er bei Volkszählungen nicht nach der Konfession zu fragen pflegt; das würde als Eingriff in die Freiheit des Individuums aufgefaßt werden können. Daher wird man aus den statistischen Jahrbüchern Belgiens direkt nichts erfahren über den Anteil der Katholiken, Freidenker, Protestanten und Juden.

Und doch gibt es da Ziffern, die einen Anhalt geben, wo der katholische Glaube seine stärksten Majoritäten, wo er seine getreuesten Untertanen hat, nämlich da, wo man am wenigsten Ehescheidungen wagt:

	Westflandern			Limburg		
	Eheschließungen	Scheidungen	auf 1000 Eheschließungen	Eheschließungen	Scheidungen	auf 1000 Eheschließungen
1908:	6007	12	2	1782	3	kaum 1
1909:	6035	20	3,3	1817	—	
dagegen						
	Lüttich			Hennegau		
1908:	7205	151	21	10 456	180	17,3
1909:	7103	193	27	10 248	216	21,5

Das zeigt klar die größere Abhängigkeit der flämischen, die größere Unabhängigkeit der wallonischen Provinzen vom Klerus.

Die statistischen Tabellen über den Unterricht in den Elementarschulen gestatten dieselbe Folgerung. Natürlich wird man auch da nach Bezeichnungen wie „Simultanschule" und „katholische Schule" vergeblich suchen. Man findet drei Kolumnen: „Kommunalschulen", „Privatschulen", und „adoptierte Schulen".

In welchem Geiste diese letzten die Erziehung besorgen, kann man aus der Übersicht über ihre Lehrkräfte erkennen. Es waren:

	1900	1909
von den Lehrern „Laien“:	2028	2488
„Religiöse“:	4186	6065

Es handelt sich in der Tat um kirchliche und Kongregationsschulen, die von den Gemeinden „adoptiert“ und unterstützt werden, nachdem sie die eigentlichen Gemeindeschulen verdrängt haben. Auch die Privatschulen sind meist ausgesprochen katholische Anstalten.

Die Zahl der Schüler und Schülerinnen betrug in den Volksschulen der wallonischen Provinzen:

	Lüttich			und Hennegau			
	an kommunalen	adoptierten	privaten	an kommunalen	adoptierten	privaten	Schulen
1878:	66 348	681	—	98 749	7233	—	
1900:	78 260	3707	14 969	95 703	8836	26 611	
1909:	79 760	3699	20 319	98 420	9117	36 063	

Es zeigt sich eine starke Zunahme der (natürlich klerikalen) Privatschulen, aber doch auch ein tapferes Standhalten der Gemeinden und eine geringere Ausbreitung der adoptierten Schulen.

Wie ganz anders sieht die Entwicklung in den flämischen Provinzen aus! Es seien hier nur die entsprechenden Ziffern aus den Provinzen wiedergegeben

	Westflandern			und Limburg			
	an kommunalen	adoptierten	privaten	an kommunalen	adoptierten	privaten	Schulen
1878:	43 436	22 576	—	23 508	1 137	—	
1900:	27 028	40 499	22 514	11 078	17 216	3197	
1909:	29 501	52 622	28 075	12 148	21 534	5390	

Die Gemeinden haben sich hier den Klerikalen untergeordnet und so viele von den geistlichen Schulen adoptiert, daß die Schülerzahl an den adoptierten Schulen gegen 1878 jetzt in Westflandern das doppelte, in Limburg das zwanzigfache erreicht hat; auch die übrigen privat gebliebenen Kongregationsschulen haben ungeheuer zugenommen, während die Gemeindeschulen sich ungefähr auf der halben Stärke von 1878 halten.

Ein noch stärkeres Anschwellen klerikaler Macht zeigen die „adoptierten Schulen für Erwachsene“; ihre Besuchsziffer beträgt in Flandern das zehnfache gegenüber den eigentlichen Gemeindeanstalten gleicher Bestimmung; in ganz Belgien hat sie sich gegen 1878 verzwanzigfacht.

Wer die Zustände in solchen Ländern kennt, die von überwiegend germanischer Rasse bevölkert und von Klerikalen beherrscht sind, wird sich nach Kenntnis dieser Zahlen das übrige hinzudenken können: den Zwang, der von der Kanzel und vom Beichtstuhl aus, ja, durch Vorenthaltung der Sakramente*),

*) Was alles für Mißbräuche der seelsorgerischen Gewalt vorgekommen sind, hat die parlamentarische Kommission in der „Enquête scolaire“ (Brüssel, Hayez) veröffentlicht.

auf alle ausgeübt werden kann, die den Mut haben, die Gemeindeschulen den katholischen vorzuziehen; häusliche Zwiste da, wo der Mann die Kinder in die Simultanschule schickt, die Frau aber, durch den Seelsorger geängstigt, das für eine Sünde hält und sie in die „gutkatholische" statt in die „Geusenschule" haben will; die Verhetzung der Kinder selbst, die in diese Streitereien hineingezerrt werden; und nicht zuletzt das Schicksal der Lehrer, die an den verpönten öffentlichen Schulen wirken und doch ihres Glaubens wegen auf die Gnadenmittel der katholischen Kirche angewiesen sind.

Man wird sich dann leicht die Erbitterung aller derer vorstellen können, die unter den Foltern dieser Unterdrückung zu leiden haben, und wird begreifen, daß mancher Gläubige, dem ein solcher Grad von Bevormundung zu stark war, von der Empörung darüber Schritt für Schritt ins Lager der Freidenker getrieben wurde. Und aus dieser Summe von Empörung und Entrüstung, die der Sozialdemokratie willkommene Agitationsmittel lieferte, ist zu verstehen, warum jetzt der radikale Wunsch weit verbreitet ist, das Kind mit dem Bade auszuschütten, das Wahlrecht wegzufegen, unter dessen Zeichen die klerikale Herrschaft so drückend wurde. Es ist eine elementare Gefühlsaufwallung, die geschickt geschürt, just nach dem greift, was man in greifbare Nähe gebracht hat: das allgemeine gleiche Wahlrecht!

Man vergißt aber so manches in dieser Erregung: das stärkste Wachstum der klerikalen Macht fällt in die Zeit vor der Einführung des verlästerten Pluralstimmrechts; die krassesten Fälle spielten sich gleichfalls in der Zeit davor ab; nach seiner Einführung haben die Klerikalen verschiedene ihrer Forderungen nicht durchsetzen können: sie wollten das Proportionalsystem auf Wahldistrikte beschränken, die ihnen unter allen Umständen sicher waren; sie wollten das Frauenstimmrecht einführen, das ihre absolute Majorität befestigt hätte; sie wollten die katholischen Schulen noch mehr begünstigen; alles das mißlang ihnen.

Vor allem vergißt man aber, oder kennt überhaupt nicht, die Zähigkeit und Fähigkeit zum Herrschen, die dem katholischen Geiste innewohnt. Als ob es ein System gäbe, das er nicht zugunsten seiner Herrschaft handhaben könnte! Systeme genügen nicht, um den Geist zu bekämpfen! Dazu gehört Geist von gleichem Geist, ein Glaube, der imstande ist, ebenso wie der Katholizismus, die starrsten Persönlichkeiten in seinen Dienst zu zwingen, aufbrausende Leidenschaften zu eiserner Disziplin heranzuziehen, Geizhälse zu Millionenstiftungen zu veranlassen und Arm und Reich durch dieselbe Sehnsucht aneinanderzuschmieden! Ein Wahlrecht vermag das nicht, und sei es noch so populär.

Und was ist denn am jetzigen Wahlrecht den Klerikalen so günstig?

Vielleicht das doppelte Stimmrecht, das den Familienvätern von 35 Jahren zukommt? Sicherlich gibt es manche unter ihnen, die um des häuslichen Friedens willen so stimmen, wie es der Beichtvater ihrer Frau wünscht. Aber

Einige bezeichnende Fälle hat Wenzelburger (Preußische Jahrbücher LXIV, 1889) wiedergegeben.

sicher gibt es auch viele, die nur um des häuslichen Friedens willen so tun, als ob sie dem Geistlichen in allem zu Willen wären, und die sich freuen, im Wahlakt Gegenheit zu haben, etwas gegen den Willen des Mächtigen zu tun und ihrem geheimsten Gefühl dort einmal Luft zu machen.

Oder die Zusatzstimmen, die den Grundbesitzern verliehen werden? Die Zahl der bäuerlichen Besitzer, deren Doppelstimmen besonders zum Vorteil der Klerikalen den Ausschlag geben, ist in den letzten Jahrzehnten zurückgegangen. An Umfang gewonnen dagegen haben die Bestrebungen, den Industriearbeitern eigene Wohnungen zu verschaffen, und zwar besonders in der Umgegend von Brüssel, und in den wallonischen Provinzen Namur, Lüttich und Hennegau, den Zentren der Streiks. Hier läge vielleicht für die nichtklerikalen Parteien die Möglichkeit nicht fern, den Arbeitern ihrer Richtung allmählich zum Immobilienbesitz und damit zu einem „vote supplémentaire“ zu verhelfen.

Auch gegen die Verleihung des höchsten Pluralrechts an die „gebildeten“ Wähler ist nur der eine Einwand ernst zu nehmen, daß trotz der exakten Formulierung der Wahlbestimmungen sich hier stets ein subjektives Element geltend machen kann: denn wie werden die Zeugnisse, Diplome und Ämter verteilt? Wer von den „écoles patronnées“ und der sogenannten „freien Universität“ Löwen (die Statistik vermeidet auch hier sorgfältig das Wort „katholisch“) seine Bildung empfängt — sollten dessen Zeugnisse unter einem klerikalen Regime nicht wohlwollenderen Blicken begegnen als die der Besucher der höheren staatlichen Bildungsanstalten oder gar der liberalen Universität Brüssel?

Wer stellt überhaupt fest, ob einem Wähler Pluralstimmen zukommen oder nicht? Wer prüft das nach? Wer kann verhindern, daß in den Wahllisten parteiische Schiebungen stattfinden, wenn eine so starke und fanatische Majorität am Ruder ist wie jetzt? Die Minderheitsparteien hegen in diesem Punkte berechtigtes Mißtrauen.

Man kann nicht leugnen, daß das allgemeine gleiche Wahlrecht solche Unklarheiten verringern und auch vielleicht — wenigstens vorläufig — das klerikale Regime beseitigen würde. Das jetzige Parlament besteht aus

	Klerikalen	Liberalen	christlichen Demokraten	Sozialisten
und zwar				
der Senat aus . .	54	31	—	8
die Kammer aus .	101	44	2	39

Man nimmt an — und wahrscheinlich mit gutem Grund — daß diese Zusammensetzung den Gesinnungen der Bevölkerung nicht entspricht; man glaubt, daß die Majorität des Volkes in Wahrheit hinter den Antiklerikalen steht; die allgemeine Stimmung äußert sich in der Tat augenblicklich so.

Die erste Folge des allgemeinen gleichen Wahlrechts würde also sicherlich eine Schwächung der Klerikalen sein, aber ebenso sicher eine noch empfindlichere Schwächung der Liberalen und eine starke, in zwei wallonischen Provinzen absolute Majorität der Sozialdemokraten. Ähnliche Vergewaltigungen, wie bisher von

seiten der Klerikalen würden nun von seiten der sozialistischen Mehrheit zu erwarten sein. Sie würde, ehe die Klerikalen sich an das neue Wahlsystem gewöhnt und das verlorene Terrain wieder zurückerobert hätten, dem sozialdemokratischen Programm von heute entsprechend das allgemeine gleiche Stimmrecht weiter ausdehnen, zunächst auf alle Männer über einundzwanzig Jahre.

Und dann?

Die Grenze der französischen Republik ist nicht fern. Schon zweimal war Belgien Republik, einmal selbständig, einmal als Anhängsel von Frankreich.

Die Taten Leopolds des Zweiten waren mehr kaufmännisch als königlich; er trat in mancher Hinsicht weniger hervor, als die Verfassung ihm gestattete. Als sein Nachfolger Albert der Erste zeigte, daß er ein König sei und verfassungsgemäß, aber der jetzigen Generation ungewohnt, die Sitzung des Parlaments mit einer Thronrede eröffnete, erregte das einen Aufruhr bei Mitgliedern der Linken, die innerhalb der gleichen Verfassung gewählt waren.

Man wird einwenden, daß die jetzige Generation der Proletarier friedlicher sei als die vorige, daß z. B. der letzte Generalstreik nicht in Straßenkrawalle und Blutvergießen ausartete, wie die Ausstände in den neunziger Jahren und um die Wende des Jahrhunderts. Soll man wirklich nur die Proletarier und ihre Führer darum loben? Kommen nicht manche von den Streikenden aus katholischen Schulen, wo sie — wenn sie auch nicht viele Kenntnisse erwerben — doch das Gehorchen und Sichbeugen lernen, so daß es ihnen lebenslang in den Knochen sitzt? Wie aber, wenn dieser wichtige Teil der Erziehung, wie wohl kaum zu bezweifeln ist, in den religionslosen Schulen vernachlässigt wird, wenn die einundzwanzigjährigen Wahlbürger und die ihnen nachgeratenden jüngeren, weniger an Subordination und Sichfügen gewöhnt, den Kampf gegen die jetzige Staatsordnung fortsetzen? Dann werden die Kämpfe nicht mehr mit solcher Selbstzucht ausgefochten werden. Es bedarf wohl kaum eines Hinweises auf das Temperament der Wallonen, durch deren Initiative schon mehr als eine gewalttätige Umwälzung hervorgerufen wurde. Es bedarf auch keiner ausführlichen Auseinandersetzung, warum und wie schnell eine solche Revolution zur Republik führen müßte.

Fraglich wäre jedoch, ob die konservativ veranlagten Flämen auch diesmal ihren unähnlichen Staatsgenossen folgen würden; noch fraglicher aber, ob sie ihnen die Gefolgschaft alsdann noch versagen könnten, ob es zu solcher Selbstständigkeit für sie nicht zu spät wäre.

Anſelm Feuerbach und ſeine Zeit

Von Dr. Felix Braun in Wien

Die Lebensgeſchichte Anſelm Feuerbachs, des Malers, für ſich allein als das Geſchick eines edlen und hochfliegenden Geiſtes betrachtet, würde ohne Gedanken an die Zeit, die es eben ſo und nicht anders vollenden ließ, die tragiſche Wirkung nicht erzielen, mit der ſie uns beſonders nach der Lektüre des „Vermächtniſſes“ und der Briefe an die Mutter ergreift. Abgelöſt von dem Grunde des neunzehnten Jahrhunderts, zeigt ſie ſich im Verlauf einer einzigen Linie: als der Lebensweg eines Malers, der in nichts als in ſeinen Bildern lebt und nichts will als nur durch und für ſie leben. Er war im Grunde eine arkadiſche Natur und darauf nicht vorbereitet, daß dieſem einfachen Anſinnen an das Schickſal widerſprochen, ja mit einer ſolchen Kette von Peinigungen und Qualen erwidert werden ſollte. Er lebte in ſich und ſeinen Bildern und faßte nicht, warum man ihm entgegenſtand. Sein Weſen war aufrecht und lauter. Dieſes einlinige Moment, das in ſeinem Lebenslauf erkannt wurde, waltet auch in ſeinem Charakter vor und zeigt ſich beſonders in ſeinen menſchlichen Beziehungen: wie es dort die Kunſt iſt, ſo hier die Geſtalt der Mutter, der er voll zugewandt bleibt bis zum Ende und mit ſolcher inneren Vermähltheit, daß in ihm für eine andere Frau, auch für eine geliebte, kaum noch Raum iſt. Dem Ideal, das er für dieſe hegt, bleibt er treu wie dem Modell, das ihm dient und ihn begeiſtert: der dunkle romaniſche Frauenkopf kehrt in allen ſeinen Bildern wieder. So ſehen wir in jedem, auch im kleinſten, die Einfachheit und Geſchloſſenheit eines ſtarken Willens und einer großen Seele.

Aber wenden wir den Inbegriff der Zeit, in der er ſcheinbar ein Fremdling war, auf ihn an, ſo gewinnt dieſes einſame Leben typiſche Bedeutung. Er iſt durchaus ein Sproß des neunzehnten Jahrhunderts, voll gereifte Frucht jener aufs ſtärkſte bewegten Epoche deutſchen Geiſteslebens, die man vielleicht als eine im höchſten Sinne literariſche anſprechen kann. Es iſt das letzte Jahrhundert des Humanismus, der ſich mit den Ideen der Romantik vervollkommnet hat, das ſich jetzt in künſtleriſchen Wellengängen abenteuerlich auslebt. Es iſt die große Zeit der Anregungen: die Syſteme der Philoſophie folgen einander, die Vorſtellungen der Antike, des mittelalterlichen Chriſtentums, der Sage, der

Geſchichte ſind in den Gehirnen und Herzen mit gleichen Kräften wirkend, die Berufung zur Kunſt war nie verlockender, nie gefährlicher als jetzt, denn ihre Quellen entſpringen der Vergangenheit. Der ungeheure Irrtum des Jahrhunderts war, die Kunſt ausſchließlich im Hiſtoriſchen zu ſehen, was nicht nur im Stofflichen, auch für die Formgebung galt. Die philoſophiſche Unterſcheidung zwiſchen Romantik und Klaſſik wird tatſächlich: die Geiſter ſtrömen hierhin und und dorthin ab. Die eigene Zeit wird blind durchgelebt. Der künſtleriſche Rauſch verliert ſich in Epigonentum und daran iſt die Erinnerung noch lebendig, wie ſich die ausgehende Epoche in den achtziger Jahren zur naturaliſtiſchen Empörung zuſammenrafft und mit den leichteſten Mitteln eine Scheinkunſt ſtürzt, welche aus den größten Kräften der Welt, doch ohne eigene ſchöpferiſche Macht gebildet war.

Es iſt hier von einer Literatur geſprochen, die ihre Zeit beherrſcht hat und heute ohne Leben iſt. Immerhin darf nicht vergeſſen werden, daß die großen Geſtalten abſeits ſtehen. Dem neunzehnten Jahrhundert gehören Gottfried Keller, Theodor Storm, Wilhelm Raabe, Theodor Fontane, vor allem Friedrich Hebbel und Richard Wagner an. Sie ſind wohl von all dieſen Quellen genährt worden, allein ſie waren eigen, ſie beſaßen ſchöpferiſche Kraft: alſo Stil. Stil aber war es, was die Zeit ſuchte und in ſich nicht fand, am wenigſten dort, wo er ſichtbar zu ſein pflegt: in den bildenden Künſten.

Ein kurzer Überblick über die Plaſtik des neunzehnten Jahrhunderts beſagt alles: man vermeinte, die Antike nachzuahmen und beſaß kaum die Kunſt der Zopfzeit. Die deutſche Malerei ſtand im Banne der romantiſchen Ideen: die Nazarener kehrten auch in der Formgebung, auch im Kolorit zur Vergangenheit zurück und ſahen das florentiniſche Quattrocento für die letzte Vollkommenheit der Malerei an. Ein Genie wie das des Cornelius mußte an dieſen zeitlichen Vorurteilen ſcheitern. Einige Dezennien ſpäter und wir ſehen die deutſche Kunſt tief im Hiſtorismus befangen: man war von den Florentinern des fünfzehnten zu den Venezianern des ſechzehnten Jahrhunderts vorgeſchritten. Man malte Geſchichte, Sage, Dichtung; das Leben nur dort, wo es ſich lyriſch anließ: im Genre. Man blieb bei der großen und der gewinnenden Geſte, beim Theater, man wirkte durch aller Art äußerliche Mittel. Es iſt das Zeitalter der Dekoration, das hier anhob und ſich mit großem Aufwand vollendete. In einer Erſcheinung wie Makart gewann dieſe Renaiſſanceromantik ihren höchſten Gipfel. Das Publikum widerſtand nicht, es begeiſterte ſich am Schaugepränge, wie es ſich an der Lieblichkeit der Genrebilder entzückte. In einer Zeit, in der alles Koſtüm war, mußte Menzels „Eiſenwalzwerk“ mit einer erſchreckenden Fremdheit, einer drohenden Richterlichkeit wirken.

Als Anſelm Feuerbach in die Kunſt eintrat, war er ein Knabe von fünfzehn Jahren. Er entſtammte einem Hauſe, in dem das deutſche Bürgertum zu ſeiner reinſten Blüte gelangt war. Wir kennen dieſe Welt von den Romanen Guſtav Freytags her, der ihr dichteriſcher Repräſentant geweſen iſt, dieſe Sphäre ernſter

Vornehmheit, gewonnen aus Bildung, sittlicher Festigkeit und gewissen konservativen und leise nationalbewußten Gefühlen. Bei Feuerbachs Familie ist dieser Hochstand ins Außergewöhnliche erhoben. Sein Großvater väterlicherseits, Anselm Ritter von Feuerbach, derselbe, der in dem Caspar-Hauser-Handel eine führende und populäre Rolle zu spielen berufen war, genoß als Jurist eines internationalen Rufes. Von seinen fünf Söhnen, deren jeder in einer Wissenschaft hervorragte, sagte er selbst, daß ihr Ruhm den seinen verdunkle. Der bedeutendste unter ihnen war Ludwig Feuerbach, dessen Philosophie vom Wesen des Christentums eine Zeitlang für das deutsche geistige Leben mitbestimmend war. Ein gewisser theoretischer Zug ist ihnen allen eigen. Nur Anselm, der Vater des Malers, zeigt durch die Wahl seiner Wissenschaft Hinneigung zur Kunst. Er war Archäologe und hat in seinem Hauptwerk über den vatikanischen Apoll eine tiefere künstlerische Anlage bewiesen. Lange nach seinem Tode schreibt der Sohn an die Mutter über dieses Buch: „Ich lese Vaters griechische Plastik. . . . Daß der verstorbene Vater so rein, so wahr, so groß sich vor mir aufrichtet, das sind Dinge, die jeden Sohn packen und bewältigen müssen, aber davon rede ich, von dem stillen Wunder der Natur, daß mir jetzt nach diesem Stück Leben, ohne daß ich eine Ahnung hatte, was Vater geschrieben, daß mir jetzt sein Geist dermaßen begegnet, indem ich bei ihm lese, was die Natur im stillen in mir vorbereitet hatte, daß ich das lesen muß, wonach ich instinktiv in meiner Kunst gerungen."

In der Tat erklärt sich der Charakter des Malers in manchem durch die Wesensart dieses eigentümlichen, edlen, durchaus nicht unbedeutenden Mannes. Er hatte früh verzichten gelernt, hatte ein kurzes Eheglück durch den Tod seiner schönen und hochstehenden Frau gebüßt, war erst als Gymnasiallehrer, dann als Professor an der Universität von Freiburg durch seine schönsten Jahre hindurch an eine geringe Stellung verwiesen, sein bescheidener Lebenswunsch: die Professur in Heidelberg erfüllte sich ihm nicht, Zeit seines Daseins hatte er mit Geldsorgen zu kämpfen und als ihm endlich eine Reise nach Italien vergönnt war, war es eigentlich zu spät. Als ein müder Mann ging er hin, müde kehrte er wieder. Das Glück, das ihm seine zweite Frau, Henriette Heydenreich, ins Haus brachte, wird er kaum gewürdigt haben. Schwermut befiel ihn, die letzten Jahre seines Lebens brachte er, vor der Zeit gealtert, in Düsternis und Verbitterung zu. Unversöhnt mit der Welt und seinem Schicksal starb er.

Was Anselm, sein Sohn, von seiner früh hingeschiedenen Mutter geerbt haben mag, steht dahin: vom Vater erbte er den schnell umwölkten Geist; den fast schon pathologischen Zug verbitterter Melancholie, ungerechter Abkehr von der Umwelt. Die zweite Mutter, die ihn noch als Knaben bei ihrem Eintritt ins Haus fand, war gewiß von der unschätzbarsten Bedeutung für seine menschliche und wohl auch künstlerische Entwicklung. Man kennt sie aus ihren Briefen, die vor einem Jahr in Buchform (bei Meyer u. Jessen in Berlin)

erſchienen ſind. Aus ihnen gewinnt man das Bild einer außerordentlich edlen harmoniſchen, reichgebildeten Natur, deren tiefſte Wurzeln in Kunſt und Wiſſenſchaft ruhen. Die Geſchichte deutſchen Frauentums beſitzt keine Geſtalt, die neben Henriette Feuerbach an reiner Geiſtigkeit und dabei doch tiefſter Gefühlskraft und ſtill waltender Fraulichkeit beſtünde. Sie liebte vor allem die Muſik, ihr Bruder Chriſtian komponierte mit bedeutender Begabung, ſie ſpielte auf dem Klavier mit einer Vorzüglichkeit, die ihr die Anerkennung Clara Schumanns eintrug. In das Gelehrtenhaus verpflanzte ſie lebendige Kunſt. In dieſer Welt wuchs der junge Anſelm auf und wenn ſich ſeine Begabung als bildende auf der Seite der väterlichen Tätigkeit zeigte, ſo mag das Muſikaliſche in der Natur der Mutter die Entfaltung dieſes Talents, ſeine Beſtimmung zur lauteren und rhythmiſchen Wirkung wohl auch beeinflußt haben.

Den Knaben ſchon muß es in manchen Stunden myſtiſch durchfunkelt haben, vom Stamme der großen alten Maler zu ſein. In dieſem Sinne war er ganz ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, daß er mit den Blicken der Sehnſucht auf die große Zeit der Kunſt Italiens gerichtet war. „Natur und die Alten iſt die Loſung", ſchreibt er als Schüler und dieſer Loſung iſt er treu geblieben. Sein Talent zeigte ſich früh und mit ſolcher Beſtimmtheit, ſolcher Forderung nach dem Lebensberuf, daß man — trotz der ſchmalen Mittel — beſchloß, es heranbilden zu laſſen. Man ſandte den Knaben an die erſte deutſche Akademie, die von Düſſeldorf, der damals Wilhelm Schadow, der Sohn des großen preußiſchen Plaſtikers, vorſtand. Der einſtige Nazarener war zur Antike umgeſattelt und führte hier ein rationaliſtiſches und konſervatives Regiment, das einem freieren Geiſte wie dem Feuerbachs bald unerträglich werden mußte. Der alte Kampf zwiſchen der Akademie und dem Genie wird durch ein neues Beiſpiel bewieſen. Immerhin darf nicht vergeſſen werden, daß mancher wertvolle Einfluß hier auf den jungen Künſtler ausgeübt wurde und namentlich ſoll nicht unterſchätzt werden, daß Carl Friedrich Leſſing und Carl Sohn ſeine Lehrer waren. Insbeſondere der letztere mit ſeinen Gemälden verherrlichter Frauen muß auf den empfänglichen Geiſt Anſelm Feuerbachs gewirkt haben; ein Blick auf Sohns: „Donna Diana" im Städtiſchen Muſeum zu Leipzig zeigt, wo die erſten Anregungen zur Feuerbachſchen Kunſt zu ſuchen ſind. Sowohl die Geſtalten und Typen der Frauen als die Landſchaft tragen einen Charakter, den man direkt als Feuerbachiſch bezeichnen könnte.

Mit der weiterſchreitenden Kraft und Zeit mußte das klaſſiziſtiſch erſtarrte Düſſeldorf dem jungen Maler endlich unerträglich werden. Seine Sehnſucht, zu ſchaffen, ward zur Leidenſchaft. „Ich bin manchmal ganz erfüllt von ſo erhabenen und wohltuenden Gefühlen," ſchreibt er an die Eltern, „daß, ſollte ich ſie mitteilen, ich ganz in Verwirrung käme; es iſt mir oft ſo wohl und ſo wehe in dieſer Welt, ich fühle eine ſolche innere Kraft und Entzücken, daß ich auf einem feurigen Drachen oder ſonſt einem fabelhaften Geſchöpfe in der ganzen Welt herumſauſen möchte. Ich trage immer innerlich ein Etwas herum,

was eben zuzeiten übersprudelt, ich bin eben ein Feuerbach und werde feuriger von Jahr zu Jahr." Es wird niemanden wundernehmen, daß einem solchen Gemüte Direktor Schadow und seine Professoren nicht weiter von Belang sein konnten. Anselm setzte es durch, die Akademie verlassen zu dürfen. Schon damals war er entschlossen, sich der Historienmalerei zu widmen, was ihm das Bedeutendste seiner Kunst dünkte und der starken geistigen Neigung seines Naturells am ehesten entsprach.

In München, wohin er sich zunächst wandte, wirkte als Lehrer vor allem Karl Rahl auf ihn ein. Wie vorhin von Sohn gesagt wurde, daß Elemente seines Stils im Feuerbachschen leicht zu entdecken seien, so wird man auch Rahls herben Ernst und Adel im Oeuvre unseres Künstlers erkennen können. Doch blieb er nicht lange an der Isar, 1850 treffen wir ihn in Antwerpen wieder, das damals für den Hauptsitz der Historienmalerei galt. Die Vlämen Gallait und Biéfve hatten mit ihren großen geschichtlichen Gemälden: „Die Abdankung Karls des Fünften" und „Das Kompromiß des niederländischen Adels gegen die Inquisition" geradezu revolutionierend gewirkt. Die Frucht dieser Anregung war in Deutschland Kaulbach; Feuerbach verließ die belgische Akademie ohne Gewinn und wandte sich, halb verzweifelt, daß sein Weg sich nicht gestalten wollte, nach Paris.

Er trat in das Atelier von Couture ein und von diesem Augenblick an hatte er sich gefunden. Couture war ein Schüler von Delaroche, weniger als Maler, denn als Lehrer angesehen. In seinen Bildern wird man nicht viel an Bedeutendem finden, in seinem Atelier jedoch war schon das junge Frankreich lebendig, das sich in der Schule von Barbizon, in Millet und Courbet, repräsentierte. Feuerbach lernte hier malen und indem er sich im Traum des Kolorits vertiefte, vertiefte er sich zugleich in die Bilder seines Innern. Seine Phantasie mußte daran tiefer erglüht sein, stärker als je muß es ihn durchdrungen haben, daß er berufen war, größten Zielen der Kunst zu dienen. An einem Septembertage, als er gerade eine kleine italienische Begräbnisskizze malte, erhielt er die Nachricht vom Tode seines Vaters.

Er mußte nun nach Deutschland zurück. In Karlsruhe siedelt er sich an, voll Eifer ist er tätig, allein die Heimat gönnt ihm den Erfolg nicht; Intrigen aller Art erschweren ihm das Dasein. So begrüßt er es als Erlösung, als ihm der Großherzog von Baden ein Stipendium nach Venedig verleiht, mit der Bedingung, die Assunta des Tizian zu kopieren. Voll Glück, voll Hoffnungen tritt er die Reise an, ihn begleitet der Dichter des „Ekkehard", Josef Victor Scheffel.

Es gehört zu den schönsten Stellen des „Vermächtnisses", wo von Venedig die Rede ist. Hat Feuerbach in Paris seine Form endgültig gefunden, in Venedig sieht er den innersten Traum seiner Künstlerschaft bestätigt. In einem Briefe an die Mutter sagt er, „eine Welt von Ideen, Grazie und Ernst" hätte sich ihm aufgetan und man weiß wahrhaftig nicht, welche Worte sonst die

Eigenart ſeiner Gemälde beſſer charakteriſierten als dieſe drei, welche Griechenland, Italien und den deutſchen Geiſt gemeinſam in ſich zu faſſen ſcheinen. Sein ganzes Weſen erhöht ſich ihm wunderbar. „Mein Leben iſt mir manchmal wie ein Traum," ſchreibt er. „Wie kommt es doch, daß meine Bilder ſo feſt und unberührbar daſtehen und ich bin wie ein ſchwankendes Rohr? Oft ſehe ich hundert Jahre voraus und wandle durch alte Galerien und ſehe meine eigenen Bilder in ſtillem Ernſte an den Wänden hängen. Ich bin zu Großem berufen, das weiß ich wohl. Zur Ruhe werde ich erſt im Tode kommen. Leiden werde ich immer haben, aber meine Werke werden ewig leben."

Für die Leiden war bald geſorgt, man entzog Feuerbach das Stipendium. Es traf ihn wie „ein ſcharfes Schwert", „aber tödlich iſt die Wunde nicht, nur ſehr ſchmerzhaft". Dieſe Stunde war für ihn Entſcheidung und Schickſal. „Es gibt kein Drama," ſchreibt er an die Mutter; „dazu gehören zwei, das richtige tragiſche Schickſal und der richtige dumme Menſch. Der bin ich nicht. Ich ſchlage mich durch." Sein Entſchluß war gefaßt; er kehrte der undankbaren Heimat den Rücken und blieb in dem Lande, das ihn mit Tiefſtem begnadet hatte. Sein Ziel war Rom.

In Florenz ergreift ihn die alte Kunſt wieder; in der erſten Nacht, der Mond ſchien hell, wandert er durch die Gaſſen, er kommt auf die Piazza, weiß ſtrahlt der rieſige David des Michelangelo, der damals noch vor dem Palazzo Vecchio ſtand, auf ihn, an dem Perſeus des Benvenuto Cellini vorbei, kommt er zum Arno. Jeder Schritt Saat der Seele, die aufgehen ſollte in Bildern von Unſterblichkeit. In den Uffizien aber erfaßt ihn die Kunſt der alten Meiſter mit ſolcher Gewalt, daß er die Galerie ſofort verlaſſen muß, die Tränen liefen ihm unaufhaltſam die Wangen herab. In heftigem Fieber kommt er in Rom an.

Damit hatte Feuerbach den Boden erreicht, auf dem er einzig gedeihen konnte. Rom war ſeine Stadt und blieb es durch zwei Jahrzehnte. Hier entſtanden die großen Bilder: der Dante, die Iphigenie, Arioſt, die Medea, Franceska da Rimini, die Pietà, das Gaſtmahl. Man erkennt aus dieſen Titeln die Tiefe der Einwirkung dichteriſchen Geiſtes. Die Phantaſien und Geſtalten der Dichter zu malen, lag in der Zeit; es ſei nur an die Dante-Barke von Delacroix, an die Gemälde der engliſchen Präraphaeliten, an Kaulbach und Piloty erinnert. Aber Feuerbach war ſelbſt dichterlicher Art, ihn ergriff die Idee des Bildes wie der Stoff den Dramatiker ergreift. Und wo eine Idee nur edel, hoch und rein war, da war er ſchon im Innerſten von ihr berührt. Er hatte das lyriſche Gefühl für die heroiſche oder elegiſche Vorſtellung, darum ging ihm Dante ſtets nahe, darum ließ ihn Iphigenie und Medea nicht, bis er ſie endgültig geſtaltet hatte; von beiden wie auch vom Gaſtmahl des Plato exiſtieren zwei Faſſungen. Die Stoffe gehören den Vorſtellungskreiſen der Antike und der Renaiſſance an, darin zeigt ſich Feuerbach als ganz im neunzehnten Jahrhundert befangen, aber er gewann aus ihnen

an Geſtalt und Ausdruck mehr als die hiſtoriſche Erſcheinung oder die theatraliſche Figur; ihm gelang das Ewige des menſchlichen Gefühls aus ihnen zu heben, Sehnſucht, Traum und Schmerz in der Verklärung der Vergangenheit rein darzuſtellen; ſo wuchs er über die Zeit hinaus und ſteht in der Sphäre der alten Meiſter Italiens.

Umgeben von dieſen Bildern, erfüllt von hohen Träumen und Ideen hätte er in Rom eines glücklicheren Lebens kaum teilhaftig werden können. Seine ſtolze Natur fand Genuß an ſich ſelbſt und er empfand es tief, daß ihr ſchaffende Gewalt und Macht über Schönheit gegeben war. Aber es war ihm nicht beſtimmt, zu ruhen und ſich zu entfalten. Die Sorge um das Leben, die gemeine Not des Brotes ward ſein Dämon, der ihn nie verließ. Kaum einer ſeiner Briefe an die Mutter iſt aus freier Seele gekommen. Geld, immer wieder Geld müſſen ſie fordern. Seine Bilder werden nicht verkauft, auf jedes neue ſetzt er ſeine ganze Hoffnung, in der Welt draußen enttäuſcht es ihn. Bitterſte Tage des Elends und der Demütigung macht er durch. Die Mutter, die ſich ſelbſt nur kümmerlich mit Klavierſtunden und literariſchen Arbeiten fortbringt, muß ihn unterſtützen; ſie führt für den in geſchäftlichen Dingen gänzlich Unbewanderten die Korreſpondenz mit den Galerien, Ämtern, Ausſtellungen, ſie richtet ihn mit gütigem Wort, mit Troſt und Glauben immer wieder auf. Er iſt leicht verletzlich und mißtrauiſch, er leidet mehr, als ihm zu leiden auferlegt iſt, ſie erfüllt an ihm in der edelſten, ſchönſten Weiſe das Amt fraulichen Beiſtandes. An geiſtiger Höhe ihm jedenfalls überlegen, menſchlich reicher und reifer, dient ſie ihm mit rührender Treue. Ihrer feſten und ruhigen Natur wird das ſanguiniſche, nervöſe, ungerechte Temperament des Sohnes nicht ſtets ſympathiſch geweſen ſein, aber das Edle im Kern beider Menſchen war gleicher Art. „Ich glaube wirklich," ſchreibt er, „daß ein ſolches Verhältnis zwiſchen Mutter und Sohn, ein ſolches inneres Verſtändnis ein Stück Glückſeligkeit auf Erden iſt." Sie wieder ſchreibt an ihren Freund Michael Bernays über den Sohn: „Wir ſtehen gut und ſchön zuſammen. Was ich weiß und habe, kann ich ihm gegenüber wenig brauchen, aber was ich geworden bin, dient zum Aufnehmen und Verſtändnis ganz neuer wunderbarer Lebensſeiten. Ich komme mir dabei ſelbſt ſehr unbedeutend und doch ſehr glücklich und reich vor . . . Ich bin gar zu glücklich, meinen Sohn ganz auf eigenem Grund und Boden begrüßen zu können."

Der Haß gegen Deutſchland, der in ihm allgemach aufkam und immer tiefer ging, erklärt ſich daraus, daß man ihn überall, nicht nur in ſeiner engeren Heimat Baden, geradezu überſah oder fallen ließ. In den Ausſtellungen wurden ſeinen Bildern ſtets die ungünſtigſten Stellen angewieſen, die Kritik fiel ihn an, die Bilder wanderten von Stadt zu Stadt, nirgends fanden ſich Käufer. Aufträge, um die er ſich bewarb, erhielt er nicht. Er war gezwungen, Portraits und kitſchige Köpfe um des nackten Lebens willen zu malen und er wäre buchſtäblich verhungert, hätte ſich ihm nicht in letzter Stunde in der Geſtalt des

Grafen von Schack ein Retter gewieſen. Die wundervollen Bilder, die heute die Zierde der Schackſchen Galerie in München ſind — vor allem die prachtvolle Pietà, Paolo und Franceſca, Dante und die Frauen, der Hafis, die Kinder am Meere — wurden dem Grafen damals um ein ganz geringes Geld gemalt und verkauft. Auch dieſes Verhältnis ſollte nicht allzulange währen. Differenzen zwiſchen Schack und ſeinem Maler, der eigene Ideen und nicht die des ſchöngeiſtigen Grafen geſtalten wollte, erſchwerten es und hoben es endlich auf.

Es hat etwas Rührendes, wie ſich das deutſche Gefühl bei Feuerbach im Jahre 1871 plötzlich aus der Tiefe hebt. Er bittet die Mutter, ihm die Einnahme von Paris ſogleich telegraphiſch zu melden, damit er der erſte ſei, der die Fahne herausſteckt. „Was die Deutſchen an mir geſündigt haben, ſoll man mir nicht anſehen," ſchreibt er. „Wenn ich glaubte, mich nützlicher zu machen, indem ich meine Glieder den Kugeln der Franzoſen preisgebe, ſo würde ich es ſorglos und ohne Säumen tun." Er liebt ſein Vaterland, obgleich er ihm nichts zu danken hat, ſein Haß gilt denen, die ihn ins Elend gebracht haben; aber er konnte auch ſchreiben: „Daß ich mein Vaterland haſſe, das iſt meine ſüße und bittere Rache" und: „Hat Dante Erfolg in Paris, ſo wird der Augenblick der Rache und Triumph mir Jahre vergeſſen machen." Not und Enttäuſchungen zerſtören und verbittern ihn, er iſt manchmal an der Grenze des Lebens und kaum noch einen Schritt vom Selbſtmord entfernt. Ähnlich Schiller faßt er den Plan, ſich durch eine Geldheirat zu retten, aber doch vermag er ſich nicht zu entſchließen. Der Anblick ſeiner Bilder nur gibt ihm Troſt. „In der Abenddämmerung, um dieſe Stunde, ſehen meine Bilder, die mich umſtehen, ſo aus, als trügen ſie die Berechtigung zu exiſtieren in ſich." „Warum," ſagt er ein andermal, „ergreift mich der bloße Gedanke an Iphigenie ſo ſehr, warum rührt mich dieſe uralte Geſchichte ſo ſehr, daß ich nicht Ruhe habe und Raſt, ſie durchzubilden, währenddem ich mit Juden, Geldmangel, Neid und Kränkung im Leben zu kämpfen habe!"

Dennoch wird Feuerbach von dem Vorwurf nicht freizuſprechen ſein, daß er allzu weich, allzu ſenſibel geweſen iſt, nennt er ſich doch ſelbſt einmal einen „weichen launiſchen Knaben". Die ſchnelle Verdüſterung ſeines Weſens ſcheint ſein Erbteil vom Vater her geweſen zu ſein. „Es mag eine Doſis unberechtigter Melancholie in mir ſitzen vom Vater her," ſagt er ſelbſt, „und ich ſelbſt mag an vielem ſchuld ſein, obgleich ich nichts bereue, aber manchmal will es mir bedünken, als ſei es unedel von meiner Zeit, daß ſie der aufblühenden Blumen nicht wartet, nicht pflegt, ſondern raſch pflückt oder — zertritt. — Wie kann ich meine Kunſt in Rapport mit dem Leben bringen, wenn mir letzteres nichts bietet!" Seine Melancholie, ſeine Sucht zu klagen, hat ohne Zweifel einen pathologiſchen Zug. Die Lektüre ſeiner Briefe, die in zwei umfangreichen Bänden unlängſt (bei Meyer u. Jeſſen in Berlin) erſchienen ſind, wird durch die ſtändige Wiederkehr derſelben Dinge und Beſchwerden erheblich beeinträchtigt,

der zweite Band iſt kaum noch erträglich. Freilich war er wehrlos, ſein Schickſal unverdient und jeder Gedanke daran Empörung und wer ſagen kann, daß der Schmerz wie ein Raubtier an ihm hänge, dem darf man wohl glauben, daß er leidet.

Man fragt ſich, was die Urſache dieſes dauernden Mißerfolges ſein könne? Feuerbach ſtand im Grunde ganz auf dem Boden ſeiner Zeit; er war Hiſtorienmaler wie Piloty und Makart, er ging in der Vergangenheit auf wie ſie. Er war kein Revolutionär, nirgends ſtieß er an, nur das Edelſte war ihm gemäß, und die Schönheit ſein oberſtes Geſetz. Man kann ſagen, daß es die Tiefe war, in die er ſich ſtets begab, was ihm den Erfolg vorenthielt. Er war eine im Innerſten lyriſche Natur, alle ſeine Bilder ſind von einem lyriſchen Grundgefühl geſchaffen, und dafür hatte die Zeit kein Herz. Er ging den Dingen auf den Grund und ſo auch ſeinen Träumen. Die Welt, die ihm hätte erwidern ſollen, liebte den Prunk, die Oberfläche, den vergehenden Rauſch. Das Pathos und die Dekoration ſiegten, er, der die Reinheit einer Seele zu geben hatte, unterlag. Als er auf dem Höhepunkte ſeiner Exiſtenz ankam, wollte es ſein Schickſal, daß auch die deutſche Nation ihren Gipfel erſtieg; das Jahr der deutſchen Einigung ward ihm zum Untergang. Denn nun war man voll von ſich, von den Triumphen lärmend, und die ſtille Stimme der Kunſt verklang. Die Gründerjahre, der wirtſchaftliche Aufſchwung, das Erwachen eines neuen materiellen und ſozialen Geiſtes ſchloſſen die Idealitäten einer ewig verlorenen Traumwelt aus, in der Feuerbach lebte. Dieſelbe Epoche, die Nietzſche überhörte, überſah auch ihn. Das Selbſtbewußtſein der Nation geſtattete ihr nicht, einer Kunſt entgegenzukommen, die ihr fremd war; was hingegen ihr durch Gefälligkeit oder Pathetik entgegenkam, unterſtützte ſie und ſchien ſich edel dabei.

Feuerbachs Unſtern fügte es überdies, daß er als Profeſſor der Akademie nach Wien berufen wurde, der Stadt Makarts, den er ſtets als ſeinen glücklicheren Nebenbuhler anſah. Hier nun war es, wo ihm die böſeſten Demütigungen angetan wurden. Der Geſchmack der Stadt, an Makarts Koloſſalgemälden geſchult, duldete ſeine Kunſt nicht, die Kritik rezenſierte ihn mit Hohn und Spott, man verfolgte ihn geradezu und Speidel, der zu ſeinem Freundeskreiſe in Wien gehörte, erzählt, daß ſogar im Gaſthaus, darin Feuerbach zu Mittag aß, unter ſeinem Kuvert Zettel mit Schmäh- oder Spottworten lagen. Allmählich ergriff den reizbaren Mann Erbitterung gegen die feindliche Stadt. Seine einzige Freude waren ſeine Schüler, allein er bekam kein Atelier in der Akademie und war gezwungen, täglich von einem Schüler zum anderen zu fahren. Als die Linienwälle fielen und Wiens große Bauzeit anbrach, zog man Feuerbach für die Ausſchmückung der Univerſität, des Parlaments und der Akademie heran. Es iſt bekannt, daß man dem Künſtler die ſchon erteilten Aufträge wieder entzog, nur das Deckengemälde in der Akademie wurde ihm belaſſen: es ſtellt den Sturz der Titanen dar, keineswegs ſeine bedeutendſte Arbeit: vor dramatiſchen Aufgaben — wie auch bei der Nürnberger Amazonenſchlacht — mußte

er ſcheitern. Die Kämpfe, die er hier mit den Behörden, dem Unterrichtsminiſter Stremayr, dem Architekten Hanſen, dem Akademiedirektor Eitelberger auszufechten hatte, untergruben ſeine Geſundheit, verbitterten ihm den Wiener Aufenthalt völlig. Seine Mutter ſtand ihm auch hier aufs treueſte zur Seite, ſie beſtärkte ihn nicht, zu bleiben, ſie wußte, daß Wien ihm ſchädlich war; „ich haſſe Wien," ſchrieb ſie. Er nahm, um ein Ende zu machen, einen Krankheitsurlaub nach Italien, von dem er nicht mehr in ſein Amt zurückkehrte.

„Was mich betrifft," ſchreibt er im „Vermächtnis", „ſo hatte ich Urſache, die Gemütlichkeit der Wiener etwas ungemütlich zu finden. . . . Ich habe vollſtändig begriffen, daß ein Leſſing oder Goethe in Öſterreich unmöglich geweſen wäre; ſelbſt dem beſcheidenen Grillparzer hat man den Lorbeer erſt auf das Grab gelegt." Man kann nicht leugnen, daß die Bitterkeit dieſer Anklage berechtigt war. Wien war die letzte und wohl auch ſchwerſte Leidensſtation dieſes Künſtlerlebens.

Feuerbach hatte ſeine Mutter überredet, von dem ihr liebgewordenen Heidelberg fort nach Nürnberg zu ziehen. Dort nahm er ſelbſt für eine Zeit Aufenthalt, dann ging er wieder nach Italien. In Venedig ſieht er die Aſſunta wieder, es entſteht das ſchöne Gemälde: „Das Konzert", das ſich heute in Berlin in der Nationalgalerie befindet. Er kommt wieder nach Rom, ſeine Stimmung iſt gleichmäßig ſtill, als wäre ſchon Abendlicht über ſeinem Leben. Er hat Luſt, die kleine Inſel Iſea im Venezianiſchen anzukaufen, er denkt an ein Hotel, das man einrichten könne, er wolle auf der Inſel begraben ſein und ſeine Grabſchrift hätte er ſich auch ſchon gedichtet; ſie lautet:

Hier liegt Anſelm Feuerbach,
der im Leben manches malte,
fern vom Vaterlande, ach! —,
das ihn immer ſchlecht bezahlte.

Noch einmal ſollte er über die Alpen fahren und die Mutter wiederſehen. In dieſer letzten Zeit überkommt ihn immer ſtärker eine Müdigkeit an der Kunſt; je friedlicher es ihm im Innern wird, um ſo ſtiller wird ihm der Wunſch, zu ſchaffen. Als er wieder ſüdwärts reiſt, hat er abgeſchloſſen mit allem. „Wenn man bei mir überhaupt noch von Zukunft ſprechen kann," ſchreibt er aus Bozen, „ſo iſt das Mißverhältnis ſo kraß, daß von Heiterkeit keine Rede ſein kann, auch dann, wenn man mir nach unſäglichen Kämpfen zuletzt eine Stellung gibt. Ich ſehe jetzt alles ein und habe keine Illuſionen mehr, ich ſtehe allein und kann nicht eine kleine Welt in der kurzen Lebenszeit überzeugen." — Rührend iſt, wie die Mutter um ihn ſorgt, wie ſie ihn bittet, allem Böſen auszuweichen, nur ſich ſelbſt und den innerſten Stimmen zu leben. Seine letzten Briefe aus Venedig ſind trüb und müde. Am 21. Dezember 1879 ſchreibt er zum letztenmal an die Mutter. „Einſtweilen ſteht wieder ein großes Kapital in meinem Atelier", mit einer Hoffnung ſchließt er auch dieſen Brief. Ihr letztes Schreiben, wieder voll Güte und Treue, wird man nur mit der innigſten

Rührung leſen. Es iſt vom 30. Dezember datiert und als Neujahrsgruß gedacht. „Da ich die Abſchiede nicht leiden kann," meint ſie, „ſag ich Dir lieber guten Tag im neuen als Adieu im alten Jahr, ohne Verdruß, ohne Sentimentalität im vollen Verſtändnis deſſen, was fehlt und was Du innerlich leideſt, und doch, nach dem bisher Errungenen, hoffend und in Zuverſicht und im guten Glauben. Die Wege ſind offen. Was ich bitten möchte, iſt einfach, Dich möglichſt ruhig und unbekümmert zu halten und Deiner künſtleriſchen Stimmung in Muße oder in der Tätigkeit freien Raum zu laſſen." Und in der Nachſchrift noch ſagt ſie das tiefſte Wort, das letzte, das ſie an den Sohn gerichtet hat: „Das iſt mein Troſt von einem Jahr zum andern, bis es endlich zu einer wirklichen Heimat kommt."

Dazu kam es nur zu bald; fünf Tage nachher, am 4. Januar 1880 tritt Feuerbach der Tod unvermittelt an. Ein Herzſchlag fällt ihn in ſeinem Gaſthauſe in Venedig. — Sein Leichnam wurde nach Nürnberg gebracht, wo er auf dem Johannis-Friedhof zur letzten Ruhe beigeſetzt ward.

Aber ſein Tod beſchloß ſein Schickſal nicht, er ſollte glorreich auferſtehen. Die Mutter, die bald ſiebzigjährige Frau, beſchloß, ein letztes Lebenswerk zu tun und wie ſie das Andenken des Gatten gerettet hatte, ſo rettete ſie nun das des Sohnes. Sie ging daran, ſeine Aufzeichnungen und die bedeutendſten Stellen aus ſeinen Briefen in ein Buch zuſammenzufaſſen, das von Anſelm Feuerbachs edler Art und Kunſt Zeugnis geben ſollte einer Nation, für die er nicht gegolten hatte. So entſtand, unter unſäglichen Mühen, als Frucht aufopferndſten Fleißes, Anſelm Feuerbachs Vermächtnis, das ſeinen deutſchen Ruhm begründete. 1882 erſchien die erſte Auflage bei Gerold in Wien und fand ſogleich ſtarken Abſatz; eine zweite Auflage mußte in kurzer Friſt gedruckt werden. Eine Geſamtausſtellung aller Werke in Berlin hatte endlich gewieſen, wer er war. Der bayriſche Staat erwarb den Nachlaß und ſetzte der Frau Feuerbach eine lebenslängliche Rente aus. Sämtliche Gemälde waren verkauft, nur die „Amazonenſchlacht" wollte niemand, da ſchenkte ſie Frau Feuerbach der Stadt Nürnberg. Es war ihr beſchieden, den vollen Ruhm des Sohnes zu erleben. Die Feier des zehnten Todestages ihres Anſelm hatte ihr die letzte Erhebung bereitet: ſie ſah das Andenken des Sohnes geehrt, er ſtand im Ruhm, ihr Werk war getan, ſie konnte ſcheiden. Knapp vor ihrem achtzigſten Geburtstag, noch inmitten eifriger geiſtiger Tätigkeit, am 5. Auguſt 1892 entſchlief ſie zu Ansbach.

Anſelm Feuerbachs Zeit iſt heute voll gekommen, die Bücher, die von ſeiner Kunſt und ſeinem Leben Zeugnis geben, finden die ſtärkſte Teilnahme, ſeine Geſtalt erſcheint verehrungswert und märtyrhaft und nationaler Stolz hängt ſich nur zu gern an ſie. Neben Leibl, Marées, Menzel, Böcklin zählt er zu den repräſentierenden Männern der deutſchen Malkunſt im neunzehnten Jahrhundert und dieſe Stellung dürfte unverrückbar bleiben. Man könnte ſagen: die Entwicklung habe er nicht mit beeinflußt, ihre Linie gehe nicht über

ihn, und wenn man ſie mit einem Strom vergliche, ſo ſtelle er keinen neuen Zufluß dar, ſondern eher eine Inſel mitten in der Flut, dieſe jedoch von höchſter Schönheit, gleicherweiſe aus der Kraft des Nordens wie aus der Süße des Südens gewonnen. Nun — es ſcheint, als ob die heute ſo beliebte künſtleriſche Wertung, die vor allem das Moment der allgemeinen Entwicklung ins Auge faßt, allgemach gefährlich wird. Die präſtabilierte Harmonie einer wohlgeordneten Entwicklungsreihe wird in der Naturbetrachtung oft genug in Frage geſtellt, erſt recht in der Geſchichte der Kunſt. So gewiß die Mitarbeit der Zeit und der ſozialen Sphäre des Künſtlers an Weg und Werk iſt, ſo gewiß walten aber auch myſtiſche Kräfte, die durch nichts, auch nicht die genaueſte Analyſe der Einzelperſönlichkeit erklärbar ſind. Der ſpäteren Betrachtung liegt ob, die Grenzen zu ziehen und das Maß der erreichten Werte feſtzuſtellen. Unſere Gegenwart leidet an einer Überſchätzung des Neuen; im blinden Fortſchritt begriffen, gewahrt ſie nicht das grauenvoll-ſchnelle Veralten und Verflachen des kaum erſt als neu und bahneröffnend Geprieſenen. In maßloſem Stolze auf Errungenſchaften einer in der Tat bewundernswerten Zeit vergißt ſie jener unerſchöpflicher Urquellen, die ſeit je die Welt nähren und an den Tiefen des Menſchentums gebildet haben. Dort, auf jener Seite ewigen Werts, zeitloſer Schönheit, finden wir Anſelm Feuerbachs Geſtalt. Seine Kunſt iſt die eines abſoluten Geiſtes, dem das Zufällige, Zeitliche, Unerhörte nicht mehr gilt. Seine Bilder ſind — wenn dies zu ſagen geſtattet iſt — ſchon Ideen von Bildern. Eine Welt von Reinheit, Erhabenheit, Adel und Freiheit iſt in ihnen aufgeſchlagen, eine „Welt von Ideen, Grazie und Ernſt", wie er ſie ſelbſt genannt hat, als ſie ihm unter italiſchem Himmel dämmerte.

Man warf ihm vor, daß er ſich allzu ſehr an die Alten halte, ſelbſt die Mutter konnte dieſen Tadel nicht ganz unberechtigt finden. Es ſcheint in der Tat, als hätte jene frühe Kopie der Aſſunta den Charakter des noch werdenden Künſtlers venezianiſch beſtimmt. Immerhin darf nicht vergeſſen werden, daß ſeine geſamte Zeit von den größten Werken der Kunſt abhing, freilich in äußerlich-epigoniſcher Weiſe, während er in der Tiefe begriff, daß Vollkommenheit in der Erſcheinung Schönheit war und daß er als einzelner zu denſelben Erfüllungen reifen mußte, die einer künſtleriſch und menſchlich tauſendfach reicheren Zeit von ſelbſt innewohnten. Er war — trotz Holbein — der einzige deutſche Renaiſſance-Künſtler, der in der Wirkung den alten italieniſchen Meiſtern nahekam. Er bezwang die große Linie der Venezianer als der einzige Deutſche nach faſt vier Jahrhunderten; im Kolorit freilich blieb er Nordländer, ſeine verhängte Farbe iſt dort am grandioſeſten, wo ſie Melancholie und Ernſt zu begleiten hat. Seine Geſtalten wirken monumental. Was ſeiner Natur an Freiheit und Heiterkeit mangelte, erſetzte er mit einem ungeheuren, ſtets entflammten Willen zur edelſten Bildung, zur reinſten Figur. Sein Maß war die Schönheit, die eine ferngewordene Zeit aus ſich ſelbſt erreicht hatte, und man darf von ihm ſagen, daß auch er ihrer teilhaftig ward, allerdings unter

welchen Opfern! Er war kein Liebling der Grazien, aber er warb um ſie ſo lange, bis ſie ihn dulden mußten.

Er ſagt in den Anmerkungen zum Vermächtnis: „Der landesübliche Vergleich der Hiſtorienmalerei mit der dramatiſchen Dichtung, das Genre mit der Lyrik, iſt ganz unbrauchbar, weil in der Dichtkunſt Dinge erlaubt ſind, die die Grenzen der Malerei überſchreiten und umgekehrt.“ Dennoch hat er dieſe Grenzen oft überſchritten. Ein Funke des Wagnerſchen Gedankens von der Vereinigung aller Künſte im Geſamtkunſtwerk muß geheim in ihm geleuchtet haben. Er malte nie ein Bild ohne die Sehnſucht nach jener innerlichſten Wirkung, wie ſie dem Dichter gelingt. Er beneidet den Muſiker um die tiefere Macht des Ergreifens: „Selig iſt Mendelsſohn zu preiſen,“ ſchreibt er, „deſſen ganze Seele wogt die Welt hinauf und hernieder, all ſein Sehnen . . . all ſein Dichten liegt klar in der lieblichſten Form da . . . ſelig all die großen Geiſter, deren Innerſtes mit Rieſengewalt und Zauberkraft aufs Papier gebracht iſt, aber ſo ein Maler! . . . Wenn der Muſiker komponiert, denkt er in Tönen und die Töne ſind die Noten, alſo ſo gedacht, ſo gemacht, der Dichter denkt in Worten, alſo ſchreibt er die gedachten hin und da iſt ſeine ganze Seele, der Maler denkt, und wenn er ans Machen geht, ſo kommen dieſe hundert Schwierigkeiten, da muß Kontur ſein, da Farbe und Zeit . . . ſo malt er und malt in ſich hinein, wird immer kühler und kühler und zuletzt kann er ſich nicht mehr denken, wie er anfangs gedacht und macht ſich weis am Ende, er hätte ſo gedacht, wie ſein Gemälde daſteht.“

„Ich wollte,“ ruft er aus, „es käme ein Engel vom Himmel, der malte mit Götterhand ſo wie man denkt!“ — Das iſt wohl mehr, als die metaphyſiſche Unzulänglichkeit des Künſtlers, und wenn Feuerbach in einer freieren Stunde ſagen konnte, um ein guter Maler zu ſein, bedürfe es vier Dinge: ein weiches Herz, ein feines Auge, eine leichte Hand und immer friſch gewaſchene Pinſel, ſo vergaß er des Dämons, der ihn am bitterſten leiden gemacht, allein ihm auch die Pforte der Unſterblichkeit eröffnet hat: ſeiner menſchlichen Seele.

Seine Iphigenien zeigen am beſten, wie er war, in dieſer Figur von äußerſter Erhabenheit und Reinheit iſt die Idee ſeiner ſelbſt immanent. „Deine Iphigenie iſt identiſch mit Dir geworden,“ ſchreibt ihm die Mutter, „es kann keinem anderen Maler mehr einfallen, dieſen Gegenſtand zu wählen“. Man gedenke der tief in ſich ruhenden, weißgewandeten hohen Geſtalt, an die Böſchung gelehnt, einen Ölzweig in der Hand, am Rande des Meeres, und jener zweiten mit dem Perlenband im Haar, lauſchend auf den Laut der Flut, deren Ferne die Heimat birgt. Und man wird der ewigen Geſtalt begegnen, die ſeit Goethe in uns lebt.

Aller dieſer Schöpfungen gedenke man wieder, jener Poeſie in der Karlsruher Galerie, an der Raffael gebildet zu haben ſcheint, des Dante zwiſchen den Frauen, der Madonna, die Muſik von Engeln umklingt, der Frauen, die

die Züge der ſchönen Römerin Nanna tragen, der Knienden vor der Leiche des Herrn, der Mater dolorosa, deren Rücken und Gewandung ſo von Schmerz zeugen, daß man nicht die Verborgenheit des Antlitzes bemerkt. Der Kinder gedenke man, mit den Mandolinen, im Wald und am Meere und der Nymphe mit bekränztem Haar, die ſie heimlich belauſcht, vor allem aber jenes wundervollen Bildes in Berlin, das er Ricordo di Tivoli genannt hat und darin das Schweigen ſeliger Natur tiefer dargetan iſt als in den Allegorien von Böcklin. Groß erſtehe die Medea mit den beiden Kindern und das Schiff, das die Ruderknechte ins Meer hinabdrängen, und es ſprenge der Reiter auf dem ſchwarzen Pferd von der Amazonenſchlacht wieder einher. Die edle Erſcheinung der Selbſtbildniſſe von München und Wien veranſchauliche mehr als hier mit Worten geſagt werden kann, und mehr als alles liebevolle und bewundernde Gedenken wird das Bild bewegen, das er von der Mutter gemalt hat. Das letzte Gemälde, das Konzert, gemahnt wieder an die raffaeliſche Weiſe der Poeſie, das letzte Bekenntnis zu der großen Zeit, der nicht angehört zu haben Anſelm Feuerbachs tiefſte Tragik ausmacht.

Sein Kampf iſt vorüber, ſein Ziel für alle Zeiten erreicht. Seine Paſſion ergreift uns, ſein Sieg aber erhebt uns auch über ſie. Aufs neue lernen wir erkennen, welche Opfer an zeitlichem Glück der Genius erheiſcht. Umſo verehrenswerter wird uns das Bild des Abgeſchiedenen, um ſo entrückter in eine Sphäre, in der er wohl ſchon bei Lebzeiten geatmet hat. Und man begreift, daß ſich der Ringende ſchmerzvoll auf jenen Ausſpruch des Vaſari berufen konnte, daß Glück und Kunſt in ſteter Feindſchaft miteinander leben, denn wenn ſie ſich in einem Menſchen vereinigen wollten, ſo wäre das etwas ſo Vollendetes, daß es alle anderen vor Neid nimmer aushalten könnten. „Das Leben war ihm gut genug für ſeine Kunſt," ſchreibt die Mutter in einem ihrer erſchütternden Dankbriefe auf Kondolenzen. „Er iſt ein Opfer des Unverſtandes, der ſchlechten Zeit, des Neides und ſchließlich ſeiner eigenen, feinen, reizbaren Natur geworden, die kampfesmüde war und die Waffen niederlegte. Er ſtarb nicht an einer Krankheit, es iſt ihm einfach das Herz gebrochen," klagt ſie zu Konrad Fiedler. Aber zu Allgeyer ſchon findet ſie das Wort, das wie als ein Motto hoch ſteht über ſeinem Leben. „Es hat nie einen Menſchen gegeben, der ſo rein er ſelbſt war als Anſelm."

Johannes Brahms war es, der dem Toten die höchſte Ehre verlieh: er weihte ihm ſeine „Nänie". Und die Worte, die Henriette Feuerbach nach dem Tode Anſelms über ſie an Brahms ſchrieb, es war eine abendliche Winterſtunde, ſcheint in ihnen nicht die lebendige Seele des gefeierten Geiſtes ſelber hinzuſchweben? Iſt es nicht Anſelm Feuerbachs Kunſt, die gleich dem Liede „über den Abgründen des irdiſchen Lebens in Verklärung" ſteht, „nicht ſo hoch, daß der Schmerzenshauch es nicht erreichen kann und nicht ſo tief, daß es von ihm getrübt wird?" Auch ſie „nimmt alles auf und löſt es zu ewigem Genügen".

Die Engländer in Indien

Von Nadir

Siehe auch Heft Nr. 2, 11, 12 von diesem Jahre

Ein hoher englischer Beamter in indischen Diensten sagte mir einmal: „Um den Indern handgreiflich zu beweisen, wie unberechtigt ihr Wunsch nach völliger Unabhängigkeit ist, müßte eigentlich eines schönen Tages die ganze englische Militär- und Zivilverwaltung einpacken und die Heimreise nach England antreten. Schon in Aden würden wir ein Telegramm vorfinden, das uns dringend wieder zurückriefe. Leider ist das Experiment zu teuer, als daß es versucht werden könnte. Denn der sofort ausbrechende Krieg aller gegen alle würde in wenigen Tagen die ganze englische Kulturarbeit vernichten."

Dieser Ausspruch eines Mannes, welcher Indien kennt, trifft den Kern der ganzen Frage. England hat den Kämpfen der ewig untereinander verfehdeten indischen Machthaber ein Ende gemacht und die mit wildem Fanatismus geführten Religionsstreitigkeiten unterdrückt. Die Ursachen der Uneinigkeit sind aber damit noch nicht beseitigt. Äußerlich herrscht zwar Friede, aber das Feuer glimmt unter der Asche weiter. Schon bei geringfügigen Anlässen züngeln hier und da die Flammen empor. Fehlte die starke und wachsame Macht, welche immer wieder das Feuer lokalisiert und löscht, der Brand wäre bald allgemein.

Im Jahre 1908 ereignete sich ein für den Religionshaß charakteristischer Zwischenfall. In Tithagur, einem vor den Toren Kalkuttas gelegenen Fabrikort, veranstalteten die Mohammedaner während des Trauermonats Moharrem einen religiösen Umzug. Die Wogen der Religionsbegeisterung gingen, wie so häufig bei solchen Anlässen, höher und höher, so daß man schließlich einige Kühe schlachtete und mit deren Blut die Hinduheiligtümer besudelte. Nun ist bekanntlich für den Hindu die Kuh ein heiliges Tier, deren Tötung für ein weit schwereres Verbrechen gilt, als die Ermordung eines Menschen. Die Tat der Mohammedaner verletzte also die heiligsten Gefühle der Hindus und forderte Rache. Den Bemühungen der Polizei gelang es zwar noch an diesem Tage, einen Zusammenstoß der beiden Parteien zu verhindern. Während der Nacht aber rächten sich die Hindus, indem sie ein totes Schwein in eine Moschee warfen. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht von dieser der mohammedanischen Religion angetanen Schmach in der Umgegend und schon am folgenden Tage zogen von allen Seiten mit Knütteln bewaffnete Mohammedaner auf Tithagur — es sollen mehr als zehntausend gewesen sein —, um über die Hindus herzufallen. In Kalkutta herrschte damals über den Zwischenfall nicht geringe Erregung. Truppen wurden abgeschickt, um den bedrohten Ort vor den anrückenden Horden zu schützen. Während der nun folgenden langen Verhandlungen zwischen dem Truppenkommandanten und den Führern der „Belagerungsarmee" betonten diese letzteren immer wieder, sie seien ganz loyale Untertanen der englischen Regierung; aber an den Hindus wollten sie

Rache nehmen; ehe sie darauf verzichteten, würden sie selbst vor einem Angriff auf die Truppen nicht zurückschrecken. Schließlich zwang man die Leute sich zu zerstreuen, indem man ihnen das Wasser abschnitt. In Peschawer ereigneten sich im folgenden Jahre ähnliche Unruhen, deren Einzelheiten ich nicht kenne. Doch gab es damals zahlreiche Tote und Verwundete.

Was sich so heute in einem engbegrenzten Rahmen abspielt, ist ein getreues Abbild dessen, was sich nach Abzug der Engländer im großen in Indien ereignen würde. Man wirft den Engländern so häufig vor, daß sie den Zwist der Religionen nach dem Prinzip: divide et impera im geheimen schürten. Wahr ist daran nur, daß die Engländer an den in der Minderheit befindlichen Mohammedanern natürliche Verbündete gegen die Hindumajorität finden (50 Mill. : 250 Mill.). Aber das Schüren des Religionshasses ist bei der zwischen den Anhängern der verschiedenen Religionen herrschenden Erbitterung wahrhaftig nicht mehr nötig. Den Engländern wäre es viel lieber, wenn die Feindschaft weniger groß wäre. Denn auch das Amt des Friedensengels kann auf die Dauer recht lästig und kostspielig werden. Im Bestreben unparteiisch zu sein, kann man sich leicht die Sympathien beider Teile verscherzen, wenn z. B. jede Partei glaubt, sie habe den Unparteiischen gar nicht nötig und würde ohne dessen Eingreifen allein Herr der Situation sein.

In den Anfängen der Eroberung Indiens, als dort noch große selbständige Staaten neben dem englischen Kolonialreich bestanden, hatten die Eingeborenen Gelegenheit, Vergleiche zu ziehen und lernten die Vorzüge des englischen Regierungssystems schätzen. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als der kluge Lord Bentink seine großzügigen und humanen Reformen durchführte, baten die Einwohner Sinds (an der Mündung des Indus) und die mohammedanischen Untertanen der Sikhs die Engländer geradezu, ihr Land zu annektieren, um so der Segnungen des britischen Regierungssystems teilhaftig zu werden. Die nun schon mehr als fünfzig Jahre währende pax britannica hat die Erinnerung an die Schrecken der früheren Zustände verwischt, so daß man den ersehnten Befreier von damals heute mehr und mehr als lästigen Fremdling empfindet. Andere Ursachen tragen dazu bei, die Lage noch mehr zu verschärfen.

Alle vorenglischen Eroberer Indiens hatten nur dadurch ihre Herrschaft fest begründen können, daß sie sich dauernd im Lande ansiedelten und sich, so gut sie konnten, in nationale Herrscher verwandelten. Die Familie der Babers galt trotz ihrer mongolischen Abstammung schon in der dritten Generation ganz als einheimische Dynastie und genoß daher trotz der jämmerlichen Schwäche ihrer späteren Repräsentanten noch bis zu ihrer Absetzung im Jahre 1857 ein weitreichendes Ansehen. Die herrschende Klasse verleugnete also ihre Nationalität und stieg zu den unterworfenen Völkern herab. Damit legte sie zwar den Keim zu ihrem späteren Verfall, half sich aber über die Schwierigkeiten der Gegenwart hinweg. Die Engländer sind dagegen dem Lande, in dem sie

nun schon mehr als hundertundfünfzig Jahre herrschen, immer fremd geblieben. Selbst Leute, die ein Menschenalter in Indien zubringen, werden dort nicht heimisch. Vom ersten Tage seiner Ankunft zählt der englische Beamte fast die Tage, welche er noch im Lande zubringen muß, um sich die Pension von 1000 Pfund zu erwerben.*) Keine bessere englische Familie wird es versäumen, ihre in Indien geborenen Kinder schon im jugendlichsten Alter nach England zu schicken, damit diese dort eine rein englische Erziehung erhalten. Denn jedem in Indien geborenen und aufgewachsenen Engländer hängt das „native bread" (im Inland aufgewachsen) als eine Art Makel an. Die Zahl der englischen Familien, welche schon seit mehreren Generationen in Indien sitzen, ist daher verschwindend klein. Sie werden auch von ihren eigenen Landsleuten fast wie Eingeborene behandelt, haben keinen Zugang zu den höheren Staatsstellungen und können kaum in den guten Gesellschaftskreisen verkehren. Das Los der aus anglo-indischen Mischehen abstammenden Eurasier ist noch schlimmer. Weder Eingeborene noch Engländer wollen etwas von ihnen wissen.

Von beiden Völkern ausgestoßen, meist mit den charakteristischen moralischen Defekten der Mischlinge behaftet, sind sie Fremdlinge in ihrer eigenen Heimat. Ein Engländer, welcher eine Eingeborene oder eine Eurasierin heiratet, ist gesellschaftlich geächtet. Wer auch nur einen Tropfen asiatischen Blutes in seinen Adern hat, ist aus allen englischen Klubs ausgeschlossen. So haben die Engländer eine unübersteigbare Mauer zwischen sich und den von ihnen regierten Völkern aufgerichtet. Jeder Engländer, und sei er der niedrigste Beamte**),

*) Der Gedanke, man könne seinen Urlaub dazu benutzen, das interessante Land auch einmal außerhalb seines Bezirkes kennen zu lernen, anstatt am ersten Urlaubstage mit der schnellsten Gelegenheit nach England zu fahren, ist den meisten englischen Beamten und Offizieren unfaßlich. Ich habe Engländer getroffen, die jahrelang in Indien zugebracht hatten, aber nie auf den Gedanken gekommen waren, die großartigen Denkmäler indischer Vergangenheit in Agra, Delhi usw. zu besuchen.

**) Engländer in dienenden Stellungen, als Arbeiter oder gar als Bettler wird man in Indien nie sehen. In den von Rußland eroberten Gebieten waltet das entgegengesetzte Prinzip. In Russisch-Turkestan laufen russische Lastträger und Bettler in Menge herum und mischen sich anstandslos unter ihre einheimischen Kameraden, während die unterworfenen Turkmenen meist wohlhabende Leute sind, mit denen der russische Beamte und Offizier nicht selten wie mit seinesgleichen verkehrt. Man könnte im Zweifel sein, welche Methode die richtige ist. Engländer und Inder bleiben sich stets fremd, während Turkestan sich rasch russifiziert. Allerdings wird auch der Russe durch Aufnahme dieser Fremdvölker immer asiatischer und entfremdet sich immer mehr dem westlichen Kulturkreise. Vom Rassenstandpunkt betrachtet dürfte das nicht unbedenklich sein. Handelt es sich doch um das alte, von unseren Gleichheitspropheten so leicht genommene, in der Praxis aber noch nie gelöste Problem der Verschmelzung des Orients und Occidents. Schon Alexander der Große scheiterte an dem Versuch, es zu lösen, als er von seinen Myrmidonen verlangte, sie sollten ihm als persischem Großkönig huldigen. Die Afghanen Achmeds, des Duranis trafen instinktiv das Richtige, als sie sich nach dem großen Siege von Panipat (1761) weigerten, ihren Fürsten auf den Thron von Delhi zu setzen, sondern von ihm verlangten, er solle sie in die Heimat zurückführen und ein nationaler Fürst bleiben.

hält sich selbst für weit besser als den vornehmsten Inder von reinstem Brahminenblut. Das stolze „civis Romanus sum" ist ihm angeboren; nur faßt er diesen Begriff in einem weit höheren Sinne auf als der alte Römer. Durch Erwerbung des römischen Bürgerrechts konnte schließlich jeder dem asiatischen Rassengewimmel entsprossene Mischling ein „Römer" werden, während kein Asiate, kein Eurasier je hoffen kann, in die englische Herrenkaste aufgenommen zu werden. Instinktiv wehrt sich England gegen die Gefahr, wie das kaiserliche Rom zum nationalitätslosen Polizeistaat herabzusinken und bleibt, trotz seiner zahllosen fremdrassigen Untertanen stets streng abgeschlossener Nationalstaat. Hier liegen die Quellen englischer Kraft, das weiß jeder Brite, und darum ist ihm die Reinhaltung seiner Rasse zu einer Art selbstverständlichen Glaubenssatzes geworden.

Freunde erwirbt man sich durch solch stolzes Herrentum allerdings nicht. Unter dem Szepter seiner asiatischen Bezwinger konnte der Inder das demütigende Gefühl des Geknechtetseins nie allzu scharf empfinden. Er konnte sich sogar einbilden, er sei gar nicht besiegt und unterworfen. Denn der Eroberer brachte nichts als sein Schwert mit. Alles andere mußte er dem alten Kulturland entnehmen. Die verfeinerten Sitten, der Baustil, das Regierungssystem, ja sogar die Sprache ging vom Besiegten auf den Sieger über. So kam es, daß in Indien nicht wie in anderen Ländern die Befreiung aus der Knechtschaft, sondern oft gerade die Eroberung durch einen Fremden eine neue Blütezeit nationaler Kultur herbeiführte.

Erst bei den letzten Eroberern änderte sich das. Diese entstammten einem ganz anderen Kulturkreise und dachten nicht daran, Sprache und Sitten des von ihnen eroberten Landes anzunehmen. Dem Volke Shakespeares war mit der Mahabaratta und der Ramayana wenig gedient. Nicht um zu lernen war man nach Indien gekommen; man wollte belehren, den unterworfenen Völkern „die Segnungen der Zivilisation zugute kommen lassen".

So kam es, daß England, trotzdem es sich peinlich gehütet hat, die nationale Eigenart Indiens anzutasten, nicht etwa befruchtend, sondern hemmend und ertötend auf die indische Kultur gewirkt hat. Auf einmal galt die englische Wissenschaft höher als die alte Weisheit der Brahmanen; englische Erzeugnisse verdrängten das einheimische Gewerbe. Alle aufwärts und vorwärts strebenden Elemente gerieten unwillkürlich in den Bann der fremden Kultur, viele aus wahrem Wissensdrang, nicht wenige aber auch lediglich in der Absicht, die Ursachen der englischen Überlegenheit zu studieren und so die Mittel zu finden, mit denen man möglichst schnell das fremde Joch abschütteln könnte.

Nun ist aber unsere europäische und speziell die englische Kultur ein viel zu spröder Stoff, als daß er ohne weiteres den indischen Verhältnissen entsprechend umgeformt werden könnte. Ein orientalischer Fürst glaubt auf der Höhe westländischen Kunstgeschmacks zu sein, wenn er seine schönen alten Teppiche, seine kunstvollen Schnitzereien verschleudert und sein Schloß mit europäischem

Plunder und wertlosem Spielzeug vollstopft. Man sehe nur einmal Inder in europäischer und in einheimischer Kleidung nebeneinander und man wird wissen, weshalb Orient und Occident sich nicht miteinander verschmelzen können. Solange der unmittelbare Eindruck der englischen Siege die Orientalen in seinem Bann hielt, mochte es scheinen, als könne der zwischen beiden Kulturkreisen klaffende Abgrund durch ein Aufgehen der indischen Völker in den englischen Untertanenverband geschlossen werden; je mehr aber Indien aus der Agonie seiner Niederlagen erwachte, um so schärfer mußte der alte Gegensatz wieder hervortreten. Konzessionen können ihn vorübergehend mildern, Gewaltmaßregeln ihn den Blicken der Öffentlichkeit entziehen, aber keine Regierungsweisheit kann ihn aus der Welt schaffen. Denn er wirkt unerbittlich wie ein Naturgesetz. Daraus ergibt sich die logische Folgerung: über kurz oder lang muß der Tag kommen, da England die Herrschaft über Indien verliert.

Mit diesem Verlieren ist selbstverständlich nicht der natürliche Prozeß des Niederganges gemeint, der in allen von Menschen geschaffenen Staatswesen dem Aufstiege und dem Höhepunkte folgen muß, sondern eine Emanzipation Indiens von der Fremdherrschaft ganz unabhängig von dem gleichzeitigen Entwicklungsstadium Englands; auch die Frage soll offen bleiben, ob sich das Verlieren in Form einer friedlichen Loslösung oder als gewaltsame Trennung vollziehen wird. Wer die lange Reihe der in Indien begangenen politischen Attentate, der Verschwörungen und der revolutionären Putsche im Auge hat, kommt allerdings leicht in die Versuchung, die gewaltsame Trennung für das allein Wahrscheinliche zu halten und er wird sogar geneigt sein, den Zeitpunkt dieser Explosion in die nächste Zukunft zu verlegen. Einzeln betrachtet sind diese Erscheinungen ja wohl auch geeignet, Besorgnisse zu erwecken. In ihrem natürlichen Zusammenhang erscheinen die Dinge aber oft in einem ganz anderen Lichte. Man muß bei der Beurteilung indischer Verhältnisse nie vergessen, daß es sich um ein Land handelt, welches fast so groß ist wie Europa ohne Rußland. Für die dreihundert Millionen Menschen, welche dieses Land bevölkern, will die Zahl der Attentate noch nicht allzuviel besagen. Ein ernstes Symptom, eine Warnung, daß irgend etwas nicht in Ordnung ist, muß man natürlich immer in diesen Regungen des Terrorismus erblicken. Aber den Anfang vom Ende bedeuten sie noch nicht. Denn die Revolutionsidee ist noch weit davon entfernt, Gemeingut des ganzen Volkes zu sein; die Träger der heutigen revolutionären Bewegung sind vielmehr in der Hauptsache bloß bei einer Volksklasse zu suchen, bei den sogenannten „Bengali-Babus". Babu ist ein indischer Titel. Man erhält ihn nach Absolvierung der höheren indischen Lehranstalten und erwirbt mit ihm die Befähigung zur Verwendung im Regierungsdienst. Da die Bengalis der lerneifrigste und wohl auch begabteste Volksstamm Indiens sind, stellen sie das Hauptkontingent für die indischen Hochschulen und daher auch für die Beamtenstellen. Über ganz Indien verbreitet findet man die typische Erscheinung des Bengali-Babu, als Postbeamten, als Stationsvorsteher, als Schreiber in

den Regierungsbureaus und häufig auch als Privatangestellten in den europäischen Banken und Handelshäusern. Meist sind es hübsche elegante Leute, die gute Manieren und vollendete Höflichkeit zur Schau tragen; aber nicht umsonst gilt der Bengali für das charakterloseste und unzuverlässigste Element ganz Indiens. Im ganzen Lande erfreut er sich daher keiner großen Sympathien.

Bei dem starken Andrang der Bengalis an den Hochschulen kann es natürlich nicht ausbleiben, daß viele Leute nach Beendigung ihrer Studien keine Anstellung finden. Dadurch entsteht ein für die staatliche Ordnung höchst gefährliches Bildungsproletariat. An allzugroßer Bescheidenheit leidet kein Bengali. Kann er leidlich Englisch sprechen und hat er sich eine Art oberflächlicher Bildung angeeignet, so hält er sich meist ohne weiteres für befähigt, die höchsten Ämter im Staate zu bekleiden. „Wären die Fremden nicht hier," so argumentiert er, „dann müßte mir einer der schönen, gutbezahlten Posten zufallen, die mir jetzt verschlossen sind." Für ihn sind also die englischen Herren des Landes das einzige Hindernis auf dem Wege zu Amt und Brot. Natürlich soll nicht geleugnet werden, daß manche idealdenkenden Schwarmgeister, manche selbstlosen Patrioten Mitglieder dieser revolutionären Propaganda sind. Im allgemeinen ist aber das alte, den niederen Geistern so plausible „ôte-toi que je m' y mette" das Stimulationsmittel, welches die indischen Revolutionshelden zu ihren terroristischen Akten begeistert. Man muß gestehen, daß die englische Polizei nicht ohne Geschick gegen diese umstürzlerischen Elemente kämpft. Kaum ein politisches Verbrechen ist ungesühnt geblieben und häufig genug gelang es, terroristische Verschwörungen aufzudecken, noch ehe sie Schaden stiften konnten. Der wohlbekannte Vizekönig Lord Curzon (1899 bis 1906) führte einen besonders scharfen Kampf gegen die revolutionäre Propaganda. Auf seine Veranlassung entschloß man sich im Jahre 1905 zu der viel besprochenen und viel verurteilten „partition of Bengal". Der östlich des Brahmaputra gelegene Teil Bengalens wurde mit der Provinz Assam zu einer neuen Provinz „Eastern Bengal and Assam" vereinigt, während der Rest als eine verkleinerte Provinz unter dem Namen „Western Bengal" bestehen blieb. Motiviert wurde diese Neuerung mit verwaltungstechnischen Gründen. Der wahre Zweck war indessen, einen Keil in die über ganz Bengalen ausgebreitete revolutionäre Organisation zu treiben. Das Resultat entsprach kaum den Erwartungen. Die Bevölkerung sträubte sich dagegen, daß ihr Land willkürlich in zwei Teile zerrissen wurde. Besonders stark war die Erregung in „Eastern Bengal". Der hochkultivierte Bengali hatte bisher immer voll Verachtung auf die Barbaren des östlichen Nachbarlandes Assam herabgeblickt. Nun sollten die beiden heterogenen Elemente plötzlich zu einem Verwaltungsbezirk vereinigt werden. Der ganze Stolz des eitlen Bengali empörte sich dagegen. Fing man doch im übrigen Indien schon an, den Ostbengali spöttisch Assami zu nennen. Kurz, die Folge der Teilung Bengalens war nicht ein Abflauen, sondern ein Anschwellen der revolutionären Bewegung. Gouverneure und Unterbeamte befanden sich jahrelang eigentlich dauernd in Lebens-

gefahr. Der Arm der Terroristen reichte sogar bis London, wo ihnen der Sekretär für Indien, Curzon Wheely zum Opfer fiel. In den letzten Jahren sprach man daher auch in Indien ganz offen davon, daß demnächst eine Wiedereroberung Bengalens notwendig werden würde.

Ich habe oben auseinandergesetzt, warum eine solche Wendung der Dinge den Engländern nicht einmal unwillkommen sein würde. Ernstlich erschüttert kann die englische Herrschaft durch solche Teilrevolutionen kaum werden, wenigstens nicht, solange England in der übrigen Welt freie Hand hat. Eine europäische Krise, welche die englische Regierung hinderte, im Bedarfsfalle Verstärkungen nach Indien zu schicken oder gar zu einer Schwächung der indischen Okkupationsarmee zwänge, würde natürlich den indischen Besitz sofort schwer gefährden. Ebenso könnte das Erscheinen einer modernen feindlichen Armee an der indischen Grenze unabsehbare Folgen haben. Solche Möglichkeiten möchte ich indessen hier ausscheiden und bloß den Fall ins Auge fassen, daß Indien aus eigener Kraft versucht das fremde Joch abzuschütteln. Augenscheinlich kann ein solcher Versuch nur dann glücken, wenn das ganze Volk oder wenigstens sehr große Teile desselben in völliger Übereinstimmung und unter einheitlicher Leitung an der Erhebung teilnehmen. Dazu fehlen aber augenblicklich noch alle Vorbedingungen. Auf der Karte erscheint die vorderindische Halbinsel zwar als ein politisches Ganzes; in der Wirklichkeit ist indessen die Bezeichnung Indien nur ein geographischer Begriff. Denn, wie ich schon früher betonte, nirgends auf der ganzen Erde gibt es ein solches Sprachenbabel, so scharfe und unausgleichbare religiöse und politische Gegensätze, wie in Indien. Schon die sprachliche Verständigung der verschiedenen Gruppen untereinander würde die größten Schwierigkeiten bereiten; die Eifersucht und Empfindlichkeit der eingeborenen Fürsten (die mit ihrem gesicherten Besitz, ihren geordneten Finanzen im Grunde heute viel besser daran sind, als in den Zeiten ihrer Despotenherrlichkeit) würde wahrscheinlich die Wahl eines allgemein anerkannten Führers selbst dann unmöglich machen, wenn keine englischen Schachzüge der Einigung entgegen arbeiteten. Die Frage, wie sich der tief eingewurzelte religiöse Zwiespalt beseitigen ließe, könnte wohl heute kein Inder in befriedigender Weise beantworten. Die große Masse des niederen Volkes ist endlich noch gar nicht genügend im Sinne der national-indischen Idee bearbeitet, um sich auf ein gegebenes Zeichen wie ein Mann zu erheben. Sie würde sich wahrscheinlich heute ebenso wie 1857 völlig passiv verhalten. Noch besteht also keine Möglichkeit, die Kräfte zu entfesseln, welche Englands Herrschaft über Indien ins Wanken bringen könnte.

Anderseits können natürlich die Engländer nicht damit rechnen, daß dieser für sie so günstige Zustand unverändert weiterbestehen wird. Je länger die heterogenen Teile Indiens künstlich zusammengehalten werden, um so stärker müssen sich zwischen diesen Teilen anziehende Kräfte geltend machen. Ohne es zu wollen wird England durch seine langjährige Beherrschung der ganzen

vorderindischen Halbinsel das schaffen, was dem Lande bisher fehlte, eine indische Nation*). Schon heute läßt sich der Beginn dieses Prozesses deutlich nachweisen. Auf den großen Mohammedaner- und Hindukongressen kommt die Idee der Zusammengehörigkeit aller Völker Indiens alljährlich stärker zum Ausdruck und mit dem Zusammengehörigkeitsgefühl wächst auch das Selbstbewußtsein dieser Körperschaften. Zwar stellt man sich immer noch sehr loyal, schickt Begrüßungstelegramme an den Vizekönig und andere offizielle Persönlichkeiten. Aber man scheut sich doch von Jahr zu Jahr weniger, die Maßnahmen der Regierung scharf zu kritisieren und fordert eine immer weitergehende Beteiligung an der Verwaltung des Landes, vor allem eine Kontrolle der Finanzen. Der Patriotismus und die Opferwilligkeit der Kongreßmitglieder ist häufig sehr groß. Stets werden bedeutende Summen zu Bildungs- und Schulzwecken gezeichnet. Das zeigt schon deutlich, worauf man letzten Endes hinaus will: die Bewegung soll in die großen, heute noch dumpf und stumpf dahinlebenden Massen getragen werden; Politik, Schulbildung und Aufklärung sollen Hand in Hand gehen, damit der große Gedanke der nationalen Vereinigung und der politischen Emanzipation immer mehr Boden gewinnt. Als besonders starkes Agitationsmittel muß stets die Verfassungsfrage herhalten: „Den Türken und Persern habt ihr die konstitutionelle Regierungsform als das unfehlbare Heilmittel für alle politischen Krankheiten empfohlen. Den Ägyptern und uns enthaltet ihr dieses Recht vor, als wären wir weniger zivilisiert und geistig rückständiger wie jene Völker." Das englische Gegenargument „was jene Völker erstrebten, eine freiheitlich und gerechte Regierung, das besäße Indien ja schon lange", kann natürlich nicht überzeugend wirken. Die Zeiten sind vorbei, da der Hindu sich gegen alle fremden Einflüsse abschloß**). Nicht bloß Radschahs und reiche Kaufleute unternehmen heute Reisen nach Europa und Amerika, sondern auch zahlreiche Vertreter aller anderen sozialen Schichten. Viele Inder haben mehr oder weniger ernsthafte Studien an europäischen Hochschulen gemacht, haben die dort herrschenden Ideen in sich aufgesogen und brennen nun darauf, ihre Reformpläne in die Praxis umzusetzen***). Die Bewegung ist im Gange und

*) Für welche vielleicht sogar das Englische die gemeinsame Umgangssprache werden könnte.

**) Der strenggläubige Hindu muß eigentlich sogar jede Seereise vermeiden; denn die Hinduprieſter erklären, daß es unmöglich wäre, zur See die komplizierten Speisegesetze der verschiedenen Kasten gewissenhaft zu befolgen. Jeder Verstoß gegen diese Vorschriften bedeutet aber den Verlust der Kaste, eine Strafe, die wegen ihrer rigorosen Folgen — Ausstoßung aus Familie und Freundeskreis — früher für schlimmer galt, als der Tod. Als der Maharadschah von Gwalier, einer der vornehmsten und reichsten indischen Fürsten, im Jahre 1887 zum Regierungsjubiläum der Königin Viktoria nach London fuhr, wurde er bei seiner Rückkehr seiner Kaste verlustig erklärt. Zu seinem Glück hatten indessen die Priester ein Einsehen und nahmen ihn gegen Zahlung seines Gewichts in Gold wieder in seine Kaste auf.

***) In einem „Report to the house of Commons" des Jahres 1853 finden sich folgende Stellen: „... Gebildete Hindus sind die ärgsten Gegner des Christentums, Feinde

wird sich nicht mehr zurückdämmen lassen. Die „indische Nation" wird wachsen und wachsen und wenn die Engländer sich ihr entgegenstemmen, so müssen sie eines Tages (dieser Tag kann natürlich noch sehr fern liegen) einfach durch die Wucht der vereinigten Masse — vielleicht sogar völlig kampflos — aus dem Sattel gehoben werden.

Für die Engländer entsteht daher die schwerwiegende Frage, welche Taktik sie den indischen Nationalisten gegenüber anwenden sollen. In der Theorie ist die Antwort zwar ziemlich leicht gefunden: „Man brauche ja nur die bei den anderen englischen Kolonien mit so viel Erfolg angewandte Methode zu befolgen, d. h. den Indern schrittweise immer größere Freiheiten einzuräumen, bis man schließlich bei dem uneingeschränkten „self governement" Australiens und Kanadas angelangt sei." Das ist mit wenigen Worten die landläufige Vorstellung in England über die Zukunft Indiens. So schön dieser Plan klingt, so schwer dürfte es indessen sein, ihn in die Praxis umzusetzen. Denn Indien ist nicht Australien oder Kanada. Einer überwiegend von Landsleuten bevölkerten Kolonie Selbstverwaltung zu geben, sobald sie auf eigenen Füßen stehen kann, ist nicht nur eine leicht ausführbare, sondern sogar eine von der Klugheit gebotene Maßregel. Denn die zwischen Kolonie und Mutterland bestehenden Blutsbande haben sich im Verlauf der Geschichte noch stets als haltbarer erwiesen, wie alle bureaukratischen Fesseln. Ein mit dem Schwerte unterworfenes Volk kann dagegen für seine Bezwinger keine dauernden Sympathien empfinden, mögen ihm auch noch so große Vorteile aus der Fremdherrschaft erwachsen sein. Was will in Indien die verschwindend geringe Menge bodenbeständig gewordener Engländer gegenüber den 300 Millionen Eingeborenen besagen? Es wäre vergeblich darauf zu hoffen, daß dieses nur mittels Kanonen und Bajonette behauptete Land sich einst durch ähnlich feste Bande an England ketten ließe, wie Kanada und Australien.

Wäre indessen nicht doch der Fall denkbar, daß der Übergang von der Fremdherrschaft zum „self governement" sich so friedlich und harmonisch vollzöge, daß die zwischen England und Indien bestehende wirtschaftliche Interessengemeinschaft allein genügte, um Kolonie und Mutterland zusammenzuhalten? Dieser Gedanke scheint den Männern vorzuschweben, welche heute über die Geschicke Indiens entscheiden. Die Morleysche Reformbill vom Jahre 1907 kommt wenigstens zahlreichen indischen Wünschen weit entgegen. Als tiefeinschneidende Neuerung ist vor allem die Berufung eines Inders in den nur aus sechs Mitgliedern bestehenden Rat des Vizekönigs (The viceroys

der Fremdherrschaft, namentlich wenn sie durch die europäisch-asiatische Geschichte das Geheimnis erfahren, wie wir die Herrschaft erlangten und behaupten ... Verlieren wir einst Indien, schuld daran sind nur die Erziehungsanstalten." (Neumann II, 243.) Zur Ehre der Engländer sei es gesagt, daß sie sich diesen Standpunkt nie offiziell zu eigen gemacht haben, sondern weit mehr für die Erziehung des indischen Volkes getan haben, als je irgendeine einheimische Regierung.

council) anzusehen. Denn damit bekommt ein Eingeborener Einblick in die geheimsten Beratungen der Regierung und kann einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Geschicke des Landes ausüben. Anläßlich des Krönungsdurbars im vorigen Jahre wurde ferner die so unpopulär gewordene Teilung Bengalens rückgängig gemacht, also die „starke" Politik Lord Curzons desavouiert und eine weitgehende Konzession an die unruhigen Bengalis gemacht.

Zurzeit arbeitet man endlich an einer großzügigen Justizreform, welche die Tendenz verfolgt, sich mehr dem Rechtsbewußtsein des indischen Volkes anzupassen und den von den großen indischen Reformgesellschaften, der Brahmo-Samadsch und der Aria-Samadsch formulierten Wünschen entgegenzukommen. (Näheres hierüber in dem Januar- und Februarheft der Zeitschrift Asien.)

Viele englische Beamte, besonders solche, welche lange in Indien waren, stellen allerdings dem neuen Kurs des „Indian office" kein günstiges Prognostikum. Ich entsinne mich u. a. eines 1908 auf einer Station Assams mit einem englischen Eisenbahnbeamten gepflogenen Gesprächs. Der betreffende Herr war ein großer Bewunderer Lord Curzons. Dieser habe, so meinte er, durch sein energisches Auftreten, durch seine unerschütterliche Verteidigung der Vorrechte der Weißen gegenüber den Farbigen das englische Prestige außerordentlich gefestigt.*) Das sei ein großes Verdienst. Denn nur wenn dieses Prestige unangefochten bliebe, könne man hoffen, auch fernerhin mit einer Handvoll Leuten Indien zu beherrschen. Jetzt wolle man dieses bisher bewährte Prinzip durchlöchern, den Indern einen erhöhten Einfluß auf die Verwaltung einräumen, sie sogar in die hohen Beamtenstellen hineinbringen und sie damit zu Vorgesetzten von weißen Beamten machen. Dadurch würde nicht nur das Ansehen der Weißen schwer geschädigt, sondern auch die ganze Regierungsmaschine schweren Reibungen ausgesetzt. Kein Farbiger sei imstande, ein Amt ohne Oberaufsicht unparteiisch und ehrenhaft zu verwalten. Kein Weißer würde es auf die Dauer ertragen, unter einem farbigen Vorgesetzten zu arbeiten. Wenn man mit der Morleyschen Reformbill auf die Dankbarkeit der Eingeborenen spekuliere, so begehe man einen schweren Prinzipienfehler; denn alle Konzessionen würden von diesen nur als Schwäche gedeutet und daher würde die Aufstandsgefahr durch Nachgiebigkeit vergrößert statt verringert. Ähnlichen Ansichten bin ich auch an anderen Stellen in Indien mehrfach begegnet. Tatsächlich ist die Frage der eingeborenen Beamten mit der wundeste Punkt in der ganzen anglo-indischen Verwaltung. Sie wird den Reformern noch manche harte Nuß zu knacken geben. Denn es läßt sich nicht leugnen,

*) Lord Curzon verstand es ausgezeichnet, durch glänzendes und würdevolles Auftreten dem für Äußerlichkeiten stark empfänglichen Inder zu imponieren. Doch hat dem anfangs unzweifelhaft populären Mann seine zunehmende Schroffheit in der späteren Zeit seiner Amtsführung sehr geschadet. Schließlich unterlag er in einem Kompetenzstreit mit dem Commander in Chief, Lord Kitchener, und mußte seinen Posten vor Ablauf seiner Amtsperiode (1905) verlassen.

daß es bisher noch nicht gelungen ist, einen guten Stamm tüchtiger und zuverlässiger eingeborener Beamten heranzubilden. Geschickt und anstellig ist der Bengali-Babu ohne Zweifel; als Unterbeamter leistet er ausgezeichnete Dienste und versteht es nicht selten, sich geradezu unentbehrlich zu machen.

Die conditio sine qua non ist aber genügende Aufsicht. Kann es ungestraft geschehen so vernachlässigt er nicht nur gar leicht seine Pflicht, sondern denkt auch mehr wie gut ist an seinen persönlichen Vorteil. Vor allem fehlt es ihm aber an Initiative. Was man ihm vorschreibt, wird er genau und geschickt ausführen, wenn er weiß, daß er kontrolliert wird. Aber selbst vorausdenken, in einem unvorhergesehenen Fall auf eigene Faust handeln oder gar große selbständige Pläne fassen und ausführen, das sind Eigenschaften, die man beim indischen Beamten kaum suchen darf. Großartiges Organisationstalent und eine nie um Mittel verlegene Tatkraft sind aber gerade die treibenden Kräfte, mit denen England Indien einst eroberte und heute regiert.

Eine der lehrreichsten Unterrichtsstunden über indische Verwaltung bekam ich auf der Rundreise mit einem englischen Beamten in einem wenig kultivierten Walddistrikt des nordöstlichen Indiens. Mein Lehrmeister war der einzige weiße Beamte eines Bezirks, der an Ausdehnung einem preußischen Regierungsbezirk nicht nachstand. Seine bewaffnete Macht bestand aus einigen Gurkhasoldaten zur Bewachung des Kassengebäudes. Den größten Teil des Jahres verbrachte er auf Reisen innerhalb seines Bezirks. Dort war er im vollsten Sinne des Wortes „Mädchen für alles“: Verwaltungsbeamter, Richter, Wege- und Wasserbauingenieur, Sachverständiger für landwirtschaftliche Fragen, Sanitätsbeamter usw. usw., daneben vorzüglicher Jäger und guter Kenner der Fauna und Flora des Landes. Er beherrschte nicht weniger als vier der in seinem Bezirk gesprochenen Sprachen und hatte das Vertrauen seiner Untergebenen in so hohem Maße gewonnen, daß diese ihn schließlich sogar bei häuslichen Sorgen und ehelichen Zwistigkeiten um Rat fragten. Obgleich er nie von Bewaffneten begleitet war, genoß er doch unbedingte Autorität und konnte im entlegensten Zipfel seines Gebietes auf pünktliche Befolgung seiner Befehle rechnen. Unstimmigkeiten und Schwierigkeiten erwuchsen ihm eigentlich nur durch seine bengalischen Unterbeamten, die bei der unzivilisierten, aber ehrlichen und gutherzigen Bevölkerung gründlich verhaßt waren. Keiner von diesen Bengalis wäre imstande gewesen, seinen englischen Vorgesetzten auch nur in einer seiner vielen Funktionen zu ersetzen. Dort ist mir erst wirklich klar geworden, was der englische Beamte für Indien bedeutet und wie hoch er über dem eingeborenen Beamten steht.

Ist nun irgendeine Aussicht dafür vorhanden, daß der Inder jemals seinen Lehrmeister wird ersetzen können? Das ist offenbar der Kernpunkt des anglo-indischen Problems. Denn von ihm hängt es ab, ob und in welchem Tempo die Umwandlung Indiens in einen sich selbst regierenden Staat vor sich gehen kann. Gewiß wäre es vorschnell geurteilt, wollte man dem Inder einfach die

council) anzusehen. Denn [illegible] Eigenschaften der Engländer angeheimsten Beratungen [illegible] Umwandlung kann man hier nicht erwarten. Einfluß auf die [illegible] und nicht weniger, als die Umwandlung im vorigen Jo[illegible] jahrhundertelange Einwirkungen entrückgängig [illegible] weniger allen Orientalen eigentümlich sind*). eine weit [illegible] die [illegible] — mit alleiniger Ausnahme der ar[illegible] schuldig geblieben, daß sie imstande sind, aus Europa [illegible] Fähigkeiten der Europäer anzueignen, so werden die [illegible] bleiben. Die Männer, welche an dem [illegible] indischen Reformen arbeiten, würden sicher um vieles freier [illegible] Durchdringung des indischen Beamtenstandes mit englischer [illegible] und englischer Tüchtigkeit recht schnelle Fortschritte machte. [illegible] ist zu befürchten, daß Regierende und Regierte immer wieder über das [illegible] jeweils zu gewährenden Konzessionen aneinander geraten. Denn selbst [illegible] Engländer eine geradezu ideale Uneigennützigkeit in der Behandlung [illegible] government-Frage an den Tag legten, so würden sie immer [illegible] bald an einem Punkt anlangen, den sie ohne Gefährdung ihres ganzen [illegible] geleisteten Kulturwerkes nicht überschreiten könnten. In der Praxis [illegible] man aber nicht einmal mit dieser idealen Uneigennützigkeit rechnen. Denn Indien ist nicht nur ein äußerst wichtiges Absatzgebiet für die englische Produktion, sondern auch ein großartiges Arbeitsfeld für den englischen Tatendrang**), eine unvergleichliche Schule fürt Staatsmänner und Soldaten, aus der viele der bedeutendsten Männer Englands hervorgegangen sind und —

*) Auch den modernen Türken wird von Kennern nachgesagt, daß sie zwar sehr geschickt im Nachahmen und vortrefflich nach einem vorgezeichneten Schema arbeiten könnten, aber erschreckend arm an eigenen Ideen wären. Eine Regeneration der Türkei läßt sich aber nicht von sklavischer Nachahmung europäischer Einrichtungen erhoffen, sondern nur von der schöpferischen Arbeit genialer Männer, welche Einrichtungen schaffen, die auf dem Boden der Türkei lebensfähig sind.

**) Gerade diesen Punkt möchte ich besonders betonen, denn er enthält eine Lehre, die auch für unsere Verhältnisse zutrifft: die immer weiter um sich greifende Unzufriedenheit in unseren gebildeten Kreisen, die wachsende Uneinigkeit und Zerfahrenheit in unserem politischen Leben ist im Grunde genommen hauptsächlich unbefriedigter Tatendrang. Unsere Väter klagen, daß die großen Ideale, für welche sie gekämpft und geblutet haben, der heranwachsenden Generation verloren gehen. Der Grund für diese Erscheinung ist, daß der Gedanke mit seiner Verwirklichung auch seine Werbekraft verliert. Ein kräftiges aufstrebendes Volk sieht nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft, begeistert sich nicht für das Bestehende, sondern für das Werdende. Unsere junge Generation sucht neue Arbeit, an der sie ihre Kraft erproben, neue Ideale, für die sie sich opfern kann. Fehlen ihr die großen äußeren Ziele, so ist es nur natürlich, daß sie ihre überschüssigen Kräfte in inneren Kämpfen aufreibt. Es wäre nicht das erstemal in der Geschichte, daß das deutsche Volk diese bittere Erfahrung machte.

last not least — eine unentbehrliche Versorgungsanstalt für die unbemittelten Söhne englischer Familien.

Welche Nation würde wohl auf solchen Besitz kampflos verzichten? Der Weg, den die heutigen Leiter der anglo-indischen Politik eingeschlagen haben, scheint, je weiter er führt, um so schwieriger zu werden.

Nehmen wir einmal an, es gelänge ihnen, die Opposition in den eigenen Reihen zu beschwichtigen, und es bestände für sie bloß noch die Aufgabe der Auseinandersetzung mit den indischen Untertanen. Auch dann erscheint das Problem noch immer fast unlösbar. Grundsätzliche Revolutionäre müßten natürlich schon von vornherein ausscheiden; denn deren Forderungen schießen stets über das Ziel hinaus und können die Entwicklung zum self governement nur hemmen. Aber auch unter den gemäßigten Elementen wird es wenige geben, die mit der heutigen Lage aufrichtig zufrieden sind. Wer in der geistigen und nationalen Bewegung Indiens eine Rolle spielt und doch aus voller Überzeugung Anhänger der englischen Oberherrschaft ist, muß schon ein ganz ungewöhnliches Maß von Selbsterkenntnis und Selbstverleugnung besitzen.

Nur wenigen ist es gegeben, gelassen und mutig weiter zu arbeiten mit der bitteren Erkenntnis im Herzen, daß nicht sie die Früchte ihrer Arbeit pflücken und den Tag der Freiheit sehen werden, sondern erst ihre Enkel. Die größte Gefolgszahl wird immer denen zufallen, welche das ersehnte Ziel in verlockende Nähe rücken und den Weg zu ihm als leicht und mühelos schildern.

Das sind Erscheinungen, die wir täglich im hochzivilisierten Europa beobachten. In Indien müssen sie sich noch stärker äußern als bei uns. Denn dort überwiegt die gänzlich ungebildete Masse und es mangelt an Leuten mit wirklich gediegenen Kenntnissen; darum spielen dort die Halbgebildeten eine viel größere Rolle als bei uns. Halbgebildete neigen nur zu leicht zur Überschätzung ihrer Fähigkeiten. Wer durch ernsthafte und tiefergehende Studien seine Urteilskraft geschärft hat, wird meist die Grenzen seines Könnens richtig einschätzen. Ein wirklich gebildeter Inder muß wissen, wie schwer es ist, seine Heimat zu regieren. Er wird meist geneigt sein, in der Fremdherrschaft, wenn auch nicht eine Annehmlichkeit, so doch ein vorläufig notwendiges Übel zu sehen und daher zwar ohne Sympathien aber aus praktischen Gründen die englische Herrschaft stützen. Die indische Frage ist also in letzter Linie ein Erziehungs- und Bildungsproblem.

Ich will nicht den Propheten spielen und mich in Vermutungen ergehen, ob die Engländer die Lösung dieses Problems finden werden. Nach allem, was sie bisher geleistet haben, muß man aber Vertrauen zu ihrem gesunden praktischen Sinn haben. Gelingt es ihnen, ihre Mission so auszufüllen, daß sie einst ohne die Gefahr eines Fiaskos dem indischen Volke volle Selbstverwaltung geben können, so haben sie eine Kulturtat vollbracht, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat.

Die Beziehungen des Heimatschutzes zu den Fragen des modernen Staatslebens

Von Bauamtmann Kurt Hager in Dresden

Ein Volk, das groß sein will, muß es auch im kleinen sein: in jenen Nebensächlichkeiten, die nicht eben die Grundlagen seiner Existenz bilden, die aber in ihrer Gesamtheit wie ein untrüglicher Spiegel seiner Kultur wirken und als Wertmesser für seine geistige Reife gelten können. Wenn unser deutsches Volk nach dem titanischen Ringen der letzten Jahrzehnte auf dem festen Untergrund realer Existenz nunmehr beginnen kann, an der kulturellen Hebung des Volksganzen zu arbeiten, so erfüllt es damit nur die Forderung der Zeit, die wie keine andere zu intensivster Beschäftigung mit den Fragen der Volksbildung drängt. Diese Bildung soll aber nicht so sehr ihr Schwergewicht in der Entwicklung der reinen Verstandesfähigkeiten suchen, als vielmehr den gangbarsten Weg in einer Befruchtung und Stimulierung der Gemütseigenschaften sehen. Denn nicht der vernünftige Gedanke allein ist die herrschende Kraft in der Welt: Vaterlandsliebe, Treue, Ehrenhaftigkeit und Gerechtigkeit leiten ihre Triebe nicht von ihm her.

Diese Anschauungen, die im modernen Staatsleben immer mehr als ein wichtiger Faktor für die Vertiefung und Veredelung der nationalen Instinkte erkannt werden, sind erst vor kurzem von dem neugewählten Präsidenten des amerikanischen Volkes Woodrow Wilson in besonders prägnanter Weise zu einem programmatischen Bekenntnis von überwältigender Durchschlagskraft erhoben worden: ein Vorgang, der von symptomatischer Bedeutung ist, besonders im Hinblick auf die Eigenschaften des amerikanischen Volkes, die uns immer als Reinkultur materieller Gesinnung erscheinen. Um wieviel mehr mußten bei uns in Deutschland, dem Lande der Dichter und Denker, nach der Entwicklung der letzten vierzig Jahre mit unbedingter Notwendigkeit jene Gedanken mächtig werden, in denen sich eine neue Weltanschauung vorbereitet. Diese Entwicklung, die uns seit den siebziger Jahren aus einem Agrar- zu einem Industriestaat machte und uns zu einem Massenvolke von 65 Millionen Menschen werden ließ, brachte uns auf einen solchen Höhepunkt nationalen Wohlstandes,

daß heute unser Volksvermögen auf 400 Milliarden Mark geschätzt wird. Mit dem wachsenden Reichtume sind über Nacht neue Generationen ans Licht gekommen, die durch Arbeit und Beruf aus dem Schatten ihrer Existenz emporgestiegen, sich die äußerlichen Lebensformen der gefestigten Kulturträger aneigneten, ohne indes zu einer verinnerlichten Lebensanschauung vordringen zu können.

So hat diese Hebung des allgemeinen Wohlstandes, die vornehmlich dem Unternehmungsgeiste des deutschen Kaufmannes und der Energie technischer Intelligenz zu danken ist, zweifellos zu einer höchst einseitigen Überschätzung und Bevorzugung der rein materiellen Werte geführt, die dem Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts den Stempel aufgedrückt hat.

In diese Zeit fällt die Entstehung des Heimatschutzgedankens als Reaktion gegen die rücksichtslose Auswirkung der materiellen Interessen in allen Fragen des öffentlichen Lebens. Auf diesem Nährboden mußte die Heimatschutzbewegung groß werden, die in der Erfassung ästhetischer, sozialpolitischer und ethischer Probleme als Inkarnation jener Kultur des Gemüts aufzufassen ist, die, wie wir sahen, als ein neuer Faktor in der staatsbürgerlichen Erziehung des Volkes nicht nur innerhalb der Grenzen unseres deutschen Vaterlandes gewertet zu werden beginnt.

Um zu zeigen, wieviel Positives in diesen Gedanken und Anschauungen liegt, mit denen der Heimatschutz für seine Ideen wirkt, sind mit gutem Grunde zuerst diese Zusammenhänge der Heimatschutzbewegung mit den großen ethischen Fragen der Zeit gestreift worden. Vor allem aber sollen durch den Hinweis auf die von der staatsbürgerlichen Erziehung zur Heimatschutzbewegung hinüberleitenden Gedanken alle diejenigen dem Kerne dieser Ideen nahegebracht werden, die rein äußerlich in dieser Kulturbewegung nichts weiter sehen als die romantische Modeschwärmerei von Schöngeistern, deren Neigung zu antiquarischer Konservierung überlebter Formen nur der vorwärts drängenden Entwicklung alles Lebens hinderlich sein will.

Vielleicht ist die öffentliche Meinung in solchen verkehrten Anschauungen bestärkt worden durch die Art, wie von manchen übereifrigen Verfechtern der Heimatschutzsache das ästhetische Moment zu äußerlich in den Vordergrund des Kampfes für die Erhaltung der kulturellen Güter unseres Volkes gestellt worden ist. Anderseits barg auch die Verbreitung des Heimatschutzgedankens in weite Schichten des Volkes die Gefahr in sich, auf die Grundzüge dieser Kulturbewegung verflachend einzuwirken und ihre wahren Ziele zu verwischen. Denn es geschieht häufig, daß an sich vorzügliche Ideen von einzelnen mit einer solchen Leidenschaft aufgegriffen werden, daß sie durch eine einseitige, die aktuellsten Fragen des öffentlichen Lebens übergehende Propagierung bald Widerstand finden und in ihrer Stoßkraft gehemmt werden. Deshalb muß auch immer wieder auf die Grundgedanken hingewiesen werden, die der Berliner Musikprofessor Dr. Ernst Rudorff im Jahre 1880 aussprach, als er in einem

Aufsatze über „das Verhältnis des modernen Lebens zur Natur“*) die Heimatschutzbewegung einleitete. Er zeigt darin, wie der Konflikt zwischen den realen und idealen Interessen ausgeglichen werden kann, und wie nur ein Ausgleich dieser Interessen dazu führen kann, unsere Kultur zu vereinheitlichen. Im Schillerschen Geiste hofft er, daß uns diese Kultur auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit zur Natur zurückführe. Schon damals aber hat er die Gesichtspunkte ästhetischer, ethischer und vor allem auch sozialpolitisch-wirtschaftlicher Natur hervorgehoben, die heute noch die wesentlichen Merkmale dieser Kulturbewegung sind.

Freilich ein Hauptziel wird der Heimatschutz in der Verfolgung schönheitlicher Fragen immer sehen müssen, um der Entstellung des Landschaftsbildes durch den Schutz der Natur und Baudenkmäler entgegenzuwirken. Aber dieses ästhetische Ziel kann niemals Selbstzweck sein, weil man bei der Erhaltung eines gefährdeten Landschaftsbildes stets auch der Bedeutung wirtschaftlicher Fragen gebührenden Einfluß einräumen wird. Hier beginnt die Rolle, die dem Heimatschutz als dem Förderer der staatsbürgerlichen Erziehung des Volkes zukommt. In seinen Bestrebungen, die geschichtlich gewordene und natürliche Eigenart des Landschaftsbildes zu schützen, ist er auf die Mithilfe aller Einsichtigen angewiesen, die in der gegenseitigen Achtung von Bürger zu Staat und von Bürger zu Bürger das Ziel dieser Erziehung sehen. So scheint sich der Heimatschutz am reinsten auswirken zu können, wenn man ihn — was er letzten Endes auch ist — als eine Forderung des Gemeinsinnes auffaßt, als eine Frage, die jedermann im Staatswesen in gleicher Weise angeht, weil die Gesamtheit in der richtigen Bewertung seiner Ziele nur gewinnen kann. Diese Betätigung des Gemeinsinnes wird sich dann, wenn der Heimatschutzgedanke Allgemeingut geworden ist, darin beweisen, daß er von der höheren Warte eines verfeinerten Kulturempfindens die Interessen der Allgemeinheit prüft. Schon jetzt hat sich durch künstlerische Beeinflussung in vielen Fällen gezeigt, wie ein für eine landschaftlich bevorzugte Gegend bestimmter Nutzbau eine alle Teile befriedigende Lösung unter gleichzeitiger Berücksichtigung der materiellen und ideellen Interessen gefunden hat. Dieselben Rücksichten gegen die Allgemeinheit wird man fordern müssen bei allen Fragen, die — wie die Stadterweiterungen, Anlage von Überlandzentralen, Reinhaltung von Flüssen und Bächen von den Schmutzwässern der Industrie und ähnliches — über den Rahmen eines Einzelbedürfnisses hinausgehen. Kaum je wird in diesen Dingen das rechte Gefühl für das Gemeinwohl versagen, wenn in jedem einzelnen das Verantwortlichkeitsbewußtsein für den gewachsenen und überlieferten Boden der Heimat gestärkt wird.

Hier kann uns das Vorbild unserer englischen Vettern dienlich sein, deren ausgesprochener Gemeinsinn, erzeugt und befestigt durch eine in Jahrhunderten sich ungestört aufbauende Kultur, nicht nur in allen Fragen des innerpolitischen

*) Zuerst veröffentlicht im Märzheft 1880 der preußischen Jahrbücher. Wiederabdruck im Heimatschutz, Heft 1, 6. Jahrgang, 1910.

Lebens, sondern auch in der Pietät vor den Denkmälern der Vergangenheit, wie in dem innigen Verhältnisse zur Natur zum Ausdruck kommt.

Wenn der einzelne aus dem Verkehre und dem Vorbilde verfeinerter Menschen die alltäglichen Lebensformen sich ohne Mühe aneignet, so wird die Sehnsucht nach den tieferen Fragen des Lebens nur langsam durch aufklärendes Beispiel in ihm geweckt werden können. Hier hat der Einfluß aller derer einzusetzen, die gelernt haben, mit offenen Augen die Schönheiten der überlieferten Kulturwerke zu erfassen, um sie mit freiem Blick für die neuen Aufgaben unserer Zeit dem Neuzuschaffenden aufzuprägen. Darin liegt die tiefe erziehliche Wirkung des Heimatschutzes, daß er systematische Aufklärungsarbeit leistet und hierdurch auf die Gesetzgebung und Verwaltung namentlich nach der volkswirtschaftlichen Seite hin befruchtend einwirkt. Um diese Aufklärungsarbeit in die Praxis umzusetzen, hat der Heimatschutz durch Schaffung von Beratungsstellen zuerst die Hebel zu einer Besserung der Auswüchse im Bauwesen eingesetzt, da sich hierin das wirtschaftliche und kulturelle Leben des Volkes am unmittelbarsten wiederspiegelt.

Mit der Nutzbarmachung der Bauberatung für die Zwecke der städtischen und staatlichen Baupolizeigeschäfte ist dem Staatsorganismus ein sehr wichtiges Mittel entstanden, um auf vielen Gebieten des öffentlichen Lebens verbessernd und fördernd einzugreifen. In Sachsen ist dieser Einfluß der Baupolizeibehörden im Sinne dieser Bestrebungen ganz allgemein und schon jetzt in seinen günstigen Wirkungen überall fühlbar. Er erstreckt sich auf die Beurteilung von Bauplanungen wie auf die Ausgestaltung von Bebauungsplänen nach den Grundsätzen des modernen Städtebaues. Daneben ist dieser Einfluß am Werk, das Bauordnungswesen von dem Ballast veralteter Bestimmungen zu befreien und es den Heimatschutzbestrebungen durch die Aufnahme erleichternder Vorschriften für die modernen Siedlungsformen sinngemäß anzupassen. In diesem Wirken vereinigt sich die künstlerische mit der wirtschaftlichen Tendenz, da das Verständnis für zweckmäßiges Bauen durch den Hinweis auf die einfache selbstverständliche Formenschönheit der überlieferten Bauweise geweckt wird. Überall dort, wo ein durch klimatische Verhältnisse und besondere Lebensgewohnheiten bedingter Wohnungstyp vorhanden ist, wird man die Beibehaltung der bodenständigen ererbten Bauweise, natürlich unter Benutzung aller hygienischen und technischen Fortschritte, fordern müssen. Freilich wird man sich darüber klar sein, daß die Anwendung dieser Bauweise da ihre Grenzen findet, wo mit dem Eindringen völlig veränderter Bedürfnisse — z. B. durch das Entstehen neuer Industriezweige — auch neue Bautypen geschaffen werden oder wo sich durch Einführung neuer Konstruktionsweisen — ich nenne nur Eisen und Eisenbeton — mit notwendiger Konsequenz eine neuartige Formgebung herauskristallisieren muß. Für die richtige Bewertung dieser im Wechsel der Zeit fortschreitenden Bedürfnisse möchte man dem Heimatschutz ewige Jugend wünschen, daß er nicht im Schema erstarrt, sondern durch eine weitschauende Anpassung an die Forde-

rungen der Gegenwart, in einer künstlerischen Durchdringung der Zweckform und in der Veredelung der neuen Konstruktionsstoffe lebendigen Ausdruck findet. Jede Kultur muß der Ausdruck ihrer Zeit sein und jede Zeit fordert neue Lebensbedingungen. So ist auch eine Umwertung gewisser ästhetischer Begriffe verständlich, die insbesondere den modernen Werken des Eisen- und Eisenbetonstils gegenüber zu einer Revision des Geschmacks geführt hat. Werke, wie die Brooklyn-Brücke über den Hudson-River in New-York oder den Eiffelturm in Paris verstehen wir jetzt in ihrer Selbstverständlichkeit, im Zweckgefüge ihrer gewaltigen Gliedmaßen. Wir sehen auch im Ingenieurbau bewußt die schöne Linie und empfinden ihn letzten Endes als geschlossenes Kunstwerk. So würde auch der Gedanke der neuen Zeit und Kultur schlecht erfaßt sein, wenn wir etwa einen modernen Fabrikbau in ein biedermeierisches Gewand kleiden wollten. Zweckmäßigkeit und Wahrhaftigkeit sind die Grundlagen jener Kunst, deren Entwicklung mit der des modernen Staatsgedankens das Ringen nach ethischer Vertiefung und Vereinheitlichung gemein hat. Wir erstreben nicht eine Kunst im Sinne des „l'art pour l'art", sondern eine völkische Kunst, die aus der geistigen, kulturellen und staatsbürgerlichen Entwicklung des Volkes ihre Kraft schöpft.

Als die Heimatsschutzbewegung einsetzte und Boden zu gewinnen begann, war sie mehr eine Abwehr gegenüber den brutalsten Verunglimpfungen des Landschaftsbildes, die der Gedankenlosigkeit und Rücksichtslosigkeit, immer aber dem Mangel einer vertieften Lebensanschauung des überwiegend größten Teiles der Bevölkerung zu danken waren. Um diese Abwehr einiger zur positiven Mitwirkung aller werden zu lassen, muß das Endziel sein, diese feinere Empfindung für die Forderungen der Natur gegenüber der Kultur zum geistigen Besitze jedes einzelnen zu machen. Wenn nun gesagt worden ist, die Heimatschutzbewegung werde sich mit der Zeit von selbst erübrigen, weil sie — einmal in die weitverzweigten Kanäle des Volksempfindens übergeleitet — jedweden zum Hüter dieser Gedanken mache, so möchte demgegenüber betont werden, daß der tiefere Sinn des Heimatschutzes in der vielgestaltigen Art, wie uns ihn der hohe Geist Ernst Rudorffs vertraut gemacht hat, als Befruchter der geistigen und wirtschaftlichen Strömungen des Volkes sich nie überleben wird. Und zwar wird dieser Gedanke seine stärksten Triebe in dem Streben unserer Zeit nach sozialem Ausgleich finden, das immer neue Möglichkeiten zur Betätigung erschließen wird. Die Wirkungen des Heimatschutzes für das tiefer verstandene Gesamtgedeihen des Volkes auf sozialpolitischem Gebiete ist recht eigentlich der Jungborn für die dauernde Berechtigung dieser Bewegung. Die Natur wird immer das Allheilmittel sein, in dem die reinigenden und erhaltenden Mächte beschlossen sind, die — um mit den Worten Ernst Rudorffs zu reden — dem Volksleben dienstbar gemacht, eine Menge sozialen Giftstoffes nach und nach in der sich neubildenden Atmosphäre resorbieren werden. Dies führt uns zu den Bestrebungen, deren Ziel ist, die in den Großstädten gedrängt

wohnende, vom Lande abgewanderte Bevölkerung „zurück aufs Land" in neuen Zusammenhang mit der Natur zu bringen. Die Versuche, der Land- und Industriearbeiterbevölkerung die Erwerbung von Kleinbesitz zu erleichtern, bilden den großen Inhalt dieser Anschauungen. Staatliche und kommunale Organe fangen an, im eigenen wohlverstandenen Interesse diesen Fragen erhöhte Aufmerksamkeit entgegenzubringen, da der große moralische Wert solches Kleinbesitzes durch volkswirtschaftliche Untersuchungen erwiesen ist. Der Besitz der eigenen Scholle stärkt im Volke das Gefühl für die Zugehörigkeit zum heimatlichen Boden, das in der Vaterlandsliebe den hehrsten Ausdruck findet.

Wenn heute der Heimatschutz das Gebiet der Wohnungsfürsorge zu einer seiner Hauptaufgaben gemacht hat, so liegt darin die Erfüllung einer wohlverstandenen Kulturmission von ungeahnten Perspektiven. Alle die Fragen aber, die jetzt die öffentliche Meinung — Volksvertretungen und Presse — stärker und dringender als andere sozialpolitische Maßnahmen beschäftigen: die innere Kolonisation, die Ordnung der Wohnungsverhältnisse durch Reichs- oder Landesgesetzgebung, die Förderung des Kleinwohnungsbaues — alle diese Fragen rühren an das, was schon vor dreißig Jahren durch Ernst Rudorff zu uns gesprochen wurde, der dem Heimatschutze mit seinem literarischen Hauptwerke*) Ziel und Namen gegeben und ihn zu einem Kulturdokument zu wirklich erhabener Größe gemacht hat.

Wenn wir rückblickend den Wert des Heimatschutzes für das moderne Staatsleben in dem Maße seines Einflusses auf die Vertiefung des Volksempfindens erkennen, so werden wir die Quelle seiner Lebenskraft und Lebensfähigkeit in dem engen Anschluß an den Geist und die Forderungen der Zeit suchen müssen; nicht weniger aber in dem treuen Festhalten an dem, was als der Väter Erbe gut und bewährt in unsere Zeit hineinragt und besteht. Wir sind heute schon ein gut Teil vorwärts gekommen. Der Heimatschutz hat sich zu einer Macht im öffentlichen Leben entwickelt und ist in seinen vielgestaltigen Auswirkungen aus der Struktur des heutigen Staatsgebildes nicht mehr wegzudenken. Helfen wir die zu gewinnen, die jetzt noch lau und verärgert zur Seite stehen, weil sie in dem vom ästhetischen Snob oft mißbrauchten Worte Kultur nichts weiter als ein inhaltleeres Schlagwort sehen können. Suchen wir den Einfluß dieser staatserhaltenden Gedanken immer mehr in unserem Volke zu stärken durch werbendes Wort und helfende Tat.

*) Verlag von Georg D. W. Callwey, München, 8. Auflage.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Länder- und Völkerkunde

Rügen. Die Insel Rügen ist ein in sich abgeschlossenes dankbares Wandergebiet, von einer Eigenart, die es den Weltschönheiten ebenbürtig zur Seite stellt. Die 1000 Quadratkilometer große Insel (fünfundfünfzigtausend Einwohner) ist durch gewaltige geologische Vorgänge der Urzeit, durch Faltung und Hebung der Erdrinde, durch die Moräneschiebungen der Eiszeit, durch furchtbare Sturmfluten bis in die neueste Zeit, so zerrissen und zerstückt, durchsetzt mit Bodden und Wieken, geteilt in Halbinseln und Landzungen, daß jetzt kein Punkt der Insel weiter als nur 7 Kilometer von der See entfernt ist. Aus weizenschwerem Humusboden, den Seedünste umspülen, hebt sich das Land nach Norden und Osten aus absoluter fruchtgesegneter Ebene zu leichtem Bergland, das dort jäh in großartigen Kreideklippen und riesigen goldenen Dünen hinabstürzt ins Meer. Wo die Hebung anfängt beginnt auch der Wald, der mit seinen grünen Armen auch den Seestrand umfaßt, die Badeorte einbettend in ein Meer von alten Eichen und holzschweren Buchen, während grillige sturmstrotzende Föhren und bizarre Kiefern die flacheren Dünen beschatten.

Von den Höhepunkten, wie Jagdschloßturm bei Binz, Ernst-Moritz-Arndtturm auf dem Rugard bei Bergen, Hohen-Seelow bei Sagard, Nordpeerd bei Göhren, Bakenberg bei Thiessow bieten sich dem Auge Rundsichten, wie sie nur das Meer und die Insel, nur Rügen bieten kann. Sie zu beschreiben ist ein vergebliches Beginnen. Mit Recht sagt Galen: „daß die Schilderungen von Dichtern doch niemals die Rügennatur in ihrer wunderbaren Majestät, Größe und Schönheit erreichen können.“ Den Rundblicken gleichwertig, die durch zahllose Fernblicke auf die See von Felsenriffen, Kreideklippen und Dünenhängen ergänzt werden, sind die Buchten der Insel. Wenn z. B. ein schwedisches Bad sich das nordische Binz nennt, das an der Prorer Wiek liegt, so ist das ein Beweis, daß diese eingereiht ist in die vorbildlichen Schönheiten der Erde. Wenn Saßnitz von den Weltreisenden als Amalfi bezeichnet, Binz schon seit langen Jahren das nordische Sorrent und die freundliche Fürstenresidenz Putbus von den Gästen „das grüne Schatzkästlein“ genannt wird, so kann Rügen mit Stolz und Dankbarkeit gegen den Vater der Natur, seine Schönheiten rühmen von Land zu Land. Die weite Tromper Wiek zeigt, im Gegensatz zur Prorer Wiek, die ruhigernste Schönheit der nordischen Landschaft. Und wenn auf Arkona, dem Nordkap Deutschlands, auch noch keine Mitternachtssonne scheint, so breitet die Allmutter Natur doch über Land und See, über Himmel und Wald, in Sage und Geschichte einen Glanz aus, der des Dichters Sehnsucht verstehen läßt.

„O Land der dunklen Haine,
O Glanz der blauen See,
O Eiland, das ich meine,
Wie tut's nach dir mir weh!“

Ernst Moritz Arndt.

Daß Rügen das alte Sagenland der Deutschen ist, lernt schon jeder deutsche Schulbube. Die tausend verträumten Hünengräber, die uralten Ringwälle und Tempelstätten, die Erdtrümmer des Swantewitheiligtums auf Arkona und Carenzawalls bei Garz, der gewaltige Opferstein bei Quoltitz führen das jedem Besucher in ehrfurchterweckender Weise

zu Gemüt, wenn auch der Herthasee, mit der Sage von der blonden Göttin, nicht durchweg von den Gelehrten als Götterverehrungsstätte angesehen wird. Die Kreideformationen des Seeufers, welche durch alljährliche Felsstürze seltsame Versteinerungen und wunderbare Gebilde des Feuersteinschwammes über den Strand ausschütten, die Riesensteinfindlinge im ganzen Land, die erkennbaren Moränen der Steinzeit, sie wecken auch im flüchtigen Wanderer Ewigkeitsgedanken.

Aber auch der moderne Mensch findet, was er haben will, in den herrlichen Badeorten, die modernsten Zuschnitt aufweisen, der um so eigenartiger anmutet, als die unverfälschte Natur sich hier nicht hat unterdrücken lassen. Aus dem Glanz des elektrischen Lichtes geht es unvermittelt in den Dämmerschatten eines Waldes, der durch Farrenvegetation und Stämmigkeit seiner Baumriesen wie ein Urwald anmutet. Neben dieser gefälligen Unkultur der berühmte Schloßpark in Putbus, die Gartenkulturen der Schlösser Dwasieden, Ralswiek, Pansevitz, und das historisch merkwürdige Spukschloß Spyker mit dem Enthauptungszimmer. Rügenland hat aber auch seine Bedeutung in der Geschichte, davon zeugen die ragenden Denkmäler Friedrich Wilhelms des Ersten bei Groß-Stresow und des Großen Kurfürsten bei Neukamp, der Bismarckstein in Putbus. Rügen ist das Geburtsland Ernst Moritz Arndts und des berühmten Wiener Professors Billroth.

Rügen ist in Summa ein interessantes Land, ein Land der Gegensätze, ein Land, das sich ohne Selbstüberhebung den Globetrotter-Verkehrsgebieten anreihen läßt, und der Besuch seiner prächtig gelegenen Badeorte, vor allem Binz, Saßnitz, Sellin und Göhren, aber auch der kleineren, wie etwa Baabe, Thiessow, Lohme usw., die von Jahr zu Jahr größeren Aufschwung nehmen, lohnt um so mehr, als die deutsche Flotte in Rügen ein Manöverzentrum hat, welches das herzliche patriotische Interesse aller Deutschen und die Schaulust ausländischer Besucher weckt, die hier die stolzen Schiffe manövrieren und oft wochenlang vor Anker liegend sehen können.

Durch die neuesten Weltrouten Berlin—Köln—Hamburg—Stockholm—Kopenhagen ist Rügen der Mittelpunkt des Nordlandsverkehrs, und als solcher eine Etappe für Weltreisende und Erholungsuchende.

Oberst a. D. Seelmann in Binz

Kapitän Mikkelsen, Ein arktischer Robinson. Mit über 100 Abbildungen und zwei Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. M. 10.— gebd.

Grönland d. h. grünes Land nannte Erik der Rote, der um 986 das schon 100 Jahre früher von isländischen Seefahrern entdeckte Land besiedeln wollte, die größte Insel der Erde. Der Inselcharakter Grönlands ist allerdings erst über 900 Jahre später zweifelsfrei festgestellt worden, solange setzte der ungeheure Eispanzer dem menschlichen Forschungseifer ein gebieterisches Halt entgegen. Große Opfer mußten und müssen noch immer gebracht werden, um dem ewigen Eise seine Geheimnisse entreißen zu können, wie erst kürzlich wieder das Schicksal der Scottschen Südpolexpedition lehrte. Während sich dort im Süden die Tragödie zuspitzte und der weiße Tod eine grimmige Ernte hielt, gelang es im Norden eine fast aufgegebene Expedition zu einem glücklicheren Abschluß zu bringen.

Der dänische Kapitän Mikkelsen zog im Sommer 1909 auf einem winzigen Schiffe mit sechs Teilnehmern aus, um an der Nord-Ostküste Grönlands Nachforschungen nach den hinterlassenen Aufzeichnungen der verunglückten Mylius-Erichsen-Expedition anzustellen. Nach Überwinterung auf der Shannon-Insel legte Mikkelsen mit nur einem Begleiter über 2000 Kilometer auf dem fast unwegsamen Inlandeis zurück, untersuchte vom Danmark-Fjord an der Nordost-Rundung bis zur Shannon-Insel die ganze grönländische Ostküste, überall nach Spuren Mylius-Erichsens forschend, um schließlich sein eigenes Schiff von der Mannschaft verlassen als hilfloses Wrack wiederzufinden. Ohne Hunde — die mitgenommenen hatten sämtlich ihr Leben auf dem großen Zuge lassen müssen — war an ein Aufsuchen bewohnter Stätten nicht zu denken. Nur einige Tage Dampferfahrt von Norwegens Küste entfernt mußte Mikkelsen zwei Jahre warten, bis endlich die kaum noch erhoffte Erlösung kam.

Die ganz hervorragende Reise und das spätere zweimalige Überwintern lassen in

Mikkelsen eine außerordentliche geistige Spannkraft erkennen, und eine solche ist auch nötig, um nicht den Schrecken der unheimlichen, schweigenden, langen Winternacht zu erliegen. Man muß die Schilderungen Mikkelsens gelesen haben, um zu begreifen, was ein langer, einsamer Aufenthalt in der Polarregion zu bedeuten hat. So anziehend das behandelte Gebiet an sich schon ist, der Wert des prächtigen Buches liegt nicht zum wenigsten auch in der Art der Darstellung. Flott und anregend geschrieben durchzieht das Werk ein sonniger Humor, der ein versöhnendes Licht auch über die weniger erfreulichen Ereignisse wirft. Sch.

Technik

J. Zenneck, „Lehrbuch der drahtlosen Telegraphie." Zweite Auflage. (Suttgart, Verlag von F. Enke. 1913.) 521 S. Preis 15 M. **H. Thurn, „Die Funkentelegraphie."** Zweite Auflage. 1913. (Teubner: „Aus Natur und Geisteswelt." Band 167.) 128 S. Preis geb. 1,25 M.

Nachdem H. Hertz und andere Forscher die Erzeugung elektrischer Wellen gelehrt und ihre Eigenschaften klargestellt hatten, lag der Gedanke einer technischen Verwertung der elektrischen Wellen zur telegraphischen Zeichenübermittlung nicht fern. Eine solche Übermittlung ist tatsächlich von vielen Physikern und Technikern versucht worden. Der erste, dem es gelang, auf diese Weise größere Strecken zu überbrücken, war bekanntlich der Italiener Marconi. Er begann seine Versuche auf dem Landgute seines Vaters bei Bologna, angeregt durch die Vorlesungen Professor Righis an der Universität Bologna. Das geschah im Jahre 1897. Seitdem hat der neue Zweig der Elektrotechnik manchen Schritt vorwärts getan und durch gründliche Studien zahlreicher Forscher — nicht zuletzt auch deutscher Physiker — nie geahnte Erfolge errungen.

Wer sich über den gegenwärtigen Stand der drahtlosen Telegraphie unterrichten will, der greife zu Zennecks Buch. Aus dem Leitfaden (erste Auflage) ist in der zweiten Auflage ein Lehrbuch geworden, das über alle technischen Fragen der drahtlosen Telegraphie Auskunft gibt.

Zunächst werden die Schwingungsvorgänge in einem geschlossenen Kondensatorkreis untersucht, dann in einem offenen. Wir lernen ferner die verschiedenen Methoden der Erzeugung ungedämpfter Schwingungen kennen und ihre außerordentlich große Bedeutung für die Praxis. Doch nicht genug damit, daß man die Schwingungen erzeugt, man muß sie an der Empfangsstation auch nachweisen können. Dazu dienen die Wellenanzeiger oder Detektoren, denen ein besonderes Kapitel gewidmet ist. Natürlich wird auch des ebenso wichtigen wie interessanten Problems der gerichteten Telegraphie ohne Draht gedacht, von dessen Lösung man außer einer besseren Energieausnutzung einen Fortschritt in der Geheimhaltung der Telegramme und die Möglichkeit eines ungestörten Nebeneinanderarbeitens mehrerer Stationen erwartet. Wieweit die Versuche der Sprachübertragung durch elektromagnetische Wellen, also eine drahtlose Telephonie, gediehen sind, wird in einem Schlußkapitel auseinandergesetzt.

Zennecks Buch ist nicht für Laien, sondern für physikalisch Vorgebildete geschrieben. Die theoretischen Ergänzungen befinden sich in einem Anhang, so daß sie den Nichtmathematiker bei der Lektüre nicht stören. Erwähnt sei noch, daß zahlreiche gute Abbildungen und Skizzen zum Verständnis des Inhaltes beitragen.

Eine andere Aufgabe hat sich H. Thurn in seinem Büchlein gestellt. Ihm kommt es in erster Linie darauf an, die Verwendung der Funkentelegraphie zu zeigen und ihren Einfluß auf das Verkehrsleben darzustellen. Seine Ausführungen hierüber sind interessant zu lesen und bringen jedem, der außerhalb der Praxis steht, viel Neues. Die furchtbaren Ereignisse beim Untergang der „Titanic" sind uns allen noch in Erinnerung, auch die guten Dienste, welche die Funkentelegraphie damals leistete. Und was hätte sie noch leisten können, wenn alle Dampfer, die sich in Reichweite befanden, Funkenstationen an Bord gehabt hätten! Thurn behandelt eingehend die Funkentelegraphie im Seeverkehr und zeigt an Beispielen ihre Wichtigkeit. Auch ihre Bedeutung für die Luftschiffahrt, für den Zeitsignaldienst, für den Wetterdienst und für den Kriegsfall wird erörtert. Wie

sich das nationale und das internationale Recht mit der drahtlosen Telegraphie befaßte, erfahren wir ebenfalls. In diesen Ausführungen beruht der Wert des Büchleins, das deshalb als Ergänzung zu jedem Lehrbuch der Funkentelegraphie dienen kann.

Die Abschnitte über die Theorie der elektrischen Vorgänge und über die in der Praxis angewandten Apparate sind sehr knapp. Der Verfasser entschuldigt das mit dem engbegrenzten Raum. Mit solchen Ausführungen, die häufig nur Aufzählungen sind, ist weder dem Laien gedient, der ihnen ja gar nicht folgen kann, noch dem physikalisch Vorgebildeten, der kein richtiges und vollständiges Bild von der Funkentelegraphie erhält. Leider sind die Abbildungen in einigen Fällen (z. B. S. 34, 35, 39) so schlecht, daß sie nicht viel zum Verständnis beitragen. Auf S. 15 ist von der ersten Auflage her ein Druckfehler im Namen des Professors Reuleaux stehen geblieben; auf S. 66 sind die Schwingungskurven der Vokale in einer falschen Reihenfolge wiedergegeben.

Dr. K. Schmitt-Wendel in Königsberg i. Pr.

Lexikographie

Drittes Jahres-Supplement 1911/1912 zu Meyers Großem Konversations-Lexikon. 6. Aufl. (Bibliographisches Institut, Leipzig.)

Die Leser der Grenzboten auf das Erscheinen der Ergänzungsbände zu Meyers Konversations-Lexikon aufmerksam zu machen, ist uns von jeher eine angenehme Pflicht gewesen. Diese stattlichen, überaus reich illustrierten Bände haben eine selbständige Bedeutung als übersichtlich geordnete, durchaus zuverlässige Chroniken des letztvergangenen Jahres, Chroniken, die nicht nur alle wichtigeren geschichtlichen Ereignisse berücksichtigen, sondern auch einen Überblick über die wirtschaftliche Entwicklung der Kulturstaaten, über die Fortschritte auf den Gebieten der Technik, des Bau- und Ingenieurwesens, der Land- und Forstwirtschaft, des Heerwesens und der Marine und über die neuesten Errungenschaften von Wissenschaft und Kunst bieten. Um einen Begriff von der Reichhaltigkeit des mit siebenundneunzig, zum Teil farbig ausgeführten Tafeln, sechs Karten, acht Stadtplänen (von Groß-Berlin Südwest und Südost, Darmstadt, Gelsenkirchen, Mülhausen im Elsaß, Mülheim an der Ruhr, Plauen und Saarbrücken), zehn Textbeilagen und mehreren hundert Textabbildungen ausgestatteten neuen Bandes zu geben, wollen wir nur eine Anzahl der wichtigsten Artikel herausgreifen. Von größeren Beiträgen zur Länderkunde seien genannt: Argentinische Republik, Asien (Forschungsreisen), Belgien, Brasilien, China, Deutsches Reich und dessen Kolonien, Frankreich, Großbritannien, Japan, Marrokko, Österreich, Persien, Rußland, Skandinavien (mit farbiger geologischer Karte) und Türkisches Reich. Die Volkswirtschaft ist vertreten durch ausführliche Arbeiten über Ausstellungen, Auswanderung, Bevölkerungsbewegung, Seefische des Marktes (mit 2 Tafeln), Kapitalismus, Kriegswirtschaft und Volkswirtschaftslehre (mit 2 Porträttafeln), die Technik durch Artikel über Bahnhöfe (m. 6 T.), Bindungen in der Weberei, Buchbindereimaschinen (m. 2 T.), Dampfschiffe und Dampfschiffahrt, Drahtlose Telegraphie (m. 2 T.), Einwickel- und Verpackmaschinen, Elektrische Eisenbahnen (m. 2 T.), Geschütze (m. 2 T.), Jagdgewehre (m. 2 T.), Kautschukverarbeitung (m. 2 T.), Kinematographie (m. 2 T.), Landwirtschaftliche Maschinen (m. 2 T.), Luftfahrt, Mühlen (m. 2 T.), Nadelfabrikation (m. 2 T.), Schiffsmaschinen, Schnellpressen, Schreibmaschinen (m. 2 T.), Verbrennungsmaschinen (m. 4 T.) und Zementfabrikation (m. 2 T.). Aus dem Bereiche der Naturwissenschaften im weitesten Sinne heben wir hervor die Artikel: Chemische Analyse (m. 1 T.), Anatomie (m. 1 Porträttafel), Anthropologie, Astronomie (m. 1 Porträttafel), Brutpflege, Haarkleid des Menschen, Hautfärbung, Hygiene, Keimpflanzen (m. 2 T.), Schädlinge der kolonialen Kulturpflanzen (m. 1 farb. T.), Maul- und Klauenseuche, Medizin (m. 2 Porträttafeln), Meteorologie (m. 2 Porträttafeln), Naturdenkmäler, Nutzhölzer liefernde Pflanzen (m. 2 T.), Stammesgeschichte der Pflanzen (m. 4 T.), Pflanzenbewegungen (m 1 T.), Physikalische Instrumente und Methoden, Physiologie (m. 1 Porträttafel), Plankton, Wasserbewegung in den Pflanzen, Stammesgeschichte der Wirbeltiere (m. 4 T.) und Zoologische Gärten der Gegenwart. Von

kunſtgeſchichtlichen Beiträgen ſind zu erwähnen: Bilderrahmen (m. 2 T.), Chineſiſche Kunſt (m. 3 T.), Denkmalpflege (m. 2 T.), Japaniſche Kunſt (m. 4 T.), Volkskunſt (m. 5 T., darunter 1 farb.) und Wandteppiche (m. 2 farb. T.); von kulturgeſchichtlichen und ſolchen, die ſich nicht unter eines der genannten Gebiete rubrizieren laſſen, die Artikel über Alpenſtraßen, Kirchengeſchichtliche Forſchung, Kirchenweſen in Deutſchland, Paläthnologie und Muſik der Naturvölker (m. 1 T. und 2 Seiten Notenbeiſpiele).

So repräſentiert ſich auch dieſer neue Band wieder als eine reiche Fundgrube des Wiſſens, als ein zuverläſſiger Berater und vor allem auch als ein ſchönes Zeugnis für deutſchen Fleiß und deutſche Gründlichkeit. Möge er dazu beitragen, dem unvergleichlichen Werke viele neue Freunde zu erwerben!

H.

Nachdruck ſämtlicher Aufſätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags geſtattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 36/37.

Busch Prismen-Binokel

sind als
erstklassig
weltbekannt.
Bei allen Optikern vorrätig.
Kataloge kostenlos durch
Emil Busch, A.-G., Rathenow
Optische Industrie.
Gegründet 1800. Gegründet 1800.

Deutſcher Imperialismus

Die nachſtehenden Ausführungen werden als intereſſante Anregung und weil ſie den Auffaſſungen weiter gebildeter Kreiſe entſprechen, veröffentlicht; daß die Grenzboten in weſentlichen Punkten andere Anſichten vertreten, iſt meinen Leſern, beſonders aus unſerer Haltung in der Marokkofrage, bekannt. G. Cl.

Der Aufſatz des Herrn von Dirkſen: „Grundlagen des Imperialismus“ (Nr. 19 der Grenzboten 1913) hat ſicher das Verdienſt, die weiteren, theoretiſchen Verzweigungen einer außerordentlich wichtigen praktiſchen Frage dem Leſer nahegebracht zu haben, wenn er auch der — unvermeidlichen — Gefahr, bei der Erörterung ſo umfaſſender wiſſenſchaftlicher Fragen im Rahmen eines kurzen Aufſatzes nicht ganz entgangen zu ſein ſcheint: weder die wiſſenſchaftliche Seite der Frage ganz erſchöpft zu haben, noch den Leſer von den praktiſchen aktuellen Ergebniſſen ganz überzeugt zu haben. Es wäre wünſchenswert geweſen, daß der Verfaſſer ſich nicht damit begnügt hätte, eine theoretiſch einwandfreie Begründung des Imperialismus zu geben, ſondern daß er uns auch ſeine Gedanken über ihre praktiſche Verwendbarkeit für den Deutſchen mitgeteilt hätte.

Wenn wirklich der Imperialismus eine innere Notwendigkeit für alle kräftigen Völker der Gegenwart iſt, wie ſteht es dann mit dem deutſchen Imperialismus? Wie kann Deutſchland daran teilnehmen?

Das ſind Fragen, noch brennender, noch unabweisbarer, als eine korrekte Aufſtellung einer imperialiſtiſchen Theorie. Auf ihre Beantwortung möchte ich hindeuten, ſo weit es bei dieſem in jeder Beziehung ſchwierigen Thema möglich iſt.

Es iſt in der Tat heikel, heute über deutſchen Imperialismus zu ſchreiben, alſo die Wege zu einer kraftvollen deutſchen auswärtigen Politik zu weiſen — heute, wo man ſich von offizieller Seite her nicht genug tun kann in ernſt-

gemeinten Beteuerungen, daß Deutschland hier und dort „desinteressiert" sei, daß seine Interessen mit denen anderer Mächte nicht kollidierten. Schließlich beschränkt sich ja die auswärtige Politik Deutschlands — wenn man aufrichtig sein will — darauf, allgemeine Handelsinteressen zu betonen und hin und wieder die energische Erklärung abzugeben, daß die Verletzung „vitaler" deutscher Interessen nicht ungerächt bleiben würde. Indessen: was ist vital? Was Verletzung deutscher Interessen?

Diese Friedfertigkeit ist bereits so weit in Deutschland eingezogen, daß man mit dem Aussprechen einer Selbstverständlichkeit, wie dieser: daß Deutschland in Anatolien Interessen habe, deren Verletzung es nicht dulden könne, als starker Mann gefeiert werden kann.

Noch mehr Schaden, als die Feinde einer deutschen imperialistischen Politik richten ihre Freunde an, die Deutschland wahllos an jedem nur denkbaren Punkt der Erde festsetzen möchten. Sie erreichen mit solcher treudeutschen Offenheit und Planlosigkeit nur das eine, daß der unbegründete Argwohn anderer Staaten Nahrung erhält.

So ist die Behauptung nicht übertrieben, daß eine Erörterung über deutschen Imperialismus, d. h. also über eine kräftige, stetige, wachsende Wahrnehmung deutscher Interessen, über eine starke, kraftvolle, auswärtige Politik auf nur sehr, sehr wenig Verständnis rechnen kann, zumal der politische Takt die freie Erörterung aller Möglichkeiten verbietet.

Indem ich also den Beweis für das Vorhandensein der theoretischen Vorbedingungen für einen deutschen Imperialismus als durch die Dirksenschen Ausführungen erbracht annehme, will ich versuchen, auf ihre praktische Ausführbarkeit hinzudeuten.

Da ist zunächst ein Einwand aus dem Wege zu räumen: Deutschland sei zu spät gekommen für einen deutschen Imperialismus; die Welt sei schon vergeben. Dieser so oft gehörte Einwurf widerlegt sich am besten durch den Hinweis auf die Entwicklung Englands oder anderer imperialistischer Nationen im letzten Jahrzehnt. Wieviel Zuwachs haben sie nicht in diesen Jahren erhalten! Wieviele Länder, die durch eigene Kraft oder durch ein internationales Noli me tangere frembem Zugriff entrückt zu sein schienen, sind nicht annektiert, assimiliert worden! In der Tat: auch heute noch werden soviele abgelegene Länder allein durch die modernen Verkehrsmittel in den Bereich der auswärtigen Politik gebracht, entgleitet soviel Land den Händen müde gewordener Nationen, daß der Einwand, die Welt sei schon vergeben, nicht durchgreift. Immer wieder bietet das ewige Werden und Vergehen der Geschichte dem Starken die Gelegenheit, seine Stärke zu vergrößern. Nur dann könnte man sagen, Deutschland komme zu spät, wenn ihm die inneren Voraussetzungen für eine imperialistische Politik abhanden gekommen wäre, wenn ihm die innere Kraft fehlte, der Wille zur starken Weiterentwicklung, nur dann könnte man mit Recht sagen: Deutschland ist zu spät gekommen. Aber zu so trüben Schlußfolgerungen liegt

kein Grund vor. Zwar hat eine unglückliche äußere Geschichte Deutschlands Entwicklung verzögert, zwar hat eine nationale Einigung erst spät seine gesamten Kräfte zusammengefaßt, aber noch zeigt es nicht die Spuren nationaler Erschlaffung und Kraftlosigkeit. Wenn es den Willen hätte für eine imperialistische Politik — die Kraft dazu hat es.

Die Vorbedingung für einen erfolgreichen deutschen Imperialismus ist die organische Fortentwicklung deutschen Einflusses und deutscher Macht. Nichts wäre falscher, als etwa aus überstürzter Habgier jedes Fleckchen Erde, das irgendwo frei würde, sich anzueignen, vielleicht nur aus dem Grunde, weil keine andere Macht widerspricht. Ein solches Verstreuen deutscher Besitzungen über die Erde müßte gerade den entgegengesetzten Erfolg haben, den eine imperialistische Politik erzielen will. Statt Deutschlands Macht zu stärken, würde sie durch eine solche Schaffung von neuen Angriffspunkten nur geschwächt werden. Nur aus diesem Grunde verdienten die Stimmen, die im Sommer 1911 eine territoriale Beteiligung Deutschlands an Marokko forderten, eine so scharfe Zurückweisung. Daß sie einer Vermehrung französischen Einflusses auf Kosten des deutschen widerstrebten, daß sie eine starke deutsche Politik forderten, war eine richtige und patriotische Idee. Daß sie Marokko haben wollten, obwohl dieses Land in keinen inneren oder äußeren Zusammenhang mit Deutschland gebracht werden konnte, war eine Torheit.

Eine organische Fortentwicklung Deutschlands hat zur Voraussetzung, daß sie erfolgt im Einklang mit den natürlichen und geschichtlichen Vorbedingungen. Die charakteristische Eigenschaft Deutschlands ist aber die, daß es eine mitteleuropäische Großmacht ist. Es ist keine Insel, wie England, die, des Grenzschutzes überhoben, seine Kraft auf überseeische Unternehmungen verwenden könnte; es ist kein schwer erreichbarer Kontinent, wie Amerika, der unbekümmert seine eigene Politik betreiben könnte; es ist keine Mittelmeermacht, wie Frankreich, das die Herrschaft über das Mittelmeer erstreben könnte. Deutschland hat lange, bedrohte Grenzen, auf deren Schutz es die nötige Kraft, das nötige Geld verwenden muß. Deutschland liegt im Zentrum von Europa; so muß es seinen Einfluß vor allem hier behaupten und stärken. Deutschland hat eine schmale Küste an der Nordsee; so muß es sich die Verteidigung dieser Küste, die Aktionsfreiheit auf diesem Meere sichern. Es hat die größte Küste von allen Anliegern an der Ostsee; so muß es sich hier einen beherrschenden Einfluß sichern oder erwerben.

Das also ist das eine grundlegende Prinzip für eine deutsche imperialistische Politik: Stärkung und Festigung der Stellung Deutschlands als mitteleuropäischer Großmacht. Daraus folgt, daß es seine nächste, unabweisbare Pflicht ist, diese Aufgabe zu lösen. Daraus folgt weiter, daß es sich auf eine überseeische Politik nur in einem Maße einlassen kann, das der Stärke seiner mitteleuropäischen Stellung entspricht. Auch hier ist die Fixierung einer absoluten Norm unmöglich. Wenn Deutschlands mitteleuropäische Stellung sich

stärkt, wenn Gegner, die es bedrohten, fortgefallen oder überflügelt sind, wird es in demselben Maße seine auswärtige Aktion steigern können und umgekehrt.

Die Frage, ob Deutschland seine überseeischen Engagements überhaupt verstärken soll, beantwortet sich aus der Betrachtung der allgemeinen imperialistischen Grundsätze, wie sie Dirksen aufgestellt hat, und aus der speziellen Betrachtung der Eigenschaften Deutschlands. Der Erwerb von Pflanzungs- und Siedlungskolonien, die das Mutterland in seinem Rohstoffbezug unabhängiger machen, die dem Menschenüberschuß Gelegenheit zur Siedlung und zum Gelderwerb, dem Kapitalüberschuß Anlagegelegenheit geben, ist eine der wesentlichen Eigenschaften imperialistischer Politik. Deutschland mit seinem starken Überschuß an Menschen und Kapital, mit seiner hochentwickelten Industrie, bedarf solcher ausländischen Gebiete zu seiner Ergänzung in ganz besonders hohem Maße. Deutschland hat also auch nach dieser Richtung hin zu einer imperialistischen Politik das größte Recht — wenn man bei Lebensnotwendigkeiten des Staates nach Recht und Unrecht fragen will.

Die Grundzüge für eine deutsche imperialistische Politik würden also sein: Festigung und Erweiterung seiner Stellung als mitteleuropäische Großmacht und Neuerwerbung überseeischer Gebiete.

Man wird nun einwenden, daß auch dies alles nur theoretische Ausführungen seien und wird ihre Übertragung in die Praxis fordern und wird fragen: welches sind nun die überseeischen Gebiete, die Deutschland erwerben soll? Wie ist es möglich, daß Deutschland seine mitteleuropäische Stellung stärken und erweitern soll, ohne sich noch mehr mit nationalen Fremdkörpern zu infizieren? Wenn ich nun diese Frage mit einem: „Das weiß ich nicht" beantworte, so wird man mir nicht vorwerfen können, daß ich Steine statt Brot gegeben habe, daß ich ein blasser Theoretiker sei. Denn der Staatsmann, der eine imperialistische Politik Deutschlands in die Tat umsetzen will, kann nicht im voraus ein bestimmtes Programm entwerfen, kann nicht im voraus bestimmen, in welchem Jahre er dieses Gebiet erwerben will, in welchem jenes. Es muß genügen, daß er folgerichtig nach den Grundlinien eines bestimmten Planes handelt. Wann er handeln muß, wie er handeln muß, das entwickelt sich aus dem Lauf der Begebenheiten, den zu bestimmen in keines Menschen Macht liegt. So bleibt also alles Reden darüber, wo Deutschland anfangen sollte und mit welchen Mitteln es seine Ziele erreichen solle, nur müßiges Bierbankpolitisieren.

Daher läßt sich auf die grundlegende, praktische Frage, womit Deutschland seine imperialistische Politik nun beginnen müsse, ob mit dem Erwerb überseeischer Kolonien oder mit der Stärkung seiner europäischen Stellung, keine bestimmte Antwort geben. Es wäre wohl denkbar, daß ein weiteres Vordrängen Rußlands zu einer bewaffneten Auseinandersetzung führte; dann wäre der Gedanke wohl erwähnenswert, das alte deutsche Siedlungsland, das dem Deutschtum von Jahr zu Jahr mehr verloren geht, ihm wieder zu ge-

winnen und dort die Kolonisationsarbeit fortzusetzen, die vor Jahrhunderten abgebrochen wurde. Überhaupt wird die scharfe, aggressive Politik der russisch-französisch Verbündeten leicht auch anderen Nationen ihre bedrohte Lage vor Augen führen. Dann wäre es Deutschlands — als der germanischen Vormacht — Pflicht, alle diese germanischen Anlieger der Ostsee bis hin nach Holland zu einem entwicklungsfähigen Bündnis zusammenzuschließen. Die gemeinsame Bedrohung würde das Mißtrauen der Kleineren gegen den Großen zurücktreten lassen, zumal wenn sich ihnen durch den Anschluß an das ungeheuer mächtige Wirtschaftsgebiet des Deutschen Reiches auch wirtschaftliche Vorteile böten. Die politische Selbständigkeit müßte natürlich allen solchen Gliedern eines Bundes gewährleistet werden. Die Zeit der völligen politischen Verschmelzung mit kleineren Nationen durch Schaffung neuer Reichslande oder Provinzen ist vorüber. Eine solche Aufnahme fremdsprachiger Elemente wäre nur eine Schwächung Deutschlands.

Alle diese mitteleuropäischen Fragen aber müßten ruhen, wenn z. B. die orientalische Frage nicht zum Stillstand käme. Ein weiterer Zerfall der Türkei würde Deutschland zwingen, seinen kleinasiatischen Interessen endgültige Geltung zu verschaffen. Wenn Portugal seinen Kolonialbesitz liquidieren wollte, so würde Deutschland diese Gelegenheit, seinen afrikanischen Besitz zu vergrößern, nicht vorübergehen lassen dürfen. Ein deutsch-englischer Konflikt ist zu sehr in die Ferne gerückt, als daß eine Erörterung seiner kolonialen Folgen für Deutschland nötig wäre.

So gäbe es der Möglichkeiten für eine deutsche imperialistische Politik genug. Wann die Gelegenheit sich bietet, sie in die Tat umzusetzen, muß der Zukunft überlassen bleiben.

Der deutsche Staatsmann aber, der eine imperialistische Politik beginnen wird, wird schon am ersten Tage über ganz andere, viel größere Hilfsmittel, als die meisten anderen imperialistischen Nationen verfügen. Er wird nicht, wie die Amerikaner, zu kämpfen brauchen, um in fremden Ländern amerikanische Interessen erst zu schaffen; er wird nicht, wie die Franzosen, eine zurückgehende Schiffahrt durch übermäßige Subventionen künstlich konkurrenzfähig erhalten müssen. In allen wichtigen Ländern der Erde sind ja die deutschen Interessen schon vorhanden, ist deutscher Einfluß schon mächtig. Eine kraftvolle deutsche Politik würde ihn vervielfältigen, würde die Schwachen, die jetzt sicherer unter anderer Flagge segeln, wieder zurückgewinnen und dem Deutschtum nutzbar machen. Die deutsche Schiffahrt und der deutsche Handel, die trotz der quietistischen äußeren Politik Deutschlands groß und mächtig geworden sind, würden dann erst zu ihrer vollen Geltung kommen.

Der Boden ist überall in der Welt bereitet für deutschen Imperialismus. Es ist nur nötig, daß wir kommen und ihn bestellen. Darius

Neidhardt von Gneisenau

Beiträge zu seinem Charakterbilde

Von Dr. J. von Newald in Melk, N.-Öst.

„Alles war an ihm, als müßte es so sein", schreibt ein Zeitgenosse über Gneisenau. Er war einer von jenen, die eine „unsichtbare Königskrone" auf dem Haupte tragen. Frau von Beguelin, mit dem General innig befreundet und seine Verehrerin, sagt wie mit einem leisen Schauer von dem Dämonischen dieser Persönlichkeit: „Ginge es ihm wie Napoleon, wäre er in zwanzig Jahren besser?"

Daß in solchem Manne ein mächtiger individueller Ehrgeiz schlummerte, ist nur naturgemäß und, wie bei anderen, eine Voraussetzung der größten Leistungen. Schon die Natur schien diesen stattlichen Herrn mit dem imponierenden Auftreten und der vollkommenen Selbstbeherrschung zum Befehlen bestimmt zu haben. Die schöne ritterliche Erscheinung mit dem prächtigen Charakterkopf flößte Sympathie und Ehrfurcht ein. Mit seinem selbstbewußten Anstand, seinen vornehmen Allüren und seiner diplomatischen Gewandtheit war Gneisenau ganz besonders zum Verkehr mit all den gekrönten und anderen hohen Herren geeignet, die — nicht immer zum Vorteile der Sache — den Krieg von 1813 und 1814 mitmachten, oder eigentlich dem Krieg zusahen und in ihn hineinredeten.

Gneisenau, der elegante redegewandte Offizier, ist ein ganz anderer Typus wie der finstere, brummige Yorck oder der urwüchsige, derb zufahrende „Marschall Vorwärts"; eine andere Spezies auch des großen Militärs, wie der bescheidene, meist in nachlässiger Uniform erscheinende, gesenkten Hauptes einhergehende Bauernsohn Scharnhorst. Und doch hat sich Gneisenau selber eine Pygmäe neben dem Riesen Scharnhorst genannt, derselbe Gneisenau, der in vertraulichen Briefen sich über andere seiner Mitkämpfer, so über Wellington, über Tauentzien, ja selbst über Blücher sehr freimütig und nicht immer günstig geäußert hat.

Gewiß hat der fähigste Stratege, den die Verbündeten in ihren Heeren hatten, dieser gefährlichste Gegner des unerreichten korsischen Schlachtenmeisters, auch für sich einen Lohn angestrebt: Ruhm, Ehre, Beförderung, und da er mit Glücksgütern nicht allzu gesegnet war, auch eine gewisse materielle Entschädigung für die zahlreichen und schweren Opfer, die er dem Ganzen gebracht hatte.

Aber der Gedanke an seinen Vorteil, an seine Privatsachen ist allezeit hinter dem Gedanken an das Vaterland zurückgetreten. Diesem zuliebe vernachlässigt er seine wirtschaftlichen Angelegenheiten, weilt er durch Jahre fern von seiner teueren Familie, verschwindet er völlig von der Oberfläche der Öffentlichkeit, da er im Verborgenen ohne Rang und Gehalt seine patriotischen Ziele besser verfolgen zu können meint . . .

Nicht auf der Menschheit Höhen ist der Große, neben dem sich die zeitgenössischen Monarchen des außerfranzösischen Europa so klein ausnehmen, geboren. Die Familie Neidhardt stammte aus Oberösterreich und nach einer Besitzung derselben nannte sich ihr welthistorischer Sproß August später „von Gneisenau" . . . Er war ein Kind des Krieges und der Liebe; sein Vater ein armer Artillerieleutnant in der nicht sonderlich angesehenen Reichsarmee, die man boshaft, aber nicht ganz gerecht, auch die „Reißausarmee" genannt hat. Die Mutter war dem Offizier gegen den Willen ihrer Eltern ins Feld gefolgt. Das damals kursächsische Städtchen Schildau, wo Gneisenau am 27. Oktober 1760 geboren wurde, war also nur eine Zufallsheimat . . . „Während des Marsches, mitten im Kriegsgetümmel auf einem Troßwagen brachte die Frau Leutnant Neidhardt ein Knäblein zur Welt, das so im allerursprünglichsten Sinne von der Pike auf Soldat ist. Eine armselige Kindheit, ein wildes Jünglingsalter mit mangelhafter wissenschaftlicher Ausbildung, österreichische und ansbach-bayreuthische Kriegsdienste, der Eintritt endlich in das preußische Heer, nicht aus irgendeinem höheren Grunde, sondern der besseren Vorrückungsaussichten halber: all das wirft auf den jungen Krieger den Schimmer des Romantischen, wenn man will des Abenteuerlichen."

Gneisenau hatte also Recht, wenn er Preußen nicht sein angestammtes, sondern sein frei erwähltes Vaterland nannte. Der Staat Friedrich des Großen hatte ja in den Tagen der Erniedrigung wie in denen der Erhebung mit solchen Adoptivsöhnen Glück. Blücher war als mecklenburgischer, Scharnhorst als hannoverscher Untertan geboren und Stein hatte als der Sprosse einer reichsfreiherrlichen Familie überhaupt kein Sondervaterland. All diese Namen aber sind längst von spezifisch-preußischen zu deutschen geworden.

In den Friedensjahren rückte Gneisenau nur langsam vor; man hat ihn scherzweise mit dem biblischen Hauptmann von Kapernaum verglichen, der auch niemals Major wurde. Bekanntlich zählte Gneisenau im Unglücksjahre 1806 zu jenen, die inmitten eines Meeres von Fehlern, Niederlagen und Schmach die preußische Waffenehre retteten. „Tausendmal lieber sterben, als das noch einmal erleben," sagte er nach Jena. Aber indes sonst überall die vollendetste Kopflosigkeit herrschte und eine Anzahl fester Plätze sich ohne ernstlichen Widerstand ergab, hat Gneisenau durch die tapfere und erfolgreiche Verteidigung von Kolberg, die er gemeinsam mit dem alten Bürger Nettelbeck leitete, bewiesen, daß es in dem schwergeprüften, niedergeworfenen Lande noch mutige Herzen gebe. Damals schob sich der schon siebenundvierzigjährige, unbekannte Truppen-

offizier in die Reihe der geschichtlichen Personen vor; und von da ab tragen seine persönlichen Erlebnisse und so auch die Erzeugnisse seiner Feder den Stempel des Historischen.

Gneisenaus Briefe müssen bei der Klarheit seines Denkens, bei der Stärke und Fülle seines Empfindens, bei der Bestimmtheit seiner ganzen Art unfehlbar vom höchsten Interesse sein, nicht für die Kenntnis seines Charakters allein, sondern auch für die Detailgeschichte seiner Tage. Sie werfen aber auch auf die großen weltbewegenden Entwicklungen manch scharfes Licht. Der richtige Sohn einer Zeit, die ohne rasche Verkehrsmittel, ohne Telegraphen und Fernsprecher weit mehr, weit längere und schönere Briefe schrieb als die unsrige, war Gneisenau ein eifriger Korrespondent, was auch durch die große Zahl seiner persönlichen Verbindungen und durch die viele Abwesenheit von der Heimat bedingt war. Von seinen Briefen haben schon Pertz und Delbrück viele veröffentlicht, auch Hormayr bringt einige in seinen noch heute wertvollen „Lebensbildern aus den Befreiungskriegen" und Albert Pick in seinem inhaltreichen Buche „Aus der Zeit der Not".

Nun hat Julius von Pflugk-Harttung eine Sammlung von fast durchweg unbekannten und ungedruckten Gneisenau-Briefen der Öffentlichkeit übergeben, die schon deshalb höchst belehrend und beleuchtend wirken, weil sie fast ausnahmslos vertraulichen Charakter tragen*). Der berühmte Soldat hat ebensogut zu schreiben verstanden, wie er seine Truppen zu befehligen und wie er, nach zeitgenössischen Urteilen, zu sprechen und die Mitmenschen zu behandeln wußte. Ob er nun die höchsten Fragen der Politik und der Strategie oder die intimsten Familienangelegenheiten bespricht; ob es sich um Napoleon oder Kaiser Alexander, um einen Hauskauf, die Viehpest oder den Alkoholometer handelt; ob Heeresbewegungen und diplomatische Pläne oder die Sendung frischer Hemden und einiger Flaschen Rotweins erörtert werden: immer ist der Ausdruck knapp und klar, ohne sichtliche Kunst und ohne Rhetorik, aber belebt von kräftigen Bildern und Vergleichen, niemals unbedeutend und stets von energischer Logik. Was immer er schreibt, zeichnet den Mann und die Situation. Der Ton ist auch der Gattin gegenüber meist ein kurzer, befehlender: Du wirst, Du hast usw. Eine sonderliche Zärtlichkeit liegt kaum in diesen Briefen; aber die tiefe, echte Sorge für das Wohl der Lebensgefährtin und der sieben Kinder, von denen Gneisenau jahrelang ferngehalten war, spricht aus jeder Zeile. Allerdings oft auch die Unzufriedenheit mit dem, was die Gattin tut oder nicht tut, schreibt oder zu schreiben vergißt.

„Dein Schreiben aus Warmbrunn" (dem schlesischen Schwefelbade) heißt es einmal, „habe ich erhalten. Man sah ihm den Ort an, wo es geschrieben

*) „Briefe des Generals Neidhardt von Gneisenau 1809 bis 1815." Gotha bei Perthes 1913. Die Sammlung enthält achtundachtzig Briefe Gneisenaus an seine Frau und achtundvierzig Stücke an Hardenberg, Boyen, Blücher, Gruner, l'Estocq u. a. Dem interessanten Quellenwerke sind zahlreiche tatsächliche und persönliche Züge für den vorliegenden Versuch eines Charakterbildes entnommen.

ward, das heißt unter Zerstreuungen. Es ist so undeutsch, mit so vielen Auslassungen und Wiederholungen und so vielen Sinnentstellungen abgefaßt, daß ich es vernichtet habe, damit man, wenn ich bei meiner Unternehmung zugrunde gehen sollte und man es nach meinem Tode fände, nicht daraus auf Deine Bildung schließe. Ich habe es nicht ohne Lachen gelesen." Noch schärfer als dieser formelle klingt oft der sachliche Tadel, zumal der Vermögensverwaltung in seiner Abwesenheit. „Du verlangst einen Rat von mir in betreff Deiner Mittel-Kauffungen*)-Anordnungen. Aber wenn ich ihn auch geben könnte, so würde ich ihn doch nicht gerne geben, da ich immer fürchten müßte, Du würdest gerade deswegen, weil er von mir kommt, solchen nicht befolgen. — — Wenn die allerbestimmtesten und als unabweislich angekündigten Befehle nicht befolgt werden, wie würde dies ein Ratschlag?"

Solche kleine Sorgen beschäftigten den Vielbeschäftigten in den großen Tagen des Krieges, aber auch schon früher in jenen Jahren, welche als die der inneren Wiederaufrichtung Preußens nicht minder wichtig sind. An diesem Werke der Regenerierung hat ja Gneisenau neben Scharnhorst, Boyen, Clausewitz, Grolmann, vor allem aber neben dem unvergleichlichen und einzigen Freiherrn vom Stein sein reichlich Teil. Mit seinen Gedanken vom „Volk in Waffen" zeigt gerade er eine wahrhaft moderne Auffassung. „Welche unendliche Kräfte," schreibt er, in diesem Punkte noch klarer blickend als selbst ein Napoleon, „schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und ungenutzt. In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. . . . Während ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in einem elendsten Dorfe ein Cäsar dem Pfluge, und ein Epaminondas nährt sich karg von dem Ertrag der Arbeit seiner Hände." Die großen Lehren der Revolution, die schmerzliche Schule, durch die Bonaparte seine Zeit geführt, waren an Gneisenau nicht verloren. Voll ehrlicher Bewunderung für den ebenso ehrlich gehaßten Meister in Krieg und Frieden wünscht er für diesen Bonaparte einen Gegenbonaparte, aus dem Volke herausgewachsen, ebenso fähig, die Kräfte einer ganzen Nation zusammenzufassen, und ebenso skrupellos wie jener. Mit seinen Mitteln, mit brutaler Gewalt und teuflischer Schlauheit müsse man den Zwingherrn Europas bekämpfen.

Im Jahre 1809 war Gneisenau bekanntlich eines der Häupter der Kriegspartei, die offenen Anschluß an Österreich, das ja auch für Deutschlands Freiheit und Ehre kämpfe, verlangte. Eine Verbindung mit Napoleon schien ihm ehrlos und gefährlich. „Einmal in der Höhle des Zyklopen, können wir nur auf den Vorzug rechnen, zuletzt verspeist zu werden." Neben der Koalition mit Österreich plante der kühnste aller preußischen Patrioten eine gewaltige Erhebung ganz Norddeutschlands. Alle bürgerlichen Verhältnisse sollten davon durchdrungen,

*) Gneisenaus Besitzung in Schlesien.

ja terrorisiert werden. Man verödе die Gegend, wo der Feind vordringt. Man schaffe Frauen und Kinder an unzugängliche Orte. Man erkläre alle deutschen Fürsten, die zu Napoleon hielten, ihrer Throne verlustig und lasse ihre Untertanen sich würdigere Regenten wählen. Jeder Adel, der nicht im Kriege erworben ist, höre auf usw.

Aber wie hätte ein Friedrich Wilhelm der Dritte sich mit so verwegenen Plänen befreunden können! Österreich blieb allein. Gneisenau bat um seinen Abschied und erhielt ihn in Gnaden gegen das Versprechen, zurückzukehren, sobald der König genötigt wäre, die Waffen zu ergreifen. In aller Heimlichkeit, auf dem durch stürmische See erzwungenen Umwege über Schweden, ging der verabschiedete Oberst nach England. Solche Reise war, von den schweren Strapazen abgesehen, nicht ungefährlich. Napoleon hatte seine Späher und gewissenlosen Agenten überall. Das rätselhafte Verschwinden des aus Wien kommenden Lord Bathurst in Perleberg, der wahrscheinlich von der französischen Geheimpolizei ermordet wurde, sprach deutlich genug.

Gneisenau hoffte eine englische Landung in Norddeutschland, die dessen Erhebung veranlassen sollte, zu erzielen. Auch dem Erzherzog Karl soll er Unterstützung durch eine englische Legion angeboten haben, ohne aber eine bestimmte Antwort zu bekommen. In London trat er mit dem Prinzen von Wales, mit dem Grafen Münster, mit dem preußenfreundlichen Minister Canning in Berührung, erzielte aber nichts. In schärfsten Worten tadelt einer seiner Briefe die Erbärmlichkeit der englischen Politik, die von unwissenden und ungeschickten Menschen gemacht werde. Die ganze Trostlosigkeit der Zeit spricht aus diesem Schreiben. „Tritt nicht ein Gott ins Mittel, so sind wir alle verloren.“ In Wahrheit aber verzagte Gneisenau nicht. Über Schweden ging er nach Petersburg. Was ihn dorthin führte, ist unschwer zu erraten. Auch Stein, der „nommé Stein“, weilte ja seit seiner Ächtung durch Napoleon in Rußland.

So ist aus dem Offizier ein ruheloser Wanderer, ein unermüdlicher Agitator geworden, ein Verschwörer, wenn man will, der mit allen Napoleonhassern in Deutschland, England, Rußland, Österreich, Spanien geheime Beziehungen unterhält und in der merkwürdigen Korrespondenz jener Tage bald als Logien, bald als R. Schmid oder Fischer oder dergleichen auftaucht.

Neben diesen Sorgen der hohen Politik vergaß er seine Privatangelegenheiten nicht, die freilich unter seiner langen Abwesenheit litten. Ein treuer Familienvater, ein pflichtmäßig strenger Rechner gibt er seiner Frau Anweisungen, über die Bewirtschaftung von Mittel-Kauffung, über Verbesserungen und Verpachtungen, über Schnapsbrennerei und Biererzeugung, dann wieder über die Erziehung der Kinder usw. Die Sorgen, welche die Belastung des Gutes und die schlechten Zeiten verursachen, blicken aus manchem Briefe heraus. In Summa — ein Mann, der an das Größte und Kleinste denkt, bei allem patriotischen Gram voll ungebrochenen Mutes.

Ende Juni 1810 war er wieder in der Heimat*). Im November treffen wir ihn in Breslau, hauptsächlich in eigenen Angelegenheiten, wie es scheint, die aber nicht vom Flecke kamen. Übrigens langweilt er sich in der schlesischen Hauptstadt, da er in Gesellschaften zu gehen keine Lust hatte. Im Anfang des nächsten Jahres richtet wieder Hardenberg sein Augenmerk auf den Vielbewährten. Am 17. März 1811 hatte der Staatskanzler — bei dem der Patriot ja so oft hinter dem Diplomaten zurücktreten mußte — in Tempelburg bei Neustettin eine geheime Zusammenkunft mit dem Exoberst. In einer Denkschrift riet Gneisenau damals dem König, da die Verstimmung zwischen Napoleon und dem Zaren immer akuter wurde, zu rüsten, als ob jeden Augenblick eine Katastrophe eintreten könne.

Im Juni 1811 ist er, wieder getrennt von den Seinen, in Berlin. Seine Privatverhältnisse hatten nach langen Verhandlungen endlich eine günstige Wendung genommen, der König hatte ihm ein Geschenk von 37000 Talern zugewiesen. An militärisch hervorragender Stelle war der notorische Franzosenfeind schon zu kompromittiert; seine Unterstützung aber wollte Hardenberg doch nicht missen und gab ihm eine Zivilanstellung. „Der König hat mich," schreibt Gneisenau an seine Frau, „zum Staatsrat ernannt. Lasse dies den nächsten Bekannten wissen und nimm künftighin nicht mehr den Oberstentitel an, sondern nur den der Staatsrätin. Es sind hierbei besondere Absichten. Mein Gehalt ist 2500 Taler. Doch bei heutiger Zeit verdient so etwas keiner Erwähnung. Man kann nur von dem reden, was man den laufenden Monat besitzt; des kommenden schon ist man nicht mehr sicher." Er bezog eine schöne Wohnung Unter den Linden, die ihm ein Freund abgetreten hatte; sie war schön möbliert, für alle Bedürfnisse war gesorgt**).

Gneisenau hielt die herrschenden Zustände, deren Kern Preußens demütigende Abhängigkeit von Napoleon war, nicht für haltbar. „Für diese Übel," schreibt er an seine Frau, „gebe es nur durchgreifende Arzneien. Richte Dein Hauswesen immer so ein, daß Du dem Sturm unter irgendeinen Scheuerdach zusehen kannst. Ich werde Dir nahe sein." Der „travestierte Staatsrat" hatte sich nicht zu friedlichen Ideen bekehrt. Aber der König sah das Heil nur in einem Anschlusse an Frankreich. „Preußen scheint sich vernünftig zu be-

*) Befremden muß Gneisenaus Urteil über die am 19. Juli verstorbene Königin Luise. „Sie war zu sehr Frau, zu wenig Königin und unfähig, sich auf einen hohen Standpunkt zu stellen oder darauf zu erhalten. Selbst ihr Herz war ihrem Gemahl nicht immer zugewandt, vielmehr einem anderen, was sie auch nicht verhehlte, und als Mutter war sie nicht achtungswürdig, da sie sich um die Erziehung ihrer Kinder nicht ernstlich bekümmerte." Das Urteil Gneisenaus über die Fürstin hat sich später, wie Pflug-Harttung bemerkt, wesentlich gebessert.

**) „Sogar für das Arzneimittel des Arztes," scherzt der ernste Mann. „Mein Freund nämlich hat in den hinteren Zimmern meiner Wohnung seine Gesellschafterin zurückgelassen und mir im vollen Ernste den freien Gebrauch davon überlassen. Es ist eine üppige Figur mit ein Paar schönen Augen."

tragen," sagte Napoleon im Dezember 1811 zum Fürsten Schwarzenberg, „und sich mit mir verbinden zu wollen. Der König ist weise, das Ministerium ist es auch. Aber es ist eine böse Nation, die ich nicht liebe. Es gibt immer einen großen Widerspruch in den Gemütern." Die „Jakobiner des Nordens" hat er ja die Preußen genannt.

Als Friedrich Wilhelm der Dritte sich im Februar 1812 entschloß, Napoleon ein Auxiliarkorps für den russischen Krieg zuzusagen, verlangte Gneisenau seine Entlassung und erhielt sie.

„Abermals ein Akt durchgespielt," schreibt er an seine Frau, „der mir viel Sorgen gemacht hat. Ich habe darüber schnell einen grauen Kopf bekommen." (Er zählte damals zweiundfünfzig Jahre.) Er geht nach Livland, dann nach England, landet, da die Dinge in Norddeutschland zum Losbruche überreif scheinen, in Kolberg und ist am 10. März 1813, durch einen königlichen Brief berufen, an der Seite Friedrich Wilhelms in Breslau.

Was Gneisenau, „der Kopf Blüchers", wie dieser selbst ihn nannte, für die Befreiungskämpfe bedeutete, gehört der Geschichte an. Verdienste, die längst anerkannt sind und die in der Pflugk-Harttungschen Briefsammlung ihre neuerliche Beleuchtung finden. Wie in der österreichischen Armee Radetzky, so ist in der preußischen Gneisenau derjenige, der unablässig treibt, der das Schicksal des Krieges nicht von diplomatischen Bedenken und dynastischen Rücksichten abhängig wissen will. Der Rückzug nach den für die preußischen Waffen zwar unglücklichen, aber überaus ehrenvollen Schlachten von Lützen und Bautzen im Mai 1813 scheint ihm unnötig, denn der Mut des preußischen Heeres sei ungeschwächt. Den Waffenstillstand von Poischwitz im Juni bedauert er schwer. „Der Kampf ist noch nicht durchgefochten. So viele Opfer als unsere Nation gebracht hat, dürfen nicht verloren gehen, ohne die Früchte dafür zu ernten." Die Niederlage von Dresden, 26. und 27. August entmutigte ihn nicht, denn sie sei nur durch Mißverständnisse und einen Mangel an Einverständnis, nicht durch die Überlegenheit der feindlichen Waffen herbeigeführt worden: daß er mit dem aus Politik ewig zögernden Bernadotte — dem „Piaffeur" — nicht einverstanden war, ist selbstverständlich. „Er sollte" — schreibt er am 7. Oktober, „über die Elbe gehen und ging nicht. Die große Armee in Böhmen sollte aus ihren Bergen hervortreten und kam nicht. Wir fühlten, daß abermals wir die ersten Schritte tun und den Anstoß geben müssen." Nach Leipzig, so ist seine oft geäußerte Ansicht, hätten die Verbündeten sofort auf Paris losgehen können und sollen, statt dem Gegner Zeit zur neuerlichen Sammlung zu lassen. Mit Napoleon, der alle Regenten beschimpfte, zu verhandeln sei schimpflich. — Am 30. März 1814 endlich standen die alliirten Kaiser, Könige und Fürsten auf dem Montmartre; bei ihnen war Gneisenau. „Eine Glorie umstrahlte sein Gesicht, als er auf die eroberte Hauptstadt des Feindes herabsah."

Auch im Feldzug von 1815 ist wieder Gneisenau das geistige Haupt der Verbündeten, das treibende Element. Wieder geht ihm alles zu langsam.

Wieder fordert er strenge Friedensbedingungen und eine ausgiebige Kriegskontribution, die dem französischen Volke die Kriegslust etwas verleiden solle.

Mit Grimm empfand er, daß nach Bezwingung Frankreichs nicht einmal Elsaß und Straßburg wieder deutsch wurden. Auch sonst mißfiel ihm die Entwicklung nach dem Frieden. Er hatte sich schon 1814 offen für eine Verfassung, als den schuldigen Lohn, der dem Volke für seine unermeßlichen Opfer gebühre, ausgesprochen. Dadurch solle, namentlich in den neu gewonnenen rheinischen Landesteilen die öffentliche Meinung gewonnen, für Preußen ein „Primat der Geister" geschaffen werden. Als Kommandant eben dieser Rheinlande sprach er sich mit größtem Freimut für politischen Fortschritt aus und wurde oben ebenso mißliebig, wie andere ähnlich denkende Patrioten, wie ein Görres, ein Arndt, ein Jahn, ja selbst ein Stein. Offiziöse Federn durften von „Wallensteins Lager in Koblenz" sprechen. Gneisenau zog sich endlich — zum Grafen war er nach dem ersten Pariser Frieden erhoben worden, zum Feldmarschall wurde er 1825 befördert — auf sein Gut Erdmannsdorf im Riesengebirge zurück. Dort genoß er vornehme Muße, ohne das temperamentvolle Interesse an den Fragen der großen Politik zu verlieren. Für den Mann, der auch vor starken und bedenklichen Mitteln nicht erschrak, ist ein Zug bezeichnend, den Wertheimer in seiner vorzüglichen Reichstadtbiographie urkundlich feststellt. Nach der Vertreibung der Bourbons 1830 riet nämlich Gneisenau der österreichischen Regierung, dem Sohne Napoleons auf den französischen Thron zu verhelfen, im nördlichen Teile Frankreichs die dort in der Majorität befindlichen Bonapartisten, zugleich aber in den südlichen und westlichen Provinzen die Royalisten zu unterstützen, und auf diese Art Frankreich zu verwirren, innerlich zu schwächen und ungefährlich zu machen. Der hochbetagte General kam in seinen Gesprächen mit dem österreichischen Gesandten in Berlin immer wieder auf diesen „Giftplan" zurück, der freilich Metternichs Billigung nicht fand.

Der Feldmarschall, der nach Ausbruch der großen polnischen Erhebung 1831 zum Kommandanten der an der russischen Grenze aufgestellten preußischen Beobachtungstruppen ernannt worden, erlag in der Nacht vom 23. auf den 24. August zu Posen der asiatischen Cholera, die damals ihren ersten grausigen Siegeszug durch Mitteleuropa antrat. Er starb, nach einem Bismarckschen Worte, wie ein gutes Pferd in den Sielen. Besser hat kaum irgend jemand die Bedeutung Gneisenaus für die preußische Heeresgeschichte, und was unendlich darüber hinausreicht, für die Geschicke Deutschlands in den Jahren 1813, 1814 und 1815 gezeichnet, als es Moltke tat, da man ihn einmal mit Blüchers Generalstabschef verglich. „Zwischen uns ist ein Unterschied" sagte er. „Wir haben nur Siege zu verzeichnen gehabt. Er hat die Armee nach einer Niederlage zum Siege geführt. Diese höchste Probe haben wir noch zu bestehen."

Roman und Epos

Von Privatdozent Dr. R. Meßlény in Genf

Aus der in Vorbereitung befindlichen Monographie des Verfassers: „Karl Spitteler und das neudeutsche Epos".

Fast ein Jahrhundert hat Goethes Irrtum, der Roman sei eine subjektive Epopöe, die Ästhetik im Banne gehalten, obschon es allbekannt war, wie wenig Gewicht Goethe ästhetischen Einteilungen, Begriffsbestimmungen und Gattungsbegriffen zumaß. Die beiden großen Gattungen erzählender Dichtung: Roman und Epos stehen grundverschieden, wenn auch nicht zusammenhanglos nebeneinander. Nicht bloß grundverschieden in ihrer Entstehung, sondern auch in ihrer vorhandenen Form. In seinen „Lachenden Wahrheiten" hat Karl Spitteler, der größte, vielleicht der einzige lebende deutsche Epiker (Eposdichter) geradezu eine Gegensätzlichkeit von Roman und Epos verkündet und dies zu einer Zeit, da alle Welt, namentlich Spielhagen, auf Grund der Hegel-Vischerschen Ästhetik von deren Identität überzeugt war und man im Roman schlechtweg die moderne Form des Epos erblicken wollte. Nach Spitteler wäre der Roman nicht etwas dem Epos Ähnliches auf anderer Stufe, sondern sein schnurgerades Gegenteil in allem und jedem. Wer Romane schriebe wäre schon deshalb kein Epiker. Als Kennzeichen des „romanschreibenden Nichtepikers" gilt für Spitteler die Lust an der Charakteristik, an der Seelenanalyse, an der Entwicklungsgeschichte des Helden, an der wohlmotivierten, logisch-vernünftigen Erzählung, an der „Bourgetiererei". Der Epiker aber sei mit Widerwillen gegen alle Psychologie erfüllt, denn er will nicht Seelenzustände ergründen, sondern sie in Erscheinung umsetzen. Statt Psychologie erstrebe der Epiker das denkbar schroffste Gegenteil davon, die äußerlichste, unwahrscheinlichste, unvernünftigste aller Motivierung.

Spittelers epische Theorie ist keine Idee, sondern eine Erfahrung. Sie ist daher wahr, unanfechtbar, — für den einen empirischen Fall, dem sie entwachsen ist, für das epische Schaffen Spittelers. Sein Epos — ist allerdings ein Gegensatz zum Roman, es ist das Werk, das die Alleinherrschaft des Romans auf dem Felde der deutschen Epik gebrochen hat. Aber das Epos ist ebensowenig ein dem Roman entgegengesetztes, wie ein ihm identisches Gebilde.

Spittelers Auffassung der grundsätzlichen Gegensätzlichkeit, Vischers Idee der Identität von Roman und Epos stecken uns beide nur die äußersten Grenzen ab, innerhalb deren unsere Untersuchung sich bewegen darf.

* * *

Epos und Roman sind wohl verwandte, wenn auch vielfach verschiedene Gebilde. Sie sind beide, samt dem Bericht, der Novelle und dem Märchen in die Gemeinschaft der epischen Gattungen einbegriffen, nicht weil die ästhetische Einteilung des Aristoteles dies so angeordnet, sondern weil sie alle einer bestimmten Seelenfunktion des menschlichen Geistes entspringen: der Erinnerung. Ob aus der Betätigung unseres Erinnerungsvermögens, aus der Mitteilung unserer Erinnerungen ein Bericht, eine Novelle, ein Roman oder ein Epos entsteht, hängt lediglich von der größeren oder geringeren Erinnerungsferne ab, in welche sich der Epiker zu den Ereignissen stellt, genau so, wie das perspektivische Bild jeglicher Erscheinung sich in unseren Augen lediglich nach der größeren oder geringeren Sehferne regelt. Der Epiker wählt seine Erinnerungsferne zu den Ereignissen unabhängig von der historischen Vergangenheit oder Längstvergangenheit ebenso frei, wie der Zeichner seinen perspektivischen Standort wählt. (Vgl. über Erinnerung und Erinnerungsferne Heft 19 und Heft 33 der Grenzboten, Jahrgang 1912.) Bei der geringsten Erinnerungsferne entsteht der Bericht, bei der größten das Epos. Auf die Abgrenzung von Roman und Epos angewandt: der Roman steht unter der größtmöglichen Erinnerungsferne, wahrt jedoch die logischen Notwendigkeiten, er hält sich innerhalb der eisernen Grenzen unserer Anschauungskategorien: Zeit, Raum, Kausalität; das Epos dagegen überschreitet auch diese Grenze, es lebt in der Einheit des Kosmos. Der Roman steht sozusagen an der Grenze materieller Anschauungsmöglichkeit; das Epos steht jenseits dieser Grenze, im schrankenlosen Gebiet der Idee. Aus diesem Unterschiede der Idee folgen alle Unterschiede der Phänomene.

* * *

1. Der erste und grundlegende Unterschied zwischen Roman und Epos liegt bereits in der Bewegungsrichtung ihrer Entstehung.

Der Roman baut von unten nach oben. Er bewältigt eine ungeheuere Fülle der Erscheinungen und gelangt als Ergebnis zur ästhetischen Einheit der Idee. Der Roman verfolgt das Ziel, die Mannigfaltigkeit der Phänomene in der Einheit der Persönlichkeit, der Gattung oder des Schicksals darzustellen. Diese von unten zur Pyramide aufstrebende Bauweise des Romans enthüllen die beiden Fassungen des Wilhelm Meister, die „Lehrjahre" und die neuentdeckte „theatralische Sendung" mit klassischer Klarheit.

Gerade in entgegengesetzte Richtung bewegt sich die Entwicklung des Epos: sie dringt von oben nach unten. Das Epos bezweckt nicht die Eingeistung der tausendfachen Empirie in die poetische Einheit der Idee, sondern es will die

Idee, das Transzendente in die sinnliche Erscheinung umsetzen; es will aus dem aprioren Vollbesitz der einen Idee soviel in das Gefäß des Phänomens hineingießen, wieviel da nur hineingeht. Das Epos will das bloß Denk- und Fühlbare in den sichtbaren, riechbaren, hör- und schmeckbaren Stoff bannen. Aus der Einheit der Idee ausgehend, will das Epos in die Vielheit der Dinge hineinkriechen, wie die Sonnenstrahlen aus der alleinen Sonne fließend, alle Dinge um- und durchleuchten. Die Ilias gipfelt nicht etwa romanmäßig mit all ihren tausend Einzelkämpfen, mit ihren Gastmählern, Waffenbeschreibungen und tausend Unbedeutenheiten in der Idee des ewigen Schicksals, sondern im Gegenteil: aus der Schicksalsidee entfließt das alles, daraus enthält es Sinn und Lebensfähigkeit.

„Denn wir schaffen ja nichts mit unserer starrenden Schwermut.
Also bestimmten die Götter der elenden Sterblichen Schicksal,
Bang' in Gram zu leben; allein sie selber sind sorglos.
Denn es stehn zwei Fässer gestellt an der Schwelle Kronions,
Voll das eine von Gaben des Wehs, das andre des Heiles.
Wem nun vermischt austeilet der donnerfrohe Kronion,
Solcher trifft abwechselnd ein böses Los, und ein gutes.
Wem er allein des Wehs austeilt, den verstößt er in Schande;
Und herznagende Not auf der heiligen Erde verfolgt ihn,
Daß nicht Göttern geehrt noch Sterblichen, bang' er umherirrt."
(Ilias 24. Ges. 524. Vers.)

Oder:

„Oft schon haben mir dieses Achaias Söhne gerüget, (— sagt Agamemnon, —)
Und mich bitter geschmäht; doch trag' ich dessen die Schuld nicht,
Sondern Zeus, das Geschick und das nächtliche Schrecken Erinnys:
Die in der Volksversammlung zum heftigen Fehl mich verblendet,
Jenes Tags, da ich selber Achilleus' Gab ihm entwandte.
Aber was konnt' ich thun? Die Göttin wirkt ja zu allem,
Zeus' erhabene Tochter, die Schuld, die alle bethöret,
Schreckenvoll: leicht schweben die Füß' ihr; nimmer dem Grund' auch
Nahet sie, nein, hoch wandelt sie her auf den Häuptern der Männer,
Reizend die Menschen zum Fehl; und wenigstens einen verstrickt sie."
(Ilias 19, 85 ff.)

Aus diesem Grundunterschied der entgegengesetzten Entwicklungsrichtung im Roman und Epos folgen weitere Abweichungen. So ist die Rolle und die Beschaffenheit der Einzelheit, des Details in den beiden Kunstgattungen eine verschiedene. Im Roman muß das Detail von Bedeutung sein, und je näher wir dem Gipfel der Pyramide kommen, desto bedeutender, desto stärker muß es wirken. Je näher wir der Idee kommen, desto gewichtiger wird das Einzelerlebnis, desto mehr entfernt sich die Schilderung vom Körperlichen und wird zu immer reinerer Stimmungsdarstellung. In der Ilias dagegen gibt es kein eigentlich bedeutendes oder unbedeutendes Detail: alles ist gleich wichtig. Die rosige Tochter des Briseis ist doch nicht wichtiger als die Zubereitung des Gastmahls (9, 205), oder als die Toilette der Hera (14, 180). Alles ist gleich

bedeutend, gleich wichtig, nicht an sich, durch sich selbst, sondern bloß durch das Licht der Idee, das im Augenblick darauf ruht. Alles hat eben nur sofern Bedeutung, sofern das Schicksal sich im gegebenen Augenblick an seiner Nichtigkeit betätigt: Agamemnon oder Thersites, — gleichviel. Es ergibt sich im Epos keine Steigerung des Details wie im Roman, sondern eine ruhige Horizontale. Man darf vielleicht sagen, daß die Wichtigkeit der Einzelheit im Roman — ihre Potenz — mit der Quadratur ihrer Entfernung von der gipfelnden Idee abnimmt. In der Ilias jedoch ist der Besuch des Priamos bei Achilleus, obschon im letzten Gesang, doch um kein Haar gewichtiger als Hektor und Andromache oder als Agamemnons Zank mit Achill, — weil die Idee im Epos eben nirgends gipfelt, sie ist außerhalb, weil sie antizipiert ist und jeder Zeile gleich nah und fern bleibt. Daher muß die Einzelheit im Roman bedeutend, sich steigernd und in seiner Verkettung mit der Idee notwendig sein. Im Epos ist sie von holdester Überflüssigkeit, aber funkelnd im strahlenden Lichte der Idee. Keine Einzelheit ist wie beim Roman Inhalt der Ilias, denn ihr Inhalt und Gehalt ist ja nur Eines: die eherne Unabänderlichkeit des waltenden Schicksals. Deshalb durchschauert eine gleichgültige Begebenheit seit Jahrtausenden die Menschheit, wenn dies Innerste ausgesprochen wird:

„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt." (16, 448.)

Im Roman baut Detail für Detail die Höhe bis zur Idee hinauf, die Funktion der Einzelheit ist eine tragende; in der Ilias erduldet jede Begebenheit das Licht der Idee, das auf sie fällt, ihre Funktion ist eine ertragende.

2. Die Erinnerungsferne des Romans ist an die Grenze unserer Erfahrung über die Kategorien menschlicher Anschauung: Raum, Zeit, Kausalität, gebunden. Die Erinnerungsferne des Epos ist von dieser Schranke frei. Hieraus folgt ein grundsätzlicher Gegensatz in der Behandlung des Wunders in den beiden Kunstformen. Die übliche Aufstellung: das Wunder wäre im Epos heimisch, der Roman dagegen halte die rationelle Grenze der Anschauung ein — ist rein äußerlich und auch falsch. Ein Roman wird durch das Wunder noch nicht zum Epos, sonst müßten wir in E. T. A. Hoffmanns Romanen lauter Epen sehen. Fast das Entgegengesetzte ist wahr: das Wunder kommt eigentlich nur im Roman vor und ist gar kein ungeeignetes Kriterium zur schwierigen und richtigen Entscheidung, ob ein erzählendes Werk ein Roman oder ein Epos sei. Wenn wir in „Wilhelm Meisters Lehrjahren", wo wir von Anfang an mitten in der Zeitlichkeit geatmet, wo wir dem Raumgesetz und dem von Ursache und Wirkung so unbedingt unterworfen waren wie in unserem Alltag, wenn da in der Turmszene (VII, 9) urplötzlich weitzerstreute, längstvergangene Menschen wie auf einen Zauberschlag der Reihe nach hinter dem Vorhang hervortreten und wir somit den Sprung aus unserer räumlich-zeitlichen Welt in eine andere,

kategoriefreie vollziehen sollen, da wundern wir uns des Wechsels, das ist Wunder. Im Wechsel liegt es, nicht in der Zeitlosigkeit an sich? Wer aber hat sich je darüber gewundert, daß die windschnell eilende Iris im Augenblick vom Olympos zum Peleiden herunterstürmt? Stehen wir denn nicht von Anfang an außerhalb aller Zeitlichkeit? In einer Ferne der Erinnerung, in der jeder Dimensionalbegriff längst aufgehört? Ob der Turmszene, oder über das Kapitel der lebenden Brücke im Grünen Heinrich wird sich jeder Leser wundern, weil die einen Sprung erfordern, aus der einen Welt in die andere; wenn aber die silberfüßige Thetis aus den Fluten steigt und dem weinenden Sohn neue Rüstung vom hinkenden Meister Hephaistos bringt, — so sind das keine Wunder, sondern Selbstverständlichkeiten. Es hat sich auch noch nie ein Leser darüber gewundert.

Im Roman entsteht daher das Wunder durch den Durchbruch der Kategorien; im Epos gibt es kein Wunder, weil die Kategorien in der Erinnerungsferne des Epos überhaupt aufhören.

3. Des weiteren unterscheiden sich Epos und Roman in der Art und Weise, Masse und Individuum zu behandeln. Das Epos hat nie einen Helden, das ist eine notwendige Folge seiner geschilderten Entstehungsart, denn der eine Held des Epos ist ja die Idee, der Roman aber hat immer einen Helden, einen persönlichen, meist den Autor selbst, und hat er viele, so hat er einen Hauptheldeu. Auch hierin bekundet sich das Bestreben der Gipfelung. Wilhelm Meister ist der Held des Romans, Achilleus oder Hektor, Agamemnon oder Zeus sind nur Helden im Epos.

4. Aus dem Grundsatz der Erinnerungsferne diesseits und jenseits der Anschauungskategorien folgt auch der letzte Wesensunterschied zwischen Roman und Epos. Im Roman treffen wir stets den Helden auf der inneren oder äußeren Wanderschaft begriffen, während ihm gegenüber das stabilere, fast unbewegliche Sein der Gesellschaft verharrt und Widerstand leistet. Der Rahmen des Epos dagegen ist immer: Massenbewegung, Reiseunternehmung des Ganzen, „Thomas Cook and Sons", in der Ilias so gut wie im Nibelungenlied, bei Dante, in Hermann und Dorothea und im Olympischen Frühling. Wie könnte dem auch anders sein? Die Erinnerungsferne des Epos ist ja von vornherein außerweltlich gegeben! Aus diesem Standort gesehen bewegt sich eben das ganze: πάντα ῥεῖ! Wie sehr die Idee der Gesamtbewegung dem Epos und nicht dem Roman eignet, läßt sich am besten am Beweglichkeits- und Ständigkeitsverhältnis der Parteien in der Ilias einerseits in Hermann und Dorothea anderseits beobachten.

In der Ilias ist die Gliederung, die Teilung der Massen ganz und gar nicht auf den doch so naheliegenden und sich aufdringenden ungeheueren Unterschied zwischen den auf der Wanderschaft sich befindenden Achaiern und den

säßigen Troern eingestellt. Jeder Romanschriftsteller hätte hierin das ganze Werk verankert, aus dieser Grundverschiedenheit der Lebensbedingungen alle Probleme erstehen lassen — und mit gutem Fug. Anders der Epiker. Seine größte Sorge war diese Verschiedenheit aufzuheben, um das Ganze in Bewegung zu setzen. Wohl hausen die Troer in festen Mauern hinter dem skäischen Tore, wohl geht Hektor ins wohlgebaute Haus. Aber über Ilion ist das Todesurteil gesprochen und das Bewußtsein der Troer ist durchtränkt von dem unabwendbaren Verhängnis. Die Ordnung, die Behaglichkeit des friedlichen, gefestigten Zustandes ist auch in Troja bloß Vergangenheit; gegenwärtig aber ist Auflösung, Lockerung, Einsturz, Kopfüber-kopfunter. Bei den Achaiern wieder erscheinen die behaglich und breitausgesponnenen Erinnerungen an das „liebe Land der Väter" als ausgleichendes Gegengewicht, das ihr Abenteurerdasein unter dem Zelte dem Zustand der Stätigkeit näher bringt. So ist hüben und drüben mit viel Kunst und weitverzweigter Absichtlichkeit der Wesensunterschied zwischen dem Stäten und dem Unstäten aufgehoben und das zugunsten einer alles umfassenden, aber gemäßigten Gesamtbewegung. Hie Bewegung des Anstürmenden — da Bewegung des Einstürzenden, aber hüben und drüben der außerordentliche, aufgelöste Zustand: πάντα ῥεῖ. In Hermann und Dorothea dagegen stehen sich die beiden Welten, das Stäte und das Unstäte in einer Schnittfläche kraß gegenüber. Die bodenständige, heimische, wurzelnde Menschheit steht plötzlich der flüchtigen gegenüber, und das in der Gegenwart des Geschehens! Darin liegt aber auch der wunde Punkt des hohen Werkes; sein stellenweises Hinneigen zum Roman unter dem einheitlich eposhaften Kleid rührt von der Gegenwärtigkeit einer unbewegten, verharrenden Welt her. Überall fällt Goethe ins romanhaft Idyllische, wo der Löwenwirt und sein Besitz, sein Kreis uns beschäftigt, das Großepische kosmischer Erinnerungsferne erreicht seine Dichtung nur im Flutenden, in der vorbeifegenden Sturzwelle der Entwurzelten. Der Geist des Epos spricht aus dem Munde der Vertriebenen:

—; denn alles bewegt sich
Jetzt auf Erden einmal, es scheint sich alles zu trennen.
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer,
Freund sich los von Freund; so löst sich Liebe von Liebe.
— — — — — — — — — — — —
Nur ein Fremdling, sagt man mit Recht, ist der Mensch hier auf Erden;
Mehr ein Fremdling als jemals ist nun ein jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr, es wandern die Schätze;
Gold und Silber schmilzt aus den alten heiligen Formen;
Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
Lösen in Chaos und Nacht sich auf und neu sich gestalten."

Die bisher äußerlich und rein empirisch beobachteten Stileigentümlichkeiten des Epos werden sich nun mit Hilfe der Idee der epischen Erinnerungsferne und seiner Folgen einem System einfügen. Solcher Eigenheiten kann man ja

die Unzahl beobachten, es genüge hier einige der bekanntesten in die neue Beziehung zu bringen.

Die unbegrenzte Zeit und Raummöglichkeit einer Weltenbewegung fordert selbstredend rhythmische Gliederung, weil Grenzenlosigkeit unseren Sinnen nur durch ein stets sich wiederholendes Gleichmaß faßbar gemacht werden kann. Daher die Neigung des Epos zur rhythmischen Sprache, die Vorliebe und die Sinnfälligkeit der epischen Wiederholungen, der stehenden Ausdrücke des Repräsentativtypischen in der Wortwahl. Dieser Stil erzeugt dann — sofern er echt ist — das Unpersönliche der Figuren, ein Riesenmaß der Leiber, das Repräsentative der Eposfigur. Wie ein Glied der Kette folgt daraus das Zeremonielle, das Öffentliche der epischen Gefühls- und Ausdrucksweise im Gegensatz zur Intimität, zur Aufgeknöpftheit des Romans. Ein sich gegenseitig durchwachsendes Zwiegespräch ist daher nur im Roman heimisch, im Epos kaum denkbar: Reden tauschen nicht nur die Könige in der Volksversammlung, Reden tauscht auch Hera mit Aphrodite und mit Zeus in den Augenblicken ehelicher Vertraulichkeit, Reden tauschen die Mutter Thetis und der Sohn Achilleus, wenn sie ihr kummervolles Herz einander ausschütten.

Weltkenntnis und Weltanschauung auf unseren höheren Schulen

Von Gymnasialdirektor Dr. Paul Lorentz in Spandau

Wenn die starke Bewegung auf dem Gebiete unseres höheren Schulwesens in ihren Ergebnissen immer noch wenig befriedigend bleibt, so liegt das ganz gewiß zu einem guten Teil daran, daß die mancherlei fruchtbaren Ansätze noch nicht genügend Zeit gehabt haben, sich zu entwickeln. Es ist eben ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit, daß sie, verwöhnt durch das sich fortwährend steigernde Tempo in allen technischen Betrieben, organisches Wachstum nicht mehr recht in Ruhe abwarten kann. Tiefer gesehen hängen aber doch jene unaufhörlichen Reformversuche mit der Wandlung zusammen, die unsere gesamte geistige Kultur heute durchmacht. Daß diese Wandlung darin besteht, daß wir nach einer der gesamten heutigen Entwicklung der Weltzustände und der Kenntnis der Wirklichkeit entsprechenden Weltanschauung streben, daran ist gar nicht mehr zu zweifeln. Die Fähigkeit aber, sich eine solche, im ernstesten und verantwortlichsten Sinne moderne Weltanschauung zu bilden — die bewußt Lebenden

wollen es doch als Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts tun, das selbst freilich nicht ohne die Entwicklung der voraufgegangenen Jahrhunderte zu verstehen ist —, ist allmählich sehr geschwunden, die Fähigkeit und leider eben vielfach auch schon das Bedürfnis danach. Friedrich Naumann hat diesen unverkennbaren und tiefgreifenden Mangel unserer Zeit im vorigen Jahre auf dem evangelisch-sozialen Kongreß zu Essen tief beklagt, daß nämlich das Wissen der Menschen weit über das hinausgewachsen ist, was ein einzelner in sich verarbeiten kann, und daß nun als notwendige Folgen eingetreten sind: Fachbildung und Halbbildung bei sinkender philosophischer Allgemeinbildung, Vermehrung der Weltkenntnis ohne Weltanschauung.

Gerade auch die durch die höheren Schulen vermittelte Kenntnis der Welt leidet heute darunter, daß ohne weiteres angenommen wird, es werde dieser bloße Stoff sich später gewissermaßen von selbst in eine Weltanschauung umsetzen. Weil der immer zahlloser sich andrängende Stoff solcher Weltkenntnis, um dessen rastlose Vermehrung man immer eifriger bemüht ist, im Unterricht gar zu sehr ein bloßes Nebeneinander bleibt, entwickelt sich die unerfreuliche Tatsache, daß heute in weiten Kreisen unserer Gebildeten, eingestandener- oder nicht eingestandenermaßen, jedenfalls ganz unzweifelhaft Materialismus oder Skeptizismus vorherrscht und der Mangel einer wirklich philosophischen Weltanschauung in oft besonders trübseliger Weise hervortritt. Was unsere Jugend, wenn sie erwachsen sein wird, davor bewahren kann, bei der bloß technisch geschickten Verarbeitung des fast erdrückenden Tatsachenstoffes stehen zu bleiben und die noch größere Gefahr zu vermeiden, nämlich von seiner Wucht einfach niedergestampft zu werden, das ist die Fähigkeit, sich zu einer ideenmäßigen Erfassung jenes Tatsachenstoffes emporzubilden. Die Überschätzung dieses bloßen Tatsachenstoffes ist in einer Zeit, wo eine Entdeckung und Erfindung die andere drängt, nur allzu erklärlich. Auch war sie bei unserem deutschen Volke zumal wohl zu begreifen, das im neunzehnten Jahrhundert nach langer und tiefgründiger Geistesarbeit, dem Goetheschen „Faust" vergleichbar, vom Grübeln und Sinnen zu nationalen Taten übergegangen war. Wenn wir nun heute nach der Entwicklung, die sich inzwischen vollzogen hat, immer deutlicher die Notwendigkeit erkennen, die „Idee" wieder stärker zu betonen und in die ihr gebührende Wirksamkeit einzusetzen, so weisen wir natürlich die Zumutung weit zurück, als ob wir zu dem Ideal der Deutschen als des Volkes der Träumer und Denker zurücklenken wollten. Dieses gehört der Vergangenheit an und war freilich, wie wir jetzt sehen, eine notwendige Entwicklungsstufe. Wohl aber wollen wir durch die stärkere Betonung der Idee zu einer „Organisation der Erfahrungsmassen" anleiten nach dem Vorbilde Goethes. Denn Ideen, wie Goethe sie definiert, sind „Organe", mit deren Hilfe Erfahrungsmassen „erfaßt" werden und zu „eigen" gemacht werden. Die Überlieferung bloßer, wissenschaftlich einwandfrei festgestellter Tatsachen genügt uns nicht mehr als höhere Bildung, da sie auf eine bloße Vermehrung der Weltkenntnis hinaus-

läuft. Vielmehr wollen wir mit Goethe „den Unwert einer überhäuften Empirie" einsehen lernen und lehren, den Kampf gegen die „millionenfache Hydra der Empirie" und das Sichverlieren „in die Minutien des grenzenlosen Mannigfaltigen" mutig aufnehmen und die höher zu bildende Jugend in der Überzeugung bestärken, daß man „das Neuzuerfahrende" keineswegs „durch bloße Erfahrung in seine Gewalt bekommen könne". Vielmehr nur durch Ideenbildung wird das Gesehene geschaut und in den Busen als ein „Wirkliches" zu dauerndem Besitz — als „Gehalt" — aufgesogen, vermag das „Feste", das ist die Welt der Dinge, deren Kenntnis aller Unterricht in erster Linie übermittelt, „zu Geist zu verrinnen" und als „Geisterzeugtes fest bewahrt" zu werden.

Gewiß wird das alles durch verstärkte Pflege der Philosophie auf den höheren Schulen angebahnt werden können. Nur dürfen wir hierbei eben nicht in zwei Fehler verfallen, einmal zu einseitig Geschichte der Philosophie zu betreiben — eher Geschichte philosophischer Probleme — und anderseits, fertige, vermeintlich endgültige Lösungen als unumstößliche Wahrheiten einprägen zu wollen — vielmehr „philosophieren" soll gelehrt werden, weniger „Unterricht in der Philosophie" als „Philosophie im Unterricht" soll getrieben werden, wie es auch zutreffend ausgedrückt worden ist, d. h. also sorgfältige Pflege der in allen Unterrichtsstoffen enthaltenen philosophischen Elemente. Daß das schon für die Heranbildung der Lehrer auf den Universitäten weitergreifende Folgen haben muß, versteht sich von selbst. Die können gar nicht ausbleiben, wenn nur erst die Notwendigkeit des Obigen genügend eingesehen ist. Und notwendig ist freilich die Pflege des Sinnes für die Selbständigkeit eines geistigen Lebensinhaltes — man denke daran, wie die gesamte philosophische Wirksamkeit eines Rudolf Eucken dieses Ziel verfolgt —, damit nicht jener Typus des modernen Deutschen zu einer nationalen Gefahr sich auswachse, den ich als den allzu zielbewußten Nichts-als-Zweck-Menschen bezeichne und dessen Erscheinen durch die ungeahnten Erfolge unserer nationalen Industrie und unseren gesamten volkswirtschaftlichen Aufschwung erklärlich genug ist.

Aber es handelt sich bei der Ausbildung der Fähigkeit, den auf den höheren Schulen erworbenen Stoff der „Weltkenntnis" später zu einer „Weltanschauung" zu formen und zu gestalten, keineswegs nur um ein Verfahren im Unterricht selbst, der natürlich überall, z. B. durchaus auch in der Religion, wissenschaftlich begründet sein muß, und dessen technische Vervollkommnung heute schon wieder viel zu einseitig betont wird. Vielmehr ist gerade auch in den mancherlei erzieherischen Momenten, deren Pflege neben dem wissenschaftlichen Unterricht, neben der Vermittlung von Kenntnissen, mit Recht immer nachdrücklicher gefordert wird, die Möglichkeit vorhanden, jene Fähigkeit zu künftiger Weltanschauung auszubilden.

Bei der ungeheuren Bedeutung, die das Verständnis für das rechte Verhältnis von Freiheit und Notwendigkeit für jede Weltanschauung hat —

ist doch das Ganze der Welt, in dem wir enthalten sind, ebenso wie unser eigenes Leben auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Notwendigkeit zusammengesetzt — wird z. B. die einsichtige Förderung der freiwilligen Gemeinschaften unter der heranwachsenden Jugend von großem Nutzen sein können, da hier der freiwillige Gehorsam gegen das „Gesetz" ganz besonders geübt werden kann. Ferner, wenn Weltanschauung im Gegensatz zu Weltkenntnis etwas Allerpersönlichstes ist, da der Stoff der Weltkenntnis an alle gleichmäßig herangebracht wird, seine Umformung und Umbildung zu einer Gesamtanschauung aber von dem „Daimon" und der „Psyche" eines jeden einzelnen Menschen abhängt, wie sollte da nicht die rechtzeitige Beachtung der Keimzellen der künftigen Persönlichkeit und die verständige Pflege individueller Anlagen von Vorteil sein können? Die Fähigkeit aber wieder, eine Gesamtanschauung auszubilden, muß notwendigerweise durch die Pflege der Anschauung überhaupt unterstützt werden. Wer die der Jugend so verderbliche schweifende Kraft der Phantasie zu meistern gelernt hat, wird vorzüglich befähigt werden für das Zusammenschauen auch innerer Erlebnisse und Erfahrungen. Mithin ist die Forderung, daß auch den sogenannten technischen Fächern ein recht ernsthafter Anteil an der Gesamtbildung auf den höheren Schulen zuteil werde, gerade im Interesse künftiger Weltanschauung berechtigt. Ist doch auch Weltanschauung Gestaltung eines Stoffes aus der Kenntnis von dessen innerstem Wesen heraus, eine Formgebung im höchsten Sinne.

Fragt man nun aber, welcher Art die Weltanschauung sein müßte, zu der auf unseren höheren Schulen die Vorarbeit getan werden solle, so muß zunächst einmal festgestellt werden, daß weder die allgemeine Geschlossenheit des christlichen Mittelalters mehr möglich ist, weil unsere allgemeine Gebundenheit hat aufhören müssen, noch diejenige Richtung, die den überwiegenden Teil der höher Gebildeten im neunzehnten Jahrhundert beherrschte, so lange allein das humanistische Gymnasium die höhere Schule war: also die durch das Dogma des klassischen Altertums bestimmte. Vielmehr, wie die Kultur dieses klassischen Altertums auf den heutigen Gymnasien allein unter dem kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte betrieben fruchtbar wirken kann, so gilt es überhaupt, alle Kultur der Vergangenheit, die für Vermittlung von Kenntnissen in Frage kommt, von diesem kulturgeschichtlichen Standpunkt aus zu würdigen.

Und das wird hier von dem wünschenswerten Erfolge begleitet sein, wenn die in dieser geschichtlichen Wirklichkeit sich offenbarenden „Ideen" aufgezeigt werden. Freilich muß dann mit dem reinen Historismus, der auch in der höheren Schulbildung die verhängnisvollsten Folgen gehabt hat, noch viel offener und bewußter gebrochen werden. In gewissem Sinne soll also damit eine Wiederaufnahme Hegelscher Art, die Vergangenheit zu betrachten, stattfinden, das heißt: der Tatsachenstoff soll nicht bloß gezählt und gemessen, er soll gewertet und gewogen werden. Vergessen wir es doch gerade jetzt, bei der Hundertjahrfeier unserer großen nationalen Wiedergeburt, nicht, daß Hegel zuerst wieder den Nachweis führte, daß es ein sittliches Handeln nur gibt im Einklang mit

dem sittlichen Geist, der in einem Staat oder Volk als Substanz lebt und gegenwärtig ist. Hat doch auch ein Historiker wie Schäfer in seiner Deutschen Geschichte den Nachweis geführt, „wie trotz der unvermeidlichen letzten Entscheidung durch die Waffen die deutsche Einheit Ergebnis geistiger Strömungen war" (Deutsche Geschichte II, 417). So wird auch der Hauptnachdruck bei Vermittlung von Literaturwerken nicht wie bisher zu einseitig auf die ästhetische Bedeutung gelegt werden dürfen, sondern nach dem Beispiel bedeutsam vorangehender Führer auf den Nachweis, daß diese Kunstgebilde Gestaltungen von Weltanschauungen sind.

In hervorragendem Maße werden die realen Lehranstalten, ohne daß die humanistischen ganz davon ausgeschlossen wären, bemüht sein müssen, auch in der gesamten durch die Naturwissenschaften vermittelten „Wirklichkeit" die Offenbarung von Ideen nachzuweisen, hier besonders nach dem Vorgange Goethes. Gerade im Hinblick auf die Naturforschung sagte Goethe einst: „Abneigung gegen die Philosophie" bewirke, daß, „ehe man sich's versieht, der Weg zur Philisterei betreten ist" und daß „alle, die ausschließlich die Erfahrung anpreisen, nicht bedenken, daß die Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung ist." Hat doch gerade auch die ausschließlich unter dem mechanistischen Gesichtspunkt betriebene Naturforschung die Bildung einer anderen als materialistischen Weltanschauung ganz außerordentlich erschwert und den verhängnisvollen Wahn aufkommen lassen, daß die Welträtsel spielend leicht und daß sie nur richtig mit ihren Methoden zu lösen seien. Die wohlverstandene „ideenmäßige" Betrachtung der Natur, die dem exakten, physikalischen Verfahren innerhalb seines Bereichs sein volles Recht unangetastet beläßt, ermöglicht aber auch andere als materialistische Weltanschauungen.

Deutschem Wesen ist, soweit wir unsere gesamten nationalen, weltbedeutenden Kulturleistungen in Anschlag bringen, diejenige Richtung der Weltanschauung immer hauptsächlich gemäß gewesen, die wir als „praktischen Idealismus" zu bezeichnen pflegen: die zwei Hauptzüge unseres nationalen Wesens, die tiefe Innerlichkeit und der starke Wirklichkeitssinn, kommen eben dabei gleichmäßig zur Geltung. Der Engländer Carlyle war es, der im Hinblick auf diese Hauptrichtung deutscher Weltanschauung das Wort prägte, daß das einzig Reale der Gedanke sei, denn er ist der Vater der Tat. Anleitung also, gerade auf diese Weise den Stoff der Weltkenntnis zu künftiger Weltanschauung zu gestalten, wird eine Hauptangelegenheit unserer höheren Schulen bilden müssen: sie bekämen dadurch auch wieder eine besonders tragfähige einheitliche Grundlage.

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

Schloß Borküll lag in tiefem Frieden.

Heute schwiegen alle Arbeitsgeräusche, und in Maras abgelegenes Zimmer drangen nicht einmal die langgezogenen Töne der frommen Sänger, die Gräfin Emerenzia Schildberg unten im großen Saal allsonntäglich um sich versammelte.

Mara wachte auf, als ihr die Sonne durchs offene Fenster mitten aufs Gesicht schien. Da reckte sie sich behaglich: „Endlich einmal Sonne!“ Aber ihre Fröhlichkeit hielt nicht vor. Sie dachte daran, daß dieser Sonntag so langweilig sein würde, wie alle anderen.

Zu Mittag hatten sich die Rosenhofer angemeldet, und ihr graute vor den endlosen Salbadereien der beiden alten Damen, Tante Emerenzia und Gräfin Hahn. Dazu der entsetzlich fade Wolly, das Muttersöhnchen von dreiunddreißig Jahren, dem sie den Spitznamen „Knabe nämlich“ gegeben hatten! Wenn Mama doch wenigstens heute aufstände und die Honneurs machte! Der Gräfin Schildberg anmaßendes Getue war einfach nicht mehr auszuhalten.

Laut rief das junge Mädchen ins Nebenzimmer hinüber, das von dem ihrigen nur durch eine Portiere getrennt war:

„Es ist wunderschönes Wetter draußen, Mama! Heute mußt du an die Luft. Paß auf, es wird dir gut tun!“

Eine müde Stimme antwortete:

„Komm lieber und zieh die Vorhänge vor. Ich kann das grelle Licht nicht vertragen! Wie hast du nur bei dem Lärm da unten so lange schlafen können? Der alte Maddis singt immer drei Töne zu hoch. Das ist geradezu Gift für meine Migräne!“

„Du hättest lieber nicht so lange lesen sollen!“ predigte Mara am Bett der Mutter mit verhaltener Ungeduld. „Ich glaube gar, du hast das dicke Buch schon wieder durch? Deine ewigen Kriminalgeschichten! Und das heiße Fußbad hast du gestern Abend auch nicht genommen! Wie willst du denn jemals gesund werden?“

„Laßt mich in Ruhe mit euren Ideen! Gegen mein Leiden ist eben kein Kraut gewachsen. Da hilft Tante Emerenzias Beten und Handauflegen eben

so wenig wie deine Waschere. Gib mir mein Pulver her! Vielleicht komme ich noch ein bischen zum Schlafen."

So ging es jeden Tag. Seufzend gab Mara ihren Versuch, die Mutter zu beeinflussen, auf.

Mit aller Energie wehrte sie sich gegen diese hoffnungslose Müdigkeit, von der sie sich auch selber oft erfaßt fühlte. Sie steckte jetzt mit ein paar Griffen ihrer mageren Hände ihr reiches rotblondes Haar vor dem Spiegel auf und schlüpfte in ihr Reformkleid.

Dann wollte sie selbst wenigstens den herrlichen Morgen genießen. In durstigen Atemzügen trank sie die köstliche frische Luft, die durch das Fenster hereinströmte und ließ ihren Blick in die duftige Ferne schweifen. Da sah sie am Rand der Wiese hinter dem Park eine fremde Erscheinung. Anfangs hielt sie den hellen Fleck für eine weiße Ziege, die sich im Grase sonnte. Aber dann schien es ihr doch wieder anders. Wenn ihre kurzsichtigen Augen sie nicht täuschten, mußte es ein Mensch sein. Wer aber hatte dort um diese Stunde was zu suchen?

In prickelnder Neugierde suchte sie ihr Fernglas hervor und stellte es ein. Da erkannte sie zu ihrem hellen Erstaunen, daß der weiße Fleck die Leinewand eines Malers war, der seine Staffelei dort drüben auf der Wiese aufgestellt hatte.

Ein Maler, ein richtiger Maler — wie mochte der hierher in diesen abgelegenen Erdenwinkel gekommen sein?

Mara pfiff ihrem Hund, einem schönen silbergrauen Barsoy, der noch verschlafen auf seinem Kissen lag und rannte die Treppe hinunter in den Park.

Ihre Absicht war, geraden Wegs nach der Wiese zu gehen, um sich das Wunder, das sich da in Borkülls nüchternes Milieu verirrt hatte, aus der Nähe anzusehen. Aber die Menschenscheu, die ihr anhaftete, und die nichts war als ein Symptom ihrer inneren Haltlosigkeit, kam wieder über sie und hemmte ihre Schritte, je deutlicher der Maler hinter den Büschen des Parks sichtbar wurde.

Sie tat, als bemerke sie ihn nicht, schwenkte rechts in einen Seitenpfad ein, machte einen großen Bogen und kam dann langsam auf demselben Weg wieder zurück.

Der Maler hatte sie längst gesehen. Als er vor einer Stunde seine Werkstatt auf diesem Wiesenabhang aufschlug, von wo aus das braunrote Dach des Schlosses so malerisch über den goldgelben Wipfeln der Linden sichtbar war, hatte ihn nicht nur das hübsche Motiv bestimmt, sondern auch die Absicht, sich bemerkbar zu machen.

Frau Pastor Tannebaum hatte ihm von Mara und ihren Neigungen erzählt. „Sie schwärmt für Nietzsches ‚Übermenschen' und geht jeden Morgen barfuß auf dem Rasen spazieren!"

Da hatte sich Madelung, der Maler, vorgenommen, die Bekanntschaft dieses ungewöhnlichen, ihm von vornherein sympathischen Mädchens zu machen, koste es, was es wolle.

Vor drei Tagen war er mit dem letzten Dampfer aus Deutschland gekommen, um seine Kusine zu besuchen, die jetzt endlich des verwitweten Pastors Tannebaum Frau geworden war. Sie hatte sich das Glück durch eine langjährige Tätigkeit als Erzieherin der sieben Kinder wohl verdient.

Traugott Madelungs wasserblaue Augen hatten an diesem Morgen scharf nach dem Herrenhaus hinübergesehen. Die Perspektive der Dachkonstruktion machten dem mäßig talentierten Schüler des Professors Neide in Königsberg ziemliche Schwierigkeiten. Aber kein künstlerischer Katzenjammer quälte ihn. Er war sehr zufrieden mit sich. Die Malerei war nicht die einzige Aufgabe, für die er lebte. Die anderen glückten ihm entschieden besser. Er war ein unentwegter Kämpfer gegen die Sünden, deren sich die verrottete Menschheit mit der Zunahme der sogenannten Kultur wider die Forderungen der Natur schuldig machte. Sein graugelbes Haar, das ihm in langen Strähnen tief in den Nacken hing, bewies nicht nur, daß er zur freien Gilde der Kunst gehörte, es war vor allem ein Protest gegen das Haarschneiden überhaupt. Da gehen sie nun alle vierzehn Tage hin und überliefern sich der Scheere des Barbiers, tragen schwere Hüte aus dichtem Filz und versagen ihrer Hirnhaut die Wohltat der frischen Luft. Ist es ein Wunder, daß sie mit Glatzen herumlaufen — ein Spottbild auf den Namen Mensch? Es galt, ihnen zu zeigen, welche Schönheit einem unbeschnittenen Haupt eigen ist.

Sein Bart zeigte freilich nicht die gleiche üppige Triebkraft, wie sein Schopf. Aus der Oberlippe schossen ihm einige dürftige Härchen, und das Kinn war nur gerade so viel bewachsen, um von der Hand gezupft werden zu können, wenn sie helfen sollte, der Haltung des Malers die nötige Gedankenschwere zu geben.

Auch jetzt hatte Madelung in dieser philosophischen Stellung hinter seiner Staffelei gesessen, als er an dem östlichen Eckfenster die weiße Gestalt des Schloßfräuleins bemerkte. Ein unklares Sehnen hatte sich dabei in sein Asketenherz geschlichen, und für eine Weile waren alle Lebensaufgaben vergessen.

Dort drüben in dem Herrenhaus, so träumte er, dort wohnen Glück und Reichtum. Ja — ein herrliches Gefühl mußte es sein, solchen Besitz sein eigen zu nennen. Nicht wie er sich kümmerlich durchschlagen müssen, von Malstunden und dem kärglichen Erlös seltener Bilderverkäufe leben, sondern Herr sein über sein eigenes Geschick, wie über das von vielen anderen Menschen!

„Welch einen Segen würde ich mit dem vielen Gelde stiften, wenn es mir gehörte!“ dachte er, da sah er Maras rotes Haar durch die Büsche schimmern. So flüchtig der Eindruck war, den er von der Erscheinung des jungen Mädchens hatte, er genügte, um seinen Träumen eine bestimmte Richtung zu geben.

Der scheue ängstliche Blick Maras weckte in ihm eine sichere Überlegenheit. Ihre schlanke magere Gestalt entsprach ungefähr jenem Idealbild der Frau, die auf seine Liebe rechnen durfte. Er hatte bemerkt, daß sie Sandalen an den

bloßen Füßen und ein Reformgewand trug, dessen Linienfluß von keinem Korset verunstaltet wurde. Sicher war hier eine Basis gegenseitigen Verstehens, und die wollte er nicht ungenutzt lassen.

Als Mara zum zweiten Mal in die hypnotisierende Nähe der Staffelei gezwungen wurde, trat der Maler hinter der Leinewand hervor und näherte sich ihr mit linkischer Verbeugung.

„Ich stehe wohl der Herrin dieses schönen Parks gegenüber!" sagte er milde lächelnd. „Verzeihen Sie bitte. Die Liebe zur Natur hat mich hierher getrieben. Ich bin sicher, Sie werden mich nicht fortweisen. Ja mehr noch, ich bin überzeugt, daß mich der Zufall einer Gesinnungsgenossin in den Weg geführt hat!"

„Wie meinen Sie das?" Unter dem starren Blick des Malers errötete Mara verlegen.

„Nun — jeder sogenannte Kulturmensch würde sich an diesem frischen Morgen ängstlich gegen die Luft abschließen. Sie aber, Fräulein, bieten ihren Fuß willig dem Kuß des Taues und das schöne Haar dem Winde!"

„Darf ich Ihr Bild betrachten?" fragte Mara, erschreckt durch die unverfrorene Begrüßung, aber doch auch geschmeichelt, daß man ihr Verständnis entgegenbrachte.

„Oh — es ist nur angelegt, Fräulein, Sie können noch nicht viel darauf erkennen. Der Vordergrund muß noch lebendiger werden. Vorhin, als ich Sie aus dem Park schreiten sah, da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, da hatte ich mit einem Male die Staffage, die dem Bild fehlt. „Herbsttraum" will ich es nennen. Und die holde Melancholie dieses Oktobertages soll sich in der Gestalt eines jungen Weibes ausdrücken, das sich träumend an jenen grauen Buchenstamm lehnt."

Es stimmte, was Madelung sagte. Die paar Farbenstriche ließen noch so gut wie nichts von seinen Absichten erkennen.

Mara meinte, um nur etwas zu sagen: „Daß unser altes Borküll noch einen Maler reizen könnte!"

„Ja, es kommt eben alles auf den Standpunkt an," fiel Madelung lehrhaft ein. „Der denkende Mensch soll durch das Leben gehen wie der Maler durch die Landschaft. Hier wie dort ist die Forderung: den Standpunkt wechseln! Motive finden und Irrtümer erkennen, ist das Resultat!"

„Ich denke mir, Ihre Kunst muß Sie unendlich glücklich machen!" Maras Interesse war erwacht.

„Die Kunst allein niemals! Sie ist nur ein Teil meines Glückverlangens. Schaffen allein tut es nicht — wenn es auch natürlich den Künstler wie den Betrachtenden erfreut, aber die Natur stellt höhere Ansprüche an uns. Sie gab uns die Einsicht und die Kraft zum Wirken. Leider sind sich die meisten Menschen dieser Pflicht nicht bewußt. Um so mehr müssen die wenigen auf dem Platze sein, die unvoreingenommen, mit ungetrübtem Auge dem Wahn in sein verzerrtes Antlitz sehen."

Diese inhaltsschweren, gedankentiefen Worte sprach der Maler nicht etwa mit erhobener Stimme. Er stand neben Mara, den rechten Ellenbogen in die linke Hand gestützt und fuhr von Zeit zu Zeit mit den langen knochigen Fingern über sein Kinn. Der Ausdruck seines Auges blieb gelassen und leblos — ein Fischauge, das gegen die Wand seines gläsernen Behälters starrt.

„Ein seltsamer Mann!“ dachte Mara in einem Gemisch von Interesse und Ablehnung. „Aber ich glaube, er ist ein guter Mensch!“

Als sie so stand und ihn heimlich von der Seite betrachtete, wurde das Schweigen plötzlich von einem Bellen unterbrochen. Ihr Hund Barry war vorhin einem Waldhasen nachgesetzt und hatte seine Herrin verloren. Jetzt hatte er sie gefunden und blieb ein paar Schritte vor den beiden stehen, indem er wütend nach dem Maler kläffte.

Mara wies ihn zur Ruhe: „Er hat noch keine Staffelei gesehen!“

„Ein herrliches Tier,“ meinte Madelung und lockte den Hund: „Nun komm schon her, nun komm schon her!“ Aber all sein Werben regte das Tier nur noch mehr auf. Er fletschte die Zähne und sprang den Maler an, so daß er gezwungen war, sich mit der Leinewand des Bildes zu schützen.

„Was ist mit ihm los?“ Mara war erstaunt, aber doch auch ein wenig belustigt über die komische Situation. „Kusch dich, Barry!“ Sie faßte ihn energisch am Halsband. „Ich glaube, es ist der ungewohnte Anblick Ihres langen Haares!“

Sie hatte Mühe, sich das Lachen zu verbeißen, denn Madelung hielt immer noch den Keilrahmen als Schild vor sich und blickte ängstlich über seinen Rand. Da fiel ihr seine Ähnlichkeit mit Berta „Angsthase“ auf, und jetzt erinnerte sie sich, daß sie ja schon längst von ihm gehört hatte.

„Sind Sie nicht der Vetter von unserer Frau Pastorin?“ Als er es bejahte, mußte sie doch laut auflachen.

Dessen hatte sich Madelung am allerwenigsten versehen, nachdem ihm die erste Anknüpfung der Bekanntschaft so vorzüglich gelungen war.

„Sie verzeihen!“ sagte Mara, „aber es ist wirklich ein komischer Zufall. Fräulein Berta Madelung war nämlich bisher der einzige Mensch, der sich mit meinem Barry nicht gut stand, ein paar Hofleute ausgenommen.“

„Das Tier wittert, daß ich kein großer Hundefreund bin, und die Madelungs sind es wohl alle nicht. Sie haben immer in der Stadt gelebt. Er wird es sicher lernen, sich mit mir zu vertragen.“

„Sie dürfen nur keine Angst zeigen wie Fräulein Berta — pardon, wie Frau Pastor Tannebaum. Übrigens erwarten wir ja heute Besuch aus dem Pfarrhaus. Vielleicht kommen Sie auch mit?“

„Sehr gerne, Fräulein —“

„von der Borke!“ fiel Mara ein, die seit der Entdeckung der verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Maler und Berta „Angsthase“ den Rest ihrer Befangenheit verloren hatte. Aber Madelung blieb vor der Hand bei

der Anrede „Fräulein“. In dem Wörtchen „von“ sah er die Prätention eines Standesunterschieds, den er nicht anerkannte.

Vom Schlosse her schallten die Töne eines Gong.

„Man ruft mich zum Frühstück. Ich freue mich, heute Nachmittag unsere Unterhaltung fortsetzen zu können.“ Und lachend fügte das junge Mädchen hinzu: „Ich sage Ihnen aber gleich, daß kaum einer von den Gästen Ihren Ansichten beipflichten wird. Hier behält man immer denselben Standpunkt!“

„Ich fürchte mich nicht! Ich bin den Kampf gewohnt und liebe ihn. Je tiefer der Irrtum, desto herrlicher die Mission!“ war Madelungs stolze Entgegnung.

Mit leichter Verneigung hatte sich Mara verabschieden wollen, aber der Maler streckte ihr feierlich die Hand entgegen. Nur zögernd und mit erstauntem Blick reichte sie ihm ihre Fingerspitzen, die er fest umklammerte. Seine Hand war kalt und feucht. Mara hatte eine unangenehme Empfindung. Noch lange schien es ihr, als läge ein eiserner Ring um ihre Finger.

Und doch hatte dieser Sonntag jetzt auf einmal ein besonderes Gesicht bekommen. Das Erlebnis, wonach sie sich gesehnt hatte — hier war es! Schon im voraus fühlte sie ein kribbelndes Vergnügen bei der Vorstellung, wie die steife Nachmittagsgesellschaft auf den originellen Apostel reagieren würde.

(Fortsetzung folgt)

Emil Ludwig contra Richard Wagner

Von Dr. Fritz Reck-Malleczewen in München

Man soll mir nicht den Vorwurf machen, ich überschätze die Bedeutung dieser Affäre, wenn ich mich ihr so ausführlich widme; es wäre ungerecht und vor allem gefährlich, an ihr vorbeizugehen, das Ludwigsche Antiwagnerbuch mit persönlicher Mißachtung zu erledigen, wie es leider vielfach geschehen ist. Ungerecht, weil es ein ehrliches, geistvolles Buch ist, das den Pfad anständiger Erörterung nie verläßt. Ungerecht auch, weil es seine Verdienste hat: die Kapitel über den Tristan und über Mozart (dessen Sonne auch ich von neuem aufgehen sehe), das allein sicherte ihm neben der Fülle geistvoller, wenn auch unzulänglicher Kritik das Lebensrecht.

Gefährlich aber vor allem wäre hier achselzuckende Verächtlichkeit: wie nur je ein Buch ist dieses hier Symptom. Das erste deutlich kennbare Symptom

der neuen Antiwagnerbewegung. Und jedes Wort, das man diesem Werk widmet, richtet sich gegen alle, die seit zwei Jahren ihre Stimme gegen Bayreuth erheben, trifft jene „Entzauberten", die sich aus der Fülle allzuheißer Wagnerliebe bitteren Haß gegen des Künstlers Leben und sein Werk getrunken haben. Und deren Schar ist viel größer, als wir alle noch vor einem Jahre wähnen konnten, als der Streit um Parsifal begann. Geht es so weiter, so hallt Deutschland in kurzer Zeit nicht nur von den Kampfrufen aus den Tagen von Hanslick, Klara Schumann und Friedrich Nietzsche wider: es kann dieses Mal viel schlimmer werden. Die heute von Wagner abfallen, sind, wie ich angedeutet habe, doch nur dieselben, die ihn ehemals in hysterischer Trance verehrten. Ihr Haß kann dieses Mal zur schrankenlosen Massenpsychose werden, wie ihre Liebe von gestern eine Massenpsychose gewesen ist.

Merkwürdig! Vor zwei Jahren war noch alles, was sich heute so unsinnig gebärdet, in tiefem Frieden. Das Antiwagnertum von früher war tot, spukte nur noch, vertreten durch einige Kritikerfossilen aus der Hanslickzeit, im nicht nur politisch konservativen Osten. Im übrigen sahen und sehen wir jenen Vorgang, der doch immer erst die dauernde Lebensfähigkeit eines Kunstwerkes erweist: an Wagner setzte sich immer von neuem die junge Musikergeneration an. Und unter dem Einfluß seines schaffenden Nachwuchses, unter Leitung der Dirigentengeneration, deren geistiger Vater er gewesen (auch hier sei dankbar Felix Mottls gedacht), wurde sein Werk allmählich der Tageserörterung entzogen. Der ekstatischen Verhimmelung sowohl, die noch jedem Werk geschadet hat, als auch der erbitterten Feindschaft. Allmählich wandelte es sich mit dem Unvergänglich-Neuen, das es uns geschenkt, trotz aller Trübungen, die ihm die Disharmonie seines Schöpfers nicht nur, sondern auch dessen Zeit ihm eingefügt hatten, zum sicheren, unantastbaren Besitz deutschen Geisteslebens. Vor zwei Jahren noch war es so. Nun ist der Schrei gegen Wagner fast zur Mode geworden!

Erste Etappe: Wagners alle überzarten Gemüter verletzende Selbstbiographie. Intermezzo: die Veröffentlichung seines höchst unsympathischen Briefwechsels mit dem Freiherrn von Hornstein und der letzte Band von Glasenaps Biographie, der in seiner kritiklosen, zum Teil anmaßenden Verhimmelung Wagners nur berechtigten Widerspruch herausforderte.*)

Zweite Etappe: der Kampf um das Schicksal des Parsifal mit dem leidenschaftlichen Für und Wider. Und nun die Frucht: das Ludwigsche Buch und die neue Antiwagnerbewegung, die hinter ihm steht.

---

*) Daß der Philolog Glasenap Wagners überscharfe, in gelegentlichem Ärger privatim an Brahms und Schumann geübte Kritiken zu den seinen macht und unterstreicht, kann man nur als Anmaßung bezeichnen. Er hätte, wie Batka sehr richtig sagt, Wagner einen besseren Dienst erwiesen, wenn er hervorgehoben hätte, daß er später bei öffentlichen Gelegenheiten beiden gerechter geworden ist.

Daß eben diese Bewegung aus dem Boden der Kritik an der Person des Künstlers erwachsen ist, kennzeichnet sie mehr, als sie selbst zu ahnen scheint. Es ist am Ende nicht das erste Mal, daß zarte Gemüter sich von einem Heros wenden, sowie sie sehen, daß der Mann mit beiden Füßen auf der Erde stand und kindlichen Blütenträumen nicht entsprach. Es ist das Schicksal der Schwächlichen aller Zeit, daß sie dem Genius immer nur soweit zu folgen vermögen, wie das eigene beschränkte Sittengesetz es erlaubt. Da, wo der Angebetete diesen Punkt überschreitet, hat sich schon manche heiße Liebe in blindes Wüten verwandelt. Eine richtige Wertschätzung hat noch kein Großer, der über diese Erde ging, bei denen gefunden, die in ihm die Erfüllung eines außen und innen gesäuberten Backfischideales sahen.

Ist es nicht bezeichnend, daß unter allen ausgesprochenen Wagnergegnern von heute nicht nur kein einziger Musiker oder Dramatiker, sondern auch mit Friedrich Huchs Ausnahme überhaupt kein einziger produktiver Künstler ist? Der Laie schlechthin wird eben doch immer nur ein begrenztes Verständnis für den Mechanismus eines Künstlerlebens haben, wenn es in seinen Tatsachen enthüllt vor ihm liegt: die scheinbaren Egoismen, die sprunghaften Äußerungen brutal scheinenden Temperaments werden ihn nur zu leicht verletzen und ihm Werk und Mann verärgern. Er bleibt, genau wie der kritisierende Literat, doch immer der typisch anständige d. h. zum ehrlichen Objektivieren neigende Unbeteiligte. Der Künstler aber war von jeher der nur auf Schaffen und Wirken bedachte kecke Gesell, der leicht die Bahnen bürgerlichen Anstandes verläßt, wenn ihm irgend jemand den Weg dazu verlegt.

Konnte man Wagner literarischer beurteilen, wenn man mit Ludwig von seinem „amusischen Willen zur Wirkung" spricht? Wann lebte je ein Künstler, der den Erfolg nicht wollte und nicht auf ihn reflektierte? Auch der Vorwurf, den man nun von so vielen Seiten gegen Wagner erheben hört, der Vorwurf, „er habe im Theater gewurzelt", hat nur am Schreibtisch entstehen können. Wagner meisterte in der Tat das Theater fast immer genial. So genial, daß man heute zufrieden wäre, die dramatische Produktion unserer Tage hätte nur einen Bruchteil von seinem Verständnis für die Perspektive der Bühne. Aber — das Theater bleibt dem ästhetisierenden Literaten immer ein anrüchiges Ding, zu dem er zwar fast immer im Busen eine heimliche Sehnsucht nährt, das er aber fast nie meistern kann, weil dazu mehr lebendiges Künstlertum, mehr Impuls, Persönlichkeit und Menschenkenntnis gehört, als zu einem Leben voller kritisch-ästhetisierender Arbeiten.

Ich will keine widerlegenden Argumente anführen gegen Ludwigs eifrig suchende Zusammenstellung unsympathischer Episoden und kleiner Eigenschaften in diesem beispiellos dissonierenden Leben. Und ich zweifle nicht daran, daß er den Tatsachenbestand gewissenhaft verwandt hat, der ihm reicher und unmittelbarer zur Verfügung stand, als mir, den mit Bayreuth keine alten Beziehungen verbinden. Ich verteidige nicht mit einem

Wort jede einzelne von Wagners zur Anklage gestellten Äußerungen und Handlungen.

Einfach weil ich weiß, daß das Werk den Mann verteidigt.

Als ich das Ludwigsche Buch las, plante ich es erst anders. Und vor mir liegt jetzt eine kleine Sammlung von schriftlichen und wohlverbürgten mündlichen Äußerungen großer Geister über ebenso große oder größere Zeitgenossen. Äußerungen und Episoden, die wir heute, wo den Kritiker und den Kritisierten nicht mehr der Kampf der Zeit umtobt, schlechtweg als unsympathisch und anmaßend bezeichnen müssen.

Ich habe es schließlich doch gelassen, das alles hier im einzelnen anzuführen. Nicht nur, weil ich sonst den dieser Affäre gebührenden Raum überschreite: am Ende verblaßte zartbesaiteten Seelen auch Hugo Wolfs Lebenswerk, wenn ihnen im einzelnen seine mündlichen und schriftlichen Kritiken, nein, Schmähungen! Brahmsscher Musik reproduziert würden. Oder die bunte Farbenpalette Liliencrons, weil sich die vollsaftige Natur des Poggfredmannes durchaus nicht in die Lebensform wohlgesitteter Bürgerlichkeit fügte! Wer sich entrüsten will, suche nur. Er findet in Hans von Bülows Leben, in Anselm Feuerbachs Briefen genug der scheinbaren Überhebung, der Maßlosigkeit im Urteil, die sich für Sehende immer aus dem Widerspruch gegen andersschaffende Zeitgenossen, aus der persönlichen Gereiztheit des Moments erklären. Mehr noch: auch von dem, der nach allgemeinem Urteil ein Beispiel vollkommenster Lebensharmonie gegeben hat, auch von dem Durchstöbern des Goetheschen Lebens wird frommer Eifer nicht ergebnislos zurückkehren und wird selbst vor dem ewigklaren, spiegelreinen von Mozart nicht Halt machen können.

Zugegeben: der Fall Wagner liegt ungünstiger, als etwa der Fall Wolf-Brahms. In diesem Leben hier häufen sich jene Episoden der Selbstsucht und der Anmaßung. Häufen sich so, wie sie sich vielleicht in keinem anderen Künstlerleben häufen. Und dann hat hier — ich habe es schon flüchtig angedeutet — die maßlose Verzückung, der hysterische Kult, der vielfach mit dem Mann und mit dem Werk getrieben worden ist, ebenfalls reichlich das seine dazu beigetragen, bei leidlich Feinfühligen Widerspruch zu erwecken. Oder ist es etwas anders als hysterischer Kult, wie sich Glasenap in seiner Biographie gebärdet? Wenn er etwa von der gewiß ganz ungewöhnlich starken Persönlichkeit Kosimas nie anders als von der „hohen Frau" spricht? Wenn die ganze Schar der „Bezauberten" Wagner unpersönlich wie den einen Gott immer nur „den Meister" nennt, als sei er der einzige gewesen, der droben im Licht gewandelt ist?

Begreift man es, wenn man an diese tausend Torheiten denkt, daß alle, die sich einmal in den Traum von dem makellosen Ideal- und Universalmeister wiegen ließen, mit einem Katzenjammer ohne gleichen erwachen mußten, als sie die rauhe Wirklichkeit eines erbittert durchkämpften, mit einem fanatischen Willen zur Wirkung durchfochtenen Lebens sahen?

Was aber hat diese Entzauberung mit dem Wert eines Werkes zu tun, wie er sich dem enthüllt, dem Hysterie nicht den Blick trübt? Aber ich will einstweilen nicht von dem Werk sprechen, ich verweile zunächst bei diesem nun so vielfach geschmähten Leben.

Woran haftet bei der Mehrzahl der Wagnergegner der maßlose Vorwurf? Neben der Verärgerung durch die vielen unsympathischen Episoden vor allem an dem Willen Wagners, sich und sein Werk durchzusetzen, um jeden Preis und mit Aufgebot jedweder Propaganda. Schließlich auch an der ewigen Disharmonie (vgl. die „Krampftheorie" von Ludwig), die diesen Mann rastlos von einem Menschen zum anderen getrieben hat, von einem Extrem ins andere. An der Disharmonie, hinter der doch am Ende nichts anderes gestanden hat als der nämliche, allzuoft enttäuschte Wille, seine Mitwelt zur Anerkennung zu zwingen.

Die Tatsache, daß dieses Leben so war, wird nach dem, was wir heute wissen, niemand leugnen. Niemand wird bestreiten, daß Wagner jeden, der je in den Bannkreis seiner Persönlichkeit getreten ist, für sein Leben und sein Werk ausgenutzt hat. Rücksichts- und hemmungslos oft. Die Phrase von Wagner dem Gütigen ist dahin, für Wissende nicht erst seit zwei Jahren. Was tuts?

Wagner hat Neues und zum Teil unumstritten Schönes gefördert. Um die Meistersinger machen die Wagnergegner von heute durchweg einen weiten Bogen; und ein so entschiedener wie Ludwig findet für Tristan nur Worte der Liebe. Hat aber der, der solche Werke in die Trübheit einer Zeit warf, die wir heute mit Fug und Recht eine Kulturbaisse nennen, hat der, der mit einem Werke wie den Tristan unstreitig seiner Zeit vorauseilte, eigentlich ein Recht auf eine Wirkung bei Lebzeiten? Oder ist es ein für allemal des deutschen Künstlers Pflicht und Schuldigkeit, mit Bitternis ins frühe Grab zu fahren (wie sieben Jahre nach Wagners Tode Anselm Feuerbach) und erst in Jahrhundertfeiern verspätete Anerkennung zu finden?

Was steckt heute zum Teil hinter der sittlichen Entrüstung über Wagners Willen zur Wirkung? Daß dieser Wille Erfolg gehabt hat. Wäre er damals gescheitert, käme erst heute die Tristanpartitur ans Tageslicht, man feierte, die um Emil Ludwig an der Spitze, die Selbstbiographie mit allen ihren Emanationen des Egoismus und des Ringens um Anerkennung als eine Tragödie des mit überstarkem Willen an der Unzulänglichkeit der Zeit gescheiterten Künstlers.

Aber so? Der Mann hatte ja Erfolg, mußte seine Zeitgenossen ins Joch zu zwingen! Und das scheint eine Sünde wider das kritische Selbstgefühl der Menge zu sein. Die jeweiligen Zeitgenossen erkennen freiwillig eben nur da an, wo der Künstler ihnen scheinbar oder in der Tat entgegenkommt. Mozart konnte sie mit seiner Musik, von der seine graziöse Zeit nur die scheinbare Heiterkeit hörte, orpheisch leiten. Goethes erster ganz großer Erfolg ist keins

von jenen Werken, an denen unser Gedenken an ihn heute vor allem haftet: es ist sein Wertherbekenntnis, das dem Massengefühl von damals, der blaubefrackten und gelbgehosten Sentimentalität der Zeit entgegenkam.

In solchen Fällen wie diesen hier spendet die Zeit gern frühen Ruhm, obwohl sie auch das Götterkind aus Salzburg in pekuniärem Elend hat sterben lassen.

Wer aber als Künstler Wege geht, auf denen die Zeit nicht ihr Sentiment, nicht ihr Pathos, nicht ihre Tragik zu finden meint, der ist meist um den erlebten Erfolg seines Werkes betrogen. Beethoven stirbt unermessen, Hölderlin muß ins Narrenhaus, Feuerbach muß — das klassischste Beispiel — umstritten und meist verkannt, ein Fünfzigjähriger ins Grab. Und lächelnd mag man sich vorstellen, was vor zwanzig Jahren, als Ibsen die Zentralsonne war, die naturalistischen Schriftgelehrten und Kritiker über eine verfrühte Regung unserer heutigen Neuromantik gesagt hätten!

Wagner ist eine unerhörte, ich möchte sagen napoleonische Ausnahme von der Regel, die ich eben genannt habe.

Er war seiner Zeit fremd und hat sie doch zur Anerkennung gezwungen. Mit genialer Menschenkenntnis und oft fast dämonischer Energie.

War etwa, bevor man in ihm die Apotheose auf die Versailler Kaiserkrönung erblickte, der Ring populär? Und klang etwa aus der Tristanpartitur das Fühlen der Zeitgenossen? Derselben Zeit, die gerade damals in ihren besten Köpfen den Materialismus von neuem gebar, die mit altem Kulturbesitz aufräumte um schneller reich zu werden, dieser durchaus tüchtigen Zeit, die sich anschickte, das Reich zu schmieden? Wie klingt in ihr der weltverlorene, nein weltignorierende Rausch der Tristannacht?

Konnte Wagner eine feindseligere Öffentlichkeit finden, er, der mit Liszts und etwa Hans von Bülows Ausnahme nicht eine Stütze unter damals bereits geltenden Musikern fand, wohl aber eine Schar sich entsetzt von dem Neuerer abwendender, zum Teil mit ebenso persönlichen Waffen fechtender Feinde?

Bewußt sah er sich im Gegensatz zu seiner Zeit, nahm bewußt halb und halb im dunklen Drange genialer Selbstsucht den Kampf auf unter Nutzung seiner persönlichen Suggestion, unter Nutzung aller modernen Propagandamittel (vergleiche seine journalistische Sendung) und hat gesiegt. War, als erster Künstler vielleicht, stärker als das Urteil seiner Zeit.

Das scheints, vergibt ihm, nun da seine Technik des Erfolges, seine Propagandamittel bekannt werden, das gemeine Urteil noch heute nicht. Die Masse, die sich in ihren Bewertungen ihrer jeweiligen Künstler blamiert hat, seit die Geschichte der Künste es aufzeichnet, diese Masse will sich nicht aus dem Richteramt gedrängt sehen. Weiß sie einer, der ihre Schwächen kennt, zu ködern, zu lenken, zu sich zu zwingen, just so, wie es Wagner verstanden hat, so folgt sie, solange der Bezwinger lebt und persönlichst auf sie einwirkt. Sieht sie später ein, daß sie um ihr seit Jahrhunderten verbrieftes Recht der

Verdammung und des Verkennens betrogen ist, so wähnt sie sich „bezaubert" und heult in Wut auf.

Hat, um es nicht bei der unbestimmten Andeutung von vorhin zu belassen, dieses Künstlerleben in seinem erfolgreichen Willen zur Geltung nicht eine zwingende Ähnlichkeit mit dem Genius, der vor hundert Jahren Europa — bezauberte? Im Leben Napoleons findet sich just dieselbe Technik, sich um jeden Preis durchzusetzen. Und bald nach seinem Tode hören wir eine ähnliche, auf dieselbe Tonart gestimmte Kritik (Thiers u. a.), die die tausend Disharmonien und unsympathischen Episoden eifrig zusammenträgt.

Und hätten beide nichts anderes aufzuweisen (sie habens am Ende doch), als diesen Urwillen zum persönlichen Erfolg mit dieser massenbezaubernden Wirkung, diesen Genius, zu zwingen, sie hätten für den menschlichen Richter alle Mittel durch eben diesen Genius geheiligt und wären unvergänglich.

Dieses Leben vollends hat ein Werk hinterlassen, das es doppelt rechtfertigt.

Und von diesem Werk, Herr Emil Ludwig, sprechen wir bei der nächsten Gelegenheit.

Nach der Entspannung

Deutsche Wirtschaftsinteressen im Ausland

Die Hoffnung, daß die politische Entspannung eine schnelle und durchgreifende Rückwirkung auf das internationale Wirtschaftsleben ausüben werde, hat sich bisher nicht erfüllt. Insbesondere läßt die Entwicklung der Geldverhältnisse durchaus nicht erkennen, daß sich die so sehnlich erwünschte Wendung zum Bessern anbahnt. Noch immer steht der internationale Geldmarkt unter dem Drucke einer außergewöhnlichen Spannung. Nirgends freilich mehr als in Deutschland, wo die Reichsbank sich ganz außerstande sieht, den sechsprozentigen Zinsfuß zu ermäßigen und wo dementsprechend auch die Zinssätze des Marktes eine exorbitante Höhe bewahren. Diese Erscheinung ist indessen weniger auffallend, wenn man bedenkt, daß die politischen Verhältnisse nicht in letzter Linie oder gar ausschließlich die Steigerung der Zinssätze verursacht haben. Vielmehr ist die Ursache für die letztere durchaus in der internationalen Konjunktur und dem damit verbundenem Geldbedarf zu suchen. Selbstverständlich haben die politischen Unruhen und die Kriegsbefürchtungen die Situation verschärft, weil sie eine große Zurückhaltung des Kapitals zur natürlichen Folge hatten. Aber es scheint fast, als sei die unmittelbare Einwirkung der Tesaurierung auf den

Geldmarkt überschätzt worden. Denn andernfalls wäre schwer erklärlich, daß nunmehr nach Beseitigung des Kriegsschreckens der ersehnte Rückfluß und die Kräftigung des Geldmarktes ausbleibt. Man darf freilich nicht übersehen, daß die Fälle der sich augenblicklich an letztere herandrängenden Ansprüche eine tatsächlich vorhandene Erleichterung mehr wie ausgleicht. Dieses allgemeine Jagen nach dem Kapital ist nicht geeignet, den Leihwert desselben herabzudrücken und es aus seiner Reserve herauszulocken.

Charakteristisch für diese Tatsache ist der eklatante Mißerfolg der großen brasilianischen Anleihe in London. Obwohl diese Emission von elf Millionen Pfund durch den Emissionskredit des Hauses Rothschild getragen war, sind von der Anleihe nur fünf Prozent gezeichnet worden, so daß fast der gesamte Betrag in den Händen der Übernehmer geblieben ist. Und dies geschah am Londoner Markt, der für solche Anleihen in normalen Zeiten ein stets williger Abnehmer gewesen ist! Es ist klar, daß solche Mißerfolge eine abschreckende Wirkung äußern müssen. Es läßt sich daher auch kaum behaupten, daß die große chinesische Fünfmächte-Anleihe, welche dieser Tage zur Zeichnung aufgelegt wird, rein finanziell betrachtet, sehr gelegen kommt, obwohl die Bedingungen für das private Kapital verlockend genug sind. Spectator

* * *

Die Schicksale dieser so lange beredeten Chinesenanleihe sind merkwürdig. Die Verquickung von Politik und Geschäft hat hier finanziell keine besonders günstigen Ergebnisse gezeitigt. Wenigstens nicht für China. Ursprünglich war die Anleihe gedacht als solche, die dem neuen China neben der Durchführung politischer und militärischer Reformen auch solche wirtschaftlicher und kultureller ermöglichen sollte. Dementsprechend sollte sich die Anleihe auf die gewaltige Summe von 1200 Millionen Mark belaufen. Unter diesen Umständen war es erklärlich und gerechtfertigt, daß alle Großmächte an der Anleihe und an der wirtschaftlichen Aufschließung des Reiches der Mitte ihren Anteil haben wollten. Das bisherige tatsächliche Monopol des deutsch-englischen Bankkonsortiums für chinesische Anleihen mußte einer erweiterten Gruppierung weichen, aus der schließlich durch den Zutritt Japans und Amerikas ein Sechsmächtesyndikat wurde. Nach dem Präsidentenwechsel in New York hat sich Amerika zurückgezogen, und wie das Syndikat, so ist auch die Anleihe ein Torso geworden. Sie beläuft sich nur auf 500 Millionen Mark und ihr Erlös reicht gerade aus, China finanziell und politisch zu arrangieren, aber nicht um ihm die Durchführung wirtschaftlicher Aufgaben von Staats wegen zu ermöglichen.

Die den Chinesen gewährte Summe ist aber doch groß genug, um die Durchführung innerpolitischer Reformen zu gewährleisten, wenn einiger guter Wille und Konsequenz vorhanden sind. Damit aber wären die Interessen aller jener Mächte, die an China ein wirtschaftliches Interesse haben, genügend gesichert, und somit sind die deutschen Bestrebungen für China wieder auf eine Basis

gestellt, daß man mit einiger Zuversicht an das chinesische Geschäft herangehen kann. Wie man in den Kreisen der altchinesischen Interessenten denkt, geht am besten daraus hervor, daß sowohl von Hamburg aus wie von Berlin weitblickende Kaufleute und Industrielle an einer weiteren Ausgestaltung deutsch-chinesischer Handelseinrichtungen arbeiten, und daß an der Spitze dieser Bestrebungen Männer wie Exzellenz Fischer, der Vorsitzende des Aufsichtsrates der Deutsch-asiatischen Bank und Exzellenz von Truppel, der frühere Gouverneur von Kiautschou stehen. Deutschem Unternehmungsgeist sind somit tatsächlich die Wege geebnet, es handelt sich nur darum zuzufassen und energisch zu arbeiten.

Die finanzielle Entspannung dürfte wahrscheinlich in nächster Zukunft noch weitere Kreise erfassen, wenn erst die Vereinbarungen zwischen England und der Türkei, die gegenwärtig schweben, — Deutschland hat bisher noch an keinen Verhandlungen über die Bagdadbahn und Koweit teilgenommen — festere Grundlagen gewonnen haben. G. Cl.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unterrichtswesen

Die Umgestaltung des Seminars für orientalische Sprache. Im preußischen Abgeordnetenhause hat in diesem Frühjahr der Abgeordnete Erzberger den Wunsch geäußert, es möchte das Orientalische Seminar umgestaltet und zu einer Auslandshochschule ausgebaut werden. Der Minister hat eine Prüfung des Wunsches und die Vorlegung einer Denkschrift in Aussicht gestellt. In Kürze gesagt handelt es sich dabei um folgendes: Das Seminar befindet sich gegenwärtig in einer Art Zwitterstellung: Es ist ein Zwischending zwischen einer Mittelschule und einer Hochschule. Der ausgesprochene Wunsch geht dahin, daß es zu einer reinen Hochschule und zwar zu dem Vertreter eines besonderen Typus einer solchen entwickelt werde.

Das Seminar verfolgt in seiner gegenwärtigen Gestalt fast ausschließlich praktische Zwecke. In erster Linie lehrt es gewisse Sprachen verstehen und sprechen, gegebenenfalls auch lesen und schreiben. Mehr anhangweise gesellt sich dazu die Einführung in die einschlägigen Realien und die Beibringung gewisser praktischer, für den Kolonialdienst wichtiger Kenntnisse und Fertigkeiten. Die Unterrichtssprachen sind längst nicht mehr ausschließlich diejenigen des Orients: außer dem Türkischen, Arabischen, Persischen und Äthiopischen werden auch die Sprachen Chinas und Japans sowie für die Zwecke des Kolonialdienstes eine Anzahl afrikanischer Sprachen gelehrt. Dazu kommen endlich verschiedene europäische Sprachen, wie Russisch, Rumänisch, Neugriechisch, Französisch und Englisch. Als Schüler für diesen Unterricht führt das amtliche Vorlesungsverzeichnis nur zwei Klassen von Personen an: die künftigen Dolmetscher im Orient und Ostasien und die künftigen Kolonialbeamten in Afrika. Andere Klassen von Personen sind nicht geradezu ausgeschlossen, für die Befriedigung ihrer besonderen Bedürfnisse sind jedoch im allgemeinen keine Vorkehrungen getroffen. An sich würden nämlich zunächst auch die Kaufleute, die ins Ausland gehen, sowie die künftigen Mitglieder des Konsulats- und des diplomatischen Dienstes in Betracht kommen. Aber auch Ärzte, Missionare und Lehrer, die in den Orient, nach Ostasien oder in die Kolonien gehen wollen, würden bei einer anderen Art des Unterrichts

hier sehr wertvolle Belehrungen und Anregungen finden können. Gegenwärtig ist, wie gesagt, der Zweck des Unterrichts fast ausschließlich das Beibringen gewisser praktischer sprachlicher Fertigkeiten. Es hat aber auch einen großen Wert, die inneren Zustände fremder Länder, ihr geistiges Leben und ihre geistige Kultur kennen zu lernen, nicht selten sogar einen großen praktischen Wert. Ein solches Wissen flößt uns eine höhere Achtung vor dem fremden Volke ein, es ermöglicht uns eine bessere Würdigung seiner Interessen und Bedürfnisse und erleichtert den Umgang mit den einzelnen Angehörigen desselben. Wie wichtig ein solches inneres Verständnis für alle diejenigen ist, die in fremden Ländern irgendwie zu gebieten oder zu bestimmen haben, wie wichtig auch für den Diplomaten, der über ihre Zustände berichtet, wie vorteilhaft für den Kaufmann, der dort festen Boden gewinnen und sich eine Stellung verschaffen soll, das bedarf kaum der ausdrücklichen Versicherung. Wie erfreulich und gewinnbringend kann es sein, wenn der europäische Beamte oder Kaufmann dem gebildeten Japaner oder Chinesen gegenüber sich ebenfalls als ein „gebildeter" Mann ausweisen kann, der nicht nur Briefe und Zeitungen in der fremden Sprache zu lesen und zu schreiben versteht, sondern auch über ihre Literatur Bescheid weiß. Und wenigstens einen Teil der Härten der Eingeborenenpolitik kann der vermeiden, der die Eingeborenen wirklich versteht und verstehen will. Wieweit nun die im Orientalischen Seminar abgehaltenen Vorlesungen über die kulturellen Zustände der afrikanischen Kolonien solchen Zwecken genügen, muß hier dahingestellt bleiben; die dafür angesetzte Stundenzahl erscheint freilich etwas zu gering. Anders bei allen denjenigen Ländern, bei denen eine Schriftsprache und eine Literatur, überhaupt eine höhere geistige Kultur vorhanden ist. Eine zweistündige Vorlesung über die Religion der Japaner, die einzige derartige über die geistige Kultur Japans, die am Seminar überhaupt gehalten wird, genügt lange nicht, ebensowenig wie eine zweistündige Vorlesung über die Geographie Chinas. Wie wichtig wäre eine Einführung etwa in die Kunst Japans oder in die Philosophie der Chinesen. Unsere Gymnasien sind auf der Voraussetzung aufgebaut, daß das Studium der Schriftsteller am besten und gründlichsten in den Geist eines fremden Volkes einführt, und diese Voraussetzung hat sich nach allgemeiner Anschauung durchaus bewährt. Warum macht in einem Lande, das auf seinen klassischen Schulunterricht stolz ist, das Orientalische Seminar von dieser Voraussetzung gar keinen Gebrauch? Warum gibt es hier keine Vorlesungen über persische, arabische oder chinesische Philosophen oder andere Schriftsteller? Die wissenschaftlichen Lehrkräfte, die die einschlägigen Fächer vertreten, sind für derartige Vorlesungen selbstverständlich befähigt, und gewiß wären sie auch dazu geneigt, schon allein um im Einerlei des schulmäßigen sprachlichen Unterrichts eine Abwechselung zu haben und sich zeitweilig etwas über sein Niveau erheben zu können. Daneben wäre es wichtig, auch den sprachlichen Unterricht nach der wissenschaftlichen Seite weiter auszubauen, als es bei der verhältnismäßig geringen Anzahl von Lehrkräften und ihrer fast ausschließlichen Inanspruchnahme durch praktische Zwecke gegenwärtig möglich ist. Erst dadurch würde dieser Unterricht auf die Höhe der Hochschule gehoben werden. Durch einen derartigen Ausbau würde das Seminar nicht nur eine Menge neuer Besucher gewinnen, sondern auch manche der jetzt vorhandenen würden die gebotene Gelegenheit benutzen, würden dadurch Anregungen und eine vertiefte Bildung erfahren, die ihrer späteren Berufstätigkeit und damit dem Deutschen Reiche selber zugute kämen. Auch populäre Vorlesungen und vielleicht auch Einzelvorträge über die Kulturen der fremden Länder würden in Frage kommen: in den letzten beiden Wintern sind öffentliche Einzelvorträge dieser Art von einer Anzahl der Lehrer unentgeltlich veranstaltet worden. Der rege Besuch und der Beifall, den sie gefunden haben, weist schon auf die Bedeutung hin, die ein derartiger Unterricht bei systematischer Pflege gewinnen könnte: er würde in weiten Kreisen das Interesse und Verständnis für das Ausland steigern — ein Vorgang, der bei unserer regen Teilnahme an der Weltwirtschaft und am Kolonialleben nur erwünscht sein könnte. Allein war es ein Zufall, daß die eben erwähnten Vorträge nicht in einem Auditorium

des Seminars oder der Universität, sondern in einem gemieteten Raume abgehalten wurden?

Mit der Steigerung des wissenschaftlichen Charakters des Orientalischen Seminars müßte eine Umgestaltung seiner Verfassung Hand in Hand gehen. Auch in dieser Beziehung besteht gegenwärtig ein unerfreulicher Zwitterzustand. Freilich kann man hier nicht von einer Zwischenstellung zwischen Hochschule und Mittelschule reden, vielmehr steht das Seminar in dieser Beziehung noch unter der Mittelschule. Nach ihrer wissenschaftlichen Qualifikation stehen die hauptamtlichen Lehrer des Seminars (von den Lektoren ist hier nicht die Rede) nicht auf der Stufe der Gymnasiallehrer, sondern auf derjenigen der Universitätslehrer: sie sind Gelehrte, die in ihrem Fache wissenschaftlich tätig sind. Diese Tatsache findet sogar einen offiziellen Ausdruck darin, daß das Seminar eine besondere Zeitschrift herausgibt, in der streng wissenschaftliche Arbeiten seiner Mitglieder veröffentlicht werden. Zunächst aber ist im Verhältnis dazu die Unterrichtslast wenigstens für einige Lehrer zu groß. Das Vorlesungsverzeichnis des verflossenen Winters weist für einen Lehrer siebzehn Stunden, für einen anderen mindestens sechzehnundeinhalb Stunden auf. Das entspricht nahezu der Stundenzahl eines Oberlehrers und läßt zu wenig Muße für wissenschaftliche Arbeit. Vor allem aber müßten Männern, von denen wissenschaftliche Arbeit erwartet wird, andere Rechte bei der Festsetzung des Unterrichts und überhaupt der Verwaltung des Seminars eingeräumt sein. In dem amtlichen Vorlesungsverzeichnis ist mehrfach von etwaigen Anordnungen und Regelungen des Unterrichts durch die „Seminardirektion" (z. B. der Ansetzung weiterer besonderer Kurse im Bedarfsfalle) die Rede; gemeint ist damit lediglich der Direktor des Seminars. Der einzelne Professor (amtlich heißt er überhaupt nicht so, er ist bestenfalls Titularprofessor) hat nicht das Recht, wie seine Kollegen an der Universität, seine Vorlesungen selbst zu bestimmen. Es ist auch nicht so wie bei den technischen Hochschulen, bei denen bekanntlich in den einzelnen Abteilungen die entsprechenden Teilkörper des Kollegiums gemeinschaftlich einen festen Lehrplan aufstellen, der den vorliegenden praktischen Bedürfnissen in erforderlicher Weise Rechnung trägt. Es gibt hier überhaupt kein Kollegium, nicht einmal in dem Sinne, in dem ein solches an den Mittelschulen dem Direktor mit gutachtlicher und beratender Stimme zur Seite steht. So fehlt den Professoren auch die Möglichkeit, zu der jetzt aufgeworfenen Frage der Reform ihrer Anstalt als eine Körperschaft Stellung zu nehmen und sich begutachtend oder mit Vorschlägen darüber zu äußern. Ungünstiger als die Oberlehrer und die meisten anderen Beamten sind sie auch darin gestellt, daß ihnen Titel und Gehalt lediglich nach Ermessen, wobei natürlich der vorgesetzte Direktor das Recht des Berichtes und des Vorschlages hat, nicht nach einer festen Ordnung gewährt wird. Faßt man alles zusammen, so ist es gewiß keine Übertreibung zu sagen: die Stellung der wissenschaftlichen Lehrer des Orientalischen Seminars hat, verglichen mit ihrer wissenschaftlichen Qualifikation, etwas Gedrücktes.

Und jedenfalls haben, um es zu wiederholen, die ganzen Zustände einen Zwittercharakter: sie sind weder diejenigen der Hochschule noch diejenigen der Mittelschule. Auf alle Fälle wäre es erwünscht, dieser Halbheit ein Ende zu machen und entweder zu einer reinen Mittelschule oder zu einer reinen Hochschule überzugehen. Die Dinge drängen auch selbst zu einer Entwicklung nach der einen oder anderen Seite hin. Denn auf die Dauer wird man verdienstvolle Gelehrte für derartige „Lehrstühle" kaum noch gewinnen können. Diejenigen, die aus Unkenntnis der Dinge oder aus wirtschaftlichen Gründen die Stelle annehmen, werden sie bei der nächsten Gelegenheit wieder aufgeben. Es muß entweder heißen aufwärts oder abwärts. Der Weg nach unten ist in einem Staate, der selbst in der Zeit der tiefsten Erniedrigung eine neue Universität zu gründen vermochte, in dem heutigen Zeitalter gewaltig aufsteigenden Lebens wohl in jedermanns Augen von vornherein ausgeschlossen. Es bleibt nur der entgegengesetzte Weg übrig: folgerichtiger Ausbau einer Hochschule. Und diese Hochschule würde freilich einen ganz eigenen Charakter besitzen. Sie würde — und darin würde ihr besonderer Wert liegen — eine Gattung für sich bedeuten. Sie würde fest-

halten an dem, was den besonderen Wert des Seminars in seiner jetzigen Gestaltung ausmacht. Das Seminar ist die einzige staatliche Schule, an der man den praktischen Gebrauch einer großen Anzahl fremder Sprachen vollständig erlernen kann. Wer anderweitig diesen Zweck erreichen will, ist auf Privatunterricht oder Privatschulen angewiesen; die Universität kommt für derartige praktische Interessen kaum in Frage. Neben diesen praktischen aber müssen die rein wissenschaftlichen Interessen in dem vorher angedeuteten Sinne in vollem Maße zur Geltung kommen: der wissenschaftliche Betrieb der fremden Sprachen und die Einführung in die geistige Kultur muß zu dem praktischen Sprachunterricht und der Kenntnis der Realien hinzutreten. Weiter würde es sich wahrscheinlich empfehlen, den Kreis der behandelten Sprachen weiter auszudehnen, besonders gewisse nicht vertretene europäische Sprachen und etwa die Sprachen der Südsee heranzuziehen. Die Verbindung rein praktischer mit streng wissenschaftlichen Zwecken trägt natürlich Schwierigkeiten in sich; aber diese sind grundsätzlich von keiner anderen Art, als sie auch bei den technischen Hochschulen bestehen. Für die praktischen Zwecke sind schon heute in allen Sprachen Lektoren angestellt; daneben würden vielleicht weitere Assistenten in Frage kommen. Jedenfalls müßten die Professoren von diesen praktischen Arbeiten erheblich entlastet werden, um für den wissenschaftlichen Unterricht Zeit und Kraft zu gewinnen. Wie an den übrigen Hochschulen, würde ihnen die Leitung und Beaufsichtigung der von den Assistenten und Lektoren geleisteten Arbeiten verbleiben müssen. Einzig das Hamburger Kolonialinstitut käme als eine Anstalt von verwandten Zielen in Betracht; aber in unserem deutschen Reiche mit seinem heutigen wirtschaftlichen Leben sollte doch wohl auch für zwei derartige Anstalten Raum sein und vor allem dürfte das Reich selbst sich diese Aufgabe nicht durch einen Einzelstaat aus der Hand nehmen lassen.

Damit berühren wir einen letzten Punkt. Das Orientalische Seminar ist im Jahre 1887 ins Leben gerufen. Es sollte in erster Linie der Heranbildung von Reichsbeamten für den Auslandsdienst in asiatischen und afrikanischen Ländern dienen. Folgerichtig hätte es als eine Reichsanstalt errichtet werden müssen. Tatsächlich wurde ein Vertrag zwischen dem Reiche und Preußen geschlossen, wonach sich beide in die Kosten teilten und Preußen, hauptsächlich weil es dem Reiche an einer Behörde für Unterrichtsverwaltung überhaupt gebrach, die Verwaltung übernahm. Daß Berlin zum Sitz bestimmt wurde, war fast selbstverständlich. Daß die Anstalt dann aber an die Berliner Universität äußerlich angegliedert und als ein Seminar an ihr bezeichnet wurde, beruht auf einer rein äußerlichen Analogie, die nach jeder Richtung hin in die Irre führt. Die Seminare an den Universitäten dienen der Vertiefung des Studiums in einem einzelnen an der Universität betriebenen Fache. Nicht einmal für diejenigen orientalischen Sprachen, für die eine ordentliche Professur an der Berliner Universität besteht, trifft dieses Verhältnis des Seminars zum Universitätsunterricht zu. Das Seminar hat völlig andere Aufgaben, ein anderes Publikum und andere Zulassungsbedingungen. Ebenso sind seine Lehrer nicht Assistenten und andere jüngere Leute in vorübergehender Stellung, sondern vorwiegend ältere Gelehrte mit völlig selbständigem Wirkungskreis, deren Stellung einer Professur an der Universität entspricht oder vielmehr entsprechen sollte. Daher ist auch der Name eines Seminars so unpassend wie möglich. Anläßlich des fünfundzwanzigjährigen Bestehens unserer Anstalt wurde im vorigen Jahre eine amtliche Denkschrift über sie herausgegeben, in der sie als eine „öffentliche akademische Hochschule", an anderer Stelle als eine „orientalische und Kolonialakademie" bezeichnet wird. Dieses Wort enthält ein ganzes Programm in sich. Möge es nun auch verwirklicht werden. Wir leben in einer Zeit gewaltiger Kraftentfaltung, in der alles stürmisch vorwärts drängt, überall neue Bahnen beschritten und insbesondere auch im Hochschulleben nicht nur die Anzahl der Hochschulen vermehrt, sondern auch neue Arten von solchen geschaffen werden. Will in dieser allgemeinen Bewegung allein das Orientalische Seminar fortfahren als bescheidenes Veilchen im Stillen zu blühen?

Presse

Die Beschäftigung von Referendaren bei der Presse. In der letzten Zeit ist sowohl von der Tagespresse wie in der juristischen Presse die Frage der Beschäftigung von Referendaren bei der Presse wiederholt erörtert worden. Auf der Generalversammlung des Verbandes der rheinisch-westfälischen Presse, die Oktober 1912 in Hagen tagte, gelangte einstimmig eine Resolution zur Annahme, in der es u. a. hieß: „die Generalversammlung des Verbandes der rheinisch-westfälischen Presse in Hagen spricht daher den Wunsch aus: ... b) daß die Referendare während ihrer Vorbereitungszeit auf das Assessorexamen, ähnlich wie bei der Staatsanwaltschaft, bei Notaren und Rechtsanwälten, für einige Zeit bei Redaktionen größerer Blätter, die sich hierzu bereit erklären, zu ihrer Information zu beschäftigen sind." Durch diese Beschäftigung auf den Redaktionen soll vor allem der heute noch so vielfach in Juristenkreisen herrschenden Unkenntnis der tatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse der Presse abgeholfen werden, wie es in der von der Generalversammlung angenommenen Begründung der Forderung ausdrücklich heißt. Wie übrigens Professor Dr. Reichel-Zürich in einem in der Zeitschrift Das Recht (Nr. 23 vom 10. Dezember 1911) veröffentlichten Artikel mitteilt, hat diese Forderung der Hagener Generalversammlung bereits vorher vereinzelt eine praktische Anwendung gefunden, und zwar in Dresden. Dort wird den (in sehr geringer Zahl) auf der Redaktion des Kgl. Dresdener Journals beschäftigten sächsischen Referendaren die dort verbrachte Zeit auf den Justizvorbereitungsdienst angerechnet.

Professor Dr. Reichel steht der von der Hagener Generalversammlung erhobenen Forderung recht sympathisch gegenüber. In einem neuerdings in der Deutschen Juristenzeitung (Nr. 4 vom 2. Februar 1913) veröffentlichten Artikel „Referendare als Journalisten" betont er, die juristische Fachwelt werde, nachdem die Presse in Hagen ihre Bereitwilligkeit in so erfreulicher Weise dokumentirt habe, Referendare bei sich zu beschäftigen, nicht umhin können, dem erhobenen Postulat ernsthaft näherzutreten, es wäre denn, daß sie wirklich stichhaltige Gegengründe beizubringen vermöchte. Professor Reichel räumt dann gleichzeitig einige kurz vorher in der Deutschen Juristenzeitung gegen die Hagener Forderung von Herrn Rechtsanwalt Dr. Hachenburg erhobene Bedenken aus dem Wege, als ob es für den jungen Juristen gefährlich sein könne, ihn für einige Zeit dem unmittelbaren politischen Einfluß einer Zeitung auszusetzen. Er betont demgegenüber mit Recht, daß die ständige alleinige Lektüre eines Parteiblattes für die politische Beeinflussung von viel weittragenderer Bedeutung sei.

Aber trotz alledem besteht zwischen der Forderung der Hagener Generalversammlung und dem Verlangen Professor Reichels noch ein weitgehender Unterschied. Die Hagener Resolution, die auf meinen Antrag und im Anschluß an ein von mir erstattetes Referat über die Stellung der Presse in der modernen Strafrechtspraxis angenommen wurde, hatte in erster Reihe das Interesse der Presse im Auge. Durch seine Beschäftigung auf einer Redaktion soll der junge Jurist einen Einblick in die innere Tätigkeit der Presse erhalten, ihre Arbeit im Dienste der Allgemeinheit, im öffentlichen Interesse würdigen lernen, Verständnis für den ganzen Werdegang der Zeitung, und alles was damit zusammenhängt, gewinnen, um so in seiner späteren Tätigkeit als Richter oder als Verwaltungsbeamter, wo ihn sein Beruf zwingt, sich mit der Presse zu beschäftigen, in der Lage zu sein, ihr ohne Voreingenommenheit entgegenzutreten, und die an ihn herantretenden Fragen aus eigener Kenntnis der Verhältnisse beurteilen zu können.

Professor Reichel hat dagegen in erster Reihe das Interesse des jungen Juristen im Auge, und so deckt sich denn auch seine Forderung nach Beschäftigung der jungen Referendare auf Redaktionen einzelner Blätter nicht mit der der Hagener Generalversammlung. Er denkt sich dabei nicht die Einführung des jungen Juristen in die gesamte Redaktionstätigkeit, soweit dies eben angängig ist — politische Leitartikel werden die Herren selbstverständlich nicht abzufassen haben —, sondern er meint, die Referendare sollten „lediglich Gerichtssaalberichte und allenfalls juristische Entrefilets liefern". Darin erblickt er eine gute und willkommene Gelegenheit für die

juristische Ausbildung des Referendars, der dadurch die beste Gelegenheit hat, sich in der Kunst zu üben, rechtserhebliche Tatbestände aller Art richtig aufzufassen, richtig wiederzugeben und juristisch richtig einzuwerten. Gleichzeitig kann dadurch dem Interesse der Presse insofern gedient werden, als dadurch den berechtigten Klagen über die Unzulänglichkeit der Gerichtsberichterstattung unserer Presse Abhilfe geschaffen werden soll.

Den Hauptgrund für die auch von der Presse zugegebenen Mängel auf dem Gebiete der Gerichtsberichterstattung der Presse sieht Professor Reichel in der meist sehr mangelhaften fachmännischen Vorbildung der Berichterstatter. In Wirklichkeit ist das aber nur ein äußerer Grund, dem unschwer abzuhelfen wäre. Der wahre und letzte Grund der unzulänglichen Gerichtsberichterstattung liegt vielmehr in der mangelhaften, völlig ungenügenden Information der Presse über die tagtäglich vor unseren Gerichten zur Verhandlung gelangenden Sachen. Es gibt keine Stelle, welche die Presse regelmäßig und ausreichend hierüber informieren würde, oder an der sich die Presse eine solche Information holen könnte. Eine Ausnahme machen nur die Schwurgerichte, deren Tagesordnungen vor jeder Sitzungsperiode veröffentlicht werden. Die Gerichtsberichte über die Schwurgerichtsverhandlungen geben denn auch im allgemeinen zu Klagen wenig Anlaß. Hier ist eben die Presse in der Lage, zu den einzelnen Sitzungen befähigte Berichterstatter zu entsenden. Anders ist es mit unseren Schöffen- und Amtsgerichten, Straf- und Zivilkammern. Hier erfährt die Presse nur durch Zufall oder durch besonders günstige Umstände, welche Sachen in den einzelnen Sitzungen zur Verhandlung stehen. Im allgemeinen weiß sie nichts darüber. Sie weiß also auch vorher nicht, welche unter den vielen Sachen voraussichtlich für die Öffentlichkeit Interesse haben, welche nicht, und wohin sie mithin einen befähigten, rechtskundigen Berichterstatter, eventuell auch ein Mitglied der Redaktion zu entsenden hätte, und wohin nicht. So ist sie eben in ihrer Gerichtsberichterstattung auf den gewöhnlichen, meist sehr mangelhaft fachmännisch vorgebildeten Gerichtsberichterstatter angewiesen. Und auch dieser hängt in seiner ganzen Tätigkeit vielfach vom Zufall ab. Er wird sich bestreben, dahin zu gehen, wo „voraussichtlich" etwas Wichtiges zur Verhandlung kommt, damit die Zeitung seine Berichte aufnimmt und er auf diese Weise etwas verdient. Diese Berichterstatter werden ja meist nach der Zeilenzahl der abgedruckten Berichte von den Redaktionen der einzelnen Blätter honoriert. So wird der Berichterstatter oft zwischen Schöffengericht und Strafkammer, zwischen Amtsgericht und Zivilkammer — die ja vielfach nebeneinander tagen — hin und herpendeln, um schließlich doch das wirklich Wichtige zu versäumen oder nur Bruchstücke zu hören, die er sich dann selbst durch unzuverlässige Erkundigungen ergänzt. Vielleicht wird er auch des lieben Verdienstes halber Unwesentliches aufbauschen, ja ganze Geschichten erfinden. Alles das ist schon dagewesen. Die Redaktion hat ja keine Kontrolle darüber, nur durch Zufall erfährt sie davon. Wollte eine Redaktion eine zuverlässige und umfassende Gerichtsberichterstattung pflegen, so müßte sie für Amts- und Schöffengericht, für jede Zivil- und Strafkammer einen ständigen fachmännischen Berichterstatter haben, der den Verhandlungen der einzelnen Gerichte von Anfang bis zum Schluß beiwohnte. Das ist aber den meisten Blättern schon aus finanziellen Gründen unmöglich. Auch die an einzelnen Gerichten erfolgte „Kartellierung" mehrerer Berichterstatter genügt nicht. Das einzige wirksame Mittel zur Abhilfe wäre, wenn unsere Gerichte sich entschließen könnten, den einzelnen Blättern rechtzeitig ein Verzeichnis der an den einzelnen Terminen zur Verhandlung kommenden Sachen, die kurz charakterisiert sein müßten, zugängig zu machen. Die Blätter wären dadurch in der Lage, auf leichte Weise durch Entsendung eines fachmännischen Berichterstatters oder eines Redaktionsmitgliedes in die ihr Interesse beanspruchenden Verhandlungen für eine zulängliche Berichterstattung zu sorgen, und sie würden auch gerne einen entsprechenden Betrag zur Deckung der durch die Anfertigung der Verzeichnisse entstehenden Unkosten tragen. Einen Teil dieser Berichterstattung könnten ja auch die bei der Presse volontierenden Referendare übernehmen. Damit allein möchte ich aber die Tätigkeit der Referendare bei

der Presse nicht erschöpft sehen. Die Frage des meines Erachtens berechtigten Anspruchs der Referendare auf Honorierung ihrer Arbeit darf hier wohl außer Betracht bleiben.

Dr. Krueckemeyer in Saarbrücken

Memoiren

Josef von Görres. Ausgewählte Werke und Briefe. Herausgegeben und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von **Wilhelm Schellberg.** Kempten und München bei Jos. Kösel, 1911. Zwei Teile in einem Bande.

Wenn in einem Menschen längere Zeit hindurch niedere Triebe das Übergewicht hatten, dann aber das Edlere in ihm durchbricht und siegt, mag man von einer Wiedergeburt oder Bekehrung sprechen. Görres gibt sich selbst das Zeugnis, daß sein Streben immer rein gewesen sei (I, 175); seine Entwicklung vom Jakobiner zum gläubigen Katholiken war nur eine Frucht tieferer Einsicht, nicht die Folge einer Willenswandlung, darum darf man sie weder als Bekehrung preisen noch Abfall schelten. Die Revolution begrüßt der Sohn der Aufklärung als den Beginn eines neuen, eines schöneren Zeitalters: einer vernünftigen Selbstregierung des Volkes nach langem unheilvollen Despoten- und Pfaffenregiment. „Der mächtige Schimmer, der wie ein Blitzstrahl alle Winkel durchdrang, schreckte die Despoten; sie blinzten das in mächtiger Fülle dahinströmende Licht an; ihnen war nur in Finsternis wohl" (I, 4). Was seinen Sinn änderte, war nicht die Schreckensherrschaft; sentimental war er nicht. „Es ist kein milder, liebevoller, schonender Geist, der vom Anbeginne her durch die Erdengeschichte unsichtbar geht; eine mutige, unbezwingliche Kraft, eine finster verschlossene, erbarmungslose Macht mit festem Willen ohne Wanken führt sie dem ernsten Ziel entgegen" (I, 455). Sondern es war „der stinkende Pfuhl" (II, 17), den er bei seinem Aufenthalt in Paris kennen lernte, die Rückkehr der Franzosen unter die Herrschaft eines Despoten, wodurch sie ihre Unfähigkeit zur Selbstregierung bekannten, und die Annexion des linken Rheinufers. Er erkannte deutlich die Verschiedenheit des französischen vom deutschen Volkscharakter, das Unnatürliche der Einbeziehung deutscher Stämme in den französischen Staat (I, 58 bis 66), und daß der Rhein nicht Deutschlands Grenze sondern Deutschlands Pulsader ist. Von dieser Einsicht beseelt, ward er einer der geistigen Führer des Befreiungskampfes und gab vom Januar 1814 an seinen Rheinischen Merkur heraus, den Napoleon die fünfte der ihn bekämpfenden Großmächte genannt hat. Für die Neugestaltung Deutschlands konnte in einer Zeit, da aus allen deutschen Kehlen Arndts „O nein, o nein o nein o nein, sein Vaterland muß größer sein" erschallte, kein anderes als das großdeutsche Ideal in Betracht kommen (I, 564 und II, 387). War nun schon die „Deutschtümelei" an sich, hinter der jeder Bureaukrat die Revolution witterte, in Wien und Berlin gleich sehr verhaßt, so mußten die großdeutschen Pläne im Norden noch ganz besonders anstoßen, weil bei der damaligen Weltstellung der Dynastien Hohenzollern und Habsburg an Unterordnung dieser unter jene nicht gedacht werden konnte, das Umgekehrte eher möglich schien. Hierzu kam sein Kampf gegen den Wiener Kongreß, der Elsaß-Lothringen an Frankreich verriet und überhaupt durch seine schwächliche Nachgiebigkeit gegen die französische Diplomatie alle deutschen Patrioten erbitterte (I, 530 bis 533); ferner daß er der Mißstimmung der Rheinländer gegen das neue preußische Regime kräftigen Ausdruck verlieh und den Anspruch der deutschen Stämme auf Verfassungen verfocht. Da war es denn nicht zu verwundern, daß die preußische Regierung seine Schrift „Teutschland und die Revolution" (sie war durch die Ermordung Kotzebues angeregt), zum Anlaß nahm, gegen den unbequemen Mahner und Warner einzuschreiten. Sie bereitete dadurch den Franzosen den Triumph, ihren größten Feind auf französischem Boden Schutz suchen zu sehen. Seine Sprache Berlin gegenüber war allerdings von nicht zu rechtfertigender Schärfe, denn er, der vielseitige, litt an einer höchst einseitigen Abneigung gegen den Norden, die um so seltsamer erscheint, da er die preußischen Truppen schätzen gelernt hatte. Zum Teil war daran schuld, daß er nie in die mittleren und östlichen Gegenden Norddeutschlands gekommen war; Perthes schrieb ihm einmal: „Deutsch-

land kennen Sie nicht über Frankfurt hinaus. Für wichtig halten Sie nur Ihr Land, für liberal nur Ihre Ansichten, jenseits Frankfurt fängt Ihnen die Barbarei an."

Daß seine Entwicklung in den Katholizismus ausmündete, lag im Geiste der Zeit; hat er doch mit Achim von Arnim und Clemens Brentano zusammen die Quellen der romantischen Strömung erschlossen. Eine Zeitlang bewegte er sich im Fahrwasser Schellings, doch ließ sich seine urkräftige Originalität in eine philosophische Schule nicht einsperren; große Ähnlichkeit haben die Schriften seiner literarisch-romantischen Periode mit denen von Novalis. Ultramontan darf man ihn nicht nennen, denn er ist kerndeutsch geblieben. Die Sünden der Päpste zu geißeln, hat er sich auch in seiner späteren Zeit nicht nehmen lassen (II, 478). Die Notwendigkeit der Reformation hat er anerkannt (I, 275 und 276), und er mißbilligte es, daß in der Zeitschrift „Der Katholik", für die er schrieb, ein Mitarbeiter „aus Luther, Fichte und Napoleon seinen dreiköpfigen Höllenhund bildete" (II, 416). Hätte er in den Zeiten des neunten und des zehnten Pius gelebt, er hätte sich von diesen sein freies Denken nicht einhegen lassen in den engen Pferch vatikanischer Orthodoxie. Auch ist er dem allzu mittelalterlichen Adam Müller entgegengetreten, welcher der Religion mehr Einfluß auf die Politik einräumen wollte, als gut ist (II, 265 und 279); Geistliche, wünscht er, sollen sich so wenig wie möglich in die Politik einmischen (II, 492). Was bei ihm, dessen Jugend in dem Boden der Aufklärung gewurzelt hatte, der katholischen Anschauung zum Siege verhalf, das war der historische Sinn. An Jean Paul schreibt er einmal (II, 374 und 375): „Ich habe in religiösen Dingen nach reiflicher Erwägung für besser gefunden, an dem alten Bau fortzuarbeiten, als auf eigene Faust aus Stroh und Goldpapier ein eigenes Schwalbennest zu bauen. Sie sind darin wohl anderer Meinung, und ich habe für jede redliche Überzeugung Platz." Wie sich ihm die „liberalen" Strömungen der Restaurationszeit darstellen, drücken u. a. die Worte aus: „Die Welt hat nie einen so öffentlichen geistigen Bankerott gesehen und eine solche freche Verschwörung von allem, was gemein im Menschen ist, gegen alles Höhere, und doch so ganz ohne allen Nachdruck, ja beinahe ohne alle Bosheit, alles wie im Gähnen, im Schaf und Traum" (II, 270). Auch in München vermag er 1830 nichts als ekle Fäulnis zu sehen; Künste und Wissenschaften seien nur eine dünne Kleckserei, die den Dreck vergolde (II, 474 bis 477). Um die Vertreter einer falschen Aufklärung ins Herz zu treffen, warf er sich mit aller Wucht seiner gewaltigen Persönlichkeit auf die Mystik, aus der er, in anatomischen und physiologischen Studien die Theorien der Mesmer, Justinus Kerner, Eschenmayer vollendend, eine tötliche Waffe zu schmieden gedachte.

Sein Naturell machte ihn zum Agitator und Publizisten. Was er als solcher geleistet, hat Napoleon anerkannt, und sieht man heute noch am Zentrum; denn obwohl er 22 Jahre vor dessen Gründung gestorben ist, darf er als sein Gründer angesehen werden; er vor allen anderen Erneuerern des Katholizismus hat jene gebildete katholische Jugend der dreißiger und vierziger Jahre begeistert, die, zur Mannheit gereift, von 1870 an den sie erfüllenden Geist in einer politischen Form verkörperte. Ein Publizist und Agitator gewöhnlichen Schlages ist er freilich nicht gewesen. Er verfügte über ein ungeheures Wissen, war jedoch vom Gelehrten das gerade Gegenteil. Aus dem Leben schöpfte er seine Weisheit, nicht aus Büchern („O Allergelehrteste, wie seid ihr so dumm, wenn ihr eure Bücher zu Hause gelassen!" I, 295); aus Büchern nur, so weit das Leben, so weit der Geist der Völker und der Zeiten aus ihnen spricht. Diesen zu erfassen, den Menschen und den Dingen auf den Grund zu sehen, die Eigenart der Nationalitäten, den Zusammenhang der Begebenheiten, den Gang der Weltgeschichte durch Intuition zu erkennen, das und nicht kritische Analyse dessen, was er als ein Ganzes schaute, war seine Gabe. Die einander nach Zeit und Raum weltenweit entfernt liegenden Dinge verband seine Phantasie miteinander, so daß ihm aus der Ferne und aus der Vergangenheit Bilder in Fülle zuströmten, die Geschehnisse der Gegenwart und seines Wirkungskreises zu erläutern. Das ergab nun einen Stil, wie ihn vor ihm

niemand geschrieben hat, den nachzuahmen lächerlich wäre, und der das Gegenteil ist von wissenschaftlicher Exaktheit. Seine Universitätsvorträge hat Friedrich Hebbel mit den Worten charakterisiert: „Ein Aolusschlauch mit den in alle Richtungen auseinandergehenden Winden." Es ist sehr erklärlich, daß von den hervorragenden Männern des Zeitalters der Befreiungskriege Clausewitz der einzige war, der ihn ablehnte, denn die Militärs sind ja die exaktesten aller Denker, und von Clausewitz haben wir überdies kürzlich in den Grenzboten (im 16. Heft) den Ausspruch gelesen: „Das erste Geschäft einer jeden Theorie ist das Aufräumen der durcheinandergeworfenen Begriffe und Vorstellungen." Carl Jentsch in Neiße

Historisch-literarische Erinnerungen von **Adam Trabert.** Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung. Kempten und München 1912. VII, 536 S. 8°. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Ein Großdeutscher aus der Zeit vor 1866, ein Kurhesse, der in Österreich sein zweites Vaterland gefunden hat, ein Katholik, der vom Fuldaer Kloster nach manchem Abfall wieder zum Kinderglauben zurückkehrt, hat seine Memoiren niedergeschrieben. Viel Interessantes erfahren wir aus den hie und da mit der behaglichen Breite des Alters ausgesponnenen Erinnerungen; besonders für die inneren Verfassungskämpfe des alten Kurfürstentums Hessen sind Traberts Mitteilungen wertvoll; hat er selbst doch mitten in den Stürmen der vierziger Jahre als leitender Volksmann gestanden, stets, wie Uhland, für die Selbständigkeit des Landes eintretend, hat er selbst doch sein mannhaftes Ausharren mit jahrelanger Festungshaft in Spangenberg büßen müssen! Aber dieser aufrechte Mann hat durch den Gang der Geschichte nichts lernen wollen. Die Einverleibung Kurhessens durch Preußen ist ihm zeitlebens als ein „Rechtsbruch" erschienen; die Aufrichtung des Deutschen Reiches 1871 ohne Österreichs Anteil hat er als einen Verrat an der „großdeutschen" Sache empfunden und hat sich von dieser veralteten Anschauung nie bekehren lassen. In Österreich gründete er sich eine zweite Heimat, da er mit dem „verpreußten" Deutschen Reich eines Bismarck seinen Frieden nicht machen wollte, und hat hier im Dienste der christlich-sozialen Partei eifrig gewirkt an der Seite eines Baron Vogelsang, eines Lueger. Auch in diesen Blättern kämpft er aufs eifrigste gegen Liberalismus und Judentum, gegen unbedingte Preßfreiheit (für die er selbst 1848 „irrtümlicherweise" eingetreten ist!) und konfessionslose Schulen. Doch auch in seinen einseitigen Betrachtungen, aus denen immer von neuem der Haß gegen Preußen und Bismarck hervorbricht, erkennt der Leser das Bild eines idealgesinnten mutigen Kämpfers und bedauert nur das eigensinnige Festhalten dieses Mannes an unerfüllbaren Forderungen.

Dr. Wolfgang Stammler in Hannover.

H. C. Andersen: Das Märchen meines Lebens. Herausgegeben von Heinz Amelung. Deutsche Bibliothek in Berlin. Preis 1 M.

Andersen hat sein Leben in zweifacher Gestalt erzählt. Die eine Darstellung ist uns allen bekannt: „Das Märchen vom häßlichen jungen Entlein" (Den grimme Alling). Kam er sich doch, als sein Stern aufgegangen war, vor, wie der weiße Schwan, den nur Mißgunst und Beschränktheit verkannt hatte oder, wie er sich selbst ausdrückt, „wie ein Bauernknabe, dem man einen Königsmantel umwirft." Diese poetische Gestaltung seines Lebens wird ergänzt durch eine ausführliche Schilderung des Lebensganges in deutscher Sprache, von der zwei Fassungen vorhanden sind. Die eine ist 1846 „in Rom, am Meerbusen von Neapel und mitten in den Pyrenäen zu Papier gebracht" und für die erste deutsche Gesamtausgabe seiner Schriften bestimmt. 1855 hat sich Andersen verleiten lassen, die erste Niederschrift weitschweifig und in jenem gereizten Tone gegen alle Kritik fortzusetzen, der auch in der Fassung von 1846 schon hin und wieder anklingt. — Andersen war und blieb krankhaft ehrgeizig; er hat es den Dänen niemals verziehen, daß er unter ihnen erst anerkannt wurde, als Deutschland, Schweden und Frankreich ihm bereits zujubelten. Seine Erbitterung kannte keine Grenzen; 1843 schrieb er aus Paris an eine Freundin: „Ich hasse den, der mich haßt, ich fluche dem, der mir flucht. Aus Dänemark kommt stets der eisige Hauch, der mich da draußen erstarren läßt. Sie speien mich an, sie treten mich in den Kot.

Ich bin doch eine Dichternatur, wie ihnen Gott deren nicht viele gegeben hat, die ich ihn aber in meinem Todesaugenblick bitten will, diesem Volke niemals wieder zu bescheren."

Seine an Albernheit grenzende Anerkennungssucht macht uns den Menschen oft fremd. Schon bei seinen Lebzeiten wurde seine Person auch von denen verspottet, die seine Werke willig anerkannten. Als Brandes ihn einst entschuldigen wollte, er sei ja ein Kind, gab man ihm zur Antwort: „Ein Kind? Er ist noch nicht entwöhnt!" Kindlich war er im guten und bösen Sinne bis zum letzten Augenblick seines Lebens. Die glühende kindliche Dankbarkeit gegen seine Wohltäter, die naive alles vergessende Freude über Ruhm und Auszeichnung läßt uns die Kehrseite dieses kindlichen Gemüts begreifen und verzeihen. Die deutsche Niederschrift vom Jahre 1846, die Amelung mit sicherem Takt für die vorliegende Ausgabe zum Abdruck gewählt hat, zeigt uns den Andersen, wie wir ihn uns am liebsten vorstellen mögen: als liebenswürdigen Plauderer, der es wirklich versteht, „das Märchen seines Lebens" zu erzählen.

Traugott Friedemann in Einbeck

Volkswirtschaft

Wild, Jagd und Bodenkultur von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **G. Rörig.** Neudamm, Verlag von Neumann. Ein vielseitiges wertvolles Buch, wertvoll für jeden Naturfreund, unentbehrlich für den Gutsbesitzer und Jäger. Der Verfasser behandelt die volkswirtschaftliche Bedeutung der Jagd und der Jagdtiere und die wechselseitigen Beziehungen, die zwischen dem Wild und der Land- und Forstwissenschaft bestehen, so z. B. den Einfluß der Bodenkultur auf die Jagdtiere, den Schutz der Kulturpflanzen gegen die Jagdtiere, die Blutauffrischung und Einbürgerung neuer Wildarten und vieles mehr. Aus dem statistischen Teil seien einige Zahlen herausgegriffen, die geeignet scheinen, die volkswirtschaftliche Bedeutung der Jagd ins rechte Licht zu rücken. Die jährliche Einnahme des Staates aus dem Erlös der Jagdscheine be-

Werkstätten Bernard Stadler

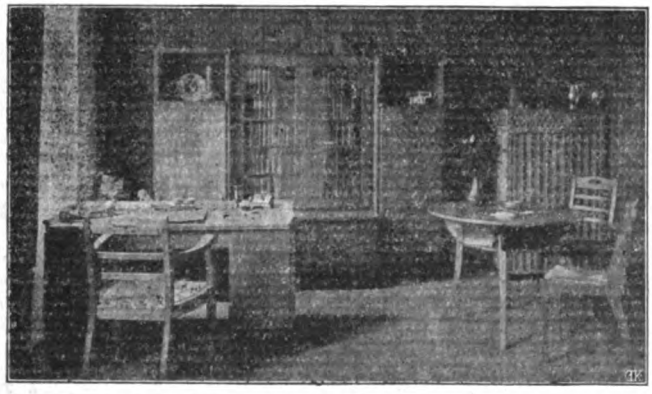
Paderborn Zusammenarbeiten von Kaufmann, Künstler und Handwerker; im neuzeitlichen Geiste durch Max Heidrich entworfene Zimmereinrichtungen; gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, in sich schön durch die Wirkung des Holzes und die feinfühlig abgewogenen guten Verhältnisse der Formen. Einzelanfertigung in verständnisvollem Eingehen auf besondere Wünsche. Besonders preiswert:

Bürgermöbel

Vollständige Zimmer für etwa 300 bis 1000 Mark. Teppiche, Bezug-Stoffe, Beleuchtungskörper, auserlesenes kunstgewerbliches Kleingerät

Lieferung frei in die Wohnung.

Preisbuch T 3 mit 170 Abbildungen Preis 1 Mark



Berlin W. 30 · Bremen · Düsseldorf · Hamburg · Leipzig

Traunsteinerstr. 6 Georgstr. 64 Bleichstr. 6 Bergstraße 12/14 i. H. Aug. Polich

trägt in Preußen 3½ Millionen Mark. Für etwa 50 000 Jagdschutzbeamte werden jährlich insgesamt 37 Millionen Mark Gehalt gezahlt. Die Ausfuhr der Jagdwaffen aus Deutschland ergab 1905 4 Millionen Mark. 36 Millionen Patronen im Werte von annähernd 3 Millionen Mark werden jährlich auf Wild verschossen. Der Abschuß an Nutzwild in Deutschland entspricht einem Wert von 26 Millionen Mark. Zum Schluß empfiehlt der Verfasser aufs wärmste die Gründung eines „Reichsinstitut für wissenschaftliche Jagdkunde", das in exakter Forschung die Beziehungen ermitteln soll, in denen das Wild zum Betriebe der Land- und Forstwissenschaft und zu unserem Nationalvermögen steht. F. M.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 28/29.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., ——— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. ———

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;
Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

Londoner Brief

Von Freiherr Albrecht von Woellwarth in London

Den 17. Mai 1913

Der Aufenthalt des Präſidenten des engliſchen Geheimen Staatsrats Viscount Morley of Blackburn in Berlin iſt von ſo hochpolitiſcher Bedeutung, daß ſich die Offiziöſen gar nicht genug tun können, den privaten Charakter dieſes Beſuches zu betonen. Man erinnert ſich dabei an die „Studien über deutſches Erziehungsſyſtem“, die ſeinerzeit der Zweck des Beſuches Lord Haldanes waren. Es liegt nahe, dieſe beiden Miniſterreiſen in eine Parallele zu bringen und man geht kaum fehl, wenn man ihre Motive für verwandt hält. Beide Sendungen ſind Symptome einer Neuorientierung der engliſchen Auslandspolitik, den jüngſten Beſuch Lord Morleys mag man ſogar faſt einen Beweis nennen. Nach der Kriſis des Jahres 1911 hatte man in England mit Schrecken geſehen, wie nahe es an den Rand eines Krieges mit Deutſchland geraten war. Die Anklagen der radikalen Preſſe gegen die gefährliche Politik einer einſeitigen Stellungnahme gegen Deutſchland haben ihren Zweck nicht verfehlt. Aber auch in unioniſtiſchen Kreiſen machte ſich eine plötzliche Ernüchterung geltend, die weſentlich ein Widerhall der Stimmung in den überſeeiſchen Teilen des britiſchen Reiches war. In den Dominions des Reiches hatte man mit wachſender Beſorgnis die Feſtlandspolitik König Eduards verfolgt, die England in ein Netz europäiſcher Verpflichtungen verſtrickte und für ſie die deutliche Gefahr in ſich trug, in den Widerſtreit der Feſtlandsintereſſen hineingezogen zu werden. Gewiß iſt man in Kanada und Auſtralien bereit, mit Gut und Blut für die Sicherheit des Mutterlandes einzutreten, aber man ſieht dort nicht ein, weshalb man wegen ruſſiſcher Balkanträume oder franzöſiſcher Revanchegelüſte einen Krieg auf ſich nehmen ſollte. Die großen britiſchen Dominions ſind zwar willig, ihren Teil

an der Seerüstung des Reiches zu tragen, aber sie wollen auch Bürgschaften haben, daß nur Lebensinteressen des britischen Gesamtreiches maßgebend für die Politik Englands sein dürfen und keine europäischen Abenteuer des Mutterlandes. An das kanadische Flottengeschenk, dessen wie und wann noch heiß umstritten ist, knüpft sich bekanntlich die Bedingung, daß ein kanadischer Minister als ständiges Mitglied des Reichsverteidigungsausschusses in London seinen Wohnsitz nehmen solle. Dieses Imperial Defence Committee, dem die Minister sowie die leitenden Männer der Flotte und des Heeres angehören, hat naturgemäß einen erheblichen Einfluß auf die Gestaltung der englischen Auslandspolitik. Dieser Einfluß wird sich durch die Vertretung der Dominions in dieser Körperschaft — es steht zu erwarten daß Australien, Südafrika und Neuseeland dem kanadischen Beispiel folgen — noch verstärken, aber auch mehr als bisher in dem angedeuteten Sinn einer Loslösung von der kontinentalen Ententepolitik Eduard des Siebenten geltend machen. Diesem Gedanken tragen heute gerade die englischen Imperialisten durchaus Rechnung. Wollte ein britischer Staatsmann den weiten Gesichtspunkt einer größer-britischen Weltpolitik vergessen und sich in eine rein europäisch-kontinentale Politik wieder hineinziehen lassen, so würde er dadurch die Einheit des Reiches gefährden.

Aber noch andere Erwägungen zwingen England zur Zurückhaltung in der europäischen Politik. Vor einigen Jahren hat Paul Deschanel im „Temps" auf den Zwiespalt verwiesen, der zwischen Englands damaliger europäischer Politik und seiner Unfähigkeit, an einem Feldzug auf dem Festlande teilzunehmen, bestand. Natürlich wollte der französische Politiker diesen Widerspruch dadurch gelöst wissen, daß sich England zu einer Militärmacht ersten Ranges entwickeln solle. Der englische Premierminister, Herr Asquith, zeigte die andere Alternative, wenn er kürzlich im englischen Unterhaus erklärte, daß heute England durch keinerlei Abmachungen im Fall eines europäischen Krieges gebunden ist.

Die Freundschaft mit Frankreich hat zwar dem Ententegenossen Marokko verschafft, aber England selbst hat herzlich wenig dabei profitiert. Immer wieder hört man Klagen englischer Kaufleute über die Schikanen, die ihnen in französischen Kolonien in bemerkenswertem und in England keineswegs unbeachtetem Gegensatz zu der Handelsfreiheit in deutschen Besitzungen zuteil werden. Das Geschäft mit Rußland endlich ist der Gegenstand einer immer schärferen Kritik, und Persien ist im Zeichen des Abkommens mit Rußland das Schmerzenskind Sir Edward Greys. Durch die Niederlage der Türkei ist die Gefahr des russischen Vordringens im Orient noch bedeutend gewachsen. Eine solche Entwicklung steht aber im schroffsten Widerspruch mit den Interessen Großbritanniens. Wieder sind es außereuropäische Einflüsse, auf die der Minister in der Downing Street hören muß. Die wachsende Erregung im indischen Islam hat lange, vielleicht schon zu lange, in London keine genügende Beachtung gefunden. Die englische Politik hat den Übergang

dreier mohammedanischer Länder unter fremde Botmäßigkeit — Marokkos, Tripolis' und Persiens — geduldet oder sogar begünstigt, und im Balkankrieg keine türkenfreundliche Haltung eingenommen. Dies hat zu einem vollständigen Frontwechsel der indischen Mohammedaner geführt. Bisher gehörten diese fünfundsechzig Millionen Moslems in Indien zu den treuesten Untertanen Georgs des Fünften. Im Gegensatz zu der nationalindischen Bewegung fühlten sie, die doch unter den dreihundert Millionen Indiern nur eine Minderheit bilden, ihre Rechte am besten unter dem herrschenden aufgeklärten Absolutismus gewahrt. Darin brachte die antimohammedanische Politik Englands während der letzten Jahre eine gründliche Änderung. Vor wenigen Wochen beschloß der zu Lucknow tagende Kongreß der All India Moslem League die Fühlung mit den Autonomiebestrebungen der Hindus aufzunehmen. Das heißt mit anderen Worten: der indische Islam hat das Vertrauen zur Krone verloren und glaubt in Zukunft seine Rechte im Rahmen der nationalindischen Bewegung besser zur Geltung bringen zu können. Kenner indischer Verhältnisse weisen mit besonderem Nachdruck darauf hin, daß die indischen Moslems dann völlig unkontrollierbar würden, wenn weitere Erschütterungen der Türkei die mohammedanische Schutzherrschaft über die heiligen Stätten Mekka und Medina in Frage stellten. Mithin hat die englische Politik alles Interesse daran, die Konsolidierung der asiatischen Türkei zu erleichtern. Jedwede weitere Gefährdung der ottomanischen Macht, wie sie leicht durch russische oder französische Intrigen in Armenien bzw. Syrien heraufbeschwört werden kann, steht im scharfen Gegensatz zu dem Interesse Englands, das sich nicht mehr länger der Erregung seiner mohammedanischen Untertanen verschließen kann. In dieser Politik im nahen Osten begegnen sich dafür die Interessen Englands und Deutschlands. Beide sind wirtschaftlich in erheblichem Maße interessiert, beide aber können und wollen ihren wirtschaftspolitischen Zielen nur dann erfolgreich nachgehen, wenn das ottomanische Reich sich ruhig und gedeihlich fortentwickelt. Über die Fortführung der Bagdadbahn ist in diesen Tagen eine Einigung zwischen England und der Türkei zu erwarten. England wünscht seine Stellung am Persischen Golf zu sichern und wird dafür um so eher zu Opfern bereit sein, als es auch zuverlässiger Bundesgenossen gegen die russischen und französischen Ambitionen bedarf.

Es ist keine Frage, daß die Berliner Reise Lord Morleys mit diesen Dingen zusammenhängt. Ein liberales Blatt versicherte in diesen Tagen, seit der Krisis im Spätjahr 1911 sei es das vornehmste Prinzip britischer Staatskunst, das Recht Deutschlands auf einen Platz an der Sonne anzuerkennen. Das ist ja vielleicht ein bißchen zuviel gesagt. Wenn man aber fragt, wo dieser „Platz an der Sonne" liegt, so wird man unfehlbar auf Anatolien und auf Zentralafrika verwiesen . . . England sei kolonialpolitisch im großen ganzen gesättigt. Es habe kein Interesse Universalerbe der im Sterben liegenden portugiesischen Kolonialmacht zu sein. Freilich habe es den Wunsch nur eine

solche Macht im Besitz neuer Kolonien zu sehen, die Ordnung sowie rechtliche und freiheitliche Zustände für den Handel aller Nationen gewährleistet, und dies sei, so betonen die englischen Kolonialautoritäten, in erster Linie bei Deutschland der Fall. Die Notwendigkeit einer kolonialen Expansion für Deutschland wird in England fast lebhafter empfunden als in Deutschland selbst und man ist in England froh, wenn man ein Ventil für diese Expansion findet, die jahrelang als eine unheimliche Gefahr für die englischen Inseln selbst empfunden wurde. Wenn diese Furcht von England weicht, so weicht auch der deutsch-englische Gegensatz, der in verhängnisvoller Weise während der vergangenen Jahre die hohe Politik beherrschte.

Es ist kein Zufall, daß gerade Viscount Morley der Träger einer Mission in Berlin ist. Dieses Kabinettsmitglied galt von jeher als der Freund einer englisch-deutschen Rückversicherung zur Ergänzung der französischen Entente. Im selben Augenblick scheidet Sir Gerard Lowther, der Botschafter Großbritanniens am Goldenen Horn und damit der Träger der bisherigen englischen Orientpolitik in verhältnismäßig jugendlichem Alter und nach nur fünfjährigem Wirken aus dem Amt. Noch bedeutsamer aber erscheint der in hiesigen diplomatischen Kreisen vielerörterte bevorstehende Rücktritt Sir Arthur Nicolsons. Sir Arthur bekleidet zurzeit das Amt eines ständigen Unterstaatssekretärs der Auswärtigen Angelegenheiten. Man erinnert sich, welche Rolle dieser Diplomat als Berater König Eduard des Siebenten gespielt hat, den er als Botschafter in St. Petersburg und zwar auf der Konferenz von Algeciras vertreten hat. Zum Überfluß tauchen Gerüchte von Abschiedsgedanken des Wiener Botschafters Sir Fairfax Cartwright auf, den man als den Prototyp der englischen Diplomaten antideutscher Schule bezeichnen kann.

Einfuhrscheine und Deckungsfrage

Von Julius Mecca in Cassel

Ende Februar 1894 hat Herr Syndikus Dr. Boelker in Gemeinschaft mit mir „Beiträge zur Beurteilung der Frage der Aufhebung des Identitätsnachweises für Getreide“ herausgegeben, in welchen wir für diese Aufhebung und für Schaffung einer Freizügigkeit des Getreides eintraten. Ostdeutscher Überfluß sollte in Form ausländischen Getreides den westdeutschen Bedarf decken; eine Tauschwanderung örtlichen und zeitlichen Überflusses gegen anderweitigen und anderzeitigen Bedarf,

entbehrlicher inländischer Gemeinqualität gegen benötigte ausländische Sonderqualität sollte offene Aus- und Eingangstore finden.

Wir hatten die Genugtuung, kurz darauf das Einfuhrscheingesetz in Kraft treten zu sehen. Wurde früher zuerst eingeführt und dann bei Ausfuhr der nämlichen Partie (Identitätsnachweis) der Zoll zurückvergütet, so erfolgt jetzt zuerst die Ausfuhr, wobei ein Ausfuhrschein, der aber Einfuhrschein heißt, erteilt wird, ein Inhaberpapier, das bei Einfuhr der nämlichen Warengattung statt Barzolles in Zahlung genommen wird. Also früher Parteiidentität, jetzt Gattungsidentität.

Um es gleich vorweg zu sagen: der Erfolg war glänzend. Getreidehandel und Reederei, besonders in Königsberg, Danzig und Stettin fanden reichere Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten, die Landwirtschaft, besonders die östliche, flotteren Absatz und steigende Preise.

Leider nur ermächtigte das Gesetz den Bundesrat, die Scheine auch bei Einfuhr „anderer Waren" (Kaffee, Erdöl) an Zahlungsstatt zuzulassen. Ein Agrarschriftsteller*) nennt diese Bestimmung „belanglos, entbehrlich und wegen der scheinbaren (?) Durchbrechung des Prinzips einen Schönheitsfehler".

Der Zweck des Gesetzes war durch diesen Schönheitsfehler durchbrochen, der Keim zur Umwandlung von Austauschwanderung in Auswanderung war gelegt. Erst Ende 1911 wurde, ohne irgendeinen Schaden anzurichten, irgendeine Umwälzung hervorzurufen, der Schönheitsfehler beseitigt. Man hätte das schon bei erster sich bietender Gelegenheit tun sollen.

Statt dessen fügte man bei der ersten, Ende 1902 beschlossenen, am 1. März 1906 in Kraft getretenen Änderung des Gesetzes noch einen organischen Fehler hinzu, indem die Scheine nicht nur bei Einfuhr „der nämlichen Warengattung" (die ausgeführt wurde), sondern bei Einfuhr „einer" (also jeder) „der" im Gesetz „benannten Warengattungen" annahmefähig erklärt wurden. — Auch die Gattungsidentität war mithin aufgehoben!

Die eingetretene Wirkung davon wagte man damals einerseits nicht zu hoffen, und ahnte anderseits nicht, sie fürchten zu müssen. Niemand erwartete damals auch nur für eine einzige Warengattung eine so einseitige Entwicklung, ein so rapides, überwiegendes Wachstum der Ausfuhr, wie sie der „organische Fehler" späterhin beim Roggen — vorübergehend auch beim Hafer — zeitigte. „Ein für die Produzenten glücklicher Zufall hat die Bestimmung gerade früh genug entstehen lassen; bereits zwei Jahre später wäre sie bei veränderten Getreideproduktionsverhältnissen wohl nicht mehr durchzusetzen gewesen." Auch Graf Mirbach soll schon 1888 betont haben, daß man jenes System nie einführen dürfe, wenn z. B. Deutschland an Roggen mehr produziere als man brauche.

Die Scheine erhielten durch die neue Bestimmung Bargeldcharakter, die Kontrolle über Ein- und Ausfuhr der einzelnen Warengattungen entfiel, sie

*) Rusticus: „Die Einfuhrscheine", Grenzboten 1911 Heft 46 Seite 357.

bestand — ohne Zweck — nur noch über die Summe der gesamten heterogenen Warengruppe, man konnte schrankenlos exportieren und warf sich hierin besonders auf Roggen.

Der Bodennutzungsgemeinbetrieb der deutschen Landwirtschaft änderte sich durch Hypertrophie von Roggenproduktion und Roggenexport zu Lasten ungenügender Erzeugung anderer Bedarfspflanzen.

Es wurden ausgeführt:

	1912	1911	1910
	in Tonnen à 1000 kg		
Roggenmehl	166 863	145 714	166 310

welche bei einem Ausbeuteverhältnis von 100 zu 155 einer Körnermenge von

	258 638	225 857	257 780

entsprechen, dazu

Roggen (Korn)	790 008	768 527	820 006
zusammen . . .	1 048 646	994 384	1 077 786
eingeführt wurden zusammen	317 378	615 885	391 019
Überausfuhr	731 268	378 499	686 767

Die Ausfuhr ging nicht nur wie früher nach Finnland, Schweden, Norwegen, Schweiz, Österreich-Ungarn, sondern auch nach Frankreich, Belgien, Dänemark, Rußland! (Livland und Polen), Niederlande, Nordamerika (!), Großbritannien, Italien, Portugal, Spanien, Egypten, Deutsch-Südwestafrika (!).

Das industrie- und volkreiche Deutschland, traditionell das zweitgrößte Importland der Erde bezüglich Roggen, wird Weltkornkammer!

Im ersten Quartal resp. bis 20. April 1913 haben wir

191 133 Tonnen Roggen,
59 965 „ Roggenmehl, entsprechend 92 945 Tonnen Roggen in Körnern, zusammen
284 078 „

mehr ausgeführt als eingeführt. Die Überausfuhr wächst also beständig, wenn keine Hemmungsmaßregel eintritt.

Jede Mehrausfuhr — auch nur einer Warengattung — vermindert die Reichszolleinnahme. Bezüglich Hafer, dessen vorübergehende Mehrausfuhr sich glücklicherweise nicht wiederholt hat, gibt dies die Reichsregierung*) ausdrücklich zu. Bezüglich der Roggenmehrausfuhr will man das nicht recht Wort haben; sie solle eine gleich große, sogar à $5^1/_2$ Mark zu verzollende, Mehreinfuhr von Weizen erzeugen. Man verschweigt nur, daß der bezügliche Weizenzoll — 37 Millionen Mark in 1912 — nicht bar entrichtet wird, sondern in Scheinen, welche das Reich den Witwen und Waisen nicht in Zahlung geben kann.

Verminderung der Roggenausfuhr mag Beschränkung des Roggenanbaues herbeiführen. Insoweit ihn Weizenanbau ablöst, braucht weniger Weizen ein-

*) Denkschrift an den Reichstag Nr. 267/68 vom März 1910, Seite 24.

geführt zu werden. Das braucht nicht pari passu zu geschehen. Die speziell auf Vermahlung harten Auslandweizens eingerichteten Mühlen gehen davon nicht gleich ab, wenn Inlandsweizen stärker oder billiger angeboten wird. Sie fügen sich eher in eine geringere Rente, als daß sie ihre Methode ändern. Aber angenommen, die Weizeneinfuhr ginge pari passu zurück, so entginge dem Reiche nur eine Zolleinnahme, die es bisher nicht bar, sondern in Scheinen genoß.

Wird das bisherige Roggenfeld nun in Klee oder Wiesenkultur genommen, mit Kartoffeln, Winterraps usw. bestellt, so schraubt das die Weizeneinfuhr nicht zurück. Sie bleibt bestehen, wird aber bar verzollt, statt bisher mit Roggenscheinen. Reiner Einnahmezuwachs für die Zollkasse!

Letztere Wirkung tritt auch ein bezüglich desjenigen Roggens, der künftig, statt ausgeführt zu werden, im Inlande verfüttert wird. Allerdings mag jeder verfütterte Doppelzentner Roggen die Einfuhr eines Doppelzentners Futtergerste unnötig machen, also dem Reiche 1,30 Mark Zolleinnahme entziehen. Aber er vermindert auch die Ausstellung und Inzahlunggabe von 5 Mark Einfuhrscheinen. Es bleiben sonach 3,70 Mark pro Doppelzentner reiner Einnahmezuwachs für die Zollkasse.

Insoweit bislang exportierter Roggen künftig zum Inlandsverzehr kommt, mag das auf den Weizenverzehr und Weizenimport drücken. Aber auch nicht pari passu. Ich bekomme täglich eine feste Zahl Weißbrötchen; aber vom Laib Roggenbrot schneide ich ab solange und soviel mir schmeckt. Ich kann mir denken, daß der Arbeiter um so mehr davon abschneiden wird, je billiger es wird. Mühlen, die nur auf Weizenvermahlung konstruiert sind, können wegen der neuen Roggenkonkurrenz nicht gleich umsatteln, sie müssen ihre Walzen und Gänge beschütten und auch bei schmalerer Rente weiter Weizen kaufen resp. einführen.

Nach alledem ist wohl nicht zu bezweifeln, daß durch Verminderung der Roggenausfuhr die Reichskasse Vorteile erhielte, daß sie durch den jetzigen Zustand also Nachteile hat.

Zu untersuchen bleibt auch die volkswirtschaftliche Wirkung der Mehrausfuhr von 731268 Tonnen Roggen und ihr Ersatz durch entsprechende Weizeneinfuhr. Das Mittel der Großhandelspreise für Roggen an den Hauptausfuhrzentren Königsberg, Danzig, Stettin, Breslau, Posen war im Jahresdurchschnitt 1912 175,2 Mark pro Tonne. Das Mittel der Großhandelspreise für Weizen an den Haupteinfuhrplätzen Köln, Frankfurt, Mannheim, München im Jahresdurchschnitt 1912 war 242,7 Mark pro Tonne. Der Mehraufwand zu Lasten des Volkshaushalts von $67^1/_2$ Mark pro Tonne beträgt für 1912 rund 50 Millionen Mark, denen kein wirtschaftlicher Faktor gegenübersteht, da die provozierte Geschmacksverfeinerung kein wirtschaftliches Bedürfnis ist und keinen Ernährungsvorteil auslöst. Im Gegenteil, Ärzte und Zahnärzte empfehlen mehr die Roggenbrotnahrung und England geht im Interesse der Volksgesundheit wieder mehr zum Roggenbrotverbrauch über.

Im Falle eines Krieges kann die Auswanderung unseres Roggens dann verhängnisvoll werden, wenn der Krieg erst nach Neujahr oder im Sommer ausbricht. Dann ist unser Getreide gewohntermaßen schon außer Landes, Ersatzeinfuhr aber abgeschnitten. Und nennenswerte Roggenlager haben wir schon lange nicht mehr, seitdem die Ausfuhr so flott ist. Ende 1912 waren auf Zollagern usw. nur vorhanden 438 Tonnen Roggenmehl gegen 1201 Tonnen Ende 1910 und 13651 Tonnen Roggen gegen 31814 Tonnen Ende 1910.

Nach alledem ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Getreideauswanderung, die sich besonders beim Roggen herausgebildet hat, bekämpft werden muß. Wir drängen uns im Osten dem Auslande als Lieferanten auf, um uns im Westen desto abhängiger vom Auslande als Lieferanten zu machen. Der Landwirtschaft ganze Kraft muß aber dem Inlande nutzbar bleiben. Sie muß ihre Produktion tunlichst dem Sortenbedarf anpassen.

Der „organische Fehler" hat die Übelstände gezeitigt, durch seine Ausmerzung, durch Wiederherstellung des status quo ante 1906, durch die von weitesten Kreisen geforderte Wiederherstellung der Gattungsidentität sind sie zu heben. Dies ist das gegebene Mittel, um Überausfuhr irgendeiner Getreidegattung zu verhindern. Welche Wirkung wird die Anwendung dieses Mittels erzeugen?

Nachstehende Tabelle wird es erleichtern, das zu untersuchen.

in Tonnen: 1000 Kilo (10 dz)	1912			1911		
	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr-Überschuß	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr-Überschuß
Weizen, Weizenmehl (n. d. Ausb.-Verh. 100 : 145 auf Weizen umger.) und Spelz	2 320 175	555 592	1 764 582	2 510 531	546 437	1 964 094
Gerste und Malz (n. d. Ausb.-Verh. 75 : 100 auf Gerste umger.) . . .	3 030 030	26 696	3 003 333	3 695 508	25 092	3 670 416
Hafer	665 935	383 773	282 162	628 308	296 271	332 037
Buchweizen	29 489	473	29 016	32 057	211	31 845
Hülsenfrüchte	498 922	14 052	484 871	337 964	14 613	323 351
Raps, Rübsen . . .	125 684	7 096	118 588	134 480	6 983	127 497
	6 670 235	987 682	5 682 552 Mehr-Ausfuhr	7 338 848	889 608	6 449 240 Mehr-Ausfuhr
Roggen und Roggenmehl (n. d. Ausb.-Verh. 100 : 155 auf Roggen umger.)	317 378	1 048 646	731 268	615 885	994 384	378 499
	6 987 613	2 036 328	4 951 284	7 954 733	1 883 992	6 070 741

Außer bei dem Roggen ist hiernach die Einfuhr jeder einzelnen Warengattung so stark überwiegend, daß die glatte Unterbringung ihrer Ausfuhrscheine bei der Einfuhr derselben Warengattung gesichert erscheint und es nur nötig sein wird, die Umlaufdauer der Scheine auf zwölf Monate zu erstrecken, damit der Eigner in aller Muße gute Verwendung dafür suchen kann. Bei Hafer und Buchweizen wenigstens kann das mal erwünscht sein, alle anderen Scheine dürften nach wie vor stets sofort anzubringen sein.

So berechtigt und notwendig nun diese Maßregel auch erscheint, so schreckt man doch zurück, sie auszuführen, angesichts der Umwälzungen für die Ostprovinzen, deren Hauptfrucht gerade der Roggen ist. Die Befürchtung einer wüsten Spekulation in Roggenscheinen bis zur völligen Entwertung hat sich in den Landwirtschafts- und Handelskreisen des Ostens zu sehr festgesetzt, als daß sie durch Gegenausführungen zu bannen wäre.

Wenn diese Kreise schon mal in Verwertung der Scheine beschränkt sein sollen, wird ihnen jedenfalls ein fester Verlust, mit dem sie kalkulieren können lieber sein. Nun hatte die Handelskammer Berlin vorgeschlagen, die Scheine über Weizen, Hafer, Roggen um $1^1/_2$ Mark pro Doppelzentner niedriger auszustellen. Dies auch beim Weizen zu tun, liegt überhaupt kein Grund vor und gerade ihm ist Austauschwanderung am nötigsten. Die mäßige Überausfuhr von Hafer, die sich nicht wiederholt hat, mag nur eine vorbeugende Kürzung minimalster Höhe, vielleicht 15 Pfennig pro Doppelzentner rechtfertigen. Zur Beseitigung der Roggenüberausfuhr dürfte ein Abzug von 1 Mark pro Doppelzentner schon genügen. Ein höherer Abzug kann leicht die ganze Ausfuhr fortrasieren, das Kind mit dem Bade ausschütten. Den Gedanken einer Beschränkung der Ausfuhrvergütung soll übrigens schon 1888 der Vorkämpfer dieser Vergütungen, Graf Mirbach, ausgesprochen haben und nur eine 90prozentige Zollvergütung vorgeschlagen haben.

Um zu positiven Vorschlägen zu kommen, möchte ich mich bezüglich des Roggens dieses Gedankens bemächtigen und die 10 Prozent Kürzung gleich 50 Pfennig pro Doppelzentner vorschlagen. Das wird allerdings nicht genügen, die Überausfuhr zu beseitigen, aber doch, sie erheblich, vielleicht auf die Hälfte zu beschränken. Für den zum Roggenmehl benötigten Roggen darf der Abzug noch etwas niedriger sein, um den Mehlexport mehr als den Roggenexport zu begünstigen, Kleie und Mahllohn also dem Inlande zu erhalten.

Prinzipiell wären auch alle übrigen Warengattungen mit einer minimalen, den Verkehr nicht hindernden Auflage zu bedenken, etwa 10 Pfennig pro Doppelzentner. „Ein Groschen für das Reich" fällt beim Exportgeschäft schon nebenher ab. Der Exporteur und der ausländische Importeur tragen ihn zusammen als „Spesen".

Vorstehendes in das Zolltarifgesetz § 11 hineinzuarbeiten ist umständlich und birgt die Gefahr, daß alle die schwierigen Fragen der Gesamtmaterie aufgerollt werden, ohne zu einer Einigung zu gelangen. Ein Quittungsstempel

auf Einfuhrscheine zugunsten des Reiches würde den gleichen Zweck bequemer erfüllen. Wer einen Einfuhrschein in Zollzahlung gibt, muß auf demselben mit einer „Anrechnungsbestätigung" quittieren. Diese Quittung mag gestempelt werden.

Da die Scheine über Mark- und Pfennigbeträge lauten, kann der Stempel nicht über Gewichtssätze sondern muß über Prozente des ausmachenden Betrages lauten.

Ich habe nachfolgenden Tarif nebst Ergebnisrechnung ausgearbeitet:

Stempeltarif

dz	Warengattung	Zollsatz M. p. dz	Steuersatz in %	Steuersatz Pf. p. dz	Steuerbetrag M.
7 894 841	Roggen	5	10	50	3 947 420
3 062 798	Weizen	5½	2	11	336 908
18 052	Spelz	5½	2	11	1 986
8 841	Gerste	1,30	8	10,4	920
3 833 159	Hafer	5	3	15	574 973
4 645	Buchweizen	5	2	10	465
18 180	Gerste als 13 635 dz Malz	1,30	8	10,4	1 891
12 567	Speisebohnen	2	7	14	1 760
121 872	Hülsenfrüchte	1,50	7	10,5	12 797
68 299	Raps und Rübsen	2	7	14	9 562
523	Malzkaffee	40	1	40	209
1 703	Suppentafeln	30	1	30	511
2 515 879	Roggen als 1 668 344 dz Mehl	5	8	40	1 006 352
2 471 574	Weizen als 1 704 534 dz Mehl	5½	2	11	271 873
23 202	Hafer-, Gersten- und Erbsenmehl	14½	1	14,5	3 354
173 202	Gerste als 138 562 dz Graupen, Gries und Grütze	1,30	8	10,4	18 013
800 000	Hafer als 448 655 dz Haferflocken und Hafermehl	5	3	15	120 000
3 953	Raps und Rübsen als 1 186 dz Rüböl	2	7	14	553
12 630	Weizenstärke	14	1	14	1 768
2 334	Dextrin usw.	14	1	14	327
21 048 254	ab Minderausfuhr von				6 311 642
	4 000 000 dz Roggen in Körnern			50	
5 250 000	1 250 000 „ „ als Mehl			40	2 500 000
15 798 254					3 811 642

Dem Tarif sind die Ausfuhrmengen des Kalenderjahres 1912 zugrunde gelegt, soweit die Ausfuhr sich gegen Erteilung von Einfuhrscheinen vollzog. Eine so geringfügige Auflage wird keine Beschränkung der Ausfuhr herbeiführen, außer beim Roggen in Mehlform auf schätzungsweise die Hälfte und Roggen in Körnern die starke Hälfte.

Allerdings nur 3,8 Millionen Mark erbrächte hiernach der Stempel; für den Suchenden ist es des Bückens immerhin noch wert. Aber Scheine über

4 Millionen Doppelzentner Roggen und $1^1/_4$ Millionen Doppelzentner zu Mehl verarbeiteten Roggen à 5 Mark im Betrage von $26^1/_4$ Millionen Mark würden dann weniger ausgegeben und bei Verzollung anderer Waren weniger in Zahlung gegeben werden. Die Barzolleinnahme des Reiches würde sich erheblich erhöhen! Dies beides spricht bei der jetzt im Vordergrunde des Interesses stehenden Deckungsfrage doch schon mit!

Die Landwirtschaft der „Roggenprovinzen" mag durch die Reform etwas von ihrer Hochrentabilität einbüßen. Sie hatte auch den größten Vorteil von diesem System. Roggen kostete im Jahresdurchschnitt 1912 in Königsberg 17,78 Mark pro Doppelzentner. Im Geburtsjahr des Einfuhrscheinsystems 1894 kostete er nur 10,68. Weizen 1912 20,98 Mark, im Jahre 1894 nur 12,69. (Heute ist Roggen wieder billiger, aber 1907 und 1908 stand er noch höher.) Königsberg, 1904 der billigste Getreideplatz Deutschlands, hat heute höheren Roggenpreis als Danzig, Stettin, Posen, Breslau, Magdeburg, Halle, Leipzig, Dresden. Die heutige Danziger Weizennotiz ist, abgesehen von Rhein- und Süddeutschland, die höchste von ganz Deutschland.*)

Die Rentabilität der Landwirtschaft im Osten ist im letzten Jahrzehnt allein bis 100 Prozent gestiegen; der Bodenpreis von 573 Mark pro Hektar im Jahre 1894, auf 1383 Mark im Jahre 1906.**)

Der Getreidehandel dort wird für den Ausfall im Roggenausfuhrgeschäft andere Beschäftigung finden. Die Speicheranlagen Danzigs können für die Verminderung des Roggenumschlagverkehrs Ersatz finden in stärkerer Lagerhaltung als Grundlage eines auszubildenden Getreideterminhandels (zugelassener handelsrechtlicher Lieferungshandel).

Es ist der Herren im Osten nobile officium, auch ein Opfer zu bringen. Sie sollten es sich nicht erst abringen lassen. Die Angriffe gegen das System verstummen nicht. Sie ermangeln nicht mancher, kaum länger wegzuleugnender Berechtigung. Über den Landwirtschaftsminister hinweg wird sich der Reichsschatzsekretär die Wirkung auf die Zölle mit eigenen Augen ansehen müssen. Das Ausland ist erbittert. Schon 1910 forderte ein polnischer Gutsbesitzer***) russische Gegenmaßregeln gegen den ostdeutschen Prämienroggen. Spätestens bei den neuen Handelsvertragsverhandlungen wird der Stein des Anstoßes ins Rollen kommen. Vielleicht früher schon mal über Nacht. Die betreffenden Kreise täten besser, freiwillig einem maßvollen Reformvorschlage zuzustimmen, als zu warten, bis die Welle mißgestimmter Gegnerschaft weit mehr von den Errungenschaften fortschwemmt.

*) Kurzer Getreidewochenbericht der Preisberichtstelle des Deutschen Landwirtschaftsrates vom 21. April 1913.

**) Siegmund von Chlapowski: „Der wirtschaftliche Wert der bäuerlichen Kolonisation im Osten." Preußische Jahrbücher 1913, Februarheft.

***) G. Prosoroff im Tag Nr. 291.

Aus Arndts Vermächtnis

Von Albrecht Dühr in Göttingen

as seit Jahren im stillen von Scharnhorst, Stein, Hardenberg u. a. vorbereitet worden, soll ins Leben treten; wir aber haben nun durch die Tat zu beweisen, daß es nicht leere und vergebene Worte waren, welche Fichte, Schleiermacher, Arndt und Jahn an die deutsche Jugend richteten." So heißt es in dem Briefe eines jungen Freiheitskämpfers aus Breslau vom 3. Februar 1813. Kaum ein anderes Wort aus jenen Heldentagen vor hundert Jahren beleuchtet heller, was Arndt den Kämpfern für Deutschlands Freiheit war. — Was ist er uns heute? Gehören auch uns seine Schriften noch „zu dem Kräftigsten und Erweckungsreichsten, was je eine deutsche Feder geschrieben"? Hat man bei den Erinnerungsfeiern in Königsberg seiner gedacht? Im Januar und Februar 1813 hat er dort „das Schwingen, Ringen und Klingen dieser Morgenröte deutscher Freiheit" fördern helfen, indem er die Preußen aufrief zur Tat und ihnen sagte, was Landsturm und Landwehr bedeuten sollten! Auch bei der Feier der Berliner Universität scheint man nur sein Lied von dem Gott, der keine Knechte wollte, gesungen zu haben. Ob man sich aber allgemein bewußt war und der deutschen Jugend eindringlich zu Gemüte geführt hat, wieviel Arndt zur Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins beigetragen hat, erscheint mir nach den mir vorliegenden Berichten sehr zweifelhaft. Und — mögen auch wirklich einzelne Kenner und Freunde Arndtschen Wesens in Erinnerungsfeiern sich seiner angenommen haben, — auch Arndt will weniger erhoben und fleißiger gelesen sein. Er hat ein Recht darauf, nicht nur ein historisches; wir sind es ihm schuldig, nicht nur aus Pietät. Ich kann Victor Klemperer, dessen gedankenreicher Aufsatz in diesen Blättern (1910 Nr. 4) mir sonst viel Freude bereitete, nicht beistimmen, wenn er meint, man müsse die Feststellung, daß Arndts Lebenswerk im Gedächtnis der Heutigen nicht mehr viel gelte, als dem natürlichen Verlauf der Dinge entsprechend ohne Tadel hinnehmen. Nein, nimmermehr! Im Gegenteil! Laßt uns nicht müde werden gegenüber der Lässigkeit und Eigenliebe der vielen, sondern immer wieder unsere Jugend,

unser Volk dorthin führen, wo uns die starken Wurzeln unserer Kraft gewiesen werden, wo der tiefe, ewige Born der Deutschheit aufquoll, aufrauschte, als das Schwert und die Not der Zeit den Fels der Verstocktheit gesprengt hatten.*) Arndt ist solch Quellsucher und Quellfinder nicht weniger als Fichte, wir müssen ihn als solchen erkennen; er geht dieselben Wege wie jener — auch er setzt die Gleichung Deutschtum ist „verwirklichtes Menschentum", ist Lebensgröße, ist Wille zur Kraft, ist Wille zur Zucht; auch ihm ist die Nation Hülle des Ewigen und Patriotismus „konkretisierter Kosmopolitismus"; auch er sah schließlich in Bonaparte die „Inkarnation des Bösen"; auch er haßte den skrupellosen Willen, den Willen schlechthin zur Eigenmacht; „Gesetz" war ihm Grundlage des Staates, geboren aus Freiheit und Notwendigkeit. Ja, es gilt noch zu untersuchen, ob nicht vielleicht Quellwasser aus Arndts Gedankenstrom in den Fichteschen eingeströmt ist; — zum andern aber: Arndts Deutschtum ist erdenhafter; sein Weg zum Nationalstaat war kürzer als Fichtes und führte auf festem Erdboden, wo jener, „den Schollenpatriotismus" weit unter sich lassend, kühnen Fluges Bahnen zog, auf denen wohl viele ihm nicht sogleich folgen konnten. Wo die Fichte bauen, haben die Arndt auch zu tun, wo man dem Professor der Philosophie, der politischen Ethik, lauscht, hat dieser Professor der Geschichte, der Künder des historisch-politischen Realismus, sein Daseinsrecht nicht verloren. Daß man dies überhaupt noch beteuern muß, wird einem schwer, wenn man bei monatelanger fast ausschließlicher Beschäftigung mit Arndtschen Schriften auch nicht einen Augenblick die innere warme Anteilnahme erlahmen, die Zugkraft der Gedanken nie versagen fühlte. Wem Arndt Freund und Berater geworden ist, der mag und kann es nicht glauben, daß er es so vielen, vielen Volksgenossen nicht mehr sein soll. Auf Schritt und Tritt verblüfft Arndt ja durch Gedanken und Forderungen, die die Jetztzeit der Verwirklichung näher führt. Diese, manchmal seltsame, Beobachtung habe ich auch wieder bei dem Buche gemacht, das Dr. Kurt Levinstein geschrieben hat als einen „Beitrag zur Geschichte der Pädagogik im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts": „Die Erziehungslehre E. M. Arndts" (Weidmann, Berlin). Vom wissenschaftlichen Wert dieser tiefgründigen Untersuchungen

*) Die Deutschen sind des noch nicht müde geworden. Das lehrte mich zu meiner Freude ein Buch, das während des Druckes dieser Zeilen in meine Hände gelangte. Der Begründer des Arndtmuseums in Godesberg bei Bonn, Joseph Loevenich, hat unter dem Titel „An E. M. Arndt" dichterische und prosaische Bekenntnisse, Erinnerungen und Forschungen von achtzig deutschen Dichtern und Denkern veröffentlicht (Verlag Bruno Volger in Leipzig), die sehr ungleichwertig, aber doch alle von dem Bewußtsein getragen sind, einer Ehrenpflicht mit Herzensanteilnahme und Freudigkeit zu genügen und die Geltung eines unserer Besten fördern zu helfen. Ich weise besonders hin auf die Beiträge von Biese, Broecker, Ebner, Klee, Levinstein, Rassow, Rüttenauer, Sohnrey. Ob die übrigen Beiträge, besonders die sechzig Gedichte, außer der Bekenntniskraft noch andere, künstlerische Werte aufweisen, kann ich im Augenblick noch nicht beurteilen. Es gehört Zeit dazu, solche Sammlungen zu bewältigen. Für den Inhalt bürgen aber zum Teil die guten Namen.

nachher! Hier zunächst mein — Erlebnis, wenn ich es so nennen darf: daß Arndt sich uns entpuppt in der Politik als zielbewußter Verkünder des Machtprinzips, als Fürsprecher der inneren Kolonisation, der Stärkung des Bauernstandes, in religiöser Beziehung als Befreier vom Dogma, verwundert den, der ihn halbwegs kennt, nicht allzu sehr; daß in jenem neuen Buche die Eigenart der Arndtschen Erziehungslehre erwiesen wird in der Erfahrungs- und Naturgemäßheit, in der vernünftigen Betonung des Körperlichen, in der Forderung der Charakterbildung, der gegenwartsfroheren und individuelleren Gestaltung des Unterrichts, der Verselbständigung des Schülers, auch das ist dem Arndtkenner nicht mehr allzu überraschend. Wer aber hätte in ihm einen Vorahner des Genfer, jetzt Hellerauer Meisters Jaques-Dalcroze vermutet? Arndt — ein Prophet der rhythmischen Gymnastik! Wie sollte das möglich sein? Allerdings, wenn auch nicht ganz aus eigener Vernunft! — Als ich vor Jahren Arndts „Fragmente über Menschenbildung" zum erstenmale las, wurde ich von dem, was er über den griechischen Tanz, die griechische Gymnastik, das „Musikalische" ihres Wesens sagt, seltsam im Innern getroffen; geheime Sehnsucht brachliegender Kräfte ahnte hier die Möglichkeit der Entfaltung. Jetzt ist mir durch Dalcroze aufgegangen, was Arndt fühlte und meinte. Es schmälert Arndts Verdienst nicht sehr, wenn er mehr nachfühlend als frei schaffend zur Forderung einer engeren Verbindung von Musik und Gymnastik gelangt: Plato ist sein Gewährsmann; aber ohne das Arndt eigentümliche, der Antike sympathische Einfühlungsvermögen, ohne seinen romantisch ahnungsvollen, ins Innere alles Wesens dringenden Sinn wären Platos Gedanken für den Deutschen nur klingende Schellentöne geblieben. Es macht Arndt alle Ehre, daß für ihn Gewißheit war, was mancher Zweifler am ethischen Wert der Methode Jaques-Dalcrozes nicht glauben will: die Lehre Schillers, daß jede ästhetische Wirkung zugleich eine ethische ist, daß das Gute und das Schöne nur verschiedene Erscheinungsformen desselben Ideals bedeuten.

Es ist hier nicht der Ort, aufzuzeigen, bis zu welchem Grade Dalcrozes seelisch-erzieherische Folgerungen und Absichten vorweggenommen werden — ich behalte mir das vor —, wer eine Ahnung davon bekommen will, lese die Seiten 55 ff. in Levinsteins Buch nach, das überhaupt höchst anregend ist. Seine Untersuchungen zeichnen sich aus durch größte Sorgfalt und umfassenden Einblick. Levinstein erkennt dem Pädagogen Arndt bei allem Nachweis seiner Anregung durch Rousseau, Salzmann, Pestalozzi, seiner Bedingtheit durch Anschauungen des klassischen Altertums doch die selbständige Stellung und hohe Bedeutung zu, die man ihm bisher mehr gefühlsmäßig beigelegt hatte, und er gibt damit dem pädagogischen Hauptwerk Arndts, den „Fragmenten . . ." vom Jahre 1805, seinen lebens- und zeitgeschichtlichen Platz. Sehr tief und ein schönes Zeugnis der liebevollen Versenkung in Arndts Wesen ist auch das fünfte Kapitel, das „Arndts erzieherische Persönlichkeit", ihr Wesen und Werden aufzeigt. Ich möchte dieses Kapitel, im Gegensatz zu Adolf Matthias, der das

Buch in der Monatsschrift für höhere Schulen sonst sehr günstig besprochen hat, durchaus nicht missen.*)

Findet also in dieser Schrift der Pädagoge viel Anregung und unerwartete Entdeckungen, so kann auch dem Politiker und Historiker durch neue Arndtbücher hohe Freude widerfahren, zumal durch einen Neudruck der erst vor kurzem von Müsebeck wiederentdeckten Schrift Arndts aus dem Jahre 1810: „Der Bauernstand politisch betrachtet. Nach Anleitung des königlich Preußischen Edikts vom 9. Oktober 1807" (s. Prß. Jb. Juli 1910). Dieser Neudruck ist sehr dankenswert; macht er doch eine höchst seltene Schrift Arndts bequem zugänglich, in der die Grundlagen unserer neueren Bauernpolitik und ihre allermodernsten Bestrebungen klar und wohlgegliedert in echt Arndtscher historisch-realer Beweisführung niedergelegt sind. Es ist für mich eine der fesselndsten, auch stilistisch besten Schriften Arndts. Sie findet sich in der neuen Arndtausgabe, die der Bongsche Verlag (Goldene Klassikerbibliothek) von Lefffon und Steffens, zwei noch jungen Historikern, in vier Bänden hat herausgeben lassen. Es gehörte Mut dazu, diese Ausgabe auf den Markt zu bringen, nachdem bereits 1908 Max Hesse eine treffliche vierbändige Auswahl geliefert hatte, die dem damals dringenden Bedürfnis abzuhelfen durchaus geeignet war, nun aber gar nicht den Erfolg zu haben scheint, den sie verdient als eine tüchtige Leistung der beiden Veteranen der Arndtforschung H. Meisner und R. Geerds. Wer also einen solchen Mut hat, muß schon überzeugt sein, etwas besonders Gutes zu bieten. Und in der Tat: die Ausgabe ist vortrefflich; nach sorgfältiger Prüfung und Vergleichung muß ich der Überzeugung Ausdruck geben, daß sie sich neben der Hesseschen behaupten kann; zumal nach Ausstattung und Format wird sie vielen mehr gefallen. Einem Bedürfnis aber entsprach sie nicht; die Herausgeber von Schriftstellern Arndtscher Art, die schwerlich einen Massenabsatz erzielen werden, sollten lieber eine Arbeitsteilung eintreten lassen, statt eine Konkurrenz um jeden Preis zu betreiben. Bietet doch die Hessesche Ausgabe an Umfang sogar erheblich mehr. Sie enthält allein etwa einhundertundsiebzig Gedichte und Einzelstrophen, die Lefffon ausschied, darunter solche, die man nicht gern entbehrt (I, 26, 113; II, 40, 76, 93, 96, 105, 114, 120, 144, 177, 179, 183; III, 68, 175, 183, 187). Und acht „kleine Schriften" finden sich in dem von Geerds zusammengestellten Band 4, die man in Bongs Ausgabe vergeblich sucht.

Nach dieser Hinsicht scheint die Ausgabe von Meisner und Geerds mehr für die Bibliothek des Wissenschaftlers, des Geschichts- und Literaturforschers, des Politikers geeignet. Auch die Einleitungen sind in ihrer Schlichtheit und Bündigkeit, die Archivalisches und Bibliographisches bevorzugt, anscheinend mit Absicht, mehr auf das äußere Drum und Dran eingerichtet, als auf eine Ein-

*) Man vergleiche auch den schönen Vortrag Levinsteins: „E. M. Arndt und die Erziehung der deutschen Jugend" S. 110 bis 113 der oben genannten Huldigungsschrift von Joseph Loevenich.

führung in Wesen und Bedeutung des einzelnen Schriftwerkes. Die wird in der Bongschen Ausgabe durchweg in sehr erfreulicher literarischer Form und mit oft sehr eigenem, zum Nachdenken zwingenden Urteil geboten; vielleicht wird hier sogar das, was der Leser aus dem Lebensbild sich selbst holen oder sonst erschließen kann, zuweilen allzu mundgerecht und wortreich noch einmal dargereicht.

Meisners Lebensbild in der Hesseschen Ausgabe (das übrigens auch gesondert in Max Hesses Volksbücherei für 20 Pfennige zu haben ist) hat seine großen Verdienste. Er zuerst stellte Arndts Leben nach den neuen Quellen, besonders den Briefen, die er mit Geerds herausgab, dar, und manches Problem in Arndts Leben hat er zuerst der Lösung näher geführt. Und in seiner schlichten pragmatischen Darstellungsweise kommt die warme Anteilnahme des Biographen zu wohltuender Wirkung. Aber seitdem ist die Forschung erheblich fortgeschritten: Müsebecks Entdeckung warf ein überraschendes Licht auf Arndts Fühlungnahme mit Preußen; Meineckes Gedankengänge über Weltbürgertum und Nationalstaat wirkten ungemein befruchtend auch auf die Arndtforschung. Die von mir in diesen Blättern 1911 Heft 38 und 39 und von Steffens in der Vossischen Zeitung 9. Juni 1912 veröffentliche Vergleichung der zwei Auflagen des Geistes der Zeit II von 1809 und 1813 gab neue Aufschlüsse über Arndts Stellung zu den Anschauungen der französischen Revolution, zu Preußen und Österreich und über seine literarische Abhängigkeit, vielmehr Unabhängigkeit von Stein. Das alles hat seinen Niederschlag gefunden in dem Lebensbilde, das Wilhelm Steffens für die Bongsche Ausgabe geschrieben hat. Es ist eine höchst erfreuliche kluge Leistung; es ist die beste Lebensbeschreibung Arndts auf neuer Grundlage und wird als Ganzes nur von der berühmten, in ihrer Art unübertrefflichen, die R. Haym 1860 für die Preußischen Jahrbücher schrieb, überboten. — Deutete Meisner, wohl mit Bedachtsamkeit, die Probleme meist nur an, so führt Steffens geschickt und sicher in sie hinein und entwickelt sie. Überall spürt man das tiefe Sichversenken und den freien weiten Blick des echten Historikers und Psychologen. Man hat überall das wohlige Gefühl: alles ist hier geschaut, erlebt, zu Ende gedacht und in runder Form ausgedrückt. Im einzelnen ist die Darstellung der Jugend bei Steffens nicht nur ausführlicher, sondern auch wärmer und lichtvoller geboten als bei Meisner; ferner ist der Tod der Eltern nicht übergangen, die seltsame Entwicklung Arndts zum Deutschen und Preußen ist in ihrer ganzen reizvollen Eigenart erfaßt und so handgreiflich, schön und klar dargestellt worden wie bisher noch nicht. Das Verhältnis zu Johanna Motherby, wie es in den von Meisner veröffentlichten Briefen Arnds an Johanna sich darstellt, wird mit einer erfreulich gesunden Ungeschminktheit als das bezeichnet, was es war: nicht als eine „Freundschaft" (Meisner), sondern als eine leidenschaftliche, romantisch überschwängliche Liebe, in der ein übermächtiges Gefühl auch die „Zurückhaltung", von der Geerds in seinem „Volksbuch" redet, nur sehr selten aufkommen ließ. Man kann über

das Recht der Nachlebenden zu solchem Aufdecken des Allereigensten streiten (der Mann war hier vorsichtiger als das Weib: Arndt verbrannte anscheinend ihre Briefe). Aber das Schöne ist, daß Arndts reine Menschlichkeit durch die Darstellung Steffens' nur gewinnen kann. In ihrer ganzen Größe wird man sie nur in den Briefen selbst erfassen. Wie erhebt doch dieses heroische Verzichten, diese Befreiung von der Gewalt, die alle Wesen bindet! Wie ist doch sein großes Schweigenkönnen ein Spiegel für uns, die wir oft allzu vertrauensselig und schwatzhaft, eigenes und fremdes Innenleben zu sezieren geneigt sind. Man gebe es doch auf, in der Liebe und im Leid der Liebe allzusehr nach Gründen zu forschen. Wo tiefe, ewige Notwendigkeiten walten, was sollen da Gründe? Arndts Verhältnis zur Romantik wird von Steffens an den gegebenen Stellen stets treffend gekennzeichnet; ich hätte hier aber etwas mehr Ausführlichkeit, vielleicht ein Zitat aus den in Anbetung der Gotik schwelgenden Schriften aus der Frankfurter Zeit („Blick aus der Zeit") gewünscht. Ebenso wäre S. 23 und 24, wo vom ersten Hervorbrechen des deutschen Nationalgeistes (1799) in Arndt die Rede ist, ein Hinweis auf die hessischen Bauernfreischaren angebracht gewesen („Briefe" S. 35). Wie stark in Arndt beim Anblick solcher Volksscharen die Imponderabilien des Vaterlandsgefühls in Schwingungen versetzt wurden, das hat er in rührenden und zugleich erhebenden Worten noch oft bekannt. Es schwang noch mehr in ihm als in Eichendorfs Versen:

„Und seh' ich so kecke Gesellen,
Die Tränen im Auge mir schwellen!"

Eigenste gründlichste Arbeit erkennt man auch in der Auswahl der Gedichte, die Leffson mit sicherem Geschmack vorgenommen hat; eine große Anzahl aus der Meisnerschen Sammlung hat er gestrichen; die vierundzwanzig, die er statt deren neu aufgenommen hat, verdienen es. Mit rechtem Verstand hat auch Steffens in der engeren Auswahl der „kleinen Schriften" sich beschränkt auf das Notwendigste, das zu dem „Gesamtbilde der Entwicklung des Menschen, vor allem aber des Politikers Arndt" beizutragen geeignet erschien.

Nun aber auch einige Wünsche und Bedenken: wenn nun einmal noch eine Ausgabe nach eigenem Kopfe für die große Menge der Gebildeten gemacht werden mußte, warum in aller Welt mußte man da zum zweiten Male die sämtlichen Märchen, die doch Leffson so sicher bewertet, abdrucken? Verdient Arndt, der Märchenerzähler, wirklich die fünfhundert Seiten? Was hätte auf zweihundertundfünfzig Seiten, die man den Märchen nahm, alles Platz finden können! Ferner: auch Steffens druckt vom Soldatenkatechismus beide Ausgaben ab, und zwar hintereinander, als je ein selbständiges Ganzes. Das ist in diesem Falle mehr zu billigen als die Art des „Druckes unter dem Strich", die Geerds vorzog; denn die Ausgaben weichen tatsächlich so stark voneinander ab, daß man die Entsprechungen nicht gut im Druck andeuten kann. Ganz unangebracht, ja geradezu störend erscheint es mir aber, die Anmerkungen und den kritischen

Apparat zu solchen Schriften hinter dem Text zu bringen. Sie verfehlen so vollkommen ihren Zweck; mindestens sollten Zahlen auf sie hinweisen.

Noch einen Wunsch: Ich habe Arndts Wanderungen schon einmal mit Schülern der oberen Klassen gelesen (was übrigens erst für die Primaner ratsam ist!): eine Reihe seiner Flugschriften sind schon in billigen Ausgaben vorhanden; es erscheint mir aber sehr wünschenswert, die Teile der beiden Arndtausgaben auch einzeln abzugeben. Gerade einige Arndtsche Flugschriften sind für die Behandlung im Deutschen wie im Geschichtsunterricht vorzüglich geeignet. Dem Verlag Hesse und Becker möchte ich außerdem die dringende Bitte vorlegen, einige Ergänzungsbände, vielleicht auf dem Wege der Subskription, zu bringen. Eine kritische Gesamtausgabe ist ja kaum zu erwarten, so oft auch Männer wie Max Lehmann sie als eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes bezeichnet haben; Arndt, „der Jakobiner", ist noch immer nicht gut angeschrieben. Da könnte ein solcher Ersatz sich wohl verlohnen.

Noch mehr Unternehmungslust und Vertrauen zum deutschen Volke als die genannten Herausgeber muß der rührige Verleger Georg Müller in München haben. „Es ist kein unnützes Ding," heißt es in seiner Anpreisung, „gerade in diesem Augenblick dem deutschen Lesepublikum die ‚Erinnerungen aus dem äußeren Leben' in einer neuen Ausgabe ins Gedächtnis zurückzurufen." Hoffen wir, daß er recht behält, daß er die Deutschen (und ihren Geldbeutel!) besser kennt als Klemperer: die Ausgabe kostet geheftet 6 Mark, in Halbleder 8 Mark, in Luxusausgabe 16 Mark!! Ihr Wert liegt in ihrer vorzüglichen Ausstattung, vor allem auch in der Beigabe von zweiundzwanzig, zum Teil seltenen Bildern; unter ihnen befinden sich sieben von Arndt, in welchen sein aufrechtes, biederes und freundliches Wesen sich in immer neuen Feinheiten zeigt. Im übrigen hat sich der Herausgeber Kircheisen die Arbeit nicht schwer gemacht: die „Vorbemerkung", eineinhalb Seiten lang, ist eine nur von den gröbsten Verstößen wider den Geist der deutschen Sprache befreite Wiedergabe des geradezu peinlichen Waschzettels. Ich denke ferner, man kann auch auf eineinhalb Seiten mehr sagen, als mit diesen Binsen- und Halbwahrheiten dem respektvoll lauschenden Käufer geboten wird. Wenn ein Vorwort nur bietet, was ein halbwegs gebildeter und begabter Mensch sich aus dem Buch selbst herausholen kann, dann — ist es überflüssig. Was soll z. B. der Satz: „Wenn er in politischer Beziehung nicht immer klar und unparteiisch ist, so vergibt man dies dem Alten um seiner alles überstrahlenden vaterländischen Begeisterung willen"? Weder ist es sonderlich historisch gedacht (in aller Bescheidenheit sage ich das), von vergangenen Zeitaltern — und zumal von jenem — klare und unparteiische Stellungnahme zu verlangen, noch wird deutlich, gegen wen denn Arndt unparteiischer hätte auftreten sollen. Etwa gegen Napoleon und die Franzosen? Wir wollen doch unseren lieben Deutschen, die Luneville und Nancy 1913 erleben mußten, etwas anderes predigen als diese verwünschte sogenannte „Unparteilichkeit", diesen deutschen Erbschaden! Wir wollen ihnen lieber vor die

Augen halten, was Arndt in seinen köstlich frischen und lebensvollen Briefen aus Schweden im Jahre 1804 geschrieben hat, die er selbst noch 1847 in den Monatsbl. der Allg. Ztg. veröffentlicht hat: „Ich bin mir unserer weichen und bröcklichen Deutschheit in diesem Norden schon oft mit Schamröte bewußt geworden und habe mir fest vorgenommen, dieser meiner Deutschheit von diesen Eisernen nichts bieten zu lassen und auch mit Eisen und Stahl ins Zeug zu gehen. Denn ich fühle es von Tag zu Tag mehr, es ist nichts Kümmerlicheres in der Welt als dieses elendige deutsche Ding, was wir Gutmütigkeit, auch wohl Milde und Menschlichkeit nennen, was im Grunde aber weder Ja noch Nein zu sein wagt und eitel Schwächlichkeit ist. . . . Was wollen wir unsere zerrissene deutsche Erbärmlichkeit, unser sogenanntes humanes Alles und Nichts, wodurch unser Vaterland ebenso nichtig und den Fremden verächtlich geworden ist, noch länger als eine höhere Menschlichkeit loben! Hier geht alles mit fester Geschlossenheit und Entschiedenheit auf die Sache und den Mann los, und das macht doch den Kerl und das Volk." Wir haben Arndt nichts zu verzeihen. Im Verzeihen liegt wie im Mitleid nichts Erhebendes; beides drückt nieder. Verstehen allein erhebt, im gesellschaftlichen wie im politischen und historischen Leben.

Auch die Anmerkungen sind mehr als dürftig; nicht einmal sind die Daten, in denen Arndt oft geirrt hat, durchgängig geprüft und richtig gestellt; die Vorausgaben sind darin weniger willkürlich, aber auch nicht einwandfrei. Im übrigen: historische, zum Teil allbekannte oder -zugängliche, Tatsachen, nichts weiter. Will man dem heutigen Leser wirklich zu Hilfe kommen, so erscheint es mir mehr geboten, auf die Zuverlässigkeit Arndts, seinen politischen Scharfblick und auf die oft verblüffende Übereinstimmung seiner historischen Beurteilungen mit den heutigen Forschungsergebnissen hinzudeuten. Auch gilt es wohl, an vielen Stellen Arndts Bericht mehr aus seinen sonstigen Lebenswerken und -zeugnissen zu ergänzen. Das gibt dem Leser die Anregung, die er in den Anmerkungen doch auch sucht. Der ganz anorganische Exkurs Arndts über den Bauernstand verfehlt heute, zumal in solcher Ausgabe, völlig seinen Zweck; man hätte ihn streichen sollen. Dies alles soll den Wert der Ausgabe nicht abstreiten; es sollten nur unmaßgebliche Gedanken über das heutige Büchermachen nicht verheimlicht werden. Mögen sie einer Ausgabe der „Wanderungen" zum besten dienen.

Auch in Velhagen und Klasings Volksbüchern der Geschichte ist E. M. Arndt jetzt durch eine hübsche, schlichte Darstellung aus der Feder von Robert Geerds vertreten. Sie entspricht in ihrer knapp erzählenden, doch warmherzigen Form ganz ihrem Zweck; der Ausdruck aber ist nicht immer glücklich. Am besten gelungen scheint mir die Darstellung der Zeit der Demagogenverfolgung. Sehr hübsch, wie bei allen diesen Volksbüchern, ist der Bilderschmuck; eine wahre Freude ist der Anblick des prächtigen, biederen Vaters von Arndt: nicht ein freigelassener Bauer scheint er, sondern ein Mann feinster, geschmackvollster Lebensführung der Goethezeit.

Ich habe aus der Beschäftigung mit den neuesten Arndtbüchern immer wieder die Überzeugung gewonnen, daß Arndt so vieles bringt, daß er jedem Deutschen mindestens etwas bringen kann; möchte er ihm das Größte wiederbringen helfen, die Fähigkeit, „das ganze Leben dreinzusetzen", „die große Sache und nichts anderes zu denken und zu träumen", „ganz in einem zu leben verstehen" und sagen zu können wie er: „das Vaterland hat mich, die Sorge für mein Volk und für unsere Kinder, und wird mich haben bis ans Ende; ich fühle es, an Arbeit wird es mir nie fehlen, so drängt ein Entwurf den anderen und eine Hoffnung die andere, und so wird es sein, bis die kühle Erde viele Sorgen und auch viele Liebe kühlt." Arndt war der Besten einer unseres Volkes: Nichts Menschliches war ihm fremd: das machte ihn milde und nachsichtig, wo strebende Menschen irrten. Nichts tat er aus Eigenliebe. Er wählte im Widerstreit zweier Pflichten immer die schwerere, er war unerbittlich gegen sich selbst.

Wieder einmal gilt es, R. M. Meyers Worte den Deutschen in die Seele zu hämmern: „Besäße eine andere Nation ein Buch wie den ‚Geist der Zeit', — es stände auf dem Bücherbrett jedes Patrioten, es fehlte nirgends, wo man die Kraft der Rede ehrt. Wir schwärmen heute für Carlyle: hier könnten wir Deutsche mehr haben als an Carlyle."

Indifferentismus in der Literatur

(Max Brod)

Von Otto Zoff in Wien

Auf den Bildern der ausgehenden Frührenaissance (Gozzoli, Ghirlandajo und andere sind ihre Schöpfer) kann man ein merkwürdiges Moment beobachten: die Gleichheit aller Gestalten in bezug auf die Darstellung. Die drei Könige, welche das Christuskind anbeten, das Christuskind selbst, Maria und der Nährvater Josef sind in Komposition und Durchführung des betreffenden Gemäldes nicht stärker betont als irgendein Knappe aus dem Gefolge, als irgendein Hirte, als irgendein Windhund oder Roß, die das Bild bis zum Rande hin füllen. Es mag dem Betrachter des öfteren geschehen, daß jener stupid vor sich hinglotzende Bursche, der das Pferd hält oder dieses Pferd selbst mit dem seidenweich aufleuchtenden Fell seine Aufmerksamkeit stärker festhalten als die Hauptgestalten der Handlung.

Vor der mehr technischen als inspiratorischen Inbrunst jener Meister galten alle Gestalten als einander Gleichwertiges. Der Einzelne und das Einzelne:

jedes ein Rad von gleicher Bedeutsamkeit in dem vielfältigen Gefüge: Leben genannt. Und Gut und Bös: treibend in gleicher Kraft, im gleichen Maß Anerkennung heischend, in gleichem Maß existenzberechtigt.

Damals hatte der Naturalismus eines Masaccio sich selbst noch überstiegen, die Bedeutung einer jeden Daseinsform zum Programm gestempelt und in einer tieferen Erfassung der Kräfte den Kontrast eines dunklen und lichten Prinzips verwaschen. Das heißt: er war zum Indifferentismus geworden.

Und ebenso ist, durch einen ähnlichen Prozeß, jener Naturalismus, der unseren Tagen vorausging, der Naturalismus der achtziger und neunziger Jahre, in den Händen der heutigen Generation unmerklich gewandelt worden. Eine Anzahl jüngster Dichter kann eine moralische Frage nicht anrühren; indifferent, wie sie schon sind, lieben sie die letzten Ausschweifungen sadistischer Lustmörder nicht weniger als die Aufopferung der Märtyrer für eine gottumschließende Idee. Positive und negative Faktoren haben beide für sie den gleichen Zweck: Reibung und Kampf zu erzeugen, aus welchen allein die Bewegung, Leben genannt, aufsprüht. Ist alles nun in dieser Welt in gleicher Weise liebenswert, Anerkennung heischend und existenzberechtigt, so scheint es nicht mehr notwendig, sich irgendeine Stellungnahme anzueignen; denn jede Stellungnahme wäre nur ein Sichbelügen um diese letzte Erkenntnis. Man begnügt sich, das Einzelne des Lebens in seinem Zusammenhang zum Ganzen zu gestalten: das Leben zu geben, wie es ist, mit seiner kleinsten, trivialsten, verschwimmendsten Bewegung, mit diesem niemals Stehenbleiben und mit diesem Hinrauschen über alle moralischen und weltanschaulichen Paragraphen kurzsichtiger Menschen.

Dieser Indifferentismus, in Frankreich schon in den neunziger Jahren gereift, ohne je, wie es seiner Natur nach verständlich ist, populär zu werden, hat erst im letzten Jahrzehnt nach und nach die deutsche Literatur durchsetzt. Max Brod aus Prag ist sein bewußtester, fanatischer und vielleicht auch begabtester Vertreter. Daß dieser Vertreter des Indifferentismus von Prag kommt, mag Zufall sein, kann aber doch die Möglichkeit von Zusammenhängen offen lassen. Prager Juden können als die Typen indifferenter Menschen gelten. Zwischen Slawismus und Deutschtum auferzogen (ihre Dienstboten sind tschechische Landmädchen und ihr geistiges Zentrum ist das deutsche Landestheater, sie haben tschechische Geliebte und deutsche Korpsstudenten als Freunde), erringen sie sich eine Neutralität in politischer und nationaler Beziehung, die, wie ein Funke im Stroh leicht zu Feuer wird, zu jeder anderen Beziehung sich durchfrißt, die ganze Denk- und Gefühlsweise befruchtet und mit einem absoluten, ein wenig melancholisch lächelnden Indifferentismus, allzuoft mit gänzlicher Passivität endet.

Mag es Zufall sein oder Kausalität, daß Max Brod aus Prag kommt: es verdient, bemerkt und aufgezeichnet zu werden. Vielleicht ist es aber diese ganze Zeit, die, ohne große Ziele und gewaltig innerliche Gesichtspunkte, Ziel und Gesichtspunkt als Requisit einer blinderen Zeit erklären möchte. Dieses

legère Sich-Gehn-Lassen, ein wenig Träumen, Sinnen, Betrachten, ein Ästhetentum an die Form hingegeben, willen- und tatenlos, das die Jugend von heute gerne trägt, — ob es nun Veranlagung oder verliebte Pose ist — es ist in den Büchern Brods gestaltet. Er selbst schreibt irgendeinmal von sich, er habe immer nur „nachdenkliche Jünglinge" gezeichnet; aber sie sind nicht nur nachdenklich, sie sind ebenso untätig, spielerisch und an das Tausenderlei hingegeben. Jener Carus seiner ersten Novellenbücher*) ist der von seinen unwichtigen, spielerischen Launen Eingenommene: heute Mitglied eines Knabenklubs, um ein Mädchen aus gutem Haus zur Dirne zu erziehen, morgen mit der sentimentalen Ruschanka für einen Sommer ein Verhältnis eingehend, um es, sobald es Kampf kosten würde, melancholisch zu lösen, übermorgen hält er in irgendeinem Seebad vor der unbedingten Stupidität einer zusammengewürfelten Gesellschaft Vorträge über Wien, Gustav Mahler und Pavillonarchitektur. Diese ersten Bücher: ein krampfhaftes Bemühen, die Vielgestaltigkeit des Lebens zu fassen, das Ringelspiel immer wiederkehrender und doch erfreulicher Abwechslungen zu beweisen — aber ein Bemühen, das scheitern muß an der noch unreifen, oft kindischen Gestaltung, an der Sucht nach Originalität um jeden Preis. Dem Erinnern bleibt aus diesen Büchern nur das Verschwimmende einer Gesellschaft, die aus Dekadenz immer das Letzte will, die langweilige Herzlosigkeit von Experimenten am Menschendasein und das Zersetztsein jeder Lebensbewegung. Und nichts anderes bedeuten sie, als Tastversuche, den Indifferentismus auf einzelnen Tendenzen, sei es Eleganz oder Liebe oder Erotik, zu erproben.

In „Schloß Nornepygge", dem Roman des Indifferenten, erscheint nun alles zusammengefaßt: nicht nach einer bestimmten, vereinzelten Richtung hin versucht der Held, seinen Indifferentismus geltend zu machen, nein, er ist der Indifferente selbst, der Haltlose, der Stillose, der alles Begreifende. Und vor allem: er ist der unersättliche Freiheitsdurstige. Der Mensch wäre nur frei, wenn er alles sein könnte. Der Mensch mit Prinzipien und Stil ist der freiwillig Unfreie. In seinen Charakter, in seinen Beruf, in seine Neigungen, in seine Weltanschauung eingezwängt, fehlt ihm alle Möglichkeit, anders zu sein. Freilich ist die große wirkliche Freiheit nur das imaginäre Ziel. Aber der Indifferente, tausend Daseinsmöglichkeiten verstehend, von einer positiven Bejahung der Welt ebenso weit entfernt wie von einer negativen, steht dieser Freiheit näher als der Mensch mit einem ausgesprochenen persönlichen Stil. Er erreicht die größtmöglichste Ungebundenheit.

Soweit wäre alles dazu angetan, die Glückseligkeit des indifferentistischen Daseins zu beweisen. Ergäbe sich nur nicht die letzte Folgerung. Walder, der Held des Buches, muß durch den bis ins letzte durchgeführten Indifferentismus zur Passivität gelangen. Durch und hinter die Dinge schauend, erkennt er die

*) „Tod den Toten!" „Experimente." (1907.) „Die Erziehung zur Hetäre." Sind wie alle Bücher Brods bei Axel Juncker, Berlin-Charlottenburg, erschienen.

Gleichwertigkeit alles Daseins und aller Tendenzen, das Unnütze einer jeden Bewegung, vor allem das Sichselbstbelügen einer jeden Bewegung. Er verliert selbst die geringste Fähigkeit, noch irgendwie in diesem Wahn-Spiel Leben mitzutun, katastrophal stürzt es über ihm zusammen, ohne daß er es für notwendig fände, sich zu wehren, und im verzweifeltsten Unglück, das lebendige Leben durch den eisigen Intellekt verloren zu haben, geht er durch Selbstmord zugrunde. Und zeugt damit gegen seine Theorie.

Es ist der Schrei einer Jugend: nach Freiheit. Ein Aufschrei, zuletzt von einer erschütternden Tragik. Vielleicht könnte man „Schloß Nornepygge" als das Hauptwerk Max Brods bezeichnen, als seine Auseinandersetzung mit der Welt, als ein Bekenntnis. Dichterisch genommen hat er damit sein Stärkstes gegeben. Eine Vielfältigkeit des Lebens aufgezeigt, Charaktere von einer nicht nur symbolischen, sondern auch naturalistisch-wirklichen Umrissenheit beleuchtet, eine große, vielverschlungene Fabel virtuos gelenkt und zum harmonischen, fast möchte man sagen, klassischen Ausklang gebracht. Mag manches verzerrt erscheinen, über irdische Konturen hinausgebaucht: so bedenke man, daß hinter dem Buch ein Zweck stand und daß dem Autor in einer gewissen Angst nach Verständlichkeit jedes Mittel, diesen zu erreichen, noch zu schwach erscheinen mußte. Nur durch enorme Kontrastwirkung des Lebendigen gegeneinander glaubte er dieses Darüberstehn seines Helden, dieser Zentrale aller Möglichkeiten, begreiflich zu machen.

Immerhin war mit „Schloß Nornepygge" die Lebensunfähigkeit des absoluten Indifferenten festgestellt. Eine Errungenschaft, zu der Brod vielleicht erst selbst mit diesem Buche gelangen mußte. Die Theorie war gescheitert, das Leben selbst hatte dem Einseitigen recht gegeben. Die nächsten Bücher versuchen kaum mehr, das ethische Problem des Indifferentismus anzufassen. Aus dem ethischen wird nur mehr ein rein künstlerisches. Der Schriftsteller kann als Erlebender, so darf man sich diese nächsten Bücher deuten, nicht absoluter Indifferentist sein, denn die Menschlichkeit vertrocknet in ihm; so bleibt er es nur als Gestaltender. Der absolute Indifferentismus wird überwunden, Gefühl bricht auf, Liebe nach irgendeiner Seite, Haß gegen irgendeine andere. Das Lächeln des Überlegenen ist nicht mehr der Grundzug dieser Werke*), es ist schon das Lächeln der an irgendeine Sache dieser schönen Welt Hingegebenen, ist ein Leidtragen, eine Freude, ein Unterscheiden zwischen Dunkel und Licht. Wie weit ist doch dieser kleine, ängstliche, schwachsinnliche, opferbereite Hugo aus den „Jüdinnen" von jenem Carus der ersten Bücher entfernt. Von einer indifferentistischen Weltbetrachtung liegt nicht viel mehr in ihm als in einem jeden intelligenten, frühreifen, jüdischen Knaben unserer Zeit.

Das ethische Problem ist, wie schon einmal erklärt, zum künstlerischen geworden. Die Helden dieser Bücher haben beinahe den Indifferentismus abgestreift, nur Max Brod selbst, der Autor, der Erzähler, der Alleswissende, hat

*) „Jüdinnen". Roman. „Arnold Beer". Das Schicksal eines Juden. Roman.

ihn behalten — als Künstler. Mit einem freundlichen Lächeln verstehender Leute spricht er von Hugo, von Irene, von Arnold Beer, den Helden, ebenso wie von irgendeinem Fußball, dem gestopften Strumpf, der Aviatik, der Notdurft in nächtlichen Straßen, dem Denkprozeß. Das Kleinste dieses Lebens gilt ihm dem Hervorstechendsten gleich; alles ist schön, liebenswert, bedeutsam. Sein künstlerisches Bestreben gilt nun nicht mehr der Analyse einer Lebensanschauung, sondern der getreuen Aufzeichnung des Lebens selbst, der alltäglichen Vorgänge, des Getriebes auf Straßen und in Stuben. Nichts ist ihm unpoetisch. Alles muß in dieses Kunstwerk gepreßt werden. Der Unendlichkeit irdischer Schönheiten komme die Kunst nur durch die möglichst genaue Beschreibung nach. Kurz gesagt: es heißt die äußere Erscheinung einfangen. Die verschwimmendste Bewegung, das bisher ungestaltete Dasein, wie z. B. Seifenwasser oder der Saft einer Stachelbeere, in ein Wort von möglichst genauer Deckkraft zu zwängen. Ein jedes neue Buch ist ein abermaliges der Wirklichkeit Abgerungen-sein.

Als Übergang zu dieser zweiten Gruppe, noch vor dem Grenzstein „Schloß Nornepygge", liegt ein kleines Buch „Das tschechische Dienstmädchen", worin eine indifferentistische, passive, faule Seele den Ausweg zu einem schönen und leidenschaftlichen Gefühl findet. Ein gleichgültiges Bureaudasein schließt sich plötzlich auf, wird hell und bewegt und umgewandelt, nur weil die Kostfrau ein neues Dienstmädchen aufgenommen hat, eine Tschechin, die noch dazu Pepicka heißt, rein animalisch, ziemlich gemütlos veranlagt ist und anderen Männern nicht mehr als eine Episode gewesen wäre. Ein Buch von einer unerhörten Zärtlichkeit, überströmender Leidenschaft und zuletzt melancholischer Resignation. Überschwemmt von Wirklichkeitsgefühl ebenso von Stimmungen, die berauschen. Die melodische Traurigkeit böhmischer Volkslieder ist darin, der heiße Atem von Prag, die Vertraulichkeit der Kleinseite und das zeitlose Ragen des Hradschin. Und nur wem derbe, gesunde Sinnlichkeit als Frivolität erscheint, nur der kann die knabenhafte Keuschheit dieser Gefühle verkennen. Es ist das liebenswerteste Buch Max Brods, weil es das menschlichste ist.

Am Schluß der zweiten Gruppe aber liegt ein romantisches Lustspiel in drei Akten „Abschied von der Jugend", dasjenige seiner Bücher, in dem das Gefühl am höchsten sich gesteigert hat. Und zugleich dasjenige, welches in seinem Ausklang die Spielerei des Herzens zur Gänze ablegt: nicht mehr belächeln sollt ihr dieses Leben, sondern ernst nehmen, sehr ernst. Der Herzog Arthur, achtundzwanzig Jahre, ein großer Schlachtenheld, hat die Staatsgeschäfte und Sorgen beiseite gelegt, um mit indianerspielenden Knaben zurückgezogen auf dem Lande zu leben, damit er, am Ende seiner Jugend stehend, sich Kindlichkeit und Frohsinn noch so lange als möglich erhalte. Wie aber nun das Leben in seinen Plan eingreift, wie er selbst ehemals kindlich Betrachtetes immer wieder unvermutet als Mann anfaßt, wie sich Leichtgewonnenes als Schwerzuwägendes entpuppt und er schließlich selbst erkennt, daß Kind-

heit und Lächeln und Spiel zurückgeworfen sein müssen und daß von nun an nichts ihm Lebenswertes gelten könne als ein reifer Mann zu sein — dies mag nicht mehr der Abschied von irgendeiner Jugend, es mag vielleicht der Abschluß auch einer künstlerischen Jugend sein. Und daß dieses Drama vielleicht, auf seinen Dichter zurückbezogen, „ein schwaches Abbild der schönen Ordnung ist, die ich jetzt in meinem Herzen habe." — Vielleicht also ein zweiter Grenzstein. Man kann es ja nur vermuten, nicht vorhersagen. Und es wäre dann eine Straße zurückgelegt von einem gemütlosen, rein intellektuellen, prageriſchen Indifferentismus zu einem zwar Alles-Verstehen, aber trotzdem schon zu einem Zugestehen moralischer Kontraste.

An der aber immerhin noch indifferentistischen Natur des Dichters, die ihm immer in einem gewissen Grade verbleiben wird, mag es liegen, daß dieses entzückende, prickelnde, geistvolle und lebendige Lustspiel doch mehr ein Spiel bleiben mußte als ein Drama. Denn der Dramatiker ist der vom Erdgeist erleuchtete Wisser des ewigen Kampfes. Er weiß: in alle Zeit hinein kämpft ein dunkles Prinzip mit einem lichten. Und die Gestaltung dieses Kampfes, für den es keinen endgültigen Sieg giebt, ist das Drama. Dies gilt auch für das Lustspiel, nur daß es einen zeitlichen Sieg des hellen Prinzips bringt und den Weltkontrast durch die Lupe des Optimisten betrachtet. Nun mag der Indifferentist mit seinem Alles-Geltenlassen ein großer Epiker werden — man denke nur an spanische und frühfranzösische Vagabundenromane bis zum „Gil Blas" — niemals aber ein Dramatiker. Die Objektivität, der gnadenvolle Vorzug des Epikers, wird zum Herzfehler des Dramatikers. Brod konnte ein über alles liebenswertes Spiel geben, einen berauschenden Überschuß an poetischer Lebendigkeit: aber das Wesen des Dramas mußte ihm — vorderhand — versagt bleiben.

Die ganze bisherige Entwicklung Max Brods umschließend, stehen, wie zwei schlanke Pfeiler, einer am Anfang seiner Laufbahn überhaupt und der andere am Ende, seine beiden Gedichtbücher. Das erste „Der Weg des Verliebten" kann ein Buch der Erotik genannt werden, ein Kessel der ungebändigten Sinnlichkeit, ein ununterbrochener Genuß am Weib und an der ganzen Erde, eine Hitze des Leibes. Das zweite „Tagebuch in Versen" — eine Hitze der Seele, ein Sich-Verschenken, eine schöne freundliche Rührung und endlich das Verlangen nach gegenseitiger Güte. Aus dem indifferentistischen Nur-Nehmen sprüht hier und dort die Bitte auf: auch geben zu dürfen. Aus der Erotik ist zärtliche Liebe geworden.

Mögen in den Büchern Max Brods die Gestalten und der Dichter wie immer zur Welt stehen, diese Welt selbst, die äußere Welt, die sinnenfaßliche, die ereignisreiche, die stets wechselnde — sie ist überall, auf jeder Seite, mit einer Inbrunst ohnegleichen eingefangen. Man denke nur an seine Verse, an die besseren, denn der gänzlich unpoetischen und bubenhaft willkürlichen gibt es auch genug, und welch eine Erweiterung künstlerischer Gestaltungsmöglichkeiten wird einem bewußt! Das Telephon, Tramwaybillets, die Sommerfrische mit „Bier,

Wurst, Butter in dicken Stangen", die Jalousien, das Wiener Schnitzel, die Pflastersteine, die Redaktionsbriefe: alle sind ihm Objekte dichterischer Begeisterung. Man könnte ihn den Romantiker des Allerlei nennen. Gleich Johannes V. Jensen hat er jene Schönheit erschaut, die, einem Fluidum gleich, ein jedes Ding durchdringt und sei es das bisher von der Allgemeinheit als häßlichstes Verworfene. Gleich Johannes V. Jensen ist ihm der moderne Atem, das immerwährende Einander-Übersteigen aller Empfindungen und Industrien, die subtile Bewegtheit der Großstädte und der Zinshäuser, die Kompliziertheit unserer Denkprozesse ein Märchenland von einer solchen Überfülle noch nicht begriffener und noch nicht gestalteter künstlerischer Werte, daß er wie ein Betrunkener von einem Ding zum andern taumelt, alle an sich zieht und seine Gedichte bis ins letzte Wort mit ihnen vollpreßt. Der indifferentistische Grundzug seines Wesens, der ihm die Fähigkeit schenkte, alles zu erkennen, hat sich, da seit dem „Schloß Nornepygge" das Gefühl für die Glückseligkeit des Lebens und der Wille zur Hingabe aufbrachen, zu einem ekstatischen gesteigert. Und man könnte sein ganzes bisheriges Schaffen als Ekstase des Beseligten (auch die leiderfüllte Träne gilt ihm als köstliches Geschenk) überschreiben oder als einen Hymnus an das Leben im Kleinen.

Vielleicht, daß sich mit Max Brod und seiner Schule, die heute schon ziemlich weitreichend ist und erst vor kurzer Zeit in einer Lyrikanthologie „Der Kondor" ihr Manifest niedergelegt hat, ein Kreislauf schließen will, der mit der klassischen Sturm- und Drangzeit begonnen hat. Aus der scheinbaren Wirrheit des immer Werdenden lugt in der Rückschau der rote Faden Gesetzmäßigkeit stets aufs neue hervor. Den Klassikern, die einen neuen Kreislauf mit Revolution in Bewegung setzen, folgte die Romantik, ihr der naturalistische Realismus, dem jetzt der Indifferentismus, als letzte Steigerung, ein Ende setzt und damit dem ganzen Kreis. Der Gleichsetzung alles Bestehenden, der neutralen Stellungnahme zwischen positiver und negativer Lebensbetrachtung kann nichts mehr folgen als eine neue revolutionäre Reaktion: ein neuer Klassizismus. Auf die Gleichsetzung alles Bestehenden in seiner Vielheit wird es abermals heißen: nur ein zweierlei besteht — ein positives und ein negatives Prinzip. Die Welt: Ringen polarer Mächte. Und der Kunst Aufgabe sei es, der großen Helle zuzuführen. Der Indifferentismus aber ist die Überkultur selbst, der Grenzfall des nach der Subtilität sich entwickelnden Menschen, der nächste Nachbar der Passivität, die überwunden werden wird von einer Generation, die schon an die Türen pocht und die kraft ihrer Einseitigkeit, ihres Verblendetseins dem Gegner gegenüber wieder die starke Bewegung bringen wird. Die Geschichte aller Künste lehrt es: der Überkultur folgen Umwälzungen, folgt ein abermaliges Beginnen. Folgt die Aufstellung einer neuen, harten, leuchtenden Moral im höchsten Sinn. Folgt die kämpferische Führerschaft der Kunst. In einer solchen späteren Zeit wird Brod als der Ausdruck des Überwundenen gelten: als ihr markanter und ekstatischer Vertreter, als der Indifferentist in der deutschen Literatur.

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Erste Fortsetzung)

„Du mußt dich sehen lassen, Mama!“ sagte Mara am Bett ihrer Mutter. „Das Haus ist voller Gäste. Alle fragen nach dir. Jetzt ist auch Schledehausen gekommen. Du wirst doch deinen alten Verehrer begrüßen!“ Und wirklich: Baronin Clementine klingelte nach der Jungfer . . .

Im großen Saal unterhielt man sich gruppenweise.

„Nämlich!“ sagte Graf Woldemar Hahn und machte eine Pause, in der er seine Nase umständlich mit dem Taschentuch bearbeitete, „nämlich das Volk verträgt keine gute Behandlung. Es gibt nämlich Hunde, die auch so sind, aber es handelt sich dann um gewöhnliche Rassen. Wirklich edle Tiere brauchen keine Peitsche. Das weiß ich nämlich aus eigener Erfahrung . . .“

Mara unterbrach ihn. „Gestatten Sie, Graf: Herr Madelung, ein Vetter unserer lieben Frau Pastor, Kunstmaler aus Königsberg.“

„Wie interessant!“ sagte Graf Woldemar nach der Vorstellung. „Ich habe mich nämlich von klein auf für die schönen Künste interessiert.“

Mara überließ es den beiden, sich kennen zu lernen und wandte sich den anderen Gästen zu. Seltsam, wer alles heute auf Borküll zusammentraf — es war doch ein ganz gewöhnlicher Sonntag!

Dort am Kamin saß Herr von Wenkendorff im Gespräch mit Doktor Schlosser und Pastor Tannebaum; am runden Sofatisch aber hatte die Gräfin Hahn Platz genommen — eine große hagere Erscheinung, mit einer stolzen Hakennase und hohen gewölbten Brauen, unter denen ein paar graue kalte Augen hochmütig hervorblickten. Neben ihr auf dem Sofa thronte die Gräfin Schildberg, korpulent und lebhaft und ließ ihre kleinen listigen Augen im Raume umherstreifen. Sie hielt tätschelnd Edith Wenkendorffs Hand gefaßt: „Das geistliche Leben sollten Sie doch nicht ganz vernachlässigen, liebes Kind! Kommen Sie doch einmal zu meiner Bibelstunde am Donnerstag. In dieser schweren Zeit brauchen wir ganz besonders des Herrn Segen!“

„Edith steht mit unserem Herrgott auf dem besten Fuß, Gräfin!“ rief der alte Wenkendorff vom Kamin herüber. Seine kräftige Stimme brachte die Bekehrungsversuche Tante Emerenzias sofort zum Schweigen. „Das Mädel hat

mir vor drei Tagen einen Gaul gerettet. So eine Stallwache bei einem kranken Tier ist auch eine Betstunde!"

Pastor Tannebaum nickte zustimmend. Neben der massigen Gestalt des Sternburger Gutsherrn nahm sich der kleine Mann mit dem rosigen Gesicht recht dürftig aus. „Wer seine Pflicht so tut wie Baroneß Edith und Sonntags in der Kirche nicht fehlt, der gibt den Leuten das beste Beispiel!" sagte er mit seiner freundlichen hohen Stimme.

Frau Berta, geborene Madelung, war über die freimütigen Worte ihres Mannes erschreckt. Sie beugte sich weit über den Tisch und sagte mit süßlicher Liebenswürdigkeit zu der sichtlich verletzten Gräfin:

„Wie bewundernswert ist Ihre unermüdliche Fürsorge für das Volk, Frau Gräfin!"

„Ja, leider finde ich nur wenig Unterstützung!" Und sie begann ausführlich und umständlich von ihrem opferfreudigen Wirken zu erzählen. In der Tür zum grünen Salon zeigte sich jetzt neben der stolzen Erscheinung des Baron Schledehausen das bleiche müde Gesicht der Baronin Clementine. Sie rang ihre krankhaft weißen, aber mit kostbaren Ringen geschmückten Hände:

„Was kann ich denn tun? Elend wie ich bin? Soll ich ihm kündigen, wo Alexander doch so viel auf ihn hält. Raten Sie mir, Baron!"

Doktor Schlosser hörte ihr Jammern. „Um Gottes Willen nicht kündigen!" sagte er, die Hand der Baronin an die Lippen führend. „Der Mann hat seinen Denkzettel weg. Kollege Bergström erzählte mir, daß ihm ein faustgroßes Loch in den Kopf geschlagen sei — jeder andere Mensch wäre daran eingegangen. Aber dieser estnische Dickschädel ist nicht so leicht umzubringen. Nach acht Tagen wird er ganz kusch hier antreten, und es wird sicher besser mit ihm auszukommen sein als früher."

Baronin Clementine seufzte: „Gott gebe es! Kirschs Halsstarrigkeit hat uns das Leben schwer genug gemacht. Den ganzen Hof hat er tyrannisiert!"

„Nicht zu Ihrem Schaden, Baronin, nicht zu Ihrem Schaden!" brummte der alte Wenkendorff und machte, sich halb erhebend, eine schwerfällige Verbeugung vor der Hausherrin.

Schledehausen trat zu der Gruppe am Kamin: „Sie nehmen die Sache doch etwas zu leicht! Der Kerl hat ja geradezu kommunistische Ideen entwickelt! Selbst einer Wetterfahne wie dem Müller Mäggi, der jetzt natürlich auch zu der estnischen Sache schwört, ist es zu bunt gewesen. Er hat mir erzählt, wie es in Reval in der ‚Estonia' zugegangen ist. ‚Uns gehört das Land!' hat Verwalter Kirsch geschrien, ‚uns, die wir es im Schweiße unseres Angesichts bestellen!' Die Deutschen hat er alle miteinander freche Schmarotzer genannt, Blutsauger, Tagediebe! Wenn er auch jetzt wahrscheinlich wieder kleinlaut ist, so kennen wir doch seine innerste Meinung. Das wäre der reine Bakterienherd auf Borkill, um in Ihrer Sprache zu reden, Doktor. Ich finde, da muß das Messer angesetzt und das Geschwür herausgeschnitten werden!"

„Man müßte vielleicht an den Herrn Baron nach Monte Carlo telegraphieren!“ ließ sich Pastor Tannebaum vorsichtig vernehmen. „Die Damen allein haben doch einen zu schweren Stand.“

„Die einzige Schwierigkeit ist die Brennerei!“ sagte Gräfin Emerenzia mit Nachdruck. „Alles andere können wir schwachen Frauen mit des Herrn Hilfe und dem guten Maddis bewältigen. Die Brennerei aber — das habe ich immer gesagt — ist ein Schandmal für ein christliches Gut!“

„Aber Gräfin!“ rief jetzt Herr von Wenkendorff aus und warf seinen schweren Körper entrüstet in den Sessel zurück. „Wo steht geschrieben, daß Branntwein und Christentum sich nicht miteinander vertragen?“

„Aber das Christentum ist die wahre Sittlichkeit, und Sittlichkeit bei Branntweintrinken ist undenkbar!“ Mit purpurrotem Kopf hatte die Gräfin den Hohn auf Wenkendorffs breitem Gesicht bemerkt und wurde von einer maßlosen Wut gepackt, als keiner der Gäste ihre Meinung unterstützte.

„Herr Madelung ist nämlich Abstinenzler!“ schrie die Fistelstimme des Grafen Wolly aus dem Hintergrund. Damit zerrte er den Maler in das Licht des Kronleuchters und rieb sich vergnügt die Hände, daß er endlich den weisen Gesprächen des neuen Propheten entgangen war.

Madelung hielt dem Dutzend Augenpaare, das sich jetzt erstaunt auf ihn richtete, mit der ihm eigenen Gelassenheit stand. Er machte auch nicht den leisesten Versuch zu einer Verbeugung, denn er fühlte, daß es vor dieser Versammlung von Herren galt, den Stolz des freien Mannes und Denkers zu zeigen. Mit verschränkten Armen blieb er stehen, richtete den Blick in die Ferne und fing mit einer etwas belegten Stimme zu reden an:

„Sittlichkeit ist gleichbedeutend mit Gesundheit. Der Alkohol als Genußmittel ist unseres Leibes ärgster Feind. Eine Gesellschaftsordnung, die aus der Fabrikation dieses Giftes eines ihrer Existenzmittel nimmt, ist aber nicht mehr gesund!“

Graf Woldemar stand mit aufgerissenen Augen neben seinem Protegé. Nun kicherte er: „Er braucht nämlich niemals einen Barbier, und eigentlich geht er nämlich immer barfuß.“

Madelung sah seinen gräflichen Interpreten mit einem großen Blicke an und fuhr ruhig fort:

„Ein ungesunder Leib zeigt Krankheitserscheinungen. Die Vorgänge, die Rußland jetzt erschüttern, sind aber nichts als solche Krankheitserscheinungen am Leibe der Gesellschaft. . . .“

„Amen!“ rief Doktor Schlosser. Hinter den Brillengläsern funkelte sein Auge halb belustigt, halb ärgerlich zu dem Redner hinauf, und auf seinem glattrasierten, lebensklugen Gesicht wetterleuchtete der Spott.

„Was ist das für ein Kauz?“ Der alte Wenkendorff wandte sich ziemlich laut an Baron Schlebehausen. Der hatte nur ein verächtliches Achselzucken. Da rollte Gräfin Schildberg ihre dicke Gestalt neben den Maler: „Herr Madelung

hat sich eingehend mit der Alkoholfrage beschäftigt," sagte sie zu den drei Herren mit einer vor Erregung sich überschlagenden Stimme. „Er hat schon als Knabe nicht trinken mögen, aus dem sicheren Instinkt des unverdorbenen Menschen, und bis auf den heutigen Tag hat er noch keinen Tropfen Alkohol über die Lippen gebracht!"

„Das spricht sehr für den Alkohol!" flüsterte der Doktor Pastor Tannebaum zu, der von dem Auftreten seines angeheirateten Verwandten peinlich berührt war. Und laut sagte Schlosser:

„Ein Glas Burgunder täglich würde Ihnen gut tun, Herr Madelung! Mir scheint, Sie brauchen eine Appetitanregung!"

Gern hätte der Maler diesen Hieb mit einem Lobgesang auf die Magerkeit pariert, aber er war geistesgegenwärtig genug, es sich zu verbeißen. Er sah die üppigen Formen seiner Gönnerin und schwieg.

Jetzt öffnete sich zur rechten Zeit die Flügeltür zum Eßzimmer und Baronin Clementine bat ihre Gäste zur Tafel. „Mara ist für die Tischordnung verantwortlich!" sagte sie, indem sie Schledehausens Arm nahm.

Es herrschte anfangs eine ziemlich frostige Stimmung. Die Hausherrin bedeutete ihrer Tochter mit unwilligen Blicken, daß sie den Fehler gemacht hatte, die Gräfin Hahn zu weit unten zu plazieren. Und wirklich saß diese während der ganzen Mahlzeit steif und verstimmt auf ihrem Platz und antwortete ebenso einsilbig auf des Pastors höfliche Fragen, wie sie Doktor Schlossers Geschichten aus der Nachbarschaft ohne Teilnahme anhörte.

„Es ist wegen meines Herzens!" sagte Gräfin Schildberg sich entschuldigend zu dem Maler, der den Ehrenplatz an ihrer Linken inne hatte. Sie goß sich einen kräftigen Schluck Rotwein in ihr Wasser, um es dann noch mit viel Zucker zu versüßen. „Herr Doktor Schlosser hat es mir verordnet."

Man war bereits beim Dessert angelangt, als der alte Maddis mit wichtigem Eifer auf die Gräfin zugeschritten kam. Sein schwarzer Bratenrock und seine weißen Handschuhe deuteten darauf hin, daß ihm heute die Rolle eines Haushofmeisters übertragen war. In seinem kleinen grauen Schifferbart um das gutmütige Gesicht nahm er sich recht ehrwürdig aus.

„Wrau Kräfin — ein russisch Kontrollmensch ist kommen, um unse Prennerei zu rewädären", sagte er im vergeblichen Versuch, seine kratzende Stimme zu dämpfen.

„Was geht mich das an, Maddis — hast du gehört, Clementine?" schrie sie über den Tisch weg. „Ein Tschinownik ist da, der eure Brennerei kontrollieren will!"

Die Baronin rang die Hände: „Der kommt zu passender Zeit, was macht man mit dem Menschen?"

„Der ist nämlich von der Regierung!" erklärte Graf Woldemar mit aufgerissenen Augen. „Dem muß man nämlich tüchtig zu essen geben, dann wird er guter Laune."

Aus dem Saal hörte man eine heisere Baßstimme.

„Wo est Fro Barronnin? Lassen Sie! Dönke, Dönke, Dönke! Tut nix, das bißchen Staub kommt von weite Reise — nitschewo, nitschewo!" Alles wandte sich nach der Tür. Es war, als wenn der russische Bär selbst aus dem Walde herausbräche.

Graf Woldemar sprang auf: „Das ist nämlich Dimitrief! Den kenne ich gut!" Er ging auf den riesigen Menschen zu, dem die Dienstmädchen mit Mühe und Not den beschmutzten Pelzmantel abgenommen hatten und begrüßte ihn kichernd.

„Oh Herr Graff!" rief der Russe erfreut und schlug dem Grafen kräftig auf die Schulter. „Serr angenämm! Frau Barronnin entschuldigen, daß ich so platze mitten hinein in Souper. Mußte Weg direkt auf Borküll nämmen — brennt Brennerei von Sperlingshof, hat kein Zweck hinzugenn! Hah — machen uns arme geplagte Beamte Arbeit leicht — Herren Revolutionäre! Puff — wie eine große Rakette flog Kessel in die Luft!"

„Auf Sperlingshof? Um Gottes Willen! Baron Schledehausen schob seinen Stuhl zurück und sprang auf: „Der arme Kurt! Ich muß ans Telephon, entschuldigen Sie, Baronin!"

Auch Edith sprang auf. Die junge Herrin auf Sperlingshof war ihre Freundin.

„Jetzt wird es Zeit!" Die Hand des alten Wenkendorff schlug schwer auf den Tisch. Es gab einen allgemeinen Tumult. Nur Graf Woldemar Hahn wurde von der Nachricht nicht erschüttert. Er hatte den russischen Beamten auf einen Stuhl genötigt und ihm ein Wasserglas voll Wein in die Hand gedrückt.

„Bring dem Herrn Dimitrief zu essen!" rief er dem Diener zu. „Er hat nämlich auch einen Magen!"

Dimitrief schüttete das Glas hinunter, daß ihm die Tropfen von seinem langen schwarzen Bart herabrieselten. Dann lachte er dröhnend auf: „Stimmt gut, Härr Graff, einen Rreisemagen, groß wie ein Haferrsack und ganz lärr!" Und er trank und aß und hatte keine Augen für die anderen Gäste, die sich bald wieder um den Tisch einfanden.

„Natürlich Brandstiftung!" war die Nachricht, die Schledehausen zurückbrachte. „Aber der Wind stand günstig, der Hof ist gerettet."

„Das müssen wir Ihnen heute sagen, Baronin!" hub Herr von Wenkendorff an. „Wir müssen uns auf schlimme Zeiten gefaßt machen. Borküll ist am meisten gefährdet: ihm fehlt der Herr. Sie müssen Ihren Ältesten rufen!"

Die Baronin war von dem gewichtigen Ernst der Worte wie vernichtet.

„Mein Gott — Wolff Joachim setzt seine ganze Karriere aufs Spiel, jetzt wo die Hofbälle beginnen. Ich arme, verlassene Frau!"

Schledehausen sah mitleidig das Häufchen Unglück an seiner Seite: „Geben Sie mir Vollmacht, Baronin, ich werde veranlassen, was nötig ist. Man wird uns auf Tarjomaa wohl noch eine Weile verschonen. Ich denke, wir besprechen das nachher!"

Das letzte sagte er mit einem bedeutsamen Blick auf die beiden fremden Gäste, der auch verstanden wurde.

Schweigend verlief der Rest der Mahlzeit. Nur der Russe klapperte mit seinem Besteck und ließ sich die Gerichte vortrefflich munden. . . .

Es war im grünen Salon, wo die beiden jungen Mädchen den Kaffee herumreichten.

„Was meinst du, ist es wirklich so schlimm bei uns?" fragte Mara. Edith strich leicht über die schmalen Wangen der Freundin.

„Du unverbesserliche Träumerin! Hast du denn gar nichts gemerkt?"

„Aber hier ist doch alles ruhig auf Borkûll? Zum Sterben ruhig! Manchmal wünsche ich, irgendwas möchte geschehen, damit hier frische Luft eindringt!"

„Ja — frische Luft tut not bei euch! Dann würde auch dein Bruder Paul wieder kommen. Er ist jetzt drei Jahre nicht zu Hause gewesen! Und doch könnte ihn euer Borkûll gerade jetzt gut brauchen. . . ."

„Ob du dir nicht ein falsches Bild von ihm machst? Er hat eine zu weltfremde Art und ist zu sehr Gelehrter, als daß ihn Hof und Wirtschaft interessierten. Wolff Joachim taugt noch am besten zum Herrn!"

„Wenn Herr sein soviel bedeutet wie herrisch sein! Ich habe eine andere Auffassung. Wer Herr ist, muß wissen, was er will und muß es durchführen können. Gib zu, Paul hat sich auf seinem Weg von niemandem beirren lassen. Er ist der klarste und ruhigste von euch!"

„Siehst du!" fiel Mara lebhaft ein. „Die Ruhe hat mir auch an dem Maler gefallen. Er läßt sich durch nichts aus dem Konzept bringen. Du glaubst nicht, wie das wohltut bei all der Zerfahrenheit hier im Hause!"

„Mir gefällt er nicht! Ruhe ist nicht dasselbe wie Heimlichkeit, ich halte ihn für einen Schleicher!"

Mara fuhr auf: „Ihr seid eben gegen alles voreingenommen, was nicht Schablone ist!"

So redeten die beiden Mädchen, während die alten Herrschaften über die Maßnahmen berieten, die die Lage erforderte. „Du kannst auch zuhören!" rief der alte Wenkendorff und winkte seine Tochter neben sich. Da ging Mara ins Speisezimmer zurück.

„Ich dachte mir, daß Sie die Bilder interessieren!" sagte sie zu Madelung, der die alten Familiengemälde studierte. „Das sind zwei echte Bouchers und drüben Großvater und Großmutter sind von dem Berliner Maler Krüger."

„Schöne Bilder! Und was für herrliche alte Möbel!" Madelung staunte. „Da steckt ja ein Vermögen drin!"

„Wirklich? Sind die alten Dinger so wertvoll? Ähnliche haben wir noch massenhaft im oberen Stock. Und die ganz wurmstichigen Sachen hat Tante Emerenzia im Sommer ausgemustert und auf den Boden bringen lassen — Bilder und Truhen und so Zeug! Sie hat die reine Ordnungswut . . ."

Madelung horchte interessiert auf: „Soo? Wenn ich das doch mal sehen könnte. Wir Maler lieben solche alten Scharteken, wenn sie auch sonst keinen Wert mehr haben!“

„Herzlich gern. Ich will Sie mal rumführen. Kommen Sie nur, wann es Ihnen paßt.“

Ein sägendes Geräusch unterbrach plötzlich ihre Unterhaltung und ließ Mara zusammenfahren. Aber gleich lachte sie wieder hell auf: „Da liegt der Russe in der Sofaecke und schnarcht! Ich habe einen richtigen Schrecken bekommen!“

Sie erschauerte noch einmal. „Dabei bin ich gar nicht schreckhaft. Mama wird oft von mir ausgelacht. Sie kann diese weiten menschenleeren Räume nicht vertragen. Sie sagt, es wäre ihr oft, als wenn jemand hinter ihr stände.“

„Ja, was mag dieses alte Schloß alles gesehen haben! Vielleicht sind es die Geister der Vergangenheit . . .“

„Glauben Sie wirklich an so was?“

„Ich glaube an das Karma!“ sagte Madelung feierlich.

Da griff Mara, von einem neuen jähen Schrecken getroffen, nach seinem Arm. Ihre Augen hingen starr an der Tür. Ein langgezogenes Heulen war zu vernehmen. Rufe ertönten im Salon, Stühle wurden gerückt. Und lauter als alles gellten die Schreie der Baronin. Die Tür sprang auf: jämmerlich winselnd kroch Barry seiner Herrin zu Füßen.

Von roher Hand war ihm die herrliche Rute dicht an der Wurzel gekappt. Eine Blutspur zog sich hinter ihm her über das Parkett. Nun lag er, halbtot vor Qual, und blickte in hilflosem Schmerz zu Mara auf, die neben ihm kniete und seinen edlen Kopf in ihre Arme nahm.

„Die Kriegserklärung!“ sagte Schledehausen bitter. Baronin Clementine lag ohnmächtig im Sessel, und weder Tante Emerenzias Riechfläschchen noch Doktor Schlossers Stirnreiben konnten sie erwecken. Der alte Maddis mußte sie mit des Doktors Unterstützung auf ihr Zimmer tragen.

Dimitrief aber war aus seinem bleiernen Schlaf emporgefahren. Er saß, die gespreizten dicken Finger auf die Schenkel gelegt, mit offenem Munde da und blickte verständnislos auf die Gruppe um den zuckenden Hund. „Schto takoje?“ fragte er stumpf, einmal über das andere.

„Am besten ist nämlich, man erschießt ihn gleich. Er wird noch den ganzen Teppich verderben!

„Schweigen Sie!“ fuhr Edith den Grafen Wolly an. „Besorgen Sie mir lieber frisches Wasser und ein Handtuch!“ Sie hatte ihre Geistesgegenwart durchaus behalten.

Bald kniete sie neben Mara und legte dem entstellten Tier mit geschickten Händen einen Verband an. Ihr tapferes Zugreifen trug mehr zur Beruhigung des jungen Mädchens bei als alle Trostworte der anderen.

„Aber jetzt will ich wissen, wer diese Gemeinheit begangen hat!“ rief Mara, wild aufspringend. „Der soll die Peitsche fühlen!“

Der alte Wenkendorff hielt sie zurück: „Hat keinen Zweck, Mädchen! Den Schubiak findest du nie. Es werden wohl mehrere an dem Spaß beteiligt sein!“

„Ja“ fuhr er fort, „was machen wir jetzt mit euch? Wir müssen nach Hause fahren! Sollen wir euch drei Frauen ganz allein hier lassen? Ich glaube nicht, daß was passieren wird. Aber natürlich — unheimlich ist es für euch, bis Wolff Joachim kommt. . . .“

Seiner Überlegung kam der Maler zu Hilfe: „Wenn es mir gestattet ist — ich bleibe gerne bei den Damen!“

Über Wenkendorffs eben noch besorgtes Gesicht flog ein joviales Lächeln: „Richtig, der Herr Maler, das wird besonders der Frau Gräfin willkommen sein. Abgemacht — Sie bleiben da und halten sich für jeden Fall bereit!“

„Machen wirr, machen wirr!“ ließ sich der Russe gutmütig vernehmen: „Ich halte mir auch bereit. Wirr spielen Karrten und trrinken dazu!“ Er legte seinen dicken Arm freundschaftlich um Madelungs Asketenfigur und drückte sie fest an sich.

Da konnte sich keiner des Lachens erwehren und selbst Mara mußte mit einstimmen.

„Es ist eine große Ehre für dich!“ sagte Frau Pastor Tannebaum zu ihrem Vetter beim Abschied. . . .

Unten im Hof fuhr ein Wagen nach dem anderen an der Rampe vor. Die Laternen flackerten im Winde.

„Sie brauchen sich um Ihre Mutter nicht zu sorgen!“ versicherte Doktor Schlosser nochmals. „Ich habe ihr Morphium gegeben — sie schläft ganz ruhig!“

„Kopf hoch!“ sagte auch der alte Wenkendorff zu Mara, und Edith flüsterte ihr halb ernst, halb neckisch ins Ohr: „Verlieb dich nicht!“

Schledehausens Wagen war der letzte. Er hatte im Kontor noch mit dem alten Maddis verhandelt und klopfte ihm jetzt, im Begriff einzusteigen, freundlich auf die Schulter:“

„Fünfzig Jahre sind Sie auf Borküll, und Sie haben es immer gut gehabt. Denken Sie daran, Maddis!“

Bald wurde es ganz still auf dem Hof.

Schwer und dumpf war das Tor ins Schloß gefallen. In der Ferne verhallte das Rollen der Räder und der rasche Hufschlag der Pferde.

„Ich bin doch froh, daß er da ist!“ dachte Mara, als sie ihr Fenster gegen den Wind verschloß. Zerrissene Wolken jagten über den Mond, und der Wind pfiff und heulte um das alte Herrenhaus.

Madelung aber ging noch lange in seinem hohen Zimmer auf und ab und strich sich befriedigt über das Kinn.

„Da wären wir!“ sprach er zu sich selbst. . . .

(Fortsetzung folgt)

Beiträge zu einer Psychologie der Arbeiter

Von Dr. D. Meyer in Berlin

ie Psychologie der Arbeiter ist noch ziemlich jungen Datums; obwohl die Wichtigkeit der psychologischen Betrachtungsweise für die Lösung der sozialen Frage auf der Hand liegt, ist ihre Methodik noch durchaus nicht geklärt und man sucht dem Problem auf den verschiedensten Wegen näher zu kommen.

Zunächst begannen Gebildete durch den unmittelbaren Verkehr mit Arbeitern die Fragen aus eigener Anschauung kennen zu lernen; Bücher wie Paul Göhres „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche" sind zur Einführung jedenfalls außerordentlich lehrreich, wenn auch ihr wissenschaftlicher Wert durch die immerhin kurze Beobachtungszeit und die subjektive Stellung des Autors beeinträchtigt wird.

Weit mehr objektiven Wert haben Autobiographien von Arbeitern, von denen im letzten Jahrzehnt mehrere erschienen sind; die bedeutendste ist wohl die von Göhre herausgegebene „Lebensgeschichte des Arbeiters Karl Fischer", für den Nichtfachmann vielleicht die beste Einführung in die Arbeiterpsychologie überhaupt.

Einen dritten Weg schlägt Dr. Adolf Levenstein ein, der Fragebogen an Berg-, Textil- und Metallarbeiter verschickte; einige von den Antworten veranlaßten ihn zur weiteren Korrespondenz und aus diesen hat er schon verschiedene außerordentlich interessante Beiträge zur Arbeiterpsychologie veröffentlicht*) und die Anregung zur Arbeiterdilettanten-Kunstausstellung (1. November 1909 bis 30. Januar 1910 in Berlin) empfangen. Die große Enquete des Vereins für Sozialpolitik über „Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie" fußt zum Teil auf den Levensteinschen Fragenbogen, und so dürfte man auf die abschließenden Resultate dieser Erhebung in seinem Buch: „Die Arbeiterfrage mit besonderer Berücksichtigung der sozialpsychologischen Seite des modernen Großbetriebes und der psycho-physischen Einwirkungen auf die Arbeiter" (München bei Ernst Reinhardt, 1912, Preis 6 Mark) mit Recht gespannt sein.

Levenstein versuchte durch die Beantwortung der Fragen:

a) was für Menschen prägt die moderne Großindustrie unter dem Drucke privatwirtschaftlicher Ökonomie?

b) welche Kräfte bilden das Gegengewicht einer etwaigen psychischen und physischen Entartung?

durch Arbeiter die soziale Frage überhaupt zu lösen. Die Fragebogen nun, von denen er achttausend versandte, wurden von fünftausendundvierzig Arbeitern beantwortet (= 63 Prozent) und zwar kamen für die ganze Unter-

*) „Aus der Tiefe." Arbeiterbriefe. Beiträge zur Seelenanalyse moderner Arbeiter. Herausgegeben von Ad. Levenstein 1909. — „Arbeiterphilosophen und -dichter." Herausgegeben von Ad. Levenstein 1909. — „Proletariers Jugendjahre." Herausgegeben von Ad. Levenstein 1909.

suchung nur politisch (sozialdemokratisch) und gewerkschaftlich (freie Gewerkschaften) organisierte Arbeiter in Betracht. Die sechsundzwanzig Fragen teilt Levenstein in vier Gruppen, die

1. das seelische Verhältnis der Arbeiter zu ihrer berufsmäßigen Arbeit und ihren Arbeitsbedingungen,
2. die positiven Wünsche der Arbeiter in bezug auf die Umgestaltung ihrer ökonomischen Lage,
3. die Beziehungen der Arbeiter zu den sozialen Gemeinschaften,
4. die Stellung der Arbeiter zu den außerberuflichen Kultur- und Lebensproblemen

betreffen. In diesen Rubriken findet sich nun eine merkwürdige Mischung von rein sachlichen und nur gefühlsmäßig zu beantwortenden Suggestivfragen, die für die Lösung der Probleme wenig nützen können, da sie teils nach dem Parteiprogramm abgeschrieben werden („— wieviel Stunden würden Sie gern arbeiten?"), teils eine bestimmte Antwort direkt herausfordern (1, 5: „Was drückt Sie mehr, der geringe Lohn oder daß Sie vom Arbeitgeber so abhängig sind, so wenig Aussichten haben, im Leben weiterzukommen, Ihren Kindern gar nichts bieten zu können?" 4, 1: „Glauben Sie an den lieben Gott, oder sind Sie und aus welchen Gründen aus der Landeskirche ausgetreten?" 4, 2: „Gehen Sie oft in den Wald? Was denken Sie, wenn Sie auf dem Waldboden liegen, ringsherum tiefe Einsamkeit?")

Die Beantwortung dieser Fragen teilt Levenstein nun wörtlich mit, indem er die Antworten der drei Arbeiterkategorien trennt, das Alter, die Kinderzahl, zuweilen den durchschnittlichen Wochenverdienst und die tägliche Arbeitszeit, am Schluß jedes Abschnittes eine statistische Berechnung hinzufügt, die wissenschaftlichen Ansprüchen auf Klarheit nicht voll genügt. Am auffallendsten ist aber, daß die Arbeiter in vier Klassen, die Massenschicht, die verbildete, die kontemplative und die intellektuelle Schicht eingeteilt werden, und gerade diese Schichten mit ausgeprägten Kollektiveigenschaften innerhalb der Arbeitermassen zu treffen, war nach Leveusteins eigenen Worten hauptsächlich sein Bemühen. Die Merkmale, die er uns für diese Klassen gibt, sind aber durchaus nicht präzisiert. So sagt er z. B.: „die intellektuelle Schicht auszusondern bot naturgemäß ganz besondere Schwierigkeiten. Schöpferische, autonome Charaktere bildeten den Grundzug dieser Arbeiterkategorie. Solche mit dem Zukunftswechsel in der Tasche, die mit jungfrohem Optimismus eigene Wege gehen" ... und den Grund zur Einordnung eines bestimmten Arbeiters in eine dieser Klassen ergibt nicht etwa der ausgefüllte Fragebogen, sondern entweder die später mit den Arbeitern gewechselten, aber nicht mitveröffentlichten Briefe, oder der von einem „Freund" des betreffenden Arbeiters ausgefüllte Bogen, der dann bei einem Angehörigen der Massenschicht auch wieder die Merkmale der Massenschicht trug — ein Verfahren, das jedenfalls nicht wissenschaftlich genannt werden kann und das nachzuprüfen dem Leser gar nicht möglich ist. —

Jeden einzelnen Abschnitt seines Buches beginnt Levenstein mit einer Einleitung, die sich öfters überhaupt nicht auf die Ergebnisse der Fragebogen, sondern der (zum Teil in dem Buch „Aus der Tiefe" veröffentlichten) Briefe stützt; diese Einleitungen beleben vielleicht die später folgende, nicht leicht übersehbare Statistik, geben aber durchaus keine Zusammenfassung des reichen Materials.

Die Ergebnisse seiner Untersuchung gibt Levenstein am Schluß: er stellt in Form einer kaufmännischen Bilanz (!) die Unlustempfindungen auf die Debet-, die heilsame Wirkung der Gefühlswerte auf die Kreditseite, wobei unter anderem alle Antworten, in denen auf Fragen wie: „Macht Ihnen Ihre Arbeit Vergnügen?" „Was drückt Sie mehr: der geringe Lohn oder daß Sie vom Arbeitgeber abhängig sind?" „Denken Sie bei Ihrer Arbeit?" Gleichgültigkeit zum Ausdruck kam, als Debet gerechnet werden! Auf Grund dieser Bilanz berechnet er ein Defizit von 55,5 Prozent, woran er noch einige Betrachtungen knüpft, die den Leser, wie schon früher bei der Lektüre des Buches, wünschen lassen, daß mit Levensteins begeisterter Hingabe an seine Ideen und seiner zweifellosen Kenntnis der Arbeiterpsyche ein nationalökonomisch und sozialpsychologisch geschulter Mitarbeiter verbunden gewesen wäre, der ihn sowohl bei der Aufstellung der Fragebogen, wie auch beim Bearbeiten der erstaunlich zahlreichen und wertvollen Antworten beraten hätte, während man so fürchten muß, daß die unwissenschaftliche Behandlung einer so schwierigen Frage auch späteren Erhebungen bei den Arbeitern höchstens schaden wird.

Muß man auch zugeben, daß Levenstein mit Unrecht sein Buch „Die Arbeiterfrage" genannt hat, da die von ihm gedachte Lösung nicht gelungen ist, so hat doch seine jahrelange Beschäftigung mit den Fragebogen überraschend viel wertvolles Material zu einer Arbeiterpsychologie ergeben. Jede einzelne Kategorie ist wert, für sich selbständig nach den verschiedensten Richtungen hin durchforscht zu werden; hier sei es nur erlaubt, einige besonders prägnante Beispiele namhaft zu machen, die von der Fülle des Interessanten einen Beweis geben mögen.

Auf die Frage: „Was ist Ihnen lieber, Akkord- oder Stundenlohn?" schreibt ein Berliner Metallarbeiter: „Streng genommen, ist mir Stundenlohn lieber, aber da die üblichen Stundenlöhne größtenteils sehr gering sind, ausgenommen einige besonders qualifizierte Arbeiterkategorien, gebe ich der Not gehorchend dem Akkord den Vorzug, da es mir auf diese Weise möglich ist, einen den Ansprüchen einer gesteigerten Lebenshaltung wenigstens einigermaßen entsprechenden Verdienst zu erzielen. Vollständig verwerfe ich den Gruppenakkord, da bei ihm immer die schlechten Arbeiter auf Kosten der besseren profitieren," und ein Solinger Metallarbeiter: „Akkord, weil ich hierdurch mein eigener Herr bin, mir also keiner etwas zu befehlen hat. Auch ist die Akkordarbeit mir deshalb sympathischer, weil sie einen gewissen Ansporn von Fleiß und Regsamkeit mit sich bringt, gerade das Gegenteil von der Lohnarbeit, welche in sehr vielen Fällen der Trägheit Vorschub leistet."

Hervorragend interessant sind die Antworten auf die Fragen „Macht Ihnen Ihre Arbeit Vergnügen oder haben Sie kein Interesse an derselben? (1. 2.)" „Verspüren Sie irgendwelche Ermüdung oder sonstige Beschwerden durch immer dieselbe Arbeit? Nach wieviel Stunden werden Sie gewöhnlich müde?" (1. 3.) „Denken Sie bei Ihrer Arbeit und an was denken Sie, oder ist es Ihnen überhaupt unmöglich, dabei zu denken? (1. 4.)" weil es sich hier um noch ungelöste Probleme von eminenter wirtschaftlicher Bedeutung handelt. — Ein Bergarbeiter aus dem Ruhrrevier schreibt: „Meine Arbeit macht mir absolut kein Vergnügen, das ist auch wohl im Bergbau so gut wie ausgeschlossen. Wenigstens habe ich noch niemand kennen gelernt, der Vergnügen an der Grubenarbeit fände. Man verrichtet seine Arbeit rein mechanisch, unter einem Zwange stehend. Wenn man nicht Vagabund werden will, muß man arbeiten, und in anderen Berufen würde man auch nichts Besseres finden. Ich habe zuweilen Interesse für neue technische Errungenschaften im Bergbau, neue Abbaumethoden, neue Maschinen, auch für die manchmal eigenartigen Gebirgsformationen." Ein Forster Weber: „Meine Arbeit hat mir von der ersten Stunde ab noch kein Vergnügen bereitet. Interessant sind mir nur die Fälle, bei welchen mir der Mechanismus der Webstühle eine besonders harte Nuß zu knacken gibt."

Ein Solinger Werkzeugschlosser: „Die Arbeit an sich macht mir sehr viel Freude. Ich glaube sogar, sie zur Erhaltung meines Gleichgewichts zu bedürfen. Es ist dies allerdings nicht der Fall, wenn ich anhaltend monotone Arbeit verrichten muß. Dann kann sich die Unlust bis zum Ekel steigern ...."

Ein Solinger Metallarbeiter: „Stellen Sie sich vor, Sie hätten bereits vierundzwanzig Jahre jeden Morgen eine Kaffeemühle genommen und dann im Akkord täglich elf bis dreizehn Stunden gedreht, so können Sie vielleicht begreifen, wieviel Interesse ich meiner Arbeit entgegenbringe." Ein schlesischer Bergmann: „Ich kann mir keinen Zustand vorstellen, bei dem man nicht denkt. Ich baue bei der Arbeit Luftschlösser, forme Länder und Welten und mache große und kleine Politik, philosophiere wie Diogenes. Kurzum: ich bin ein unruhiges Quecksilber, daß ich immer einen Knochen haben muß, an dem ich nagen kann." Ein anderer: „Ich denke, kanns leider nicht lassen, zumeist an mein Kind zu Hause oder über das zuletzt gelesene Buch. Einmal kostete mich das Denken in der Grube zwei Finger. Kanns trotzdem nicht lassen." Ein Dreher (Berlin): „Das Liebste ist mir, daß ich immer solche Arbeit habe, die mein ganzes Denken in Anspruch nimmt, denn ich bin vom vielen Grübeln so nervös, daß ich oft die Tränen nicht unterdrücken kann." Auf die letzte Frage antwortet ein Berliner Metallarbeiter: „Die Aussichtslosigkeit (drückt mich am meisten), ewig ein Lohnsklave zu sein. Mag meinen Kindern gar nicht mehr in die Augen sehen." — Diese kurzen Stichproben zeigen schon, wie reiches Material die Rubrik „das seelische Verhältnis der Arbeiter zu ihrer berufsmäßigen Arbeit" enthält, sowohl um die Gefahren für den zur rein mechanischer Arbeit gezwungenen Menschen kennen zu lernen, als auch Möglichkeiten zu finden,

irgendwelche Abhilfe zu schaffen. Aus dem nächsten Abschnitt: „die positiven Wünsche der Arbeiter in bezug auf die Umgestaltung ihrer ökonomischen Lage" wollen wir nur zwei charakteristische Anworten wiedergeben, von denen die erste den starken Einfluß von Karl Marx auf die denkenden Arbeiter, die zweite den Typus des resignierten Arbeiters illustriert: „Habe den sehnligsten Wunsch, daß die arbeitenden Massen aus ihrer Letargie aufgeweckt werden möchten, um zu begreifen, welchen Zweck ihr Dasein hat. Solange sie noch mit ihrer Ware „Arbeitskraft" zu Markte gehen können, kommt den meisten der Gedanke nicht, daß es, so bald man dem Kapital nichts mehr nützt, bald anders wird. Aus diesem Grunde verachte ich alle Institute, in denen sie dem Arbeiter Genügsamkeit und Entsagung predigen, wogegen gerade dem Arbeiter das Recht zustehen müßte, in vollem Maße an dem Segen der Kultur teilzunehmen. Da ich nun mehr berechtigte Hoffnungen als wie erfüllbare Wünsche habe, so bin ich fest davon überzeugt, daß es mit Hilfe des klassenbewußten Proletariats über kurz oder lang doch gelingen wird, die Lage der ums tägliche Brot ringenden Menschheit mehr und mehr zu bessern." — „Für mich persönlich hoffe ich nichts, was erwähnens Wert wäre, es hat eine Zeit gegeben wo ich meinte die Welt läge mir offen, da ich die Welt noch nicht kannte und meinte so ein Sehnen nach Glück müsse das Glück auch bringen. Still ists geworden im Herzen, und manches Mal da zuckt es noch dieses rebellische Herz und will sich gar nicht damit abfinden das es kein Anteil an Glück Soll haben, Villeicht stell ich die Ansprüche an das was man Glück nennt zu hoch. Wenn ich die Menschen um mich betrachte, alle haben fast so wie ich, sich nach Glück gesehnt und meinen es zu haben und sind zufrieden, oh ich möchte trotzdem nicht mit ihnen Tauschen. Lieber Wissen daß das Glück ich nicht habe, als unwissend durchs Leben gehn." — Von den übrigen Antworten wäre besonders die Stellung zur Alkoholfrage, zur politischen und Gewerkschaftsbewegung, zum Gottesglauben einer eingehenden Untersuchung würdig; stellenweise müßte das vorliegende Material freilich noch durch mündliche Besprechungen nachgeprüft werden, denn es sind selbstverständlich oft gute Vorsätze statt Tatsachen berichtet worden, wie die Nachsätze von Arbeiterfrauen unter den Äußerungen der Arbeiter beweisen, und anderseits würde man im mündlichen Verkehr*) vielleicht gerade bei den besten Köpfen weit mehr erfahren („über diese Frage bewahre ich immer lieber Diskretion" schreibt z. B., ein Textilarbeiter auf die Frage nach dem Glauben an Gott).

Die sonderbare Frage: „Was denken Sie, wenn Sie auf dem Waldboden liegen?" (Eine Statistik über die Nichtbeantwortungen fehlt hier!) ist zum Teil gar nicht verstanden worden, oder hat Anlaß zu gefühlvollen Ergüssen der heimlichen Dichter unter den Arbeitern gegeben, die im Fragebogenformat sich seltsam genug ausnehmen.

*) Wie er z. B. für die Enquete des Vereins für Sozialpolitik ausdrücklich bevorzugt wird.

Das letzte Kapitel, „welche Bücher haben Sie gelesen?“ hat, wie Levenstein in der Einleitung dazu berichtet, eine Privatkorrespondenz von 1874 Briefen erfordert; aus dieser berichtet er einiges über die Philosophen, die die Arbeiter gelesen haben; die „interessanten Ergebnisse“ über „die pantheistischen Mystiker, wie Kant, Goethe, Lessing (!) usw.“ teilt er nicht mit und wenn man seine Statistiken zusammenstellt, so hatten

wissenschaftliche und sonstige wertvolle Literatur . . .	17,8	Prozent
sozialistische und gewerkschaftliche Literatur	35,5	„
Schundliteratur	19	„
keine Bücher	13,7	„

gelesen,

diese Frage nicht beantwortet	13,1	„

Inwiefern diese Zahlen den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen, ist zweifelhaft, wenn man Angaben findet wie „Ergreifende“ (ein Forster Weber) „die Wiesendschaftlichen“ (Bergmann aus dem Ruhrgebiet) „nur wahrheitsliebende“ (Textilarbeiter Berlin) „meist Schundliteratur“ (!) (ein Berliner Weber); wohin Bücher wie der Corvinsche „Pfaffenspiegel“ und die „gekrönten Häupter“ gerechnet werden, wird auch nicht gesagt; die hohe Prozentzahl der sozialistischen und gewerkschaftlichen Literatur mag sich aus den Beständen der den Arbeiter zur Verfügung stehenden Bibliotheken ergeben, und gerade bei so ungenauen Angaben wie „ich bin ein Freund von Leßen und leße alles“ (Bergarbeiter aus dem Ruhrrevier) „die Bibel und auch politiser Schriften“ (Forster Spinner) wäre eine mündliche Befragung am Platz gewesen. Josef Kliche betont in einem auf Zusammenstellungen der Benutzungsziffern der Arbeiterbibliotheken beruhenden Aufsatz*), daß auch bei der politischen und sozialistischen Literatur hauptsächlich Bücher in Betracht kommen, von denen etwas Sensationelles erwartet wird, und an ein Erfassen etwa des oft angegebenen Marxschen Kapitals ohne Vorbildung nicht zu denken sei, obwohl Levenstein meint, daß Marx gar nicht belehre, sondern den namenlosen persönlichen Erfahrungen des Arbeiters nur den Namen, seinen eigenen Erlebnissen nur den logischen Begriff gebe.

Wie in diesem letzten Kapitel, so ist auch im ganzen Buch das Material nicht bloß nicht bis ins kleinste gesichert, sondern auch nicht einmal vollständig veröffentlicht. Es zeigt sich eben, daß zu einer so umfassenden Erhebung nicht die Erfahrung und der Eifer eines einzelnen Menschen genügt, sondern die wissenschaftliche Schulung und gegenseitige Kontrolle einer ganzen Reihe von Mitarbeitern nötig ist. Trotzdem muß jeder, der sich irgend mit den sozialen Problemen beschäftigt, Levenstein dankbar sein, daß er ungeachtet aller Hindernisse und aller Anfeindungen als erster diesen schwierigen Weg betreten hat, auf dem seine Nachfolger nun weniger leicht straucheln werden und daß er uns, ehe die Ergebnisse dieser großen Untersuchungen abgeschlossen vorliegen, wertvolle und umfassende Beiträge zur Kenntnis der Arbeiterpsyche zugänglich macht.

*) Josef Kliche. Arbeiterlektüre. Sozialistische Monatshefte Nr. 5. 1911.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politik

Kiderlen und die Marokkokrise. Im Heidelberger Tageblatt findet sich folgende Notiz:

„Herr von Kiderlen-Waechter, der verstorbene Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, ist, belastet mit dem Vorwurf der Unwahrheit und der Fälschung, ins Grab gegangen. Er hat es nie versucht, die alldeutsche Anklage zu widerlegen. Aber nach seinem Tode haben sich der Berliner Journalist Cleinow und der Stuttgarter Historiker Egelhaaf bemüht, den Staatssekretär reinzuwaschen. Man versuchte, zu beweisen, daß Herr von Kiderlen-Waechter nie daran gedacht habe, in Marokko deutsches Kolonialland zu erwerben und daß er sich auch über die Lage in der Türkei keineswegs getäuscht habe."

Diese Notiz stützt sich auf Angaben des Herrn Dr. Albrecht Wirth.

Welche Berechtigung die gegen Kiderlen erhobenen Vorwürfe haben, ergibt sich u. a. aus einem Schreiben des verstorbenen Staatssekretärs, datiert Berlin, den 8. Mai 1911, also etwa sieben Wochen vor der Entsendung des „Panther" nach Agadir, in dem sich folgende Stelle findet:

„. . . der Reichstag gönnt mir offenbar den Urlaub nicht, während sie hier schwitzen! Heute fragten sie bei mir an, ob nicht eine Interpellation über Marokko ‚den deutschen Interessen nützlich sein und unsere Politik fördern könne'. Du kannst Dir denken, daß ich deutlich abgewunken habe! Ich sehe die marokkanische Sache mit Ruhe heranreifen; den Franzosen ist dabei sehr unheimlich zu Mute und je mehr wir uns ausschweigen, desto unheimlicher wird es ihnen. Da wäre es doch töricht jetzt zu sagen, daß wir wegen Marokko nicht vom Leder ziehen, oder, wie wir es bisher taten, uns in Drohungen zu ergehen, die wir nachher doch nicht ausführen!! Sie werden schon ohne unser Zutun ein Haar in der marokkanischen Suppe finden! . . ."

In einem Brief, Berlin, den 18. Juli 1911, also nach Agadir, heißt es: „. . . es geht ziemlich lebhaft zu. Ich bekomme Stöße von anonymen oder von Unbekannten unterschriebenen Karten und Briefen mit Zustimmung zu Agadir. Diese amüsieren mich ebenso wie die begeisterten Zeitungsartikel — nachher wird das Lamento und Geschimpfe um so größer sein. Ich freue mich schon darauf! Denn das fällt mir doch nicht ein, Südmarokko zu besetzen, wo wir außer den Franzosen auch noch die Engländer auf dem Hals hätten und wo wir ständig eine ansehnliche Truppenmacht unterhalten müßten. Da heißt es immer, die Marokkaner empfingen uns mit offenen Armen. Ja, jetzt, wo wir ihnen als Popanz gegen die Franzosen dienen; aber das wäre gleich anders, wenn wir das Land für uns besetzen wollten, dann hätten wir die gleichen Schwierigkeiten wie die Franzosen und größere; denn wir sind weiter ab und die Berber im Süden sind viel streitbarer als die Araber im Norden. . . ."

G. Cl.

Kulturgeschichte

Machiavelli als Psychologe. Bei kaum einer zweiten Persönlichkeit der politischen und Kulturgeschichte der Menschheit ist die Forderung, den Menschen, seine Lehre und sein Werk aus ihren geschichtlichen Bedingungen heraus zu verstehen, so unerläßlich, wie bei dem ersten selbständigen Staatsphilosophen der Neuzeit, bei Nikolaus Machiavelli. Man gewinnt am besten einen Einblick in diese geschichtlichen Bedingungen, wenn man sich klar macht, welche Veranlassungen das Renaissancezeitalter hatte, sich mit den politischen Problemen auseinanderzusetzen. Für die Renaissance im weitesten Sinne des Wortes kann auf die Tatsache hingewiesen werden, daß der Humanismus mit der allgemeinen Wiederbelebung der Antike zugleich auch die großartigen politischen Staatsideale des Altertums wieder in den Mittelpunkt des Interesses rückte. So kann z. B. die „Civitas Solis" (der Sonnenstaat) des Campanella — ein Buch, das in der Geschichte der sozialistischen Staatsutopien eine Rolle gespielt hat — als neuzeitliches Gegenstück der „Politeia" des Platon angesehen werden. Für die italienische Renaissance im besonderen hat Jakob Burckhardt uns in seinem bekannten Werke gezeigt, wie in Italien der mächtigste Grund zu der so frühzeitigen Ausbildung des Italieners zum modernen Menschen in den politischen Verhältnissen dieses Landes gelegen war. Die Renaissancephilosophie wollte sich losmachen von den philosophischen und kirchlichen Autoritäten der Scholastik, insbesondere auch auf dem Gebiete der Rechts- und Staatslehre. War das mittelalterliche Staatsideal die Vereinigung von Staat und Kirche, so forderte Machiavelli deren völlige Trennung. Er stellt das durchaus moderne Ideal des unabhängigen Nationalstaates auf, dabei in glühendem Patriotismus immer zunächst an sein geliebtes Italien denkend. Durch welche Mittel läßt sich ein zerrüttetes Staatswesen — so wie es Machiavelli zu seiner Zeit in seinem Vaterlande in lebendigem Beispiel vor sich sah — wieder aufrichten? Nur durch die Herrschaft eines Fürsten von unbeugsamer Tatkraft, der die Schlauheit des Fuchses mit der Stärke des Löwen vereinigt. Für einen solchen Fürsten kann und soll der gewöhnliche „bürgerliche" Moralkodex nicht verbindlich sein. Seine Mittel werden einzig durch den Erfolg gerechtfertigt. Böse und verwerflich sind bei ihm nur die halben Maßnahmen, das Schwanken. Gut und erstrebenswert ist für ihn unter allen Umständen die den Erfolg verbürgende Tatkraft. Von diesen Gedanken ist das berühmte vielgelesene Buch „Vom Fürsten" getragen, eines der am meisten geschmähten und ungerecht beurteilten Werke der Weltliteratur. Wir wissen, daß Friedrich der Große als junger Prinz seinen „Antimachiavelli" schrieb, um die Menschheit vor jenem „Ungeheuer" zu retten, das sie zu verderben drohe. Die leidenschaftliche Entrüstung macht der Gesinnung des jungen Friedrich alle Ehre, wird aber der tatsächlichen Bedeutung des Machiavellischen Werkes keineswegs gerecht und erfüllt nicht die Forderung, diesen Mann und sein Werk durchaus aus ihren geschichtlichen Bedingungen heraus zu deuten. Auf alle diese Dinge, die zur Beurteilung des großen italienischen Staatsphilosophen herangezogen werden müssen, soll an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Sie sind in der Fachliteratur genügend behandelt. Dagegen soll auf ein anderes Moment nachdrücklich hingewiesen werden, das meines Wissens noch niemals im besonderen zur Klarlegung des inneren Wesens des Menschen Machiavelli und seines Werkes herangezogen worden ist: auf die Tatsache, daß der große Italiener — ganz abgesehen von seiner politischen und staatsphilosophischen Begabung — auch ein außerordentlich scharfer Beobachter und feinsinniger Psychologe in allgemein menschlichen Dingen war. Auch den Psychologen Machiavelli muß man kennen, wenn man den Staatsphilosophen Machiavelli verstehen will. Aus dem vielgeschmähten Buche vom Fürsten — dem „Fürstenspiegel", wie man es neuerdings treffend genannt hat — seien ein paar Beiträge zur Psychologie dieses bedeutenden Mannes angeführt: „Die Menschen, die das ausführen was sie können, werden stets gelobt und nicht getadelt; wollen sie aber um jeden Preis etwas ausführen was sie nicht können, so handeln sie verkehrt und verdienen Tadel." „Da

die Menschen fast immer in ausgetretenen Wegen gehen und in ihren Handlungen die anderen nachahmen, so muß ein Mann von Geist, auch wenn er nicht imstande ist, jenen Vorbildern in allem gleichzukommen, noch gar die Tugend derer, die er nachahmt, zu überbieten, doch immer auf den Wegen der Großen wandeln und die hehrsten Muster nachahmen, damit er, wenn er das Ziel auch nicht erreicht, wenigstens in ihrem Geiste handelt Er muß es den klugen Schützen gleichtun, welche in der Einsicht, daß das Ziel zu weit und die Kraft ihres Bogens zu gering ist, über den Treffpunkt hinauszielen, nicht um mit der Kraft ihres Pfeiles so weit zu gelangen, sondern um das Ziel selbst zu erreichen." „Wer da glaubt, daß neue Wohltaten bei den Großen alte Beleidigungen auslöschen, der irrt sich." „Das Ziel des Volkes ist viel erhabener als das Ziel der Großen: diese wollen unterdrücken, jenes aber unbedrückt sein." „Es liegt in der menschlichen Natur, sich durch das Gute, das man tut, ebenso zu verbinden, wie durch das, welches man empfängt." „Mit einigen Strafgerichten, die du verhängst, bist du menschlicher, als wenn du durch übertriebene Nachsicht Unordnungen einreißen läßt, die zu Mord und Raub führen." „Die Menschen scheuen sich weniger, den zu beleidigen, der sich beliebt macht, als den, der sich gefürchtet macht." „Die Menschen verschmerzen leichter den Tod des Vaters als den Verlust des Erbteils." „Es geht auf Erden so zu, daß man nie einer Unbequemlichkeit zu entgehen sucht, ohne in eine andere zu geraten. Die Klugheit aber besteht darin, ihre Größe richtig abzuschätzen und das geringere Übel als Vorteil zu betrachten." „Es gibt kein anderes Mittel, um sich gegen Schmeichelei zu sichern, als die Menschen erkennen zu lassen, daß sie dir die Wahrheit sagen können, ohne dich zu verletzen." „Ferner glaube ich, daß der Glück hat, dessen Handlungsweise dem Charakter der Zeit entspricht, während der Unglück hat, der mit seiner Zeit im Widerspruch steht." „Es ist besser, ungestüm als vorsichtig zu sein, denn das Glück ist ein Weib, und wer es bezwingen will, muß es schlagen und stoßen; und man sieht, daß es sich leichter von diesen besiegen läßt, als von solchen, die kaltblütig zu Werke gehen. Darum ist es als Weib auch den Jünglingen gewogen, weil diese weniger bedächtig und gewalttätiger sind und ihm dreister befehlen."

R. H.

Das Fortwirken des klassischen Altertums. In einer Zeit, wo der Bildungswert des klassischen Altertums fortwährend bestritten wird, hat sich die Altertumswissenschaft in ganz ungeahnter Weise erweitert und vertieft. Vor allem zwei Perioden sind durch die wetteifernden Forschungen und Ausgrabungen der Kulturvölker in helleres Licht getreten oder geradezu erst entdeckt worden: die vorhellenische, kretisch-mykenische Kultur, die den engen Zusammenhang der altgriechischen Kultur mit dem Orient erkennen läßt, und die sog. hellenistische Zeit seit Alexander dem Großen, die trotz der bahnbrechenden Arbeiten Joh. Gustav Droysens der einseitig philologischen Auffassung der griechischen Geschichte als eine Verfallzeit galt und deshalb von der Forschung lange vernachlässigt wurde. Mit der wachsenden Erkenntnis ist dagegen jetzt immer klarer geworden, daß erst gerade in dieser Periode die griechische Kultur zur Weltkultur geworden, daß sie in dieser Form die römische Kultur befruchtet und von ihr auch über das romanisierte Abendland verbreitet worden, damit aber die Grundlage auch für die gesamte moderne Kultur geworden ist. Diese Zusammenhänge im einzelnen nachzuweisen und für einen größeren Kreis gebildeter Leser darzustellen, ist die Absicht des verdienstlichen Werkes „Die hellenistisch-römische Kultur", dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland, Richard Wagner (Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1913, XIV und 674 S., gr. 8°), in dessen Bearbeitung die Verfasser sich, wie bei dem ihm vorausgegangenen Buche die „Hellenische Kultur" (zuerst 1905) derart geteilt haben, daß Fritz Baumgarten die Kunst, Franz Poland das staatliche Leben, Richard Wagner die Literatur und das allgemeine geistige Leben darzustellen unternommen hat. Jeder ist auf seinem Gebiete selbständig und doch schaffen alle drei in einem Geiste besonnener Kritik, die jede Erscheinung aus ihrer Zeit heraus zu verstehen sucht, gründlicher Forschung, maßvollen Urteils, lebendiger, übersichtlicher Darstellung. Ein reicher Schmuck an Bildern

(vierhundertundvierzig im Text, fünf bunte und sechs einfarbige Tafeln) und Karten bringt das Geschilderte zu lebendiger Anschauung und macht das Buch zu einem vorzüglichen Unterrichtsmittel für höhere Schulen, für die es durch seine vortreffliche Ausstattung und den billigen Preis (12 Mark) auch als Bücherprämie sehr geeignet ist.

Auf den reichen Inhalt im einzelnen einzugehen, ist hier nicht wohl möglich, nur die leitenden Gedanken, die von den Verfassern konsequent festgehalten werden, können hier herausgehoben werden. Im ersten, dem „Hellenismus" gewidmeten Teile (bis S. 216) werden die drei Gebiete: Staat, Leben und Götterverehrung, geistige Entwicklung und Schrifttum, bildende Kunst zusammenfassend durch die ganze Periode verfolgt. Im Staatsleben tritt das alte Hellas hinter den monarchischen Großreichen des Ostens, sein alter Mittelpunkt Athen hinter den neuen Großstädten Asiens und Ägyptens, Alexandria, Antiochia, Pergamon ebenso zurück, wie die exklusive hellenische polis, der Stadtstaat, dem monarchischen Flächenstaat mit seinem in Makedonien patriarchalischen, im Orient despotischen Königtum, seinem vielgestaltigen Berufsbeamtentum, seinem Finanz- und Kriegswesen und seinem vielseitig durchgebildeten, dem römischen durchaus ebenbürtigen Rechte weicht und sich auf munizipale Selbstverwaltung beschränkt. Nur wenige Stadtrepubliken wie Rhodos behaupten ihre alte Selbständigkeit. Ein kräftiger Mittelstand bildet sich nicht aus, wohl aber wächst die Zahl der freien Arbeiter, während die Sklavenschaft bei weitem nicht so stark ist, wie später bei den Römern. Dank den zahllosen Papyrusfunden, aus denen eine besondere Wissenschaft emporgestiegen ist, können wir das alles am besten in Ägypten erkennen. Wie sich nun das Griechische über ungeheuere Räume verbreitet, bildet sich auf der Grundlage des attischen Dialekts die griechische Gemeinsprache, die Koiné; sie wird im Orient bis Indien hin zur Weltsprache und dadurch geeignet, die Trägerin des Christentums zu werden. Mit der alten polis schwindet auch der starre Stadtpatriotismus, der Stadtbürger wird zum Privatmann, zum Weltbürger und sein Ziel die Ausbildung des Individuums. Daher tritt der Wille zur Erkenntnis beherrschend hervor, und es entfaltet sich, vor allem in Alexandria, eine Blüte der Wissenschaft, der die althellenische Zeit nichts an die Seite zu setzen hat und die erst in der Neuzeit wieder erreicht wird. Die Philosophie der Stoiker und Epikuräer stellt durchgebildete Systeme der Moral auf, die für den Gebildeten den schwindenden Götterglauben ersetzen; ganz neu ersteht die Philologie, die Geschichte wird zur Weltgeschichte, Mathematik und Mechanik, Astronomie und Geographie, Naturkunde und Heilkunde schaffen die festen Grundlagen der modernen Wissenschaft, die das Mittelalter fast ganz vergaß, soweit sie nicht die Araber bewahrten, bis die Renaissance sie wieder aufdeckte und an sie anknüpfte.

In der Dichtung wiegt die Reflexionspoesie durchaus vor, aber Menanders bürgerliche Komödie wird das Vorbild für das römische und durch dieses für das moderne Lustspiel, wie Theokrits Idyllendichtung, der notwendige Rückschlag gegen die herrschende Überkultur, in verwandten Zeiten für die Pflege dieser Gattung in der römischen und modernen Literatur. Ganz besonderes Interesse und weitgehende Wirkung hat die hellenistische Kunst erregt, denn sie hatte ganz neue und vielseitige Aufgaben zu lösen, nachdem die volle Durchbildung der Technik erreicht war: den planmäßigen großartigen Städtebau bei den vielen Neuanlagen im Osten, in der Plastik und Malerei die realistische Darstellung des Porträts, der Landschaft und des Leidenschaftlich-Pathetischen, dazu die Befriedigung der Prachtliebe an den Fürstenhöfen und im vornehmen Haushalt durch eine unübertroffene Entwicklung des Kunstgewerbes. Neben die alten Kunststätten Sikyon und Athen treten beherrschend und in besonderer Eigenart Alexandria, Pergamon (der Zeusaltar, die Gallierstatuen), Rhodos (Laokoon), Priene, das jetzt wieder aufgedeckte Bild einer hellenistischen Kleinstadt, das von Alexander wiederhergestellte Milet, die hellenistische Großstadt, und Delos, das uns das vornehme hellenistische Privathaus zeigt. Diese hellenistische Kunst, vornehmlich die Plastik, ist der Neuzeit viel früher bekannt geworden, als die der klassischen Zeit, und sie, nicht diese hat die römische Kunst beherrscht.

Selbständig ist die römisch-italische Kultur in Staat und Recht, in Wirtschaft und Kriegswesen; in Religion, Kunst, Dichtung, Wissenschaft steht sie auf hellenistischem Grunde seit der Eroberung des Ostens, also seit etwa 200 v. Chr. Ihr sind über zwei Drittel des Buches gewidmet. Dabei wird sachgemäß die Zeit des Königtums und der Republik von der Kaiserzeit so getrennt, daß in jeder dieser großen Perioden die drei Gebiete für sich behandelt werden. Da sich hier die Verfasser auf bekannterem Boden bewegen und die neuen Entdeckungen bei weitem nicht so bedeutend sind wie auf griechischem Boden, so begnügen wir uns, einzelne besonders bemerkenswerte Punkte ihrer Darstellung, vor allem die feinsinnige Schilderung der Literatur und der Kunst, hervorzuheben. In der Literatur findet der lange verkannte Cicero eine gerechte Würdigung als der Vermittler der hellenischen Kultur und dadurch der große Bildungsmeister für sein Volk und die Menschheit; verständnisvoll werden die Prosaiker und Dichter der großen Augusteischen Zeit, Livius, Vergil, Horaz, geschildert, ebenso wie die der späteren Kaiserzeit, Seneca, Tacitus, Plutarch, wie Arrian und Lukian, bis auf die späten Vertreter der Provinzialkultur Ausonius und Apulejus. Aber der Verfasser schließt mit der heidnischen Antike nicht ab; er zeigt vielmehr, wie an sie anknüpfend, vorbereitet durch die Philosophie und durch orientalische Kulte, vor allem durch die Mysterien der Isis und des Mithras, in denen das tiefe religiöse Sehnen der Zeit Befriedigung suchte, das Christentum durch Paulus, „einen der größten Männer, die über diese Erde gegangen sind", in die Welt kam, in die Kultur und Sprache des hellenistischen Ostens einging und in den Kirchenvätern seine begeisterten und geistvollen Verteidiger fand. Eine Würdigung des größten unter ihnen, des feurigen Afrikaners Augustinus, der mit seinem Buche vom Gottesstaat die Weltanschauung des Mittelalters und damit die katholische Kirche begründete, schließt diese Betrachtung.

Denselben Anschluß an das Christentum findet auch die eingehende Darstellung der römischen Kunst. Von der etruskischen Kunst ausgehend, die in den ersten Jahrhunderten Rom völlig beherrschte, aber für uns dort kaum Spuren hinterlassen hat, schildert sie das rasche Eindringen der griechischen Kunst in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten und verweilt dann am längsten, wie es der Sache entspricht, bei der Kaiserzeit, die in so stattlichen Resten zu uns redet. Die Denkmäler der Augusteischen Zeit, der Flavier, Trajans und Hadrians werden in Wort und Bild genauer behandelt; in Aufnahmen des gegenwärtigen Zustandes, Rekonstruktionen und Plänen treten uns hier die Paläste des Palatins, die Kaiserfora, die Ara Pacis Augustae, das Meisterwerk der neuattischen Kunst in Rom, der Titusbogen, das Kolosseum, das Grabmal Hadrians, die jetzige Engelsburg, die sich heute wieder so darstellt, wie sie um 1500 gewesen ist, die Säulen Trajans und Marc Antons, das Pantheon u. a. m. entgegen. Und wie diese Zeit, neben ihrer Neigung zur Pracht Neues und Originales im Gewölbe- und Kuppelbau geleistet hat, so hat sie auch das Porträt ganz realistisch, das Relief perspektivisch-malerisch entwickelt. Trotz des damit beginnenden Verfalls der Plastik, wie er schon im Severusbogen und noch viel mehr im Konstantinsbogen hervortritt, hat doch die Architektur noch in der Spätzeit des dritten und vierten Jahrhunderts wahrhaft Großes geschaffen: das Septizodium des Septimus Severus auf dem Palatin, das erst Sixtus der Fünfte abbrechen ließ, die Riesenthermen des Caracalla und Diocletian, endlich den Schlußstein der antiken Architektur, die Basiliske Konstantins.

Wie ganz unmittelbar diese kaiserlich römische Kunst die Hochrenaissance beeinflußt hat, zeigt das bekannte Wort Bramantes über den Bau der Peterskirche: er wolle das Pantheon auf die Gewölbe der Constantinsbasilika setzen. Außerhalb Roms sind in Italien, abgesehen von Pompeji, wenige große Werke der Kaiserzeit erhalten, mehr in Nordafrika, Gallien und den Rheinlanden, wo die Porta nigra in Trier aus der constantinischen Zeit stammt, Dalmatien (Spalato), Hellas, Kleinasien, Syrien und Arabien bis Baalbek, Palmyra und Petra hin, wo diese Kunst unmittelbar an den Hellenismus anknüpft. Die christliche Kunst bewegt sich in den Malereien der rö-

mischen Katakomben, aus denen allein wir sie kennen, anfangs ganz in den antiken Formen und geht erst später zu christlichen Gegenständen über, wandelt dann aber das Mosaik zum glänzenden Wand- und Deckenschmuck. Die Plastik beschränkt sich fast ganz auf Sarkophagreliefs in der Weise der spätrömischen Zeit, die Baukunst hat zunächst vielfach antike Gebäude benutzt (die Maria antiqua am Nordfuße des Palatin ist in die Bibliothek des Augustustempels eingebaut), aber ihre Kirchen, die Basiliken, wohl selbstständig, nicht in einfacher Nachahmung der antiken Basiliken, nach den Bedürfnissen des Gemeindehauses gestaltet, früh auch Kuppelkirchen errichtet, wie schon Santa Costanza in Rom aus der Zeit Constantins des Großen, und diese Form beherrscht dann die ostgotischen Bauten in Ravenna wie die byzantinischen dort und in Konstantinopel, wo die freischwebende Riesenkuppel der Hagia Sophia die großartigste Raumwirkung erzielt, die jemals erreicht worden ist. Keine bessere Vorbereitung für den Besuch Roms als diese schönen Kapitel.

Dr. Otto Kaemmel in Loschwitz

Musik

Neue Bücher über Musik. (Biographisches.) Immer und immer wieder wird das Leben unserer größten und großen Tonsetzer zum Gegenstand von Büchern gemacht, welche für weite Leserkreise bestimmt sind. Demnach scheint unserer so ungemein ausgebreiteten Musikpflege das Interesse für die Schöpfer der Tonwerke einigermaßen zu entsprechen. So erfreulich das wäre, so kann doch den Autoren jener Bücher der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie vielfach das Interesse des Publikums irreleiten oder einem irregeleiteten Interesse entgegenkommen, indem sie gegen die Person, ja selbst gegen das äußere Leben des Komponisten dessen Werke in ungebührlicher Weise in den Hintergrund treten lassen. Zweifellos hat der, welcher zu den Sonaten und Symphonien eines Beethoven ein inneres Verhältnis gewonnen hat, das natürliche Bedürfnis, über die Schicksale des Meisters, über seine Lebens- und Weltanschauung usw. etwas zu erfahren. Aber die wichtigste Aufgabe des Biographen, der sich an ein großes Laienpublikum wendet, wird es doch immer bleiben, das Verständnis für die Werke seines Helden zu erwecken oder zu vertiefen. Selbstverständlich soll die Notwendigkeit der historischen Forschung über den Lebensgang der Komponisten und über die außermusikalischen, ja die außerkünstlerischen Seiten ihrer Persönlichkeit nicht geleugnet werden. Aber solche Darstellungen sind stets als Vorarbeiten oder als Ergänzungen der eigentlichen Biographie zu betrachten.

Ein derartiges und zwar sehr gutes Buch ist unter den vorliegenden Schriften das von **Sebastian Röckl** über **„Ludwig II. von Bayern und Richard Wagner"** (zweite neu bearbeitete und vermehrte Auflage, C. H. Becksche [Oskar Beck] Verlagsbuchhandlung, München 1913). In schlichter, zum Teil aktenmäßiger Darstellung behandelt es den merkwürdigen Verkehr zwischen dem jungen, kunstbegeisterten König und dem von ihm geradezu vergötterten, bis dahin viel umhergetriebenen Künstler, der von der Freundschaft dieses Fürsten die Verwirklichung seiner kühnsten Träume erhofft. Aber je weiter wir lesen, um so klarer erkennen wir das tragische Verhängnis, das über dem Bunde waltet, den zwei Männer geschlossen haben, die beide unfähig sind, den natürlichen Widerstand der realen und materiellen Mächte richtig in ihre Rechnung einzustellen. Wagners Weggang von München, mit dem das Buch schließt (ein zweiter Band, der die Darstellung bis zu seinem Tode fortführen soll, ist uns versprochen), war, wie wir heute, nach dem furchtbaren Schicksal und Ende des Königs, deutlich übersehen können, eine Notwendigkeit im wohlverstandenen Staatsinteresse. Das hätte Röckl betonen sollen, statt durch eigene Bemerkungen dem gedankenlosen Gerede von der in der Stadt und am Hofe herrschenden Philisterei, die ja gewiß auch ihre Rolle dabei gespielt hat, neue Nahrung zu geben. Vermehrt ist die zweite Auflage um ein einleitendes Kapitel über Wagners Beziehungen zum Münchener Hoftheater vor 1864. Wir erfahren daraus, daß der „Holländer" 1841 von der Intendanz abgelehnt wurde, aber auch, was wichtiger ist, daß sich Franz Lachner, wenn auch wohl mit innerem Widerstreben, als Dirigent ehrlich für eine möglichst gute

Wiedergabe der Wagnerschen Werke einsetzte (1855 kam „Tannhäuser", 1858 „Lohengrin", 1864 der „Holländer" zur Aufführung). Das geht aus Wagners eigenen, an ihn gerichteten Briefen hervor. Also auch hier wird, wie so oft, die kürzlich erschienene Autobiographie durch die authentischen Quellen berichtigt.

Lag ein Eingehen auf die Werke selbst nicht in Zweck und Plan der Röcklschen Arbeit, so war ein solches dagegen um so mehr von dem dickleibigen Buche **Schjelderups** zu erwarten, das eine Gabe zum hundertsten Geburtstag Wagners sein soll und sich auf dem Titel **„Richard Wagner und seine Werke, ein Volksbuch"** (Verlag von F. E. C. Leuckart, Leipzig 1913) nennt. Aber der Besprechung der Werke ist nur ein Abschnitt eines einzigen Kapitels, „Wagners Werke, Charakter und Lebensanschauung," gewidmet, und noch dazu werden wir in demselben zum Teil mit wenig fördernden Erörterungen über das Männliche, Weibliche und Kindliche in der Kunst und insbesondere bei Wagner abgefunden. Eine klare Vorstellung von dessen spezifischer Eigenart und von der gerade bei ihm so stark hervortretenden spezifischen Eigenart jedes einzelnen Werkes erhält der Leser nicht. Alles übrige ist biographisch. Gegen diesen Hauptteil des Buches sind wohl keine Einwendungen zu erheben, und der Anspruch des Verfassers darauf, Wagners Verhältnis zu Mathilde Wesendonk im Gegensatz zur Autobiographie, aber auch zu Glasenapp und Chamberlain nicht verschleiert, sondern in seiner vollen Bedeutung für das Innenleben des Künstlers dargestellt zu haben, ist zweifellos berechtigt.

Auch die allerdings viel kürzer gehaltene **Wagnerbiographie** von **R. Batka** (1912) ist fast ausschließlich eine Lebensdarstellung. Seltsamerweise scheint sich der Verlag (Schlesische Verlagsanstalt, vormals Schottländer, G. m. b. H., Berlin) selbst nicht darüber klar zu sein, was er mit der Sammlung „Berühmte Musiker" eigentlich bezweckt. Gemeinsam ist allen Bänden nur der reiche, oft wohl überreiche Bilderschmuck. Im übrigen wird den Autoren offenbar freie Hand gelassen, und so fehlt den Biographien ein einheitlicher Grundplan. **Frimmel** in seinem viel gelesenen **„Beethoven"** (4. Auflage 1912) enttäuscht uns, indem er ein Spezialgebiet seiner Forschung, nämlich die Einwirkungen fremder Werke auf Beethovens Jugendkompositionen, sehr ausführlich, sogar mit Notenbeispielen, behandelt, später aber, also gerade von da an, wo das Interesse seiner Leser erst recht rege wird, alles Musikalische viel zu summarisch und farblos erledigt. Auch **H. Reimann** in seiner **Bachbiographie** (durchgesehen und ergänzt von Bruno Schrader 1912) ist der Versuchung nicht entgangen, sein Spezialgebiet, die Orgelwerke, zu eingehend zu behandeln, ja sogar Ausführungsanweisungen für den Organisten zu geben. Dabei aber bringt er doch auch in die übrigen Werke geschichtlich und analytisch in ganz anderer Weise ein als Frimmel, und das Verhältnis der einzelnen Teile zu einander wäre wohl ein noch günstigeres geworden, wenn er das letzte Kapitel, „Kantaten und Passionen", noch selbst hätte ausarbeiten können. Die Aufgabe in engem Rahmen ein anschauliches Lebensbild eines Meisters zu entwerfen und den Leser zugleich in seine Werke einzuführen, hat **Leopold Schmidt** in seinem **„Mozart"** (1912) gut gelöst. Besonders erfreulich ist es, daß er sich nicht einfach an Otto Jahn hält, sondern auch die neuere Forschung heranzieht und so z. B. im Anschluß an Chrysander und Kretzschmar Mozarts Verhältnis zur italienischen Oper richtig darstellt. Daß man sich mit dem Verfasser nicht in allem einverstanden erklären kann (so erscheint ihm z. B. „Das Veilchen" zu dramatisch; so wird er dem herrlichen Fragment der c-Mollmesse nicht gerecht) hat wenig zu bedeuten.

Ein neues biographisches Unternehmen hat der Verlag Breitkopf und Härtel in Leipzig mit seinen „Musikbüchern" ins Leben gerufen. Hier scheint ein fester Grundplan zu bestehen, indem jedes der Bändchen, das nur eine Mark kostet, die Lebensbeschreibung eines Meisters neben einer selbstverständlich knappen Einführung in seine Werke bringt. Sehr gut gelungen ist, abgesehen von der Einleitung, **M. Morolds „Bruckner"** (1912) worin der Lebensgang des schlichten Mannes anziehend erzählt und seine Eigenart als Symphoniker in großen, aber scharfen Zügen herausgearbeitet wird. Ein bedauerlicher Mangel ist es freilich, daß seine kirchlichen

Kompositionen ganz außer acht gelassen sind. Weniger befriedigt hat mich des gleichen Verfassers **„Hugo Wolf"** (1912), namentlich weil mir die Mannigfaltigkeit seines Liedstiles, die Abwesenheit jeder Prinzipienreiterei, nicht genügend betont zu sein scheint. **La Mara** versucht in ihrem **„Mendelssohn"** (1912) die Besprechung der Werke mit der Lebensdarstellung zu verschmelzen. Für Biographien von so kleinem Umfang aber ist es wohl empfehlenswerter, beide Teile getrennt zu halten. Freilich ist es ungemein schwer, zusammenfassende Charakteristiken zu geben, und in gewissem Sinne ist es kein Paradoxon, daß die Aufgabe des Biographen um so mehr wächst, je geringer der Umfang seines Buches ist. Leider nimmt man heute meist noch den entgegengesetzten Standpunkt ein.

Dr. Richard Hohenemser in Berlin

Schöne Literatur

Clemens Brentano, Nachtwachen von Bonaventura, herausgegeben von Erich Frank. Heidelberg 1912

Bereits im Titel tritt diese Edition eines vielgenannten Buches höchst anspruchsvoll auf: die Hypothese, für die der Herausgeber in der einhundertundfünf Seiten langen Einleitung kämpft, wird gleich auf dem Umschlag als unwiderlegbare Tatsache verkündet. Von einem berühmten Dichter, von Clemens Brentano, sollen die „Nachtwachen des Bonaventura" stammen, jenes 1804 erschienene Werkchen, das man lange Zeit irrig dem Philosophen Schelling zuschrieb und das vor kurzem unter Angabe guter Gründe einer Nebengestalt der Romantik, Fr. G. Wetzel, zugewiesen ist. Frank befaßt sich gar nicht damit, diese letzte Annahme zu widerlegen; er sucht lediglich die seine zu beweisen. Gut, wenn ihm dies gelingen wollte. Leider aber überzeugt Frank in keiner Weise. Innerlich sind die „Nachtwachen" dem Wesen Brentanoscher Poesie durchaus fremd; die äußeren Beweismittel Franks sind sämtlich angreifbar. Und wenn Frank sich eine Schutz- und Zufluchtsmauer in der „Anwendung des sprachvergleichenden Verfahrens" errichtet hat, so ist diese Wissenschaftlichkeit nur eine scheinbare. Hoffentlich findet Frank einen Rezensenten, der ihm das in wissenschaftlicher Form eingehend nachweist. Ich sehe in Franks Arbeit geradezu ein Musterbeispiel für die falsche Art der Beweisführung, die — blind nach allen anderen Seiten — für die einmal gewählte Hypothese viele winzige Belegmittel, in Wahrheit Zufälligkeiten, heranzerrt, bis eine Scheinmöglichkeit entsteht. In der Tat hat es nicht an Zustimmung gefehlt. Demgegenüber kann nicht bestimmt genug betont werden, daß durch Franks Edition die Werke eines berühmten Dichters ohne triftigen Grund um einen wesensfremden Bestandteil vermehrt werden sollen. Frank möchte in den „Nachtwachen" sogar „Brentanos bedeutendstes Werk" finden. Sehen wir einmal von Brentano ganz ab — etwas „wirklich Großes" oder „das vielleicht geistreichste Werk der Romantik", wie Frank sich ausdrückt, sind die „Nachtwachen" überhaupt nicht, sondern sie sind eine talentvolle Jean-Paul-Nachahmung, die sich durch eine gewisse Wildheit von dem Vorbild originell unterscheidet. Daß das Werk dem Anhänger Jean Pauls Fr. G. Wetzel zugehört, hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich.

Karl Freye in Berlin

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 26/27.

Deutſche Weltpolitik nach der Orientkriſis

Von Prof. Dr. Otto Hoetzſch in Berlin

Die Balkankriſis, die monatelang Europa in Atem und in manchmal täglicher Erwartung des Kriegsausbruches gehalten hat, darf als beendigt gelten, wenigſtens inſoweit, als die Beziehungen und Intereſſen der großen Mächte dabei in Frage kommen. In Rußland iſt die beſonnene und nur vom realen Intereſſe des eigenen Reiches geleitete Staatskunſt der Miniſter Saſonow und Kokowzow ſiegreich geblieben gegenüber einer zwar kleinen, aber einflußreichen und ſehr viel Lärm machenden Gruppe. Wenn nun auch die Liquidation und das Verhältnis der Balkanſtaaten zueinander noch manche Schwierigkeiten machen werden, ſo darf doch mit einer gewiſſen Sicherheit damit gerechnet werden, daß in der nächſten Zeit aus dieſem alten Hexenkeſſel keine internationalen Verwicklungen hervorgehen werden.

Dafür haben ſich die Großmächte nun mit der neuen Lage abzufinden. Das weſentlichſte daran iſt zunächſt doch, daß ſich der Jahrhunderte alte und dadurch hiſtoriſch gewordene Gegenſatz Öſterreichs und Rußlands in dieſer orientaliſchen Frage nun allmählich löſen muß. Zwiſchen beiden ſtehen die emporgekommenen Balkanſtaaten, namentlich Bulgarien, und ſchließen nach menſchlichem Ermeſſen territoriale Ausdehnung jener beiden in der orientaliſchen Frage rivaliſierenden Großmächte nunmehr aus. Das iſt für den Frieden Europas und für das europäiſche Konzert zweifellos ein Gewinn, weil die damit ſich anbahnende Friedlichkeit zwiſchen Rußland und Öſterreich naturgemäß auf die Kriegsſtimmung Frankreichs gegen Deutſchland niederdrückend wirken muß.

Vom Standpunkt der beiden Großmächte iſt dieſer Ausgang freilich nicht ſo erwünſcht.

Rußland kann ſich allerdings damit abfinden: ſeine ruhigen Politiker haben ſchon ſeit dem Krimkrieg und dem Kriege von 1877 auf 1878 ein-

sehen gelernt, daß die alten Pläne Peters und Katharinas der Zweiten auf eine Ausdehnung des russischen Reiches in die Gebiete der orthodoxen Balkanslawen nicht durchführbar sind. Außerdem aber bleibt das realste Interesse Rußlands an der europäischen Seite dieser Frage durch die Entwicklung des letzten Winters ganz unberührt: die Frage der freien Durchfahrt durch Bosporus und Dardanellen. Da Bulgarien nicht in den Besitz Konstantinopels gekommen ist, bleibt diese Frage nach wie vor unverändert und kann Rußland eine Gelegenheit abwarten, die ihm diese für seine Machtentwicklung unbedingt notwendige Durchfahrt gewährt. Zudem aber hat der Krieg ja auch in keiner Weise die Interessen Rußlands in Kleinasien betroffen, wo eine möglicherweise in nicht zu ferner Zeit einsetzende Expansion Rußlands es für jene Verschiebung schadlos halten wird.

Dagegen ist die Konsequenz aus den Entscheidungen dieses Winters für den österreichischen Staat doch unerfreulich genug, und das muß zurückwirken auf die Art, in der wir in Deutschland das ganze Problem betrachten. Österreich hat definitiv, so weit man dieses Wort politisch überhaupt aussprechen darf, jene nach Südosteuropa gerichtete Politik aufgeben müssen, die in früherer Zeit mit dem Namen des Prinzen Eugen verbunden wurde, die es dann eineinhalb Jahrhundert — seit der Aufgabe von Belgrad — gänzlich liegen ließ und zu der es in der Neuzeit drei Anläufe nahm: unter dem Grafen Andrassy, unter dem Freiherrn von Aehrenthal und unter dem Grafen Berchthold.

Uns beschäftigen naturgemäß die beiden letzten Vorstöße am nächsten. Es ist keine Frage, daß sie mit ihrem anscheinend deutlich ausgesprochenen Willen zu einer aktiven Orientpolitik Österreichs in Deutschland mit lebhafter Zustimmung begleitet worden sind. Alles, was den mit uns auf das engste verbundenen österreichischen Staat konsolidiert, — und das tut eine energische und einheitlich nach außen betriebene Politik immer — mußte und muß uns hochwillkommen sein. Und darum ist es auch für den Deutschen doch schmerzlich zu sehen, daß diese beiden Anläufe in der Hauptsache gescheitert sind und zwar so, daß eine Wiederaufnahme jener österreichischen Politik im früheren Sinne nicht möglich ist. Ich glaube nicht, daß der endgültige Besitz Bosniens und der Herzegowina die Preisgabe des Sandjak aufwiegt, und vor allem den endgültigen Verlust von Saloniki, dessen große Bedeutung für Österreich z. B. der verstorbene Kronprinz Rudolph lebhaft betonte Denn auch daß den Serben der Zugang zur Adria verwehrt ist, daß Skutari von Montenegro geräumt wurde und die albanische Frage im österreichischen Sinne der Lösung zugeführt werden soll, ist dafür ebensowenig ein Äquivalent, wie die an sich und für den Dreibund hocherfreuliche Tatsache, daß die ganze Krisis Italien und Österreich einander näher geführt hat.

Der Reichsdeutsche vermag sich kein Urteil zu bilden über die Einzelheiten der österreichischen Politik in diesem Winter und es widerstrebt uns

naturgemäß auch, an dieser Politik unseres Bundesgenossen, mit dem wir gegebenenfalls zusammen zu fechten bereit waren, herumzukritteln. An der Tatsache freilich ist kaum etwas zu ändern, daß diese Politik nicht klar hat erkennen lassen, wo eigentlich ihre Ziele lagen, welches die Grenzen seien, hinter die man unter keinen Umständen zurückgehen würde, und daß infolgedessen, wie gesagt, der Ausgang unter allen Umständen mit einem Minus für Österreich abschließt.

Das wirkt aber auf Deutschland zurück. Denn dessen Stellung zur gesamten orientalischen Frage wird naturgemäß auch eine andere, wenn die Österreichs sich verändern muß. Es wird eine Hauptaufgabe unserer Politik in der nächsten Zeit sein, mit den Balkanstaaten, die ja nun ihre friedliche Konsolidierung anstreben werden, in gute und freundliche Beziehungen zu kommen, was an sich nicht schwer sein kann, da die realen Interessen aufeinander zuweisen. Aber die Konstellation ist für uns jetzt gegenüber dem erweiterten starken Bulgarien, gegenüber den gleichfalls gewachsenen Serbien und Griechenland eine andere als vorher. Der Zugang zum Ägäischen Meer, wie ihn Saloniki darstellt mit seiner Richtung auf Smyrna und die Bagdadbahn, ist auch nicht mehr in dem bescheidenen Maße zu Österreichs Verfügung, wie die Aehrenthalsche Politik das vor fünf Jahren proklamierte.

Regt mithin dieser Ausgang an sich an, die Orientierung der deutschen Weltpolitik erneut zu durchdenken, so kommt auf der anderen Seite dafür hinzu, daß in der Krisis des letzten Winters die Stellung Englands zu Deutschland eine völlig andere geworden ist. Es ist ein Wandel vom Herbst 1911 bis zum Mai 1913, der in höchstem Grade erfreulich ist und von dem nur zu wünschen ist, daß er von Dauer sein möge. Für die Orientierung unserer großen Politik ist das insofern von Belang, als ja bisher, da das Gespenst des englisch-deutschen Krieges immer drohte, Deutschland naturgemäß auf jedem Wege seiner weltpolitischen Expansion England als den gegebenen Widersacher und Gegner vorfand. Wird das jetzt anders werden? Wirkt die freundschaftliche Gemeinschaft beider Staaten in der Lösung der Balkankrisis so weit, daß nunmehr auch an anderen Stellen der Erde sich jene Rivalität lösen kann?

Für diese Erwägungen kommt eine kleine Schrift gut zurecht, die unlängst erschienen ist: Deutsche Weltpolitik und kein Krieg? Von ***. (97 Seiten. Berlin 1913. Puttkammer u. Mühlbrecht.) Man lasse sich durch den Titel nicht abstoßen, der allerdings so unglücklich wie möglich ist. Der Verfasser will sagen, daß eine deutsche Expansion in der Gegenwart möglich sei durch diplomatische Mittel ohne kriegerische Auseinandersetzung. Er hätte nur nicht das im Titel so ausdrücken sollen, daß das Ausland meinen muß, Deutschland wolle überhaupt an eine Möglichkeit kriegerischen Auftretens nicht denken. Gerade in einer Zeit, in der wir aus sehr begründeter Überlegung unsere Landmacht außerordentlich zu verstärken uns bemühen, hätten Verfasser und Verleger sich

das überlegen sollen. Auch in solchen Kleinigkeiten muß man auf die Wirkung bedacht und der Verantwortung sich bewußt sein. Ich fürchte, daß gerade der Titel, dem übrigens der Inhalt keineswegs etwa in Friedensseligkeit und dergleichen entspricht, manchen abschrecken wird, die Schrift zur Hand zu nehmen.

Diesem Inhalte aber rechtfertigt es sich näherzutreten. Denn wie man sich im einzelnen auch zu ihrem Gedankengang stellt, die Schrift ragt durch ruhige und sehr kenntnisreiche Betrachtung der großen Politik sehr hoch über ähnliche Erzeugnisse hervor. Mit Rücksicht auf gegenteilige Behauptungen sei übrigens besonders betont, daß die Schrift in keiner Weise offiziösen oder offiziellen Ursprunges ist.

Die Lage Deutschlands wird darin von jenem Grundgedanken aus untersucht, daß eine deutsche Expansion, über deren Begründung und Notwendigkeit kein Wort weiter zu verlieren ist, mit friedlichen Mitteln und ohne Krieg in heutiger Zeit durchführbar sei. Doch sei zu dem Motiv deutscher Expansion hier eins besonders bemerkt. Es hat sich im letzten Jahrzehnt einigermaßen gewandelt, insofern die alte Anschauung, daß Deutschland für seinen Bevölkerungsüberschuß Ackerbaukolonien brauche, zunächst widerlegt ist durch die Tatsache, daß nicht nur dieser Überschuß seine Nahrung in Deutschland findet, sondern, wie bekannt, wir sogar alljährlich hunderttausende nichtdeutscher Arbeiter heranziehen müssen. Und wenn Land für den Überschuß gebraucht wird, so ist dieses in unserem Osten ja reichlich vorhanden. Aber damit ist diese Frage nicht abgemacht. Wir haben heute zwar keinen Überschuß an Masse, den wir nach außen abzugeben hätten, wohl aber einen solchen Überschuß an Intelligenz. Die sehr ernste Frage, was auf die Dauer mit der immer mehr anschwellenden Menge akademisch Gebildeter werden soll, wird jetzt zu einem Motiv unserer Expansion. Wir brauchen Gebiete, wohin wir derartige Kräfte abgeben können, wo diese natürlich nicht selbst mit den Händen zu arbeiten hätten, sondern wo sie die Organisierung der Arbeit zu übernehmen und zu leiten hätten. Das trifft zusammen mit der anderen Notwendigkeit, daß unserer Volkswirtschaft immer mehr Rohstoff liefernde tropische und halbtropische Gebiete angegliedert werden müssen.

Wir stimmen dem Verfasser der Schrift darin zu, daß die Rückendeckung in Europa gegeben sein muß durch den Dreibund, dessen rein defensiver Charakter gegenüber mancherlei Überspannungen der Gegenwart mit Recht ausführlich betont wird, und durch freundliche Beziehungen zu Rußland. Zu dieser einen unerschütterlichen Grundtatsache unserer großen Politik kommt die andere hinzu, daß, wie es hier ausgedrückt wird, die deutsche Expansion unter allen Umständen an den Kanonen der englischen Nordseeflotte vorbei muß. Von diesen beiden Grundtatsachen aus ist die Frage zu stellen: wo liegt die Richtung oder wo liegen die Richtungen einer deutschen Expansion?

* * *

Die deutsche Expansion hat sich, seit Deutschland überhaupt in diesem Sinne Weltpolitik betreibt, ohne besonderen Zusammenhang, ja in ziemlicher Zersplitterung vollzogen. Wir haben uns zur gleichen Zeit in drei Kontinenten engagiert. Wir setzten uns in Kiautschau fest, erwarben die spanischen Inseln des Stillen Ozeans, begannen die Bagdadbahn und schlossen mit England ein Geheimabkommen über gewisse afrikanische Gebiete. Wir können die Gründe für diese Zersplitterung der Politik ebenso auf sich beruhen lassen, wie die für die Unsicherheit unserer öffentlichen Meinung über die Richtungen, in denen sich unsere Expansion bewegen soll. Wünschenswert ist unter allen Umständen, daß sich beides mehr kläre und daß sich in unserer öffentlichen Meinung vor allem das Chaos expansionspolitischer Ideen, die wir seit Mitte der neunziger Jahre hin und herbewegt haben, etwas setze. Es hat wohl bisher nicht anders sein können; Deutschland kam, wie so oft gesagt worden ist, als letzter in diese Weltpolitik hinein und mußte zugreifen, wo sich etwas bot, mußte auch, was gegenüber dem Tadel daran in dieser Schrift hervorgehoben sei, erst einmal überhaupt weltpolitische Erfahrungen machen, überhaupt erst in größerem Maßstabe aufs hohe Meer und über See hinaus gezogen werden. Aber nach ziemlich zwei Jahrzehnten solcher weltpolitischen Betätigung und Stimmung ist es allerdings erwünscht, daß wenige, aber klare Ziele und Richtungen sich herausarbeiten und mit voller Konzentration verfolgt werden. Denn darin liegt doch ein grundsätzlicher Unterschied, der auch bleiben wird, zwischen der englischen und deutschen Weltpolitik, daß die englische als die Politik einer überragenden Seemacht sich nach allen oder wenigstens vielen Richtungen erfolgreich betätigen kann, der deutschen aber bei der geographischen Lage dieser ausgesprochenen Landmacht das nur in wenigen oder nur in einer Richtung erfolgreich möglich ist. Unsere Schrift legt nun allen Nachdruck darauf, daß dies nur in einer Richtung möglich sei, und sucht als solche die Betätigung in Mittelafrika zu erweisen, anderseits die im nahen Orient als nicht nützlich und gefährlich darzustellen. Sie verlangt mit anderen Worten eine völlige Revidierung der Anschauung über Deutschlands Interessen im nahen Orient, die sich gerade in den letzten Jahren erst mehr zu verbreiten begann, und eine ausschließliche Konzentration deutscher Betätigung auf Zentralafrika.

Es kommt nun darauf an, was man unter „Betätigung" versteht. Meint man damit lediglich die Schaffung wirtschaftlicher Interessen, Kapital- und Wareneinfuhr, Abgabe von Intelligenz in fremde Gebiete, so ist nicht einzusehen, warum Deutschland mit seiner Kapitalkraft und seinem Überschuß an Intelligenz nicht in beiden Richtungen tätig sein könne, warum es nicht das eine tun und das andere nicht lassen solle. Versteht man aber unter solcher Betätigung die Schaffung einer mehr oder minder ausschließlich für Deutschland reservierten Interessensphäre, die gegebenenfalls auch politisch und militärisch zu verteidigen sei, so liegen die Dinge anders, und diese Schrift erwirbt sich im gegenwärtigen Augenblick ganz zweifellos ein Verdienst, wenn sie zu erneutem

Durchdenken der deutschen Politik im nahen Orient in dieser Beziehung veranlaßt.

Das entschiedene Eintreten für Österreich in jenen beiden Krisen ist bei uns vielfach und mit Recht auch damit motiviert worden, daß mit durch die österreichische Politik den deutschen Exportinteressen ein dauernd freies Feld geschaffen werden solle in den zukunftsreichen Gebieten der Balkanhalbinsel und dann auch Vorderasiens. In manchen Schriften dazu sah man schon ein großes deutsch-österreichisch-balkan-türkisches wirtschaftliches Interessengebiet zwischen Hamburg, Triest, der Südspitze Griechenlands und dem Ausgang der Bagdadbahn vor sich. Eine merkwürdige und immerhin beachtliche Äußerung des bekannten englischen Kolonialpolitikers Harry Johnston, die diesen Gedanken in recht abenteuerlicher Fassung aussprach, ist für diese Auffassung gewissermaßen als Schwurzeuge herangezogen worden. Wir verkennen nicht, daß in solcher Betrachtung ein großer zukunftsfroher Zug liegt, und sehen nicht ein, warum in Deutschland dergleichen nicht ausgesprochen werden soll, da es sich ja doch nicht um die Gewinnung politischer Interessensphären oder Kolonien handelt, sondern nur um ein großes wirtschaftliches Interessengebiet. Aber dabei ist nicht zu vergessen und das macht es wiederum schwer, sich diesem zweifellos verlockenden Gedankengang hinzugeben, daß heute die wirtschaftlichen Interessen auf diesem Gebiete im Gesamtbereich unserer Interessen noch erst einen verhältnismäßig geringen Teil einnehmen. Sie betragen doch für unseren deutschen Gesamthandel in Ausfuhr und Einfuhr, selbst wenn man dabei Österreich, Italien, die gesamte Türkei, Rumänien, Bulgarien, Serbien und Griechenland zusammenrechnet, nur höchstens ein Sechstel (1911 von 17,8 Milliarden Mark nur 2,7 Milliarden). Ob diese Interessen in großem Umfange steigerungsfähig sind, auch wenn die Bagdadbahn alle auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllt, ist doch recht zweifelhaft. Es ist ganz richtig und wird jetzt auch mit gutem Grunde häufiger betont, weil es für unser Verhältnis zu England von großer Wichtigkeit ist, daß im Überseehandel England nach wie vor an der Spitze bleibt und die große Vorwärtsbewegung Deutschlands vor allem aus seinem Landhandel stammt. Aber dabei muß gleich beachtet werden, daß innerhalb dieses Landhandels die Interessen Deutschlands gegenüber jenem (schon sehr weit gezogenen) Gebiete Südosteuropas und Vorderasiens nicht erheblich viel größer sind, als seine wirtschaftlichen Interessen mit Rußland (Gesamthandel in 1911 für jenes Gebiet 2,7 und mit Rußland 2,2 Milliarden Mark). Schon diese wirtschaftliche Teilung weist darauf hin, daß die Stellung Deutschlands zum nahen Orient kompliziert genug ist. Dauert die innere Erstarkung Rußlands an, so wird in absehbarer Zeit das wirtschaftliche Interesse Deutschlands an seinem östlichen Nachbarn das am nahen Orient erreicht oder übertroffen haben.

Zu diesen wirtschaftlichen Interessen Rußland gegenüber kommen aber weiter die politischen. Wie schon betont wurde, rückt der asiatische Teil

der Türkei für Rußland in immer stärkere Beleuchtung, je mehr es sich daran gewöhnen muß, seinen Ansprüchen auf den europäischen Teil zu entsagen. Bei jedem Engagement Deutschlands also nach dieser Richtung hin ist doppelt und dreifach zu erwägen, ob es nicht die allgemeinen Beziehungen zu Rußland gefährdet, die heute trotz allem im großen und ganzen gut und günstig geworden sind. An jener einen Grundtatsache unserer Lage nach außen, den guten Beziehungen zu Rußland, darf auch die Betätigung Deutschlands im Orient nicht rütteln.

Sie darf das um so weniger jetzt, da sich eben durch den letzten Winter die Verhältnisse grundlegend geändert haben, da, wie nun nochmals betont sei, eine aktive Balkanpolitik Österreichs nicht mehr möglich ist und die Erwartungen auf eine Gesundung der Türkei in bisherigem Umfange sich nicht erfüllt haben. Durch diese Entwicklung kommt Deutschland in die Lage, bei einem übermäßigen Engagement im nahen Orient dieses von sich aus und zur See, d. h. dann gewissermaßen als Mittelmeermacht, verteidigen zu müssen. Davon kann aber gar keine Rede sein und unter diesen Gesichtspunkten kann z. B. eine beinahe programmatische Äußerung nicht als politisch richtig und günstig bezeichnet werden, wie sie der deutsche Botschafter in Konstantinopel am 27. Januar 1918 mit seinem Hinweis auf die vitalen Interessen Deutschlands in Anatolien getan hat. Niemand, der die expansiven Kräfte unseres Volkes kennt, wird gegen ihre Betätigung in Kleinasien sein oder von der Preisgabe unserer Interessen dort reden können. Aber ich glaube, daß eben die Ereignisse des letzten Winters und ihre Folgen uns sehr ernsthaft veranlassen, genau zu überlegen, wie weit dabei gegangen werden kann. Wirtschaftliche Betätigung ist schon deshalb weiterhin nötig, weil bereits hunderte von Millionen deutschen Kapitals dort arbeiten. Aber Deutschland darf sich dort nicht ein System von Interessen schaffen, das zu politischen und militärischen Engagements führen würde, weil es dann in der ungünstigsten Situation den Kampf darum zu beginnen hätte, die sich denken läßt. Die Grenze, die dort der Betätigung Deutschlands vom Standpunkte seiner realen Interessen aus gezogen ist, ist ganz klar. Sie ist wohl in der Politik des Freiherrn von Marschall, der seine bedeutende staatsmännische Kraft für ein zweifellos großes Ziel deutscher Auslandspolitik ganz einsetzte, überschritten worden und die Folge macht sich jetzt bemerkbar, wo die große Umgestaltung in der orientalischen Frage in der Hauptsache perfekt ist.

Demgegenüber fordert unsere Schrift, die wir zum Ausgangspunkt dieser Auseinandersetzung nehmen, daß Deutschland sich vielmehr mit aller Kraft nach einer anderen Richtung seiner Expansion wende, wo jene allgemeinen politischen Bedenken nicht vorhanden seien, nämlich nach Zentralafrika. Dort sollen für uns die „besten und man muß hinzufügen, die einzigen Aussichten" liegen. Das ist übertrieben und wirkt so noch stärker, weil es sich um Gebiete handelt, die nicht mehr frei sind, sondern Portugal und Belgien gehören. Die Schrift wendet sich auch mit vollem Recht sehr entschieden gegen eine

Auffassung, als wenn Deutschland seine Expansion politisch auf diese Gebiete ausdehnen solle, und verficht nur die Forderung stärkster wirtschaftlicher Interessierung im ganzen zentralafrikanischen Gebiete mit Portugal und Belgien zusammen, besonders zunächst in verkehrspolitischer Beziehung, für die ganz Zentralafrika als ein einheitliches Gebiet behandelt werden müsse. Es ist mißlich, sich auf dieses Terrain zu begeben, wo sofort Mißdeutungen laut werden können und der andere Teil, in diesem Falle Belgien und Portugal, stutzig werden muß. Immerhin kann ruhig der Zweifel ausgesprochen werden, ob die beiden Staaten auf die Dauer in der Lage sein werden, diese ihre Kolonien zu behaupten, ebenso wie ein solcher Zweifel in bezug auf Holland und seine Südseekolonien ausgesprochen werden kann. Denn die Geschichte der letzten Jahrzehnte zeigt, daß, je mehr die Weltpolitik die ganze Erde umfaßt, um so mehr nur große Staaten darin dauernd mitsprechen können. Deshalb wird ja z. B. die Idee des Balkanbundes über alle kleineren Gegensätze hinaus mit elementarer Kraft wirksam bleiben, wenn überhaupt die dort emporstrebenden Staaten irgend etwas bedeuten wollen. Und so ist es auch in bezug auf das Mißverhältnis, das heute zwischen den beiden europäischen Staaten Portugal und Belgien einerseits und ihrem Kolonialbesitz anderseits besteht. Aber dergleichen im einzelnen zu erörtern, ist nicht opportun. Dagegen ist allerdings für diesen Gedanken zu fragen, wie die wirklich großen Kolonialmächte in Afrika zu einer Idee stehen, die auf eine stärkere wirtschaftliche Durchdringung Zentralafrikas mit deutschem Kapital, deutscher Technik und Intelligenz hinweist. Das sind Frankreich und England.

* * *

Die Aufteilung Afrikas, die in den siebziger Jahren begann, ist in der Hauptsache heute zum Stillstand gekommen, zu einem Stillstand, der ebensowenig wie alles Gewordene ewig zu sein braucht, mit dem aber für unsere politischen Kombinationen gerechnet werden muß. England und Frankreich haben sich durch das Abkommen von 1904 geeinigt, und die daraus für England erfließenden Verpflichtungen sind mit dem Marokko-Kongo-Abkommen zwischen Deutschland und Frankreich erledigt. Man darf wohl annehmen, daß Frankreich, das ja mit Marokko reichlich zu tun hat, in bezug auf afrikanischen Kolonialbesitz „saturiert" ist und daß es einer wirtschaftlichen Ausdehnung Deutschlands in Zentralafrika nicht entgegentreten würde. So mühsam die Verhandlungen 1911 waren, so ist doch aus ihnen der fruchtbare Gedanke hervorgegangen einer Ausdehnung Deutschlands an eines der großen Stromsysteme selbst. Diese Bedeutung des Abkommens vom November 1911 kann mit aller absprechenden Kritik an unseren neuen Erwerbungen nicht aus der Welt geschafft werden, mit einer Kritik übrigens, der, auch wenn sie von Fachmännern aus Augenschein geübt wird, immer die Unsicherheit ihrer Grundlage entgegengehalten werden muß. Bekräftigt wird diese Auffassung und die Möglichkeit weiterer

Entfaltung ferner dadurch, daß Frankreich im Abkommen mit Deutschland zwar nicht ausdrücklich auf sein vertragsmäßiges Vorkaufsrecht auf den Kongo verzichtet, aber sich verpflichtet hat, im Kongobecken keine territorialen Veränderungen vorzunehmen ohne Deutschland und die anderen Signatarmächte der Kongoakte, so daß also die weitere internationale Behandlung des Problems gesichert ist. Und das ist für Deutschland zunächst die Hauptsache.

Wichtiger bleibt aber doch die Haltung Englands. In dieser ist nicht nur allgemein, sondern auch Afrika gegenüber eine deutlich erkennbare Änderung eingetreten. Die vorliegende Schrift erinnert mit berechtigtem Nachdruck an die außerordentlich wichtige Erklärung, die Sir Edward Grey im Parlament am 27. November 1911 abgegeben hat und die hier im Hauptteile wiedergegeben werden muß:

„Nach meiner Ansicht — wenn ich auch in dieser Frage nur für mich selber sprechen möchte — ist es eine weise Politik für England, daß wir uns so wenig wie möglich weiter ausdehnen, namentlich durch künftige Erwerbungen in Afrika. Natürlich gibt es gewisse Gebiete in Afrika, die in absoluter Grenznachbarschaft mit britischen Besitzungen liegen, namentlich mit denen der südafrikanischen Union, und die wir nicht in andere Hände kommen lassen könnten, wenn territoriale Veränderungen stattfinden sollten. Und wenn es zu großen territorialen Veränderungen käme, so würde es in der Nachbarschaft britischen Gebiets andere Fragen wie Grenzregulierungen geben. Aber das ist keine Expansionspolitik, und wenn es so große territoriale Veränderungen in Afrika geben sollte, die natürlich in Freundschaft und durch Verhandlungen mit anderen Mächten zustandekommen müßten, dann sind wir, wenn Deutschland mit anderen Ländern freundschaftliche Vereinbarungen in bezug auf Afrika treffen will, nicht bestrebt, ihm und den anderen Ländern in den Weg zu treten. Ich halte das für eine weise Politik für England, und wenn es für uns eine weise Politik ist, sich nicht in große Expansionspläne einzulassen, so würde es nach meiner Meinung diplomatisch wie moralisch falsch sein, anderen gegenüber eine mißgünstige Politik zu verfolgen."

Diese Erklärung ist damals vom Führer der Opposition gleichfalls abgegeben worden. Ihr Sinn ist seitdem, auch in bezug auf andere Expansionsgebiete der Erde, z. B. auf Persien, häufiger wiederholt worden, so daß wir berechtigt sind, darin eine dauernde Neuorientierung der großen englischen Politik zu sehen, für die sich ja auch sonst, in der Haltung Englands zur Balkankrise, im — soweit man davon sprechen kann — politischen Programm des Königs Georg u. ä., eine ganze Reihe Symptome anführen lassen. Der durch die englische Politik jetzt gehende Gedanke scheint doch zu sein das Bemühen, die Selbstverwaltungskolonien enger mit dem Reiche zu verbinden und, worauf in unserer Schrift nicht hingewiesen wird, Ägypten und Indien unbedingt zu sichern und zu diesem Zwecke gleichfalls miteinander zu verbinden. Man ist daher in Afrika vorläufig gleichfalls saturiert, freilich mit allen Vorbehalten, die in der Rede

Sir Edwards ja recht deutlich ausgesprochen sind. Ist das alles richtig, dann würde England einer stärkeren deutschen Expansion in Zentrafrika nicht feindlich gegenüberstehen und auch an seiner Seite stehen, wenn in diesen Gebieten Neuordnungen Platz greifen würden, wie sie z. B. der vielberufene Geheimvertrag zwischen England und Deutschland über Portugiesisch-Südwestafrika von 1898 schon vor Jahren als möglich in Aussicht nahm. Im einzelnen darauf einzugehen, ist gar nicht möglich, da hier in dieser Beziehung alles hypothetisch ist. Und leicht wird es nicht sein, Fragen, wie z. B. das Katanga-Problem, in dem Sinne zu lösen, wie ihn unsere Schrift anscheinend für möglich hält.

Darin aber stimmen wir mit ihr überein und darin liegt ihr Verdienst, daß sie auf zweierlei so entschieden hinweist: auf die unbedingte Notwendigkeit für Deutschland, sein Kapital und überhaupt seine expansiven Kräfte stärker in Zentralafrika zu entwickeln, und zweitens, daß eine deutsche Expansion überhaupt und unter allen Umständen nur möglich ist unter Zustimmung Englands. Diese Zustimmung muß Deutschland entweder freundschaftlich erwerben oder sich erkämpfen. Jetzt liegt erfreulicherweise die erstere Alternative im Bereich des Möglichen, nachdem es lange Jahre geschienen hatte, als könne sich Deutschland die Ellbogenfreiheit nur in einem Kriege mit England erkämpfen. Und wenn hier mit aller Vorsicht und gutem Willen weiter gearbeitet wird, so ist wohl auch möglich und zu hoffen, daß dauernde Früchte daraus erwachsen. Immer und immer wieder muß unsere öffentliche Meinung auf das Unerbittliche dieser Situation hingewiesen werden und muß sie bei jeder Einzelfrage die Erwägung anstellen, ob sie ein Durchbiegen mit allen Mitteln und allem Risiko wert ist und ob die allgemeine Situation Deutschlands das gestattet, die, wie zum Überfluß nochmals betont werden mag, von jenen beiden oben bezeichneten Grundtatsachen nicht abweichen darf. Wir glauben, daß bei aller Schwierigkeit der Probleme, die sowohl in Afrika wie in Vorderasien liegen, zwischen Deutschland und England auf diesem Wege erfolgreich und freundschaftlich weitergegangen werden kann und daß die Hoffnungen unserer Schrift in gewissem Maße berechtigt sind. Nur müssen wir uns dabei völlig von der Vorstellung frei machen, als ob uns bei diesen Auseinandersetzungen etwas eigentlich bereits gehöre. Ein Recht auf koloniale Gebiete hat nur, wer die Macht hat. Die hat England in Ägypten und in Südafrika und anderswo gehabt. Und die damit gegebene Situation muß jede ernsthafte Erörterung bei uns einfach akzeptieren. Die oft angestellte Erwägung, daß England sich so viel erworben habe und wir nichts, daß gewissermaßen erst eine Rechnung über alles das aus den letzten zwei oder drei Jahrzehnten aufgestellt werden müsse, ist, wenn sie menschlich auch erklärlich ist, politisch einfach naiv und scheidet aus jeder ernsthaften Diskussion mit den anderen, aus der wir für uns etwas wollen, aus.

Es sind nicht gerade einfache und mit wenigen Schlagworten auszudrückende Gedankengänge, die durch diese Broschüre ausgelöst werden. Das ist aber

das Charakteristische für unsere Weltpolitik überhaupt und das will naturgemäß der allgemeinen Beurteilung bei uns so sehr schwer eingehen, die erklärlicherweise immer kurze, bestimmte Schlagworte und Forderungen verlangt, die nicht einsieht, warum es dem Engländer oder Russen möglich ist, mit wenigen Worten seine weltpolitischen Ansprüche auszudrücken, und warum uns das nicht auch möglich sein soll. Wer sich mit den Dingen beschäftigt, braucht dafür keine Erklärung. Das ist eben die Folge der deutschen Geschichte seit Beginn der Neuzeit, an der wir tragen, die überall in der Gegenwart noch auch in den kleinen politischen Geschäften des Tages sich spürbar macht. Es ist auch keine Frage, daß dadurch unsere offizielle auswärtige Politik einen Zug der Undurchsichtigkeit und Unübersichtlichkeit erhalten kann. Der Verständige wird sie darum nicht schelten können, sondern spüren, daß sie sich der Kompliziertheit unserer Lage und der Schwierigkeit, unsere Forderungen im einzelnen klar zu formulieren, stets bewußt ist. Daß sie dabei die großen Grundtatsachen unserer politischen Existenz immer fest im Auge hält, sollte man ihr vielmehr danken. Grundsätzliche Kritik, wie sie bei uns zur Genüge und oft genug ohne ausreichende Kenntnis geübt wird, wäre nur dann gerechtfertigt, wenn diese Kompliziertheit unserer Lage und Stellung zum Vorwande genommen würde für die Vernachlässigung unserer eigentlichen Lebensinteressen, mit anderen Worten: für die Scheu auch vor einem Kriege. Das ist aber erst recht nicht der Fall. Unzweideutig genug ist von Deutschland mehrmals in den letzten Jahren erklärt worden, daß es vor einem Kriege nicht zurückscheut, und vielleicht noch wirksamer als dies ist, daß im letzten Winter neben der klug sich zurückhaltenden, auf den Frieden bedachten Diplomatie unseres Reiches von demselben Staatsmann die Durchführung der größten Rüstungsvorlage in die Wege geleitet worden ist, die Deutschland bisher gesehen hat. Das gehört innerlich durchaus zusammen, und aus all den schwierigen und nicht ganz übersichtlichen Gedankengängen, die hier entwickelt worden sind, leuchtet doch mit größter Stärke das eine hervor, daß Deutschland in der Hauptsache, ohne daß wir das (rückendeckende) Bündnis mit Österreich unterschätzen wollen, auf seine eigene Kraft angewiesen bleibt. Wenn die deutsche große Politik in den Wirrnissen dieses Winters unbedingt auf den Frieden hingearbeitet, zugleich aber um eine entsprechende Rüstung unseres Volkes sich bemüht hat, für den Fall, daß aus allem doch die Notwendigkeit eines nicht gewollten, aber auch nicht gefürchteten Krieges entspringt, so stand und steht sie damit auf einem Standpunkte, der genau den realen Interessen unseres Volkes entspricht. Sie beherzigt dabei vollkommen die abgedroschen klingenden und doch ewig wahr bleibenden alten Sätze, daß die Politik die Kunst des Möglichen und der Krieg nur die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist.

Deutsches Bluts- und Bodenrecht

Von Dr. Hans Ratjen in Hamburg

Es sind von je die stolzen Eroberervölker, es sind die von Skandinavien, der früheren, und von Deutschland, der späteren Völkerwiege, ausgehenden Herrenvölker gewesen, die bei Regelung der Frage, wer zu ihnen gehöre oder nicht, gefußt haben auf dem reinen Blutsrechte, dem sogenannten Personalgrundsatze. Wenn Haus und Hof den zweitgeborenen Ritterkindern keinen Raum mehr ließen, wenn sie an Nordfrieslands Küste ihr Schwert, den kurzen Sachs um sich banden und die Kriegskähne ins Wasser schoben, um die britischen Kelten totzuschlagen, dann war diesen Enterbten nur dreierlei heilig: ihr Blut, ihre Familie, ihr Volk. Letzten Endes mag denn auch der vielbewunderte englische Grundsatz, der bis zum Jahre 1870 in unbeschränkter Geltung war, jener Grundsatz nämlich, daß die englische Untertanenschaft im Auswanderer unzerstörbar sei bis zu Kind und Kindeskind, zurückzuführen sein auf das Jahrhundert der Hengist und Horsa, auf unser fahrendes und doch so sehr an sich selbst festhaltendes Volk. Das waren wir auch später noch, als wir „gen Ostland" fuhren. Wir waren es, bis Hanse und Deutschorden niedergingen, bis hin in die Zeit, in der der Dreißigjährige Krieg uns den Rest gab und das neuentdeckte Amerika unsere Enterbten aufnahm. Diese freilich kamen waffenlos, gedrückt und zermürbt, ein armselig „Heer ohne Offiziere". Damals war es denn auch mit der Vollgeltung unseres Blutes- und Abstammungsrechts zu Ende, der amerikanische Boden bürgerte alle ein, die sich auf ihm niederließen.

Nicht daß es erst im amerikanischen Rechte entstanden wäre, dieses dem Eroberrerrechte (Personalgrundsatz) entgegengesetzte, von dem großen überseeischen Einwanderungslande verfochtene Territorialprinzip (Bodenrecht). Allüberall vielmehr, wo sich in alter Zeit jenseits der See und des Rheines unsere angelsächsischen und fränkischen Staatengründer in dünner Herrenschicht über Kelten und Romanen setzten, allüberall, wo sie ihr Capua fanden und das Wandern verlernten, mußte sich dieser Schwertadel den Boden und die auf ihm geborenen Menschen dienstbar machen. Die Leibeigenschaft ist ein Auswuchs dieser Bodenherrlichkeit. Wie später selbst der kleinste Grundherr sein: „Die Luft macht eigen" aufstellen und seine Knechte an die Scholle binden konnte, so hat es

schon unter den fränkischen Herrschern den Grundsatz gegeben, daß der Boden eigen, wehrpflichtig und staatsangehörig mache und daß er den stammesfremden Zuwanderer, vor allem aber auch seine, auf dem fürstlichen Territorium geborenen Kinder ohne weiteres ergreife.

Der Gedanke, daß die Geburt auf dem Staatsboden für die Staatsangehörigkeit entscheidend sei, ist der wichtigste Inhalt des Territorialprinzips, ausgebildet überall dort, wo, wie in Rußland, der von Norden vordringende Waräger oder wo, wie in Frankreich, die burgundisch-fränkischen Staatengründer darauf angewiesen waren, das bodenständige Volk zu sich heranzuziehen, um schließlich selbst bodenständig zu werden.

In Rußland geriet der dünngesäete, dem Wasser entfremdete Germane in die Steppe und in ein slawisches Nitschewo hinein. Deshalb bildete sich dort das Bodenrecht in einem engherzigen auf das Blutsrecht völlig verzichtenden Sinne aus: erst langsam und erst in unseren Tagen löst sich Rußland von einem Gesetze, das den Auswanderer verstößt und die Auswanderung zeitweilig sogar unter Strafe stellt. So sehr hat Rußland das im Auswanderer fortwirkende russische Blut über dem ausgeprägten russischen Bodenrechte vergessen können.

Wie anders das Seefahrerrecht der Normannen und der Angelsachsen. Wo der Germane an „See und Sand" saß, wo das freie Meer seinen Geist befreite, da hat er das Stammes- und Personalrecht unabhängig vom Bodenrechte hoch gehalten. Stolzer in der Tat und schärfer konnte das Recht des Blutes nicht zum Ausdrucke kommen, als in der „Magna Charta" von 1215: „Licet unicuique exire de nostro regno — salva fide nostra." — „Jedermann mag abwandern aus unserem Königreiche, unbeschadet der Treue zu uns." Manchem mag freilich das „salva fide nostra" allzusehr nach einem Zwange des Auswanderers zur Königstreue klingen. England selbst aber hat diesem Grundsatze der Unzerstörbarkeit seines Bürgerrechts mit seinem Gesetze vom Jahre 1870 den Zwangscharakter genommen. Die Unzerstörbarkeit beruht seitdem nur noch auf dem freien Willen seiner Auslandsbürger. Zudem auf einer klugen, teils entgegenkommenden, teils ausweichenden Behandlung des etwa freiwillig oder automatisch erworbenen fremden Bürgerrechts und endlich auf der Wehrfreiheit, die für den Auslandsbriten eine von dem Auslandsdeutschen grundverschiedene Lage schafft. Neben Englands kolonialer, politischer und wirtschaftlicher Machtstellung liegt ganz überwiegend in dieser Wehrfreiheit der unleugbare Vorsprung, den die englische Treue gegenüber der deutschen in der Welt da draußen besitzt.

Durch das bisherige deutsche Gesetz wurde dieser Vorsprung vergrößert: Deutschland schickt sich erst jetzt an, jene auf rein militärischen, auf rein preußisch-binnendeutschen Grundsätzen beruhende, mehr als ein Menschenalter hindurch in Geltung gewesene Bestimmung zu beseitigen, die den Auslandsdeutschen zwar zehn Jahre nach der Abwanderung hindurch der Wehrpflicht halber am Reiche

festhielt, ihn aber, wenn er nicht innerhalb dieser Zeit für seine Eintragung in die Listen des Konsuls sorgte, nach Fristablauf aus der reichsdeutschen Gemeinschaft ausstieß.

Eines von deutschen Heeresbedürfnissen diktierten Zwanges zum Verbleibe beim Reiche, wie er in jenen zehn Jahren lag, glaubt Deutschland, obwohl es im Inlande fortan alle wehrfähigen Männer zur Fahne heranziehen will, künftig entraten zu können. Damit entfällt auch die oft als geringschätzig bezeichnete Art, in der Deutschland bislang, allen Mahnern zum Trotze, die Erhaltung der überseeischen Reichsgemeinschaft vernachlässigte. Man verlangte bislang vom Deutschen, daß er den Willen, über zehn Jahre hinaus deutsch zu bleiben, innerhalb der zehn Jahre durch den Antrag auf Eintragung in die Listen der Konsuln bekunden solle. Man stellte also die staatliche Vermutung einer mangelnden Treue auf, widerlegbar lediglich durch die Eintragung. Es war der Norddeutsche Bund, der wenige Jahre vor der Reichsgründung diese für mehr als ein Menschenalter in unsere Reichsgesetzgebung übergegangene Bestimmung schuf, die von unseren nationalen Verbänden mit anhaltender Verbitterung schon darum bekämpft worden ist, weil sie des deutschen Blutes im Auswanderer und seinen Kindern nicht achtete und ausging von der Meinung, die Wehrpflicht werde in Vätern und Söhnen den Willen zum Deutschtum immer wieder zerstören.

Diese Meinung und die aus dieser Vermutung hervorgegangene Bestimmung war einseitig, aber sie war ihrem geschichtlichen Ursprunge nach nicht ganz so unbegreiflich, wie sie uns Deutschen von heute erscheinen möchte. Und auch künftig werden wir auf Englands Vorsprung, sollte sich unser neues Reichsgesetz selbst zum verständigsten von der Welt gestalten, solange mit einer gewissen Entsagung blicken müssen, als nicht entweder Deutschland seinen Auslandkindern die Wehrfreiheit gewährt oder England sich unter dem Drucke kontinentaler Kräfte veranlaßt sieht, auch seinerseits die allgemeine Wehrpflicht einzuführen. Es ist bitter aber wahr, und wird trotz aller überaus anerkennenswerten und im neuen Gesetzentwurfe geplanten Erleichterungen immer Wahrheit bleiben, daß der Auslanddeutsche sich mit der Eigenschaft eines Trägers unserer Kultur trösten, aber die reichsdeutsche Eigenschaft fast immer abstreifen wird, wenn er sich oder seine Kinder vor die Notwendigkeit gestellt sieht, über das Weltmeer, sei es auch mit Unterstützung aus dem speziellen Reichsfonds, zurückzueilen, um in Deutschland oder seinen Kolonien Waffendienst zu tun. Daß dieser Reichsfond bislang kaum jemals, vielleicht sogar noch nie in Anspruch genommen worden ist, zeigt leider, wie wenig alle sonstigen persönlichen Erleichterungen eine größere Bereitwilligkeit zu dem oft enormen Opfer erhoffen lassen. Wenn überhaupt, wird man nur an Angehörige derjenigen Kreise denken dürfen, aus denen sich die Einjährig-Freiwilligen rekrutieren; gerade hier jedoch steht die seltene Ausstattung der deutschen Auslandschulen mit der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienste der Ausübung der Wehrpflicht im Wege.

Mag es also selbst unter fremdem Kleide fortleben, das alte deutsche Blut, für unser Reich als solches zerstört die teuto-germanische Wehrpflicht nur gar zu leicht unser von Ewigkeit her ererbtes Blutsrecht der Normannen, Sachsen und Franken.

Angesehene deutsche Auslandkreise, so unter anderem der Verband deutscher Flottenvereine im Auslande, haben deshalb für die Auslanddeutschen Wehrfreiheit gefordert. In unserer eisernen Zeit war es das begreifliche Schicksal dieses Gedankens, daß ihn der deutsche Reichstag schon in der ersten Lesung des Reichsangehörigkeitsgesetzes verwarf und an seiner Stelle den Grundsatz, daß auch fürderhin keine Reichsgemeinschaft ohne Wehrgemeinschaft bestehen solle, auf den Schild erhob. Eine im Reichstage noch nicht erörterte, aber überaus wichtige Ausnahme ließe sich vielleicht für die im Auslande geborenen Kinder reichsdeutsch gebliebener Väter schaffen, denn die Wehrfreiheit ihrer künftigen Kinder könnte den Deutschen im Reiche schwerlich den Anreiz zur Auswanderung bieten. Die Wehrfreiheit dieser Auslandgeburten oder ihre grundsätzliche Überweisung zur Ersatzreserve ist aber auch das einzige, was sich zur Stärkung unserer kaufmännischen und kulturellen Auslandarmee erörtern ließe. Wir werden insbesondere verzichten müssen auf den in seiner geschmeidigen Einfachheit überaus bemerkenswerten Weg, den das britische Blutsrecht einschlägt, um sich dem dauernden Einflusse fremden Bodenrechts zu entziehen. Solange und nur genau solange, als der in Brasilien oder Argentinien, in Frankreich oder sonstigen Ländern des Okzidents — denn diese alle huldigen auf eigenem Boden dem Territorialgrundsatze — geborenen und durch die bloße Tatsache seiner Geburt eingebürgerte Engländer sich in dem Neulande seiner Geburt aufhält, achtet England des fremden Bodens, der fremden Luft, der fremden Herrschaft und des fremden Bürgerrechts. Mit der Rückkehr in die Heimat lebt der unverwüstliche John Bull wieder auf. Ein Antrag auf Wiederaufnahme wird nicht erfordert. Das Band braucht nicht neu geknüpft zu werden, denn es war niemals zerrissen.

So kann ein Volk nur dann handeln und in dieser ungeschwächten Art kann ein stolzes Blutsrecht nur dann wieder aufleben, es kann, kurz gesagt, auf eine ausdrückliche Äußerung des Treuwillens und auf den von unseren Rückstedlern so sehr gescheuten Gang in die Vorzimmer der Behörden nur dann verzichtet werden, wenn dem Heimwanderer keine Bürgerlast, keine Wehrpflicht entgegentritt.

Und es ist nicht nur das englische Blut, es ist nicht nur die englische Wehrfreiheit, die also wirken. Es ist auch der englische Boden. Denn nur Deutschland, nur die teuto-germanische Mutter der Nationen und mit ihr das Reich der Habsburger, unter allen großen Kulturvölkern diese beiden ganz allein, verzichten noch heute auf jede einbürgernde, insoweit also auf jede staats- und volkserhaltende Kraft ihres Bodens. Kein deutscher Geburtsschein, und stamme er vom Vater und Großvater, vermag unser Deutschtum zu beweisen,

denn die Geburt auf dem Reichsboden sagt nichts. Wir gründen vielmehr unseren staatlichen Zusammenhang auf ein vom Boden gänzlich losgelöstes Abstammungsrecht, als hätte sich unser Volk nicht verändert, seit unsere Kähne in See stachen und unsere Planwagen aufbrachen aus den vlämischen Niederungen zur Fahrt „gen Ostland". Weil das Leben des einzelnen schnell dahinfährt, mag es für uns letzten Endes fast gleichgültig sein, ob sich der nach Deutschland zurückkehrende Auswanderer für seine Person die deutsche Nationalität wieder aneignet. Unser Interesse liegt bei seinen Kindern, die mit ihm zurückkehren oder bei uns geboren werden, und bei seinen Enkeln. Unser Interesse liegt darin, daß ehemals deutsche, mit einem fremden Bürgerrechte ausgestattete Familien nicht durch Generationen hindurch als Fremde unter uns wohnen. Solchen Möglichkeiten und Erscheinungen gegenüber vermissen wir ein deutsches Bodenrecht. Es tritt uns die Tatsache vor Augen, daß deutsche Luft nicht deutsch macht, daß deutsch vielmehr nur die deutschgebliebenen Kinder deutschgebliebener Väter sind, einerlei, ob die Familie ihre Zelte in Wiesbaden, am Mississippi oder am Silberstrome aufschlägt. Hat das russische Recht seine Menschen und seinen Staatsbegriff bis in die heutige Zeit hinein in unfreier Form an den Staatsboden gebunden, so ist es, als wären wir in umgekehrter Richtung nicht vorangeschritten: unser Recht ist vom Boden losgelöst, wie keines. Es ist, als würden wir noch heute im Wikingerschiffe und nicht unter den heimischen Eichen geboren. So sehr hat also umgekehrt Deutschland über dem germanischen Blutsrecht ganz des deutschen Bodens vergessen können. Der Grund ist zu suchen in unserer kriegerischen Vergangenheit, die seit den Tagen Albrechts des Bären und des Deutschordens eine Kriegerkaste über wendisch-slavische Bauern setzte und in dem gegenwärtigen Zurückfluten dieses eingedämmten Polen- und Slawentumes. Deutschland will sich die Art erhalten, die seine Schlachten schlug, so sehr sie auch in den unteren Schichten von je durchsetzt war mit fremdem Blute.

So konnte es kommen, daß eine, in der nordwestlichsten Ecke unseres Reiches sich abspielende Frage, wie diejenige der dänischen Heimatlosen, die Arbeit der für größere Dinge bestimmten Reichstagskommission ernstlich zu hemmen vermochte. Diese „Südjüten", kaum unterscheidbar von den Deutschen Nordschleswigs, berufen sich auf ein Naturrecht deutscher Geburt, das Deutschland nirgends kennt. Die Frage wird künstlich verschärft durch den Umstand, daß der dänische Inseltrotz zwar eine Volksgemeinschaft aller „Dänen" nachdrücklichst betont, in staatlicher Hinsicht aber eine Reichsgemeinschaft und eine dänische Staatsangehörigkeit diesen Nachkommen in Dänemark geborener Menschen versagt, nur um Preußen zu zwingen, sie zu widerwilligen Preußen zu machen.

Es ist unschwer festzustellen, daß Dänemark dabei Unrecht tut. Aber ebenso offensichtlich ist es, daß eine Zeit kommen wird und muß, in der auch wir uns dem Territorialgrundsatze der übrigen Völker bei unserem eigenen Staatsangehörigkeitserwerbe nähern.

Empfohlen werden soll die Einführung einer deutschen Geburtseinbürgerung, eines deutschen Bodenrechts zur Stunde nicht. Denn die Zeit dafür ist noch nicht reif, die Zeit geht in Waffen, und einstweilen mag es gelten, unser Krieger- und Herrenrecht. Ansätze zur Änderung der deutschen Auffassung sind jedoch bereits in den Kommissionsverhandlungen des Reichstags über das neue Gesetz festzustellen. Man will denen, die als Kinder Nicht-Reichsdeutscher bei uns geboren und erzogen sind, die erleichterte Möglichkeit geben, reichsdeutsch zu werden. Der Boden ihrer Geburt bürgert sie nicht — wie in England und Frankreich — ein, aber sie sollen mit erleichterter Erfüllung den Willen äußern dürfen, diesem Boden anzugehören.

Im übrigen darf man sich freuen, daß unser neuer Gesetzentwurf geeignet ist, unser deutsches Blutsrecht im Auslande zu fördern und uns mehr als bisher davor zu bewahren, daß uns, die wir die Einheitlichkeit der Familie achten, stets mit den Vätern auch die Söhne verloren gehen. In allen Geschlechterfolgen sollen sich künftighin die Söhne und Enkel verlorener Deutscher mit dem Antrage auf Wiederaufnahme in den Reichsverband im Auslande, also auch ohne Wohnsitz in Deutschland, beim Konsul melden dürfen. Der Reichskanzler und nicht mehr allein eine einzelstaatliche Inlandbehörde soll über ihre Gesuche entscheiden dürfen, denn es soll ihnen — darin ist die Kommission einem Vorschlage des Verfassers dieser Zeilen gefolgt — bei einer Wiederaufnahme die reichsunmittelbare Zugehörigkeit zu unserem Staatsvolke gewährt werden.

Frankreichs Kulturexpansion und ihre Bedeutung für Deutschland

Von Oberrealschuldirektor Dr. Ost in Bielefeld

Die Zeitungen brachten neulich eine Notiz, die nicht genug beachtet werden kann und die blitzartig eine Anstrengung Frankreichs aufdeckte, von der man in Deutschland wenig weiß. Sie teilte mit, daß französische Kreise im Hinblick auf das Lernbedürfnis der chinesischen Jugend sich mit dem Gedanken beschäftigen, junge Chinesen, die in Frankreich studieren wollen, zu unterstützen; dabei wurde erwähnt, daß ein Chinese Li vorgeschoben sei, um dem Unternehmen keinen amtlichen Anstrich zu geben. Die folgenden Zeilen sollen nun ein Licht werfen auf die Kräfte, die in stiller und zielbewußter Arbeit, zum Teil hinter den Kulissen tätig sind, um den Kultureinfluß Frankreichs zu verbreiten und zu verstärken und so auch politischen Einfluß zu gewinnen. Unsere Nachbarn machen darin

augenblicklich große Anstrengungen. Man verbreitet systematisch die Kenntnis der französischen Sprache, Literatur und der sonstigen französischen Kultur über den ganzen Erdball. Man betont drüben, daß unsere Expansion militärischer, industrieller, handelspolitischer, die französische aber geistiger, kultureller Natur ist.

In erster Linie hat man dabei die lateinischen Schwesternationen Spanien und Italien, ferner auch Rußland bearbeitet. Es sind dort sogenannte französische Institute gegründet worden, die zum Teil weiter nichts sind als kleine Universitäten und die vom Ministerium des Auswärtigen pekuniär reichlich unterstützt werden. Man organisiert in diesen Ländern umfassende Vorlesungskurse über französische Sprache, Literatur, Geschichte, Kunst, handelspolitisches Leben und die sonstige Kultur Frankreichs.

Zuerst haben sich die drei Universitäten Bordeaux, Toulouse, Montpellier zusammengetan, um in dieser Weise in Spanien vorzugehen. Professoren dieser Universitäten werden an die spanischen wie Barcelona, Salamanca, Burgos, Madrid geschickt, um Vortragsreisen über französische Kultur zu veranstalten; vielfach gründen sie zu gleicher Zeit französisch-spanische Studentenvereinigungen. Die Krönung des ganzen bildet ein Institut in Madrid, das der Herd des französischen Kultureinflusses in Spanien ist und das seine Lehrkräfte von jenen drei südlichen Universitäten Frankreichs bezieht. Die Universitäten Lyon, Grenoble, Marseille haben als Feld derselben Betätigung Italien übernommen. Sie haben mit vielen italienischen Universitäten Beziehungen angeknüpft, vor allem mit Florenz, wo ebenfalls ein Institut besteht. Es soll die wissenschaftlichen und literarischen Bande zwischen beiden Ländern verstärken und sorgt für französische Vorträge aller Art. Auch eine französisch-italienische Zeitschrift erscheint in der Arnostadt. Vor allem hat man sich aber in Rußland festgesetzt. Man kann sagen, daß eine wirkliche kleine französische Universität in Petersburg gegründet worden ist. Sie soll angeblich der Mittelpunkt des Studiums der slawischen Kultur für französische Gelehrte und Studenten sein; in Wirklichkeit ist sie ein Herd des französischen Kultureinflusses in Rußland. Auch Stipendien werden verliehen, um Franzosen den Besuch dieses Instituts zu ermöglichen; ferner erscheint dort eine französische Zeitschrift. Von hier aus wird ganz Rußland mit einem Netz französischer Darbietungen wissenschaftlicher und künstlerischer Art überzogen. Die Universitäten Paris und Nancy haben die slawische Welt als Arbeitsdomäne zugewiesen erhalten. Vor einer Reihe von Jahren ließen sich in einer gewissen Wiener Presse deutschfeindliche Stimmen hören. Das mußte dem nicht auffällig erscheinen, der weiß, daß seit Jahren französische Bemühungen im Gange sind, auch in der Donaustadt ein französisches Institut zu gründen und Wiener Zeitungen in Abhängigkeit von französischem Gelde zu bringen. Diese Bestrebungen finden in Österreich mächtige Bundesgenossen in den Tschechen und Polen, die immer franzosenfreundlich gewesen sind. In ähnlicher Weise versucht man schon lange gegen den deutschen Einfluß in Konstantinopel vorzugehen. Französische Sprache und

Kultur sind dort seit den Kreuzzügen populär; das Andenken an die „Franken", an Napoleon den Ersten ist noch heute im Orient lebendig. Am heftigsten ist der Kampf zwischen französischer und deutscher Kultur in Belgien. Auf die Einladung der Sorbonne hielt im Winter 1910/11 ein belgischer Professor von der Universität Lüttich in Paris eine Reihe von Vorträgen über den Gegensatz zwischen Vlamen und Wallonen; sie waren zum Teil recht deutschfeindlich. In Lüttich hat man außer zwei großen Vereinigungen zur Verbreitung der französischen Sprache um 1909 herum eine sogenannte internationale Liga der französischen Freundschaften gegründet, die es sich zur besonderen Aufgabe macht, überall in der Welt die französische Kultur gegen Angriffe zu verteidigen. Sie hat Ortsgruppen in Belgien, Holland, Luxemburg, vielleicht auch in Elsaß-Lothringen, in der Schweiz, in Italien, Spanien und natürlich auch in Frankreich. Sie organisiert im Auslande französische Rezitationen und Theatervorstellungen, auch Studienreisen dorthin. Französische Theatergesellschaften gehen bis nach Japan. In den letzten Jahren hat sich die Pariser Universität zu denen der Vereinigten Staaten in Beziehung gesetzt. Amerikanische Professoren kommen jetzt auch nach Frankreich und halten an der Sorbonne und selbst an den Provinzuniversitäten Vorlesungen über ihr Vaterland. Ich erwähne unter ihnen den Professor Barret-Wendel, der 1904 von der Harvard-Universität an die Sorbonne geschickt wurde. Seine Erfahrungen hat er in einem Buche niedergelegt, das jeder studieren sollte, der sich in ernster Weise mit französischen Verhältnissen beschäftigt. Anderseits werden französische Professoren nach den Vereinigten Staaten gesandt. Schon im Jahre 1898 unternahm der bekannte, aber darum noch nicht bedeutende Literarhistoriker Doumic eine Vortragsreise durch das Dollarland; in den letzten Jahren auch der hervorragende Verfasser der wissenschaftlichsten französischen Literaturgeschichte Lanson. Im vorigen Jahre reiste eine wirklich „illustre" Abordnung nach Kanada; ihr gehörten u. a. an der ehemalige deutsch-freundliche Minister des Auswärtigen Hanotaux, bekannt als Geschichtsschreiber des großen Kardinals und der dritten Republik, ferner, wenn ich nicht sehr irre, der jetzige Ministerpräsident Barthou. Auch Henri Bergson, den hochbedeutenden eigenartigen Philosophen am Collège de France, dem die gelehrte Welt Deutschlands, z. B. Windelband, immer größere Aufmerksamkeit schenkt, und den Schriftsteller Firmin Roz hat man über das Wasser geschickt, und sie sollen nach allem, was man hört, mit der dem Franzosen angeborenen glänzenden Vortragsweise tiefe Eindrücke hinterlassen haben. Man sieht aus diesen Namen, welchen Wert unsere westlichen Nachbarn darauf legen, die Amerikaner mit ihrem Geistesleben bekannt zu machen, und die Persönlichkeiten zeigen, daß man dabei auch an die politischen Folgen denkt. Die Kolumbia-Universität wollte jedes Jahr ein sogenanntes französisches Semester organisieren; es ist mir nicht bekannt, ob dieser Plan zur Ausführung gekommen ist.

Gerade so wie wir, wenden die Franzosen ihre besondere Aufmerksamkeit den lateinischen Staaten Südamerikas zu. Diese standen bis jetzt vollständig

unter französischem Kultureinfluß, der nun von angelsächsischer und deutscher Seite ernstlich bedroht wird. Dort war bisher französische Zivilisation mit der europäischen identisch, und Paris galt als die Kulturhauptstadt der Welt. Wie Feldmarschall von der Goltz, war auch der bekannte deutschfeindliche Staatsmann Clémenceau in Argentinien, wo er Vorträge über Frankreich gehalten hat. Ein französisch-amerikanisches Komitee hat sich gebildet, das den Austausch von amerikanischen und französischen Studenten vermittelt.

Unter den sonstigen französischen Bildungsherden in der Welt nenne ich die medizinische Fakultät in Beyrut, die ganz Vorderasien mit Ärzten und Apothekern versorgt und die man jetzt zu neuer Blüte bringen will.

Ferner gibt man in verschiedenen Ländern französische Zeitschriften heraus, die meist ausgezeichnet redigiert sind und dort viel gelesen werden. So z. B. eine in Ungarn, wo die kulturelle Sympathie für Frankreich immer lebendig gewesen ist; aber die dem Magyaren angeborene politische Klugheit läßt solche Kulturfreundschaft hinter seine realen Interessen zurücktreten. Auch für Rußland, für die skandinavischen Länder und für Brasilien erscheint je eine französische Zeitschrift. Eine andere interessiert uns Deutsche besonders: Les Marches de l'Est, die Ostmarken; sie soll den französischen Einfluß in Belgien, Luxemburg, Elsaß-Lothringen und in der Schweiz stärken. Sie hat z. B. in Böhmen und Polen besondere Korrespondenten, deren Beiträge natürlich einen tiefen Haß gegen uns atmen. Im Jahre 1911 veröffentlichte darin der nun verstorbene Artilleriegeneral Langlois, Mitglied der Akademie, einen interessanten Aufsatz über den Aufmarsch der deutschen Heere an der Grenze im Kriegsfalle. Daß wir die Neutralität Belgiens, Hollands und der Schweiz nicht achten werden, steht für ihn fest; so sollte auch dieser Artikel Mißtrauen gegen uns säen.

Durch besondere Maßregeln im Innern wird nun diese Kulturexpansion sachgemäß und geschickt ergänzt. Man sucht systematisch ausländische Studenten an die französischen Universitäten zu ziehen. Das ganze Hochschulwesen Frankreichs ist jetzt mit auf sie zugeschnitten, besonders seit der Reform von 1902, als man die Provinzialuniversitäten nach deutschem Muster selbständiger machte und ausbaute. An allen Universitäten gibt es besondere Kurse für Ausländer, besondere Komitees, um sich ihrer in jeder Beziehung anzunehmen. Sogar Stipendien und Freistellen für ausländische Studenten sind vorhanden. Türkische und ägyptische Studenten wiesen bei meiner Frage, warum sie nicht nach Deutschland gingen, auf alle diese Unterstützungen hin, die sie in Frankreich fänden. Mohammedaner und Chinesen sucht man jetzt besonders nach Frankreich zu ziehen. Die Alliance française ist auf diesem Gebiete hervorragend tätig, hat unstreitig großartige Erfolge erzielt und ist auch gut organisiert. An den meisten Universitäten, während des Sommers auch in französischen Seebädern, hat sie Vorlesungskurse für Fremde eingerichtet und sucht diese auf alle mögliche Weise anzulocken. Sie gründet Ortsgruppen im Auslande, z. B. in Petersburg, selbst in Deutschland. Im Jahre 1910 soll es zehntausend aus-

ländische Zuhörer an französischen Universitäten gegeben haben. Das größte Kontingent stellen die Slawen, vor allem die Russen, für die sogar eine besondere französische Zeitung herausgegeben wird.

Diese Arbeit für die Ausbreitung der französischen Kultur vollzieht sich nun — und das ist bemerkenswert — in einer für Franzosen verhältnismäßigen Stille und Zielsicherheit; sie gehen hier ausnahmsweise ziemlich methodisch vor. Mehrere Persönlichkeiten, die sich durch ihr organisatorisches Geschick — im allgemeinen mangelt es den Franzosen daran — auf diesem Gebiete ausgezeichnet haben, hat man ins Unterrichtsministerium berufen, um das Werk der Kulturexpansion weiter auszubauen. Der ehemalige tüchtige Minister Steeg schenkte dieser Arbeit seine besondere Aufmerksamkeit.

Alle derartigen Veranstaltungen Frankreichs gehen nun darauf hinaus, möglichst viel Zuhörer zu gewinnen, Interesse und Sympathie für französisches Wesen zu erwecken, im Auslande Mittelpunkte des französischen Kultureinflusses zu bilden und die Bande mit den betreffenden Ländern enger zu knüpfen; sie sollen für das Mutterland „moralische Eroberungen" machen. Dabei tritt mehr oder minder verhüllt eine bestimmte Tendenz zutage; die ganze Arbeit steht im Dienste dessen, was man drüben die idée française nennt. Man will die Ideen der französischen Revolution, die Ideen von 1789, die Gedanken der Völkerverbrüderung, der Abrüstung und der Schiedsgerichte in der Welt verbreiten, den „kulturfeindlichen Militarismus" bekämpfen, vor allem das Dogma jedes Franzosen der dogmensüchtigen romanischen und slawischen Welt verkünden: die Überlegenheit der französischen Rasse und Kultur, die die Vertreterin der modernen Menschheit und ihres Fortschrittes zum Weltfrieden ist. Wer nun aber ist in der Welt der geschworene Feind dieser sozialistischen Ideen? Wer allein zwingt Frankreich und die übrige Welt zu den gewaltigen militärischen Rüstungen und hält sie davon ab, die Milliarden für Werte des Friedens zu verwenden? Darin ist drüben alles einig: nur Deutschland! Das moderne Deutschland ist nach der Meinung der Mehrzahl der gebildeten Franzosen ein sogenannter Anachronismus, der Sitz des kulturfeindlichen Militarismus und der politischen Unfreiheit in der Welt. Wir aber erwidern, daß man instinktiv erfaßt hat: unser Heerwesen ist der Ausdruck einer heldischen und aristokratischen Lebensauffassung, die dem Germanen im Blute liegt und die allerdings der Todfeind der modern-französischen ist. Wir wollen sie darum noch nicht verachten, aber müssen sie ablehnen, weil sie unserem Wesen nicht gemäß ist, es fälschen und verderben würde. Kultur und Heeresdienst sind dem heutigen Franzosen, wie Religion und Wissenschaft, totale Gegensätze, die er nicht miteinander vereinigen kann. Als geborener Analytiker ist er im allgemeinen zu der höchsten Leistung des menschlichen Geistes, zur Synthese, zur Auflösung von Antinomien unfähig, also gerade zu dem, was der deutsche Geist seiner Anlage nach in der Welt zu leisten berufen ist. Er kann nicht frei und fromm zu gleicher Zeit sein, nicht Soldat sein und doch alle Werke

des Friedens schätzen, nicht Rechte und Pflichten, nicht Natur und Kultur miteinander versöhnen, es sind ihm unfaßbare Gegensätze. Von unserer tiefsittlichen Auffassung des Heeresdienstes, von den Ideen Scharnhorsts, Steins, Gneisenaus, Moltkes und von der Goltz' ahnt er nichts. Hier könnte — darauf sei nebenher kurz hingewiesen — der Wehrverein nach Erledigung der großen Militärvorlage mit seiner Arbeit einsetzen und seine Aufgabe innerlicher gestalten, indem er die Massen darüber aufklärt, daß die deutsche Auffassung vom Militärdienst sich mit allem Kulturfortschritt wohl verträgt; denn für alles Soldatische haben die breiten Schichten bei uns instinktiv Sinn und Verständnis.

Es ist klar, daß die deutschfeindliche Tendenz der französischen Kulturexpansion schließlich von großer politischer Bedeutung ist. In unserem demokratischen Zeitalter werden die Stimmungen der Völker, ihre Antipathien und Sympathien immer ausschlaggebender für die auswärtige Politik. Das französische Institut in Petersburg kann gar nicht anders wirken, als zur Demokratisierung Rußlands beitragen, die seit altersher deutschfeindlichen Tendenzen der slawischen Welt verstärken. Der Herrscher eines sich immer demokratischer entwickelnden Rußlands wird beim besten Willen nicht mehr imstande sein, seiner Politik eine deutschfreundliche Richtung zu geben. Die letzten Monate haben es gezeigt, wie schwer der besonnene und mindestens uns nicht feindlich gesinnte russische Ministerpräsident gegen die Volksstimmung in seinem Lande zu kämpfen hatte. Wie wird das werden, wenn die russischen Staatseinrichtungen noch demokratischer geworden sind! Der größte Teil der ausländischen Studenten in Frankreich stammt aus slawischen Ländern. Man kann sich denken, daß z. B. Vorlesungen über Napoleon, über französische Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, über das europäische Gleichgewicht, über die elsaß-lothringische Frage, wie sie den Fremden in gewohnter französischer „Objektivität" geboten werden, nicht geeignet sind, freundschaftliche Gefühle für uns zu erwecken; die alte Vorliebe der slawischen Völker für französische Kultur wird nur noch zunehmen.

Deutschfeindliche Tendenzen machen sich bei unseren westlichen Nachbarn selbst auf rein wissenschaftlichem Gebiete bemerkbar. Ich kann es hier nur flüchtig andeuten. Man kennt den Kampf, den gewisse Kreise gegen die neue Sorbonne führen, gegen ihre Germanisierung, gegen die deutschen Methoden, die an der philosophischen Fakultät vorherrschen. Man wirft ihr vor, daß ihre philologischen Forschungsmethoden unter deutschem Einfluß zur Vernachlässigung der Form, zu übertriebener Spezialisierung, zu einem Niedergang des französischen Geisteslebens führen. Man wehklagt, daß sie die Franzosen zu einem Volk von grammairiens mache, daß die alten Vorzüge der französischen Sprache, Klarheit, Schönheit und Anmut, dahinschwänden, daß schließlich die französische Kultur nicht mehr ihren alten Reiz und Zauber auf die Fremden ausüben werde.

Auf der Fähigkeit zur Objektivität, die bei uns oft zur Schwäche geworden ist, beruht doch im Grunde unsere Überlegenheit über andere Völker. Sie ist auf intellektuellem Gebiete, was die Nächstenliebe auf sittlichem ist: sie befähigt, fremdes Wesen wie eigenes zu verstehen und zu schätzen. Diese Kraft der Selbstentäußerung bewahrt uns vor Erstarrung und Selbstüberschätzung; sie läßt uns nie fertig werden, uns immer wieder zulernen und begründet so unsere geistige Überlegenheit. Bismarck will in seinen „Gedanken und Erinnerungen" die Objektivität des deutschen Charakters sogar als einen politischen Vorteil ansehen. Darum wollen wir nicht leugnen, daß die Vorliebe vieler Völker für französische Sprache und Literatur aus Vorzügen unserer Nachbarn zu erklären ist, daß die französische Kultur von altersher werbende Kraft besitzt. Dies fehlt der deutschen; das sei hier nur kurz gestreift. Sie ist noch zu jung; erst vor hundert Jahren haben wir die Grundlagen zu einem einheitlichen nationalen Geistesleben gelegt. Darum entbehrt unsere Kultur noch der rechten Stileinheit und Stilreinheit. Der französische Charakter, durchaus antiindividualistisch, und die französische Geschichte, die zur Zentralisation des Landes hindrängte, begünstigten die frühe Entwicklung einer geschlossenen, harmonisch durchgebildeten Kultur. Über Stillosigkeit im Auftreten unserer Landsleute hat wohl jeder zu klagen, der im Auslande gewesen ist. Es fehlt uns der romanische Formensinn, daher wird der Deutsche so leicht formell oder neuerdings etwas affektiert. Die einzige Seite, von der her wir einen einheitlichen Stil haben, ist bezeichnenderweise die militärische. Trotz allem Haß gegen den Militarismus reden auch die sozialdemokratischen Volksredner durchaus in militärischem Stile von dem Marsch und dem ehernen Tritt der Arbeiterbataillone, von der blutroten Fahne der Revolution, um die sich alle scharen, von dem Korpsgeist und der Disziplin ihrer Partei. Daher das unwillkürliche Interesse der breiten Volksmassen für alles Soldatische, daher die wichtige Rolle, die der Offizier als Erzieher zur Vaterlandsliebe spielen kann! Alle Ausländer geben zu, daß in unseren besten Offizierskreisen immer noch am leichtesten natürliche Vornehmheit des Verkehrs zu finden ist.

In seinem angeborenen Formgefühl legt der Franzose auf gute Ausbildung in der Muttersprache und Pflege seiner nationalen Literatur großen Wert. Mag der Stoff noch so langweilig sein, man kann nicht leugnen, daß selbst der französische Durchschnittsprofessor ihn in angenehmer und fesselnder Form darbietet, und mag das Thema noch so verwickelt und schwierig sein, er wird es in lichtvoller Klarheit und Faßlichkeit dem Verständnis seiner Zuhörer nahezubringen suchen. Seine Fähigkeit zu eindringender Analyse befähigt den Franzosen dazu, Kompliziertes zu klären; er scheidet und trennt gern und leuchtet dann so lange in den Ecken herum, bis überall Licht ist. So gestand eines Tages ein Deutscher, daß, wenn er einen schwierigen deutschen Philosophen verstehen wolle, er erst ein französisches Werk über ihn zu lesen pflege. Stileinheit, Formensinn und Klarheit müssen aber Ausländer besonders anziehen, denn sie

erleichtern ihm die Mühe des Einarbeitens in die fremde Kultur. Dabei will ich aber nicht die Kehrseite der Medaille unerwähnt lassen. In seinem Bedürfnis nach Klarheit kennt der Franzose meist nur scharfe Gegensätze, keine vermittelnden Übergänge. Es gibt für ihn im sittlich-religiösen wie im politischen Leben nur entweder — oder, nur bigott oder ungläubig, nur schwarz oder rot, nur reaktionär oder radikal. Er kann nicht die letzten dunkeln Tiefen und Rätsel unseres Lebens fassen; unter seiner Hand wird leicht alles nicht nur wasserklar, sondern verwässert und oberflächlich.

Mit der Einheitlichkeit der nationalen Kultur hängt auch die Kontinuität einer machtvollen politischen Tradition zusammen. Aller Wechsel der Dynastien, der Regierungsformen und Ministerien, alle Revolutionen haben sie nicht zu erschüttern vermocht; die Marokkopolitik liefert dafür ein schlagendes Beispiel. Sie ist die glänzende Krönung der jahrhundertealten französischen Mittelmeerpolitik. Sie begann mit Ludwig dem Heiligen und seinen Kreuzzügen, wurde fortgesetzt durch das Mittelalter bis zu Ludwig dem Vierzehnten und Napoleon, wieder aufgenommen von Louis-Philippe und in unseren Tagen von der dritten Republik zum Abschluß gebracht.

Die alte einheitliche Kulturtradition macht sich auch noch in anderer Weise geltend. So scharf sich die rechts und links stehenden Parteien, Klerikale und Radikale, Nationalisten und Sozialisten bekämpfen, in einem sind sie sich doch einig: die französische Kultur ist die erste in der Welt, ihren Wert bestreitet keine Partei und kein Stand; ein hoher einheitlicher Kulturpatriotismus durchzieht alle Schichten des französischen Volkes und mildert für den Ernstfall alle innerpolitischen Gegensätze. Daher überschätzen wir die sozialistische und antimilitaristische Propaganda in ihren Wirkungen für einen Krieg gegen Deutschland. Können wir im Hinblick auf den Ultramontanismus und die Sozialdemokratie in demselben Maße von einem Kulturpatriotismus sprechen? Hier taucht das Problem der nationalen Gestaltung unseres Unterrichts- und Erziehungswesens auf, die Frage nach einer nationalen Einheitsschule, wobei ich freilich die Bedenken gegen letztere nicht unterschätze!

Wenn man die Zähigkeit sieht, mit der heute Frankreich still seine Kulturexpansion treibt, so fragt man sich unwillkürlich, ob die Stimmen recht haben, die von einer besonderen Dekadenz Frankreichs sprechen. Der amerikanische Professor Barret-Wendel, von dem schon vorher die Rede war, kam mit dieser Überzeugung 1904 nach Paris. Nachdem er seinen Lehrauftrag an der Sorbonne erledigt hatte, war er aus einem Saulus ein Paulus geworden, und sein Werk ist stellenweise ein Lobhymnus auf das heutige Frankreich. Jedenfalls merkt der aufmerksame Beobachter, daß unsere Nachbarn seit ungefähr zwölf Jahren auf allen Gebieten eine ungewöhnliche Tätigkeit, eine gewisse offensive und expansive Kraft entfalten, an einem Aufstieg arbeiten. In der auswärtigen Politik merken wir es zur Genüge; der Chauvinismus steht in voller Blüte. Die junge strategische Schule tritt eifrig für eine kräftige Offensive in einem

zukünftigen Kriege ein. Das große nordafrikanische Kolonialreich zeigt, daß die Franzosen als Kolonisatoren nicht so unfähig sind, wie man es gewöhnlich glaubt. Berechtigter Stolz über die Leistungen in dem Automobil- und Flugwesen erfüllt alle Franzosen. Seit der Reform von 1902 hat man im Schulwesen Fortschritte gemacht, besonders in der Erlernung der Fremdsprachen; der Geschichtsunterricht an den höheren Schulen ist, soweit es den Franzosen möglich, etwas objektiver geworden. Auf philosophischem Gebiete erleben wir das Erwachen des Idealismus und Optimismus in der Philosophie Bergsons, und auf literarischem Gebiete haben wir die Erscheinung eines so bedeutsamen Werkes wie es „Jean Christophe" von Romain Rolland ist. Jedenfalls ist die fin de siècle-Stimmung vorüber, von einem müden Pessimismus bemerkt man nichts mehr. Ich datiere diesen Umschwung von der Erledigung der Dreyfus-Affäre, die Frankreich bis in seine Tiefen erschüttert und durchwühlt hat. Etwas in der französischen Kulturgeschichte Unerhörtes trat damals ein: die literarische Produktion, die sich bei unseren Nachbarn immer auf einer gleichmäßigen Höhe bewegt, fing an zu stocken, und selbst die Theater waren ungewöhnlich leer. Ich glaube zwar nicht an die Wiedergeburt des französischen Volkes, von der man drüben voll Pathos und Überhebung redet, aus mancherlei Gründen, die darzulegen hier zu weit führen würde. Aber es wäre eine gefährliche Täuschung, von einer Dekadenz Frankreichs zu sprechen. Die französische Volksseele birgt noch eine Unsumme von Lebensenergie in sich und hat der Welt schon oft Überraschungen bereitet, zuletzt in dem mühseligen Winterfeldzug von 1870/71. Wenn uns unsere Nachbarn militärisch und politisch in ihrem gallischen Hochmut unterschätzen, so wollen wir es kühl hinnehmen, denn es kann für uns nur von Vorteil sein. Aber die gewaltige Arbeit der Kulturexpansion Franksreichs möge für Regierung wie Reichstag eine Mahnung sein, unsere Auslandsschulen zu einer kräftigen Blüte zu bringen. Bureaukratische Bedenken mögen den Männern, die als Kämpfer für den deutschen Gedanken, als Kulturpioniere in der Welt tätig sind, keine Hindernisse bereiten. Der Oberlehrerstand ist jetzt überfüllt. Manchen jungen Lehrer wird der alte deutsche Tatendrang in die Weite locken. Dienstjahre im Auslande müßten als Kriegsjahre gelten. Man sollte die Wiederanstellung solcher Männer, die sich an Auslandsschulen bewährt haben, in der Heimat begünstigen. Keinem Stande sind in dem Maße Großzügigkeit des Denkens, Weite des Blickes und Hochherzigkeit der Gesinnung nötig, wie dem Bildner und Erzieher an unserer höheren Schule, aus der die führende Minorität der Gebildeten hervorgehen soll; die tägliche Kleinarbeit schafft nicht immer die Luft, in der solche Eigenschaften gedeihen können. Ein längerer Aufenthalt draußen in der Welt, ernste Tätigkeit an deutschen Auslandsschulen, sind geeignet, den Blick für das Wesentliche zu schärfen, das Kleine vom Großen unterscheiden zu lehren, Vorurteile zu zerstören, Welt- und Menschenkenntnis zu vertiefen, den Horizont zu erweitern, weltmännische Persönlichkeiten heranzubilden, und für die Erziehung unserer Jugend sind solche Männer gerade

gut genug. Nach dem Vorbilde der Markenpolitik unserer mittelalterlichen Kaiser schicke man aber immer die Tüchtigsten hinaus und vermeide den Fehler, den man früher in Polen und Elsaß-Lothringen gemacht hat. Darum wäre es ein schöner Gedanke, die Jubiläumsstiftung der Philologen für die deutschen Auslandsschulen, für das größere Deutschland zu verwenden, deutsche Sprachkurse für Ausländer unseren Auslandsschulen anzugliedern. Vor allem verdient eine solche hochherzige Stiftung wie das Böttinger-Studienhaus für Ausländer in Berlin die größte Beachtung und Unterstützung; sie war eine nationale Tat; mögen bald ähnliche Anstalten an anderen Orten Deutschlands entstehen. Der deutsche Geist muß an sich arbeiten, sich rüsten und muß kämpfen, um seinen Siegeszug durch die Welt anzutreten in dem Glauben, der den französisch gebildeten Friedrich den Großen, trotz aller Zweifel, in seiner berüchtigten Abhandlung über die deutsche Literatur beseelte: „Vielleicht werden die zuletzt kommen, alle ihre Vorgänger übertreffen."

Richard Wagner contra Emil Ludwig*)

Von Fritz Reck-Malleczewen in München

Da kommt ja wohl ein neues Chor?
Ich höre ferne Trommeln.
Nur ungestört, es sind im Rohr
Die unisonen Dommeln.

Von Wagners unentwegten, urteilslosen Bewunderern muß ich auch heute sprechen. Daß sie sein Werk mit einer Begeisterung derselben Art bedenken, wie sein Leben, ist selbstverständlich. Gerade ihnen ist es ja ein heiliger Grundsatz, im Schöpfer das Geschöpf zu ehren (nicht umgekehrt, wie man es sonst tut), den Schlüssel zum Werk erst im Leben des Mannes zu suchen. So muß ich heute, da ich mich mit dem Werk allein beschäftigen will, eben diesen Wagnerianern alten Geblüts antworten, die in diesem Jahre der Feier ihres einzigen Meisters mehr denn je in Zungen reden werden. Gerade in diesen Tagen hat in einem Vortrag einer der ihren, der Wiener Literaturhistoriker Koch verkündet: „Es ist ebenso ein Unding, wagnermüde zu sein, wie etwa eine Rembrandtmüdigkeit ein Unding wäre." Wer hat wohl dreißig Jahre nach dessen Tode von Beethoven so gesprochen? Und wann durfte man unangefochten es wagen, einen noch umstrittenen Künstler, den wir alle fast noch

*) Vergl. Heft 21 vom 21. Mai 1913.

erlebt haben, so anmaßend einem Genius gleichzustellen, dem zwei Jahrhunderte und ein halbes die Göttlichkeit zugesprochen haben?

Was wir von dieser Seite noch hören werden, ist noch vom vorjährigen Parsifalstreit in guter Erinnerung: „Unerhört schwerverständliche Werke, die nun einmal für die Masse nicht bestimmt sind, Werke voll der tiefsten Philosophie und der letzten Regungen der christlichen Gefühlswelt."

So ungefähr konnten wir es vor einem Jahr jeden Tag lesen. Und ohne diese Hymnen geht es nicht. Unerhört schwierig? Wagners Werke sind dem Verständnis leichter zugänglich, als irgend eine andere Musik des neunzehnten Jahrhunderts. Und der Figaro setzt an Kultur und Empfindlichkeit der Sinne bei seinen Hörern mehr voraus, als der Parsifal. Von den Gründen spreche ich noch.

Nun soll man mir nicht den Vorwurf machen, ich wende mich gegen die Partei Glasenapp und nicht, wie ich es angekündigt habe, gegen die Partei Emil Ludwig. Aber ich mußte sagen, was ich gesagt habe: weil sich eben aus diesem Wagnerianertum alten Schlages die neue Gegnerschaft von der Art Ludwigs ganz folgerichtig entwickelt hat. Und ich habe mit guter Absicht an das Wort von den Werken voll tiefster Philosophie und an die christlichen Mysterien erinnert: weil eben in diesem Satz die Schwäche nicht nur der Wagnerliebe Glasenappschen, sondern auch die Wagnerfeindschaft Ludwigschen Typs enthalten ist. Weil hier die Falle verborgen ist, in die sie beide geraten sind. Und diese Falle heißt: die intellektuelle Betrachtung Wagnerscher Kunst, das Aufnehmen seiner Werke mit dem Großhirn, nicht mit dem Ohr und Auge und mit dem Organ von Lieben und Hassen. Und um von vornherein lieber etwas zu deutlich als zu undeutlich zu erscheinen, füge ich hinzu: wir, d. h. die, die sich in ihrem Verhältnis zu Wagner vor dem einen wie vor dem anderen Übermaß zu hüten wußten, sehen in seinen Werken des Großgefügten, des Erschütternden wie des Entzückenden so viel, daß wir der Philosophie entraten können, ja, daß wir sie für zehn Takte des Meistersinger- oder Tristanvorspiels mit Freuden hingeben. Auch — um der Geringschätzung zu begegnen, die Herr Ludwig für den Ring hegt — für zehn Takte des Rheingoldvorspiels.

Was ich hier unter Intellektualismus im Wagneraufnehmen verstehe, habe ich schon im großen Umriß gezeigt. Im einzelnen gehört zu diesem Begriff nicht nur das Bestreben, im Ring nur das Handbuch einer gewissen Philosophie zu sehen, sondern auch die ganze Theoretisiererei über das Musikdrama in seinem Unterschied von der Oper und — als Sünde wider den heiligen Geist der Musik — ihr Aufnehmen mit dem Verstand, der an den Wagnerschen Motiven haftet und aus ihrer Wiederkehr und ihrer Variierung ein gedankliches Gebäude sich zimmert.

Auf diesem Boden aber sind sie beide gewachsen, Wagnerianer von gestern und Wagnergegner von heute.

Überschwer mag das Unternehmen erscheinen, diesen „Intellektualismus" zu bekämpfen. Wer mich in meiner Ansicht niederringen will, hat scheinbar einen starken Gegner zur Seite, denselben, den er im ersten Teil meiner Arbeit neben sich hatte: dieser Helfer heißt Richard Wagner. Richard Wagner, der nicht müde geworden ist, selbst von dem philosophischen Gehalt seiner Werke zu sprechen, der in unzähligen Schriften den theoretischen Unterschied seiner Werke von der Oper erörtert hat, der die Motive so benannt hat, wie sie heute noch in Klavierauszügen, Textbüchern, Erläuterungen immer benannt werden.

Daß Wagners Freunde und Feinde von heute eben von Wagners Wort ausgehen, nicht seine Werke lieben, sondern immer nur das, was er von diesen Werken gesagt hat, das kennzeichnet sie beide, Freunde und Feinde, als unzulänglich. Daß das Genie ein so wunderliches, von der eigenen Bewußtheit so unabhängiges Ding ist, daß es seine Werke oft selbst nicht im rechten Licht sieht, ihnen Werte zuschreibt, die sie nicht haben und andere, die unbewußt geschaffen darinnen sind, überhaupt nicht erkennt, das alles ist am Ende nicht so selten. Daß Künstler nach der Tat, nach der Geburt ihres Werkes über ihr Geschöpf sinnen und grübeln, es nicht bei der aus dem Unbewußten gekommenen Schöpfung bewenden lassen, sondern hinterher mit dem Gedanken, mit dem Symbol spielen, das ist eine Erscheinung, die um so häufiger ist, je mehr der Künstler in seiner eigenen Seele Zwiste zu schlichten hat, je weniger er über den Kämpfen seiner eigenen Zeit steht. In manchem Künstlerleben der Renaissance finden wir dieselbe Erscheinung. Bei Wagner sehen wir die Phase des Grübelns immer dann am deutlichsten, wenn er, der sprunghaft und im Sturm Schaffende sein Werk vollendet hatte, wenn nach der Zeit der unerhörten Anspannung die der Erschlaffung gekommen war: der Ring, das nächst dem Parsifal heute am meisten befehdete Werk, war vor seiner Philosophie.

Und gerade ein Mann, dessen Leben so wenig das Glück des Ebenmaßes gekannt hat, gerade der mußte der Gefahr erliegen, in seinem Werk nachträglich die ungeklärten Wünsche seiner Zeit, das trübe Grau Schopenhauers zu sehen, das für den, der diesem Werk unbefangen naht, nicht darinnen ist. Ein Mann mit diesem Dämonenwillen, Anhänger zu sammeln mußte ganz anders als andere versucht sein, nach einer Formel für seine Schöpfung zu suchen und mit dieser Formel die ersten Anhänger und Schüler zu gewinnen.

Hier aber liegt der Irrtum, der tragische des Meisters: eben diese Formel war unzulänglich. Und doch glaubte er mit ihr sein Werk umspannt zu haben und überantwortete es auf diese Weise dem Hirn und nicht dem Herzen der Seinen — Richard Wagner gegen Richard Wagner.

Nun war aber seine Zeit viel zu weit entfernt von jener glücklichen Einfalt des Herzens und der Frische und Unbefangenheit der Sinne, ohne die man nicht den rechten Weg zum Schönen findet. Gerade diese Zeit, die Erkenntnisse und technischen Fortschritte des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht richtig ein-

zuschätzen gelernt hatte, gerade sie war wie geschaffen zu dem Unterfangen, im Kunstwerk nicht die Kunst, sondern die Lehre zu suchen, es gewissermaßen auf eine logische Gleichung ohne Unbekannten zurückzuführen. Sie mußte das Tonwerk um so höher schätzen, je mehr sein Motivgefüge auch einem geringen Musikverständnis etwas zu offenbaren schien*). Und gerade dieses Motivgefüge hat zur verstandesmäßigen Auslegung der Wagnerschen Musik geführt. Es schien nun alles so leicht: auch denen, für die jede Musik bis dahin unzugänglich gewesen war, erschloß sich nun eine ganze Welt von Gedanken. Und es ist gewiß kein Zufall, daß ein so großer Teil gerade der „philosophischen" Wagnerianer gänzlich unmusikalisch ist.

Wohin dieses „Denken mit der Quint und Sext" geführt hat, können wir ab und zu noch heute schaudernd erleben. Ich las neulich in der Neuen Rundschau eine Arbeit von Bernhard Shaw, in der auf dem Ring ein ganzes Gebäude nicht nur einer Philosophie, sondern sogar einer Volkswirtschaft aufgebaut war: „Wer aber ein solcher Tor ist zu sagen, der Ring sei ein sogenanntes Kunstwerk und habe als solches nichts mit Fettaktien und Börsenwerten zu tun, wer so töricht ist, dem sei das Wort des Meisters entgegengehalten . . ." usw.

So ungefähr war der Wortlaut. Man spreche diesen Unsinn nach und höre dann den goldenen Hörnersatz des Walhallmotivs oder die gramvolle chromatische Folge der Wandererakkorde, denke wieder an Shaws Fettaktien und Börsenwerte und entscheide dann zum Schluß selbst, wer zuerst, wer stärker war: Wagner der Musikant oder Wagner der Philosoph und Volkswirt!

Kennzeichnend ist es auch, daß die Musiker, die Wagner gezeugt hat, sich um seine Philosophie überhaupt nicht gekümmert haben: wer Mottl und Fischer gekannt hat, wird vergeblich in ihrem Verhältnis zu Wagner nach ihr suchen. Und Hans Richters wohlgefügte, dauerhafte Männlichkeit läßt nicht viel Gedanken an einen weltentsagenden Pessimismus aufkommen. Von den Jungen, die an Wagner ansetzen, ganz zu schweigen.

Und jetzt erst kann ich wieder von der neuen Gegnerschaft Wagners sprechen. Es ist ihre Achillesferse, daß sie eben diese ganze Torheit dieses „Gedankenlesens" mitmachen. Auch Friederich Huchs, des nun viel zu früh geschiedenen, „Enzio" ist nicht davon freizusprechen. Emil Ludwigs Buch gar setzt sich zu drei Vierteln seines Umfanges mit Wagners Philosophie auseinander.

Sie sind denselben Weg gegangen wie ihre Väter. Sie haben alle aus dem Orchester des Ringes, wie es der Meister befahl, die Nebelwelt Schopen-

*) Zu dieser Art Kunstpriestertum gehört auch das Bemühen, die Themen symphonischer Werke auf irgendwelche Naturlaute (Mühlenklappern, Kuckucksrufe usw.) zurückzuführen: ich glaube, daß dem Beethoven, der die pochende, rüttelnde große Terz an den Anfang seiner prometheischen fünften Symphonie setzte, alles andere im Kopfe summte als Kuckucksrufe! Daß Wagner nicht ein einziges Motiv hat, zu dem sich ein solcher Naturlaut herbeiklügeln läßt, macht Ludwig ihm zum schweren Vorwurf.

hauers und Buddhas aufsteigen sehen und sich vom Gewölk berauschen lassen. Die Väter waren in diesen Schlaf versunken und träumten den Traum von ihrem Universalmeister weiter — die Jungen, unterscheidender und wählerischer, sahen die Unzulänglichkeit dieser Gedankenwelt ein und sind heute erwacht. Manche aufgerüttelt von den disharmonischen Klängen der Selbstbiographie. Alle aber mit unendlich schwerem Kopf. . . .

Gewiß, Emil Ludwigs Buch hat, wie ich sagte, seine Verdienste. Verdienste selbst um Richard Wagner. Aber leider sind das immer Einzelheiten. Es bleibt bei der Grundsünde, der schwersten, die man angesichts eines Kunstwerkes auf sich laden kann: es mit den Waffen des philosophischen Seminars zu bekämpfen. Und wenn man hier dieses Aufgebot an Symbolismen, an musikalisch-philosophischen Schuhplattlern*) sieht, so ärgert man sich doch schließlich über dieses schöngeistelnde Dozententum, das am Anfang Verständnis für den Künstler verspricht, je länger aber je mehr in schulmeisternder Unzulänglichkeit stecken bleibt. Wer aber vor den Künstler tritt, soll, er mag richten oder rühmen, die gewohnte Tracht von ernstem Schwarz zu Hause lassen. . . .

Und wenn man sie sieht, diese so zart empfindsamen Wagnerrichter von heute, die immer gleich mit der philosophischen Paraphrase bei der Hand sind, dann sehnt man sich dreifach nach dem Hörer, der, käme er auch von der Drehbank, einfältig und unbelesen genug ist, im Ring nichts, aber auch nichts anderes zu sehen, als den Zusammenbruch einer schuldbeladenen Götterwelt, dem es im übrigen völlig gleichgültig ist, ob Wotan die Lehre Schopenhauers (davon handelt bei Emil Ludwig ein ganzes Kapitel) stützt oder zersetzt.

Aber — sie alle haben schrecklich viel gelesen. Natürlich sind sie viel zu gute Kritiker, um nicht alle Schwächen der Wagnerschen Stellung zu erspähen. Und hier trifft sie wieder der Vorwurf, den ich vorhin erhoben habe: daß sie, wie die Wagnerianer, viel zu sehr auf Wagner den Lehrenden, viel zu wenig auf Wagner den Schaffenden geschaut haben. Denn auch auf dem Gebiet, von dem ich jetzt sprechen will, in Wagners Dramatik liegen die Schwächen in der Lehre, nicht im Werk. Sie liegen überall da, wo er auf diesem Felde in eigener Sache ins Theoretisieren kam. Was er über das Wesen des Musikdramas geschrieben hat, ist heute zum großen Teil unzulänglich. Zum mindesten hat er sich, dem bei diesen Schriften der mächtige Wille den eigenen Werken zur Wirkung zu verhelfen, die Feder führte, zu mancher Behauptung verstiegen, zu mancher Behauptung über die künftige Entwicklung deutscher Bühnenkunst, die unsere Tage längst Lügen gestraft hat. Und so sehr dieses Bekenntnis Bayreuther Ohren als eine Gotteslästerung klingen mag: man muß es heute zugeben, daß zwischen der Oper und dem Musikdrama in der Tat nicht der bodenlose Spalt klafft, den Wagner dort klaffen sah. Das Bühnengeschick, mit dem er seine Dramen gebaut hat,

*) „Der prunkende Dreiklang des Atheismus", „die drei Dekreszendi", oder die Zerlegung der Siegfried-Brünnhildszene in: „die Vertiefung", „die Schwüle", „den Anlauf", „den Absprung" und tausend andere erquälte Weisheiten.

das Vermeiden von Arie, Duett, Terzett usw., selbst das Gebärden-Rhythmusspiel scheint mir nicht genug zu sein, um in seinen Werken ein unerhört Neues zu sehen. Schon vor ihm gab es Opern, deren Handlung den nämlichen Rhythmus schlug, wie ihre Musik: das zeigt Mozart, wie wir ihn heute darstellen und sehen; der Figaro, dessen entzückender Filigranmusik es gelingt, einen Text mit sich zu verschmelzen, wie ihn vorher und nachher kein Musiker für eine Oper zu erwählen gewagt hat: ein geistsprühendes Unterhaltungsspiel mit dem Unterton der Gesellschaftsfrage und dem unterirdischen Grollen der Revolution. Wenn wir heute den „Don Juan" und den „Figaro" textlich von den Lächerlichkeiten der Zeit säubern, sie vor den Torheiten der alten Opernregie bewahren (für beides hat die neue Mozartschule, die in München unter Felix Mottl herangewachsen ist, gesorgt), so haben wir hier musikdramatische Schätze von unerhörter Pracht. Das Musikdrama war schon vor Richard Wagner. Nur hat niemand es zu sehen verstanden. Daß wir es heute auch aus Mozarts Hand empfangen, ist freilich Wagners Verdienst. Davon wird gleich die Rede sein.

Zunächst noch ein Eingeständnis, um keine der Schwächen unerörtert zu lassen: daß der Dramatiker Wagner an mancher Klippe nicht ungefährdet vorbeigefahren ist, muß man heute seinen Feinden zugeben. Am schlimmsten ist die Häufung von Wirkungen, von dramatischen Entladungen an Stück- und Aktschlüssen. Zwei nebeneinander kann der Hörer nicht aufnehmen; eine wird immer von der anderen erdrückt. Das endliche Schicksal des Ringes und seines Räubers Hagen am Schluß der Götterdämmerung geht im Lärm des Weltensturzes unter. Und das Erscheinen des Herzogs von Brabant interessiert nicht das Auge, das an dem scheidenden Lohengrin hängt. Und doch muß man an diesen Stellen, angesichts gerade dieser Fehler, wieder bewundernd vor dieser dramatischen Urkraft stehen, die sich nicht erschöpfen kann im Geschehenlassen.

Ich hätte das alles nicht erwähnt, handelte es sich hier nicht um die Auseinandersetzung mit einer Gegnerschaft, die jedes Verschweigen ausnützen würde. Gewiß, man muß das alles zugeben. Aber ein bitteres Unrecht ist es darüber zu vergessen, was Wagner auch auf diesem Gebiete an Genialem geschaffen hat. Ich habe vorher von der Befruchtung der älteren Oper durch die Regie von heute gesprochen. Hier ist der Grundgedanke dieser Regie: in jeder Einzelheit entwickelt sich die szenische Leitung aus der Partitur. Die Musik bestimme die Geste, Mine des Solisten, Gruppierung der Massen, Beleuchtung und Farben auf der Bühne. Das ist moderne Opernregie. Und wir danken sie Richard Wagner.

Und weiter: man mag auf vielen Druckseiten nachweisen, daß der Ring lange, lange Erzählungen birgt, die seine Handlung unterbrechen.

Man nehme den ersten Lohengrinakt und bekenne, daß die Verquickung seiner Musik und seiner Dramatik, dieser Steigerung und strahlenden Lösung nicht mehr zu überbieten ist. Wem solche Szenen gelangen, wie die zwischen Erda und Wotan, Siegfried und Wotan, Siegfried und den Rheintöchtern,

durfte viel schlimmere Fehler begehen. Sich an den vorhandenen festzusetzen, ist kleinlich und undankbar. Wie sich dann die Kritik, die Ludwig übt, notwendigerweise oft ins Kleinliche und in Gesuchtes verliert. Was soll der Hinweis auf die Kinderlosigkeit aller Wagnerscher Frauen? Was geht es uns an? Ist etwa Beethovens Leonore, die Gräfin Almaviva von der Mutterschaft umstrahlt? Und was soll der spöttische Hinweis auf die Blutschande Siegmunds und Siegelindes? Ist etwa das Verhältnis Figaros zu seiner Mutter Marzelline, über das Mozart unbefangen halb und halb mit entzückender, schelmischer Frivolität hinwegtänzelt, weniger schuldbeladen? Oder was soll die sittenrichterliche Zusammenstellung aller sinnenschwülen Szenen bei Wagner? Die Brünstigkeit der Klarinettenzweiundreißigstel im Brunhildmotiv zu zeugen, verlangte mehr Lendenkraft, als auf dreißig Papierbogen über die Erotik des Lohengrin, der Walküre oder des Siegfried zu Gericht zu sitzen.

Man suche nur auch hier; man wird immer finden. Wer das Löwenfell auf Parasiten durchforschen will, mag es tun. Es schaut deswegen nicht anders aus.

Von einem sehr ernst zu nehmenden Vorwurf gegen Wagner muß ich noch sprechen. Von dem Verstandesmäßigen, das scheinbar seine Musik beherrscht. Daß seine Motive mit ihren bestimmten Namen immer bestimmte Erinnerungsbilder wecken und der Phantasie des Hörers nichts zu tun übrig lassen . . .

In diesem Punkte ist die Stellung gegen Wagner scheinbar unüberwindlich. Denn er selbst hat ja den Motiven die Namen gegeben und damit angeblich selbst ihre Deutung vorgeschrieben.

Erstens: der Motivbau in der Musik ist viel älter, als Wagners Werke. Ich will es nur nebenher erwähnen, daß Mozart im Figaro die Szene mit dem Gärtner Antonio, in der bekanntlich vom Fenstersprung des Pagen die Rede ist, von der in Triolen aufgelösten Melodie des im ersten Akt an Cherubim gerichteten „Non piu andrai" umspielen läßt. Der Webersche Freischütz zeigt einen ganz ausgebildeten Motivbau. Bei Beethoven kehren in der neunten Symphonie, bevor die schlichte Melodie des Freudenliedes den wilden Taumel des Orchesters erlöst, alle Themen der vorhergehenden Sätze wieder: die leeren Quinten des ersten, die Paukenoktaven des molto vivace, die ruhigen Akkorde des Adagio, jedes von einem unwilligen Grollen im Orchester ablehnend beantwortet: eine richtige Unterhaltung.

Wagner ist also nicht der einzige und nicht der erste, der bestimmte Motive sich wiederholen ließ. Der erste freilich, der diese Wiederholung so ausgebaut hat. Und ich wendete mich mit Ludwig von ihm ab, wären seine Motive auch nur zu einem beträchtlichen Teil „Photographien", zwingend deutliche Abbilder seiner Ereignisse und seiner Gedankenketten: Abbilder der Art, wie manche Motive bei Richard Strauß es sind (das vom Fagott nachgeäffte Kindergeschrei in der Symphonia domestica. Oder bei Saint-Saëns der

Hahnenschrei am Ende des Totentanzes). Wo in dieser Weise nur photographiert wird, stirbt die Kunst.

Nur verschwindend wenige Motive Wagners geben in Rhythmus und Tonfolge bestimmte Vorstellungen und Vorgänge getreu wieder: im Ring nur das Schmiede- und das Arbeitmotiv. Ich wüßte auch nicht, wie man etwa den Gedanken an die Götterdämmerung oder an Siegfried tonmalerisch so zwingend wiedergeben sollte, wie Richard Strauß in dem erwähnten Falle das Kindergeschrei. Ludwig freilich behauptet, daß die meisten Motive Wagners in dieser Weise auf eine bestimmte Vorstellung hinleiteten. Er mag mir außer den erwähnten beiden im Ring auch nur drei nennen, die es tun.

Zweitens: Wagner hat die Motive selbst „offiziell" benannt. Im Ring tragen über achtzig bestimmte Namen. Aber für Sehende ist dieser scheinbare Einwand nur ein Zug, der sich trefflich einfügt in das Bild, wie ich es von ihm entworfen habe: der große Theatermeister bereitet die Ausführung seiner Werke vor. Durch die Partituren gleitet der Stift. Natur-, Götterdämmerungs-, Walhall-, Erdamotiv usw. Wegweiser für Sänger und Dirigenten, die an Werke dieses Umfanges damals noch nicht gewöhnt waren und dieses Wegweisers bedurften. Vielleicht hat er auch daran gedacht, ein paar Jüngern das Verstehen zu erleichtern. Er blieb eben auch hier der treffliche Vorkämpfer der eigenen Sache.

Die Phantasie der Hörer in Fesseln schlagen, sie in bestimmte Bahnen zwingen, das konnte er mit diesen Motiven nicht. Selbst wenn er es gewollt hätte. Wer sich gezwungen fühlt, bei den beiden Tönen der Dezime an Hagen zu denken, kann sich mit einiger Aussicht auf Erfolg als musikalisches Wunder sehen lassen.

Was konnte Wagner mit dem Namengeben anders wollen, als dem Verständnis einen geringen Boden zu weisen, auf dem die schaffende Phantasie weiterbauen konnte! Phantasie setzte er voraus, als er das Siegfriedmotiv schuf, nicht einen gelehrigen Schulbubenverstand, der flink die eingebläute Antwort auf die Frage nach der Bedeutung zu nennen weiß.

Aber auch hier hat man die eine Motivbedeutung, wie im anderen Falle die Philosophie und die dramatische Lehre zum einzigen wahren Glauben erhoben, auf dem sie beide fußen Wagnerianer und Wagnergegner. Daß die Gegner bei aller Feinfühligkeit nicht diese Gemeinschaft bemerkt haben, daß sie, die trefflichen Kritiker, nicht Wagner den Künstler und Wagner den Lehrer zu unterscheiden vermochten, ist die Tragikomödie dieser neuen Bewegung die Ludwig um sich sammeln will.

Uns — wen ich damit meine weiß man wohl — kann es nicht ändern. Uns war er stets ein Größter, nie der bisher ungeborene Allumfasser. Wir wußten, daß ihm, wie jedem Künstler Grenzen gezogen sind. Um des Jammers und der Lust seines Spiels und seiner Töne lieben wir ihn, nicht um seiner Philosophie.

Mit der umgürte sich niemand als Waffe, wer kritisch gegen eine Kunst zu Felde zieht. Denn sie ist Leben und will vom Leben gerichtet sein.

Wer sie mit der Theorie zersetzen will, findet meist nur ihre Maske, die die schelmische ihm hinterlassen hat.

Sie selbst ist ihm lächelnd längst entwichen.

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Zweite Fortsetzung)

Am gleichen Tage, der den deutschen Maler und Naturapostel Madelung in das Herrenhaus von Borküll führte, empfing Paul von der Borke am Bahnhof von Villefranche an der Riviera seinen Studienfreund Wassiljew.

„Als er sich anschickte, mit ihm hinunter in die Stadt in seine Wohnung zu gehen, wehrte der Russe ab:

„Bleiben wir im Freien! Ich will Sie allein haben. In Ihrem Laboratorium treffen wir Menschen."

„Ja, wenn Sie mir wirklich nur zwei Stunden schenken wollen?"

Kurz entschlossen wandte er sich nach rechts zu dem Bahnübergang und führte seinen Gast in den Schatten der Olivengärten, die sich den Berg hinanzogen.

Aber auch das schien dem Russen nicht zu gefallen: „Offen gestanden — ich hatte mir das eigentlich anders gedacht, Pawel Alexandrowitsch!" sagte er. „Sie vergessen, daß ich einen ganzen Tag gefahren bin — dritter Klasse in italienischen Eisenbahnwagen! Nun schleppen Sie mich für die paar Stunden hier auf die Berge, daß einem der Atem vergeht, Sie unverbesserlicher Naturfex! Dabei ist's halbe Nacht — ich brech mir noch alle Knochen entzwei . . ."

Paul von der Borke wies den Pfad hinan: „Sehen Sie dort die weiße Wand zwischen den Oliven? Das ist unser Ziel! Da Sie nun einmal keine Lust hatten, in meinen Bau zu kommen, scheint mir dieser Bummel hier herauf das beste zu sein. Sie können sich in der ländlichen Kneipe besser ausruhen als in irgendeinem Café. Kein Mensch wird uns stören, und, wenn Sie noch der Alte sind, werden Sie mir doppelt dankbar sein. Nirgends an der ganzen Riviera gibt es einen so reinen Wein wie bei Großmutter Farina. Der und ihre Enkeltochter Angélique werden Sie für die kleine Strapaze belohnen!"

Doktor Wassiljew blieb stehen: „Was hör ich? Pawel Alexandrowitsch hat Augen für das andere Geschlecht bekommen? Nun bin ich aber wirklich neugierig!“

Als die beiden Freunde wenige Minuten später, tief aufatmend auf dem Felsenvorsprung standen, brummte der Russe gut gelaunt in seinen buschigen Bart:

„Es sei Ihnen vergeben!“

Tief unter ihnen lag eine leuchtende Welt.

Auf den Kriegsschiffen im Hafen von Villefranche flammten verschiedenfarbige Signale auf. Ein mächtiger Panzer nahte sich vom Meere und schnitt in die dunklen Wogen seine silberne Bahn. Die roten und blauen und grünen Lichter des verankerten Geschwaders, die sich eben noch ruhig im Wasser gespiegelt hatten, gerieten in zitternde Bewegung.

„Was für ein Feuerwerk man Ihnen zu Ehren abbrennt, Doktor!“ sagte Paul von der Borke. „Blicken Sie um sich! Dort die Perlenkette sind die Lichter der Promenade des Anglais in Nizza, und hier zur Linken sehen Sie Monte Carlos nächtige Aureole. Da — erkennen Sie das massige Gebäude, das der Scheinwerfer jetzt aus dem Dunkel holt? Der alte Kasten ist unser Laboratorium, ein Stück Rußland auf französischem Boden. Da sitze ich nun schon drei Jahre lang am Mikroskop und habe alle eure Politik darüber vergessen.“

„Ähnlich wie ich in Rom bei meinen Plänen und Rissen. Bis man eines schönen Tages daran erinnert wird. Äh! Wissen Sie, daß ich mir in all den Jahren im Grunde doch immer wie ein Fahnenflüchtiger vorgekommen bin? Und die Stellung in Petersburg habe ich eigentlich nur angenommen, um als Russe wieder meine Pflicht zu tun. Leute wie wir, modern, aufgeklärt, mit unseren Ansprüchen auf Freiheit, nicht nur der Wissenschaft, sondern überhaupt der Weltanschauung, die werden zu Hause gebraucht. Einfach da sein gilt es. Unsere bloße Anwesenheit ist ein Bollwerk gegen die Finsternis.“

„Mensch!“ Paul von der Borke schlug seinem Gast kordial auf die Schulter. „Heute sollten Sie wirklich mal ihr Sorgenbündel absetzen. Sie mögen recht haben, Sie haben ganz gewiß recht, aber verdüstern wir uns doch nicht die paar Stunden, die Sie mir schenken können. Kommen Sie, — ist denn niemand da: Angélique, ma petite mouche, wo steckst du? Bringe uns Wein und Obst und Käse!“

Paul hatte es zur Tür der kleinen Buvette hineingerufen. Aus der Küche antwortete eine helle Stimme: „Subito, subito!“ Die Freunde setzten sich auf die Bank vor dem Häuschen in die Nacht der Weinlaube und warteten schweigend auf das Bestellte.

In den Blättern über ihnen regte es sich geheimnisvoll. Nachtfalter raschelten mit schwirrenden Flügeln, und Millionen Lichter erwachten in dem unermeßlichen, blaudunklen Luftraum vor ihnen. Von ihrer Bank aus schien

es, als sei jede menschliche Wohnstätte unter ihnen im Meer versunken. Zeit- und raumlos flogen sie durch den leuchtenden Äther hin, berauscht von dem Bewußtsein, teilzunehmen am Wandel der Sterne.

„Was sind wir? Atom oder Welt?“ fragte Paul, die Stille unterbrechend.

„Verirrte sind wir! Schwärmer, Phrasenmacher, Genußmenschen, Egoisten, Verbrecher, Verräter!“

Der Russe war aufgesprungen und hieb mit den Fäusten den Akzent zu seinen Worten in die Luft.

Paul lächelte schmerzlich. Der Ausbruch klang mißtönend hinein in die wundervolle Stimmung dieses milden, südlichen Abends.

Da nahten sich leichte Schritte, und der Schein eines Windlichts verlöschte mit einem Schlag das Bild der Welten draußen. Eine andere, eng umgrenzte war dafür aus dem Dunkel gezaubert. Sie ging nicht weiter, als der Kerzenschein reichte, aber sie bot Farben und Schönheit genug zum Ersatz.

Außer dem Windlicht trug Angélique ein wahres Stilleben guter Dinge auf ihrem Tablett. Rubinrot leuchtete der Wein in der langhalsigen Flasche, goldene Orangen, tiefblaue Trauben, braune Feigen, ins Grün der Weinblätter gebettet, türmten sich neben einer saftigen Schnitte gelben Käse. Knuspriges Weißbrot lag dabei. Aber mehr als diese frugalen Leckerbissen lenkte das Mädchen selber das Auge auf sich.

„Krassawiza!“ *) murmelte Wassiljew. Aus seinem schwarzen Bart blitzten die weißen Zähne in wohlgefälliger Überraschung.

Mit heiterer Anmut begrüßte die Wirtstochter ihre Gäste.

„Ich habe Ihnen doch meinen Freund bringen müssen, ma petite amie,“ sagte Paul von der Borke.

Das Mädchen setzte ihr Tablett ab. „Sicher auch ein Russe!“ meinte sie, und während sie sich die schwarzen Haare aus der Stirn strich, sahen ihre sanften grauen Augen den Fremden ruhig an.

„Alle Russen blicken ernst! Aber das mögen wir gerade. Deshalb haben wir uns ja mit Euch verbündet. Wir ergänzen uns so gut!“

Wassiljew lachte: „Auch eine politische Begründung!“

„Also trinken wir auf unser Bündnis!“ Paul schenkte ein, und das Mädchen nippte an dem Glas, das ihr der Russe ritterlich darbot. Sie lachte hell auf, als er die Stelle suchte, die ihre Lippen berührt hatten: „Fröhlich sein, steht Ihnen auch gut!“

Ihr heiteres Geplauder bewirkte, daß die Wandlung, die sich in der Stimmung des Russen vollzogen hatte, anhielt.

Paul von der Borke beobachtete die beiden. Worte sind Schall und Rauch, dachte er in Erinnerung an die leidenschaftliche Selbstanklage, die eben noch unter dieser Laube in die Welt hinausgeschleudert wurde.

---

*) Eine Schönheit!

Die drei waren des scherzhaften Gespräches, das sie wie ein heiteres Ballspiel dort oben festhielt, noch lange nicht überdrüssig, als eine zänkische Weiberstimme der fröhlichen Sitzung ein Ende machte.

„Die Großmutter ruft, ich muß in den Stall und füttern!"

Angélique sprang auf und stimmte mit lebhaften Worten in das Bedauern der Freunde ein.

— Man ging.

Auf dem Heimweg, den ihnen die rotgoldene Kugel des aufgehenden Mondes erhellte, sprachen die beiden noch lange von dem fesselnden Reiz des Mädchens.

„Es ist das Produkt der Rassenkreuzung hierzulande," erklärte Paul. „Wie in ihrer Sprache, zeigt sich auch in ihrem Äußeren die Mischung von Italienischem und Französischem."

„Ein anthropologischer Fingerzeig, den wir uns merken sollten," war Wassiljews Meinung. „Mir scheint, dieses Mädchen übertrifft an Geist und körperlicher Schönheit ihre beiderseitigen Vorfahren. Sie bedeutet eine Aufbesserung der Rasse."

Das Problem der Hinaufzüchtung des Menschen gab die Anregung zu einer lebhaften Erörterung.

„Denken Sie an Ihre baltische Heimat, Pawel Alexandrowitsch, an die ängstliche Absperrung der Deutschen von der Urbevölkerung. Wer weiß, ob die Konflikte, die jetzt Ihr Land erschüttern, so stark hätten werden können, wenn der Kastengeist der Gesellschaft nicht so ängstliche Distanz vom Volk gehalten hätte!"

„Und die Kultur?" brauste Paul auf. „Glauben Sie, daß wir je so weit gekommen wären, wenn sich das Deutschtum nicht fest zusammengeschlossen hätte?"

„Ach — das berühmte Wort von der baltischen Kultur!" Wassiljew lachte. „Pawel Alexandrowitsch, Hand aufs Herz! War sie in ihrer Isolierung stark genug, um dem Tschinownik standzuhalten? Hat sie der russische Beamte nicht in wenigen Jahren über den Haufen gerannt?"

„Es wird sich zeigen, daß sie lebt!" sagte Paul mit Nachdruck.

„Wenn sie klug genug ist, sich das Volk zu gewinnen. Und da hätten wir eben wieder die Forderung der Rassenmischung. Glauben Sie mir! Die Kultur der Zukunft ist ohne das Volk undenkbar."

„Lassen wir diese Hypothesen!" Paul beendigte das Thema in schroffer Ablehnung.

Sie kamen jetzt in die engen Gassen der alten Stadt, in denen das lebendige Treiben eines südlichen Feierabends herrschte. Die vielfältigen Geräusche der Straße machten eine weitere Unterhaltung unmöglich. Das war gut, denn Paul hatte Mühe, seine Verstimmung zu verbergen.

Wassiljew aber ging träumend dahin, ohne seiner Umgebung die geringste Beachtung zu schenken. Er kümmerte sich weder um die bunten Auslagen der Händler, noch um das Gewimmel der Menschen, die sich an ihnen vorbei-

drängten. Wettergebräunte Seeleute zogen in Reihen vorüber, neckten die Mädchen und zeigten sich zu Reibereien aufgelegt.

„Sie sind ja gar nicht hier, Wassiljew!“ sagte Paul. „Ihre Seele wenigstens ist längst in Rußland.“

„Der Leib wird auch bald da sein! In einer halben Stunde geht mein Zug. Sie dürfen mir nicht böse sein! Aber ich muß das schlechte Gewissen los werden. Nein — bitte begleiten Sie mich nicht! Ich habe mein Gepäck auf dem Bahnhof und werde den Weg schon finden. Leben Sie wohl, Pawel Alexandrowitsch! Eines Tages werden Sie mir recht geben.“

Mit langen Schritten eilte der Freund davon. „Es ist vielleicht das beste,“ dachte Paul, ihm nachsehend. „Er ist und bleibt der exaltierte Russe! Im Grunde werden wir uns immer fremd bleiben!“

Er hatte sich auf das Zusammentreffen mit dem alten Studienfreund ehrlich gefreut. Aber jetzt fühlte er sich geradezu erleichtert, als er wieder allein war. Er wollte es nicht wahr haben, daß ihn Wassiljews Worte beunruhigten und in der Tiefe seiner Seele doch ein leises Echo geweckt hatten.

Nein — er hatte die Freiheitsträume der russischen Jugend nie geteilt. Das kommunistische Ideal der russischen Revolutionäre war ihm geradezu unsympathisch. Seine Wissenschaft liebte er nicht zum wenigsten deshalb, weil ihm die stille Arbeit im Laboratorium der Berührung mit allen Streitfragen des Tages überhob.

In dem alten Klostergebäude, in dem der russische Staat auf französischem Boden ein zoologisches Laboratorium unterhielt, hatte der junge Gelehrte auch seine Wohnung. Bevor er zu ihr hinaufstieg, machte er noch einen Gang durch die Arbeitsräume. In den großen Bassins schwamm das Ergebnis des letzten Fanges, das Paul einer kurzen Sichtung unterzog. Aber das Interesse an der Arbeit fehlte ihm heute. Er fühlte sich müde und abgespannt. Das beste war, er suchte sein Zimmer auf und vertiefte sich in irgendein Buch.

Unter der eingelaufenen Post, die ihn hier erwartete, fand er einen Brief aus Estland. Er trug den Poststempel „Sternburg“ und zeigte die Schriftzüge Ediths von Wenkendorff.

In der unharmonischen Stimmung, in der er sich befand, sah er den Brief nicht mit der Freude, die er sonst empfunden hätte. Er zögerte deshalb, ihn aufzuschneiden und setzte sich unschlüssig und finster in seinen Sessel, um hier, wie es seine Art war, seine Gefühle unter die Lupe zu nehmen und ihren Zusammenhängen nachzugehen.

Seine Kusine Edith von Wenkendorff war der einzige Mensch in der Heimat, an den er gern zurückdachte, verbanden ihn mit ihr doch lichte Jugenderinnerungen. Trotz ihrer gegensätzlichen, von Kind an auf praktische Betätigung gerichteten Art, hatte sie stets Interesse für Pauls wissenschaftliche Neigungen gehabt und stand auf seiner Seite, wenn ihn die anderen alle wegen seiner Sammelwut verlachten.

Gute Kameraden waren sie gewesen und es trotz der räumlichen Entfernung voneinander geblieben. Aber eine Bemerkung in Ediths letztem Brief hatte einen leichten Schatten auf dieses schöne Verhältnis geworfen.

Er hatte ihr von Angélique und seinen häufigen Besuchen in der romantisch gelegenen einsamen Buvette erzählt. War sein Brief wirklich so schwärmerisch ausgefallen, daß Edith ein Recht hatte, ihn zu verspotten?

„Nun, können wir es uns erklären, weshalb Sie nicht einmal im Sommer mehr den Weg in die Heimat finden . . ." hatte sie geschrieben und die kränkenden Worte hinzugesetzt: „Auch sie sind also ein echter Borke!"

Ein echter Borke — das sollte nichts anderes heißen, als daß nun auch in seinem Leben das weibliche Geschlecht jene Rolle spielte, die den Borkes so oft zum Verhängnis geworden war.

Lächerlich! Die Bekanntschaft mit Angélique und ihrem schattigen Felsennest stammte erst aus dem Frühling und war nur eine angenehme Zugabe zu den Momenten, die ihn bestimmt hatten, die Riviera auch im letzten heißen Sommer nicht zu verlassen.

Wenn Villefranche in Sonnengluten brütete, so wehte da oben immer ein frischer Wind. Und wenn sich Paul von der Einsamkeit bedrückt fühlte, die in seiner Arbeitstätte herrschte, weil die Kollegen alle in kühlere Regionen geflohen waren, dann fand er in den Plauderstunden mit dem aufgeweckten Mädchen leicht wieder den notwendigen Zusammenhang mit dem Leben, den er — was er gern zugab — bei der steten Beschäftigung mit den abstrakten Theorien seiner Wissenschaft häufig genug verlor.

Aber wie tat die Ruhe wohl! Bei den unerquicklichen Zuständen im Vaterhause bedeutete eine Reise nach Borkûll für seine Nerven eine Strapaze, von der er noch jedesmal bedrückt und unfroh zurückgekehrt war. Wußte denn das Edith nicht? Wenn er sich auch noch niemals darüber ausgesprochen hatte, so erwartete er doch von ihrem Feingefühl, daß sie sich seine Entfremdung von der Heimat richtig deutete. Ja — wenn er auf Sternburg hätte wohnen dürfen, wo der alte Wenkendorff mit seinen drei Töchtern ein Leben voll fröhlicher, erfolgreicher Arbeit führte! —

Mein Gott — hatte er in seinem Alter nicht Anspruch auf Freude und Jugend? Und das war es, was er da oben fand. Deshalb vergaß er die alte Freundschaft noch lange nicht!

Was für ein Gefühl hinderte ihn heute, wo er den kurzen Besuch seines Freundes mit einer Einkehr bei der alten Farina verbunden hatte, Ediths Brief zu lesen?

Als er vorhin Angélique von Wassiljews Kennerblick geschätzt und bewundert sah, hatte er dieses flüchtige Gefühl gehabt, daß er auch dieser Gabe des Lebens gegenüber, wie bisher immer, der Theoretiker geblieben war. Zum erstenmal wollte ihm als ein Mangel erscheinen, was ihm als pflichtmäßige Erfüllung eines Grundsatzes galt: die Bekämpfung jeder Impulsivität, deren gefährliche Wirkung er in seiner Familie genugsam erfahren hatte.

Wie blitzte es in beider Augen, als Wassiljew die Stelle des Glases suchte, die Angéliques Lippen berührt hatten. So hatte sie ihn selbst noch nie angesehen!

Ja — hatte er es denn bisher vermißt? Dann würde Edith seine Stellung zu dem Mädchen also richtiger beurteilt haben als er selbst?

Er griff nach dem Brief. Während er die kräftige, charakteristische Schrift betrachtete, sah er im Geist die Gestalt der Schreiberin vor sich, wie sie vor drei Jahren Abschied von ihm genommen hatte.

Auf der Station war es gewesen, wo er den Petersburger Zug erwartete. Gerade als er vom Wagen stieg, kamen die drei Wenkendorffer Damen über die Stoppeln gesprengt — Edith und Ebba auf zwei Rappen edelsten Blutes, mehrere Längen hinter ihnen die kleine Evi. Sie hatte Tränen im Auge vor Wut über den schwerfälligen Trott ihres wohlgenährten Falben. Edith beugte sich von ihrem hochbeinigen Gaul herab und reichte Paul die Hand:

„Ich sah den Borküller Wagen und habe mit Ebba gewettet, daß wir noch vor dem Zug ankommen würden. Vergessen Sie uns nicht in Ihrem Sonnenland, Herr Vetter. Und halten Sie Wort — schreiben Sie mir mal!"

Aus dem Kupeefenster sah Paul die drei Reiterinnen den Sturzacker hinantraben. Oben auf der Höhe wendete die erste und stand als schwarze Silhouette gegen den Himmel. Sie winkte mit einem Taschentuch. War es Edith gewesen?

Wie damals wallte es jetzt warm und zärtlich in ihm auf. Nein — mochte Angélique anlachen, wen sie wollte. Es beunruhigte ihn nicht. Wohl aber spürte er in diesem Augenblick Unruhe in dem Gedanken an das zukünftige Verhältnis zwischen ihm und seiner Kusine.

Sie war in dem Alter, wo junge Mädchen, wenn sie hübsch und vermögend sind, sich zu verheiraten pflegen.

Wenn Edith von Wenkendorff eine Ausnahme machte, so kam es nur daher, weil ihr Leben auch jetzt schon mit Pflichten und Aufgaben ausgefüllt war. Ihr Vater hatte aus ihr eine regelrechte Landwirtin gemacht, die ihm allmählich eine männliche Hilfe bei der Verwaltung des Gutes ersetzte. Da aber ihre weibliche Anmut dabei keinen Schaden genommen hatte, so machte sie ihre weithin im Land bekannte Tüchtigkeit erst recht zu einer begehrenswerten Partie. Und eines Tages mußte es wohl wahr werden, daß sie einem ihrer vielen Bewerber die Hand reichte.

Paul schnitt die Vorstellung dieser Möglichkeit ins Herz. Ihrer ganzen werkfröhlichen Art nach schien ihm Edith allerdings bestimmt, eine Gutsherrin zu werden, nicht eine Professorengattin, die sie bestenfalls dereinst sein würde, wenn sie sich zu einer Ehe mit ihm entschließen könnte.

„Es wäre eben doch eine Stilwidrigkeit!" sagte sich Paul und verspottete sich selbst in der Vorstellung, daß er Edith einen Antrag machen müsse, wenn er jemals seinen Traum verwirklicht sehen wollte.

Dabei mußte man sich ja wohl zu einem Kniefall entschließen und in beredten Worten seine Liebe erklären?! Ein peinliches Unternehmen!

Das Endergebnis seiner Selbstbetrachtung war frostige Resignation. Er nahm das Papiermesser und schnitt Ediths Brief mit aller Sorgfalt auf. Er hatte keine Scheu mehr vor ihm, der aus zwei engbeschriebenen Bogen bestand:

Sternburg, 27. September 1905.

Lieber Vetter!

Längst war ein Brief von Ihnen fällig. Daß er nicht eintraf, deute ich mir als Strafe für meine Bemerkung über Ihre Beziehungen zur hübschen Angélique. Wenn ich Ihnen heute trotzdem und ausführlicher als sonst schreibe, so brauchen Sie das nicht als Ausdruck von Reue zu nehmen.

Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen über die außergewöhnlichen Dinge zu berichten, die bei uns im Land und in Ihrem Vaterhaus vorgehen, denn, wenn sie auch auf den Revaler Beobachter abonniert sind, so gewinnen Sie doch kaum ein richtiges Bild daraus.

Streiks sind auch bei uns keine neue Erscheinung, und Brandstiftungen kamen ebenso wie gelegentlich Raubanfälle im Walde vor. Die Presse redete etwas zu voreilig von „Revolution". Aber jetzt hat es wirklich den Anschein, als sollte sie auch unser Estland in Flammen setzen!

Zwar verlief der Septembertermin in Reval wie üblich. Steife Visiten bei alten Tanten, Routs, Einkäufe, Bälle: das Ereignis war natürlich wieder der Aktienball. Wie immer wiegten sich Estlands Edelfräulein im Kerzenlicht der alten Kandelaber — ein Feld von bunten Blumen in der Sommerluft — doch herrschte eine ganz besondere Stimmung: die Ballgespräche waren weniger banal als früher und, wie sehr die Jugend auch geneigt war, die Ereignisse auf die leichte Achsel zu nehmen — sie gruselte sich doch etwas. Das alte Ritterblut wurde in den Kavalieren wach, und ihr wortreicher Mut berauschte uns zarte Mädchen mehr als alle galanten Huldigungen.

Auch bei den alten Herren löste diesmal der Champagner nicht die hergebrachten Witze und Anekdoten aus. Es war fast mehr eine politische Versammlung als eine Ballgesellschaft. Soviel ich bemerken konnte, hatten die Zuversichtlichen die Oberhand. Sie fühlen sich sicher unter dem Schutz des Militärs, der uns vom Gouverneur zugesagt ist. Baron Schlebehausen teilt ihre Meinung nicht. Er war mit schweren Befürchtungen aus Petersburg gekommen. Meinem Vater gegenüber ließ er sich offen aus. „Wir kämpfen gegen zwei Fronten," sagte er. „Die eine davon ist versteckt, und mir scheint, von ihr droht uns die größere Gefahr!" Sie werden die Worte verstehen, Vetter! Sind wir nicht die Stiefkinder unseres geliebten Väterchens? Auch die Toaste beim Souper standen unter dem Eindruck der letzten bewegten Wochen. Papa richtete an die Jugend des Landes in seiner knorrigen Art ganz famose Worte. Die Ehrfurcht vor ererbten Überlieferungen dürfte uns nicht den Blick trüben für die Forderung der neuen Zeit. „Schlagen wir Tore in die Mauern, die uns vom Volke trennen, so werden wir am besten verhüten, daß sie gewaltsam niedergerissen werden."

Ich fürchte, Papas Ansichten fanden den allgemeinen Beifall nicht. Ich sah manche alte Tante ihre spitze Nase rümpfen. Schlebehausen dagegen entfesselte einen wahren Sturm der Begeisterung. Er appellierte an die Solidarität des Deutschtums und erinnerte an die historische Führerschaft des baltischen Adels.

Aber Sie wollen jetzt sicher auch etwas über Borkûll hören. Und da will ich mit unserer Meinung nicht hinter dem Berge halten: es ist dort nicht alles wie es sein sollte. Verwalter Kirsch macht wieder einmal von sich reden. Er hat sich zum Septembertermin tolle Sachen geleistet. Natürlich war er, wie immer wenn er in der Stadt ist, betrunken und soll sich im Estnischen Klub zu wüsten Brandreden gegen die Deutschen verstiegen haben. Nach einer Schlägerei wurde er verwundet ins Hospital geschafft. Dort liegt er seit drei Tagen, und Papa sorgt sich um euer Borkûll, das nun ganz ohne Aufsicht ist. Der alte Maddis, Ihr bewährtes Faktotum, hat doch nicht Übersicht genug, um alles in Ordnung abzuwickeln. Und die Baronin und Ihre Schwester Mara sind zu wenig orientiert in dem komplizierten Betrieb, auch leben beide dank ihren Neigungen zu wenig in der Wirklichkeit. Mara namentlich ist immer mehr ein Bücherwurm geworden, und ihre hypermoderne Weltanschauung hat ihr allen praktischen Sinn genommen. Gräfin Emerenzia Schildberg aber, Ihre würdige Tante, bringt mit ihren Gebetstunden und ihrer Bekehrungswut das ganze Tagewerk auf dem Hof in Unordnung. Unser guter Pastor Tannebaum ist nicht sehr erbaut von dieser Seelenfischerei, die seine Herde nachgerade konfus zu machen beginnt. Kurzum: die Anwesenheit des Herrn ist dringend nötig. In diesem Sinne wollte Papa auch schon an Ihren Vater schreiben. Aber wenn er jetzt wieder in Monte Carlo ist, können Sie ja selbst mit ihm reden. Schlimmstenfalls müßte eben Wolff Joachim Urlaub nehmen. Übrigens fehlte er diesmal beim Septembertermin. Er ist sehr vermißt worden.

Ebba hat ihre alte Not mit Evi. Fräulein Schneider, die Gouvernante, konnte mit dem Kinde nicht mehr fertig werden. So haben wir sie gehen lassen und hoffen, daß das Mädel im nächsten Jahre in der Schweizer Pension etwas Schliff bekommt. Sie ist noch gräßlich ruppig. Den geschlagenen Tag strolcht sie mit Förster Sandberg im Wald herum. Seitdem er ihr ein weißes Eichhörnchen gebracht hat, besitzt er vollends ihr ganzes Herz. Das Tierchen wird allgemein wie eine Art Wunder angestaunt. Sternburgs Glück nennens die Leute. Und merkwürdigerweise war unsere Ernte die beste der letzten zehn Jahre. Aber jetzt Schluß! Gerade eben höre ich die neue Dreschmaschine heranwalzen. Ich muß auf den Hof, lieber Doktor, und sicher warten auch auf Sie irgend welche sonderbare Lebewesen, die Sie unter Ihre Lupe nehmen wollen.

Leben Sie wohl, und hoffen Sie mit uns, daß sich alle Wolken von unserem baltischen Himmel verziehen mögen.

Ihre Edith Wenkendorff.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Biographien

Zur Lebensgeschichte von Karl Stauffer-Bern. Die besondere Geltung, die Karl Stauffer-Bern nach seinem Tode zugemessen ward, ist nicht aus dem Wert seiner künstlerischen Leistung allein erwachsen. Das verworrene Schicksal, in das sein Leben sich verstrickte, mußte eifrige Neugier rege machen, sein jähes Ende Schrecken und Mitleid auslösen. Und nun offenbarte es sich gar, daß der früh in voller Kraft Gebrochene von dem zähen Ringen seiner reifen Schaffensjahre in umfassenden Bekenntnissen selber Rechenschaft gegeben hatte. Aus dem Nachlaß der Frau, die sein Leben in die Irre geleitet hatte, kamen lange, reiche Briefe ans Licht und enthüllten leidenschaftlich durchlebte Werdeschmerzen, die als vollreife Frucht nur eine bescheidene Zahl meisterlicher Werke der Griffelkunst gezeitigt hatten. Die Ideale, Erkenntnisse und Überzeugungen einer grundehrlichen und mit sich selbst unbarmherzig strengen Künstlernatur stellten sich so im Zusammenhang dar, und zugleich taten sich die Abgründe, in die sie die Mischung ihres eigenen Blutes und unselig sich verbündende äußere Mächte hinabgetrieben hatten, dem schauernden Verstehen auf.

Otto Brahm durfte damals Stauffers Aufzeichnungen zuerst veröffentlichen. Die Lebensskizze, die er ihnen zum Hintergrund gab, geriet ihm trotz allem sorgsamen Wägen, aller klugen Umsicht doch hart und nüchtern. Es fehlte ihr das Mitbeben eigener innerer Schwingung, die Wärme persönlichen Miterlebens. Und der Versuch, in die eigenste Welt des Künstlers einzudringen, die Richtungen und Ziele seines Schaffens zu umreißen, seine Entwicklung aus inneren Notwendigkeiten und aus sachlichen Bedingungen heraus zu begreifen und klarzulegen, war hier gar nicht unternommen. Aber einem solchen Verständnis war ja durch Stauffers eigene Bekenntnisse auf weite Strecken der sicherste Weg schon erschlossen. Die seltsame Verflechtung von persönlichem Temperament, künstlerischer Gesinnung und äußerer Lebensfügung, die dieser starken Begabung ihr inneres und äußeres Schicksal bestimmt hat, wurde aus ihnen lebendig offenbar.

Das Buch war mit den Jahren in Vergessenheit geraten; nun ist es neuerdings durch eine wohlfeilere Neuausgabe, Verlag von Meyer u. Jessen, wieder besser zugänglich gemacht worden. Seine ursprüngliche Fassung hat es aber unverändert beibehalten. Die Aufzeichnungen und Briefe Stauffers sind nirgends vermehrt oder ergänzt, wie man das hätte wünschen mögen und nach soviel Jahren vielleicht sogar hätte erwarten dürfen. Und vor allen Dingen hätte man sich nicht noch einmal auf die kargen Proben aus Stauffers Dichtungen beschränken sollen, die Brahm zusammengestellt hat. Nachdem schon Isolde Kurz*) in ihrer warmherzigen Würdigung des Dichters Stauffer bisher unveröffentlichte Stücke hat mitteilen dürfen, hätte eine reichere, unbefangenere Auswahl zum mindesten eine vollere Ahnung von dem Wesen dieser plötzlich elementar hervorbrechenden, in einem wilden

*) In den lebensreichen Rückblicken ihrer „Florentinischen Erinnerungen." (München, Georg Müller.)

Erguß sich ausströmenden Dichterkraft vermitteln können.

Die Trümmer dieser Selbstoffenbarung reizen, ja sie zwingen geradezu, ihre Lücken auszufüllen und einen einleuchtenden Zusammenhang zwischen ihnen herzustellen. Diese Aufgabe hat **Wilhelm Schäfer** angezogen, und so hat er es unternommen, „Karl Stauffers Lebensgang", ebenfalls bei G. Müller in München erschienen, in einer ausgerundeten Gesamtdarstellung zu erzählen. Auch er gibt seinen biographischen Versuch als Eigenbericht, als eine umfassende Schlußbeichte aus Stauffers letzten Lebenstagen. Er führt also eben das aus, was Stauffer einst selber noch im Sinne gehabt hat.

Hätte Stauffers eigene Hand diese Bekenntnisse noch niederschreiben können, so wären sie wohl ein erschütterndes Seelenzeugnis geworden, durchbebt von dem Ungestüm eines kräftereichen Wollens und durchtränkt mit den Bitternissen dunkelster Schicksale. Wer will sich zutraueu, solch einen Ausbruch in seiner vollen Gewalt nachzuschaffen? Ein Dichter vielleicht, der in eigener Glut das fremde Edelmetall zu einem neuen, einheitlich starken Guß zusammenzuschmelzen vermöchte. Aber auch dafür scheint die Stunde heute noch nicht gekommen. Das Tatsächliche aus Stauffers Leben ist uns noch zu nah unter den Augen, das Geschlecht, das mit ihm lebte, wandelt noch zu leibhaftig auf Erden, als daß wir einer dichterischen Darstellung dieses Künstlerlebens mit freier Unbefangenheit folgen könnten. Die künstlerische Gestaltung löst sich nicht rein genug ab von dem unmittelbaren Bewußtsein einer noch gegenwärtigen Wirklichkeit. Die bedenklichste Gefahr ist aber für diesen besonderen Fall das Vorhandensein einer Fülle echter Selbstzeugnisse. In ihnen allein steckt das wahre, volle Ich Stauffers, sie allein sprechen seine Sprache. Und nach ihnen zu schließen, hätte Stauffer auch in den Tagen schmerzlichster Ermattung doch kaum mit der immer gleichen, nachdenklich müden Gelassenheit sein ganzes Leben überprüft und vor sich hingestellt. Diese Gedämpftheit des Gesamttones und das immer wiederkehrende Umlenken in die Endtonart beeinträchtigt am stärksten die volle Unmittelbarkeit der Darstellung des Menschen Stauffer Es erwächst aus ihr keine durch und durch zwingende Vergegenwärtigung der Persönlichkeit, die herausgehobenen Lebensmomente empfangen nicht einer um den andern ihre Wahrheit allein aus sich selber, sondern sie begeben sich von Anfang an unter dem schweren Himmel der letzten Tage und stehen im gleichen getrübten Licht. Man sieht darum den Stauffer, der sein Schicksal erzählt, immer wieder so vor sich, als käme er nach einer langen Krankheit in Kleidern daher, die ihm viel zu weit geworden sind. Und diese Gestalt steht einer voll überzeugenden Vergegenwärtigung des Jünglings und des Mannes im Licht.

Über das Wesen des Menschen Stauffer werden also nach wie vor nur seine eigenen Äußerungen eine völlig befriedigende Auskunft geben. Wohl aber hat Schäfer es vermocht, die Kräfte offenbar werden zu lassen, die Stauffers künstlerisches Wollen und Vollbringen geleitet und bestimmt haben. Ein klares Wissen um die sachlichen Erfordernisse der einzelnen Kunstgattungen schafft der Darstellung ihre sichere Grundlage, feinsinnige Einfühlung in die Technik zeigt die Ziele des Schaffenden, lehrt seine Wege und Umwege verstehen, und liebevolles Miterleben läßt durch all die Nöte und Schmerzen des künstlerischen Werdeprozesses hindurch schließlich den mächtigen, einheitlichen Zug innerer Entwicklung erkennen. Künstlerisches und dichterisches Verständnis haben hier zusammengewirkt, und so wächst aus eindringender Betrachtung der Werke die lebendige Veranschaulichung der gespannten Schaffenserregung, die sie eines ums andere hervorgetrieben hat.

In dieser überzeugenden Darstellung des Strebens und Ringens eines der begabtesten und selbständigsten Künstler der letzten Jahrzehnte liegt der eigentliche Wert des Schäferschen Buches. In den Kreisen um Stauffers nächste Verwandtschaft will man freilich auch das nicht gelten lassen. Man hat es insbesondere bemängelt, daß Schäfers Stauffer zuletzt seine Lebensarbeit und ihren Ertrag an der schöpferischen Leistung Adolf Hildebrands mißt, den er neben sich eine Fülle harmonischer Gebilde zu klarer Vollendung gestalten sieht. Aber gerade diese Gegenüberstellung zeigt mit einleuchtender Deutlich-

keit die Grenzen der Begabung Stauffers. Warum soll man die nicht zugeben? Und wer eines Künstlers Eigenart so sorgsam nachgegangen ist wie Schäfer, hat doch gewiß das erste Recht, den Wert und Gewinn seines Schaffens schließlich in größere Zusammenhänge einzufügen und für seine Gesamterscheinung die Stelle zu suchen, die ihr zwischen anderen zukommt.

Daß den Anwälten des persönlichen Andenkens Karl Stauffers die Unbefangenheit dieser Lebensdarstellung ein Ärgernis ist, läßt sich eher verstehen. Man mochte sie sogar gerne gewähren lassen in ihrem Eifer, gar zu bedenkliche Vorstellungen von Stauffers Wesensart und Lebensführung zu bekämpfen, denn sie legten ja zugleich neue Selbstzeugnisse von seiner Hand vor. Aber was sie seitdem aus den Briefen, die sie noch daheim bewahren, zur Rechtfertigung haben veröffentlichen lassen*), fügt dem Bilde des Menschen Stauffer nirgends wesentlich neue, nirgends sonderlich bedeutende Züge hinzu. Und an Ergiebigkeit für das Verständnis von Stauffers künstlerischer Persönlichkeit reichen sie an die Bekenntnisse der Briefe an Lydia Escher nicht von ferne heran. Daran wird auch die erweiterte Buchausgabe dieser Familienbriefe nichts ändern können. Um so freudiger wird man es ihr danken, daß sie einen lange gehegten Wunsch endlich erfüllen und Stauffers hinterlassene Dichtungen ohne ängstliches Unterdrücken nun in ihrem ganzen Umfang darbieten will.

Professor Th. Hänlein in Weinheim.

Länder- und Völkerkunde

R. Thurnwald, „Volk, Staat und Wirtschaft auf den Salomoinseln und dem Bismarckarchipel." Berlin 1912. Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Der bekannte und um die Südseeforschung hoch verdiente Ethnologe veröffentlicht das von ihm vorwiegend auf Bougainville gesammelte Material in möglichst dokumentarischer Form, die gerade auf soziologischem Gebiet große Vorteile bietet; denn sie bewahrt den Leser davor, daß er an Stelle der konkreten Tatsachen eine durch Theorien und Vorurteile beeinflußte Schilderung der Formen und Bedingungen des geselligen Zusammenlebens der Eingeborenen erhält und sie läßt ihm den Weg für die eigene Urteilsbildung frei. Durch die getreuliche Wiedergabe der Berichte der Eingeborenen selbst in Verbindung mit den Mitteilungen über das, was der Berichterstatter selbst gesehen und erlebt hat, werden wir so nahe als möglich an die Wirklichkeit herangeführt, eine Wirklichkeit, die für ein werdendes Kolonialvolk nicht allein wissenschaftliches, sondern auch erhebliches praktisches Interesse hat.

Die Veröffentlichung gliedert sich in drei Teile. Der erste behandelt die Lebensabschnitte (Pubertät, Heirat, Tod); im zweiten Teil folgen Mitteilungen über Wirtschaft und Staat (Wirtschaft, Politische Organisation, Verletzung der sozialen Ordnung); im drittten Teil endlich werden an der Hand der Angaben eingeborener Gewährsmänner typische Ereignisse geschildert.

Einige charakteristische Mitteilungen seien hier wiedergegeben.

Zählen in Songa (Bellalavella)

Nach dem Tode eines großen Häuptlings wird in Songa auf Bellalavella erst nach tausend Tagen das Totenmahl veranstaltet. Um diese tausend Tage auszuzählen, wird ein Rechnungsknotenfaden geknüpft (nuku mato = sie machen Rechnung, varu = Faden), und zwar macht zuerst ein Mann einen Faden mit hundert Knoten. Der Faden wird derartig geknotet, daß sich zwischen je zehn Knoten ein größerer Zwischenraum befindet. Ein zweiter Mann macht ebenfalls einen Faden mit hundert Knoten usw., so daß zehn verschiedene Leute beteiligt sind. Nun beginnt der erste, jeden Tag einen Knoten abzureißen. Wenn der erste fertig ist mit seinem Faden, dann geht er zum zweiten, teilt ihm das mit und der beginnt, von seinem Faden die Knoten abzureißen. Ist der zehnte fertig, so weiß man, daß die Frist zu Ende ist. Es kann aber auch so gemacht werden, daß ein Mann die Zählung des ganzen Tausend vornimmt, und zwar so, daß er zehn verschiedene Bastfasern nimmt und an jeder Bastfaser jeden Tag einen Knoten macht, bis er hundert Knoten auf einer Bast-

*) In den Süddeutschen Monatsheften, Jahrgang 1912/13.

faser hat. Hat er dann alle zehn Bastfasern mit je hundert Knoten versehen, so ist die Zeit des Festessens da und das Bastfasernbündel wird dann zusammen mit dem Schwein beim Festessen verbrannt.

Der Häuptling als Bankier (Songa auf Bellalavella)

Der Häuptling ist der reichste an Muschelgeldringen. Wenn ein Mann Geld braucht zur Heirat, um ein Mädchen zu kaufen, so geht er zum Häuptling und dieser gibt ihm Geld. Hat er Geld erhalten, so gilt er als sein Gefolgsmann. Stirbt nun der Schuldner, bevor er an den Häuptling das Geld zurückgezahlt hat, so sind auch die Kinder dem Häuptling gefolgpflichtig. Stirbt das Weib früh, so zahlt der Schuldner dem Häuptling das Geld zurück, da er dann wieder das Geld von den Angehörigen der Frau zurückerhält. Wenn der Häuptling gestorben ist, so wird sein Sohn oder die Witwe Gläubiger. — Wenn der Mann stirbt, so gehört sein Besitztum, Haus, Kanu, Kokospalmen, Schweine und Pflanzung dem ältesten Sohn, nicht allen Kindern. Die übrigen Kinder werden Gefolgsleute des Häuptlings und müssen für ihn arbeiten, bis das Geld, das der Mann für die Heirat bekommen hat, zurückbezahlt ist.

Aus dem Strafrecht

Die Strafe ist vollkommen in die Form der Rache gekleidet. So tritt uns zunächst die Tötung als Vergeltung eines Totschlags oder Mordes entgegen. In der Regel werden aber gerade diese Taten, mit denen eine Strafe verbunden sein soll, meuchlerisch begangen. Tötung wird nicht nur für Mord oder Totschlag, sondern auch für schwere körperliche Verletzungen mit tötlichem Ausgang und für Zauberei geübt. Besonders schwer gerächt wird schwerer Ehebruch und der Verdacht, durch Zauberei den Tod eines Menschen herbeigeführt zu haben. — Für schwere Verwundungen pflegt man sich dadurch zu rächen, daß man gemäß dem Prinzip der „Äquitas" dem Gegner wieder eine schwere Verwundung zufügt. Bei zweifellos zufälligem Totschlag oder Verwundung begnügt man sich dagegen mit Zahlung von Bußen, ohne jemand eine Verletzung zuzufügen.

Dem Buche sind siebenunddreißig Stammtafeln angehängt, die das Leben und Schicksal einzelner Persönlichkeiten, in denen sich die Begebenheiten des Lebens gleichsam kristallisieren, verfolgend, wirkliche Vorkommnisse, ihre Ursachen und ihren Ablauf feststellen und erörtern. In Verbindung mit den Ausführungen des darstellenden Teils gewähren sie einen außerordentlich interessanten Einblick in die biologischen Verhältnisse der Bevölkerung von Buin (Bougainville) und Lambutjo (Admiralitätsinseln).

Besonders möchte ich endlich auf die statistischen Ergebnisse aufmerksam machen, die der Verfasser in den Abschnitten: Gesamtstatistik, Generationsstufen, Verhältnis der männlichen zur weiblichen Bevölkerung, Verhältnis der Gesamtbevölkerung zu den Kindern, Volksvermehrung, Kindersterblichkeit, Heiratsstatistik (insbesondere Einehe und Mehrehe), aus den Stammtafeln ableitet. Die Auswertung dieser Ergebnisse ist für die praktischen Fragen der Eingeborenenpolitik von unverkennbarer Bedeutung.

Wer mit der Urgeschichte der Kultur, den Kräften, welche bestimmend auf das Zusammenleben der Menschen einwirken, sich zu beschäftigen Sinn und Neigung hat, der sei, ob Gelehrter oder Nichtgelehrter, auf die feinen Beobachtungen und fesselnden Mitteilungen Thurnwalds hingewiesen.

Kurt Perels in Hamburg

Schöne Literatur

Carl Busse: „Geschichte der Weltliteratur." Zweiter Band. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.) Anfangs 1911 (Heft 10) zeigte ich hier den ersten Band von Busses „Geschichte der Weltliteratur" an — jetzt liegt das Werk mit dem zweiten vollendet vor. Er führt von der Gegenrenaissance und Gegenreformation des siebzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart und behandelt in drei großen Abschnitten das siebzehnte, das achtzehnte und das neunzehnte Jahrhundert, wobei selbstverständlich der deutschen Dichtung verhältnismäßig der Hauptraum zugemessen wird. Auch hier erkennt man überall den Dichter, der nach künstlerischer Anschauung strebt, und den Erzähler, der fesselnd berichtet. Die Abschnitte sind wohlgegliedert, in sich zusammenhängend

und lesen sich gut, ja, man wird gespannt und ist stets der Fortführung begierig. Im neunzehnten Jahrhundert stellt Busse sehr fein die deutsche und die französische Literatur der sechziger Jahre nebeneinander und zeigt aus dem Vergleich der Dichtung des zweiten Kaiserreichs mit der bürgerlich-realistischen deutschen Zeitgenossenschaft, wie notwendigerweise jenes Volk zum Sturz und dieses zum Siege gelangen mußte. Busse gibt von jedem Dichter nach Möglichkeit ein persönliches Bild und geht dabei freilich manchmal etwas zu weit. Er wählt nicht den Weg, daß zuerst das Werk an sich und dann alles das kommt, was wir durch Erinnerungen und Briefe vom Leben des Dichters wissen, sondern das ästhetisch Zweite wird ihm oft das Erste. Wohlverstanden: alle Dichtung soll am Leben gemessen werden, wie das Busse tut, aber seine wiederholte Ausführung über die „Kerls" die hinter dem Werk stehn, würde, so wie er sie manchmal übersteigert, schließlich dahin führen, nicht nur, wie er das tut, Heine, sondern auch Geibel über Mörike zu setzen; denn Geibel war ein ganzer Mann, der weder Rücksichten nach oben noch nach unten kannte, und wenn seine nationale Überzeugung in Frage kam, ebenso wie Heyse, auf Ehrensold und Fürstengunst unpathetisch und mit männlicher Würde verzichtete. Hier liegt etwas Schiefes in Busses Auffassung, wie er wohl überhaupt das neunzehnte Jahrhundert als „das der Gebundenheiten" etwas einseitig betrachtet. Mit Befremden habe ich den Schluß seiner Ausführungen über Wilhelm Raabe gelesen. Nach der zum Teil vortrefflichen Darstellung des Dichters erwartet man alles andere als das Endurteil, seine Werke würden der Vergänglichkeit rasch ihren Tribut zahlen und keine Dauer haben. Als besonders gelungen hebe ich die Charakteristik von Gerhart Hauptmann hervor, den Busse mit wärmster Liebe umfaßt, und was Busse über die Artistenkunst sagt, ist vortrefflich. Busses Anschauung über Heine ist ein Kernstück des Buches, ich teile sie ganz und gar nicht, stelle vor allem Liliencron hoch über Heine, aber ich leugne auch als Gegner nicht, daß Busses ernste Auseinandersetzung Hand und Fuß hat und sich von der vielfachen Verhimmelung des Dichters vernünftig fernhält. Im ganzen ein ernsthaftes, überall anregendes, vielfach wertvolle Ergebnisse bringendes Werk. So wie Busse sich als Lyriker bis zu den gehaltvollen Versen der „Heiligen Not," als Novellist zu den ergreifenden „Schülern von Polajewo" (in ihrer neuen Fassung) entwickelt hat, hat er auch als Literarhistoriker von seiner einstigen „Geschichte der deutschen Dichtung im neunzehnten Jahrhundert" bis zu diesem Werk einen Weg der Klärung und der Arbeit, gesteigerter Schauensfähigkeit und Eindringlichkeit zurückgelegt, der Achtung abnötigt und seinem Bilde ein weit schärferes Gesicht gibt, als es vordem für uns hatte.

Dr. Heinrich Spiero in Hamburg

Edgar Poes Werke. Band 3 bis 6. (Verlag J. C. C. Bruns, Minden i. W.; brosch. je 4,50 M., geb. 6,50 M.)

Es sollte zu den unnötigen Aufgaben gehören, auf Edgar Allan Poes Bedeutung noch in unseren Tagen hinzuweisen. Aber noch immer gibt es Leute, welche in ihm nur den bekannten Erzähler spannender oder aufregender Geschehnisse erblicken und den großen, in seiner Art unerreichten Dichter niemals erkennen können. Die billigen Ausgaben seiner Novellen beschränken sich, dank der Spekulationssucht der Verleger, nur auf den Teil seines Schaffens, der dem grobsinnigen Publikum (also der Mehrheit, die nach Schillers unsterblichem Worte der Unsinn ist) angenehme Schauer einflößt, etwa wie eine Mordgeschichte im „Kintopp"; denn das Letzte, das Tiefste bleibt ihnen auch hier verschlossen und fremd. — Gewöhnlich wird Poe mit unserem E. Th. A. Hoffmann zusammen genannt oder verglichen. Ein verhängnisvoller Irrtum! Gewiß: beide haben Spukgeschichten krausester und grausigster Art geschrieben. Hoffmann, der Fabulierer, hat mehr Freude am phantastischen Erfinden; Poe, der Dichter, am phantastischen Scharfsinn. Jener mehr sprunghafte Grimasse, dieser starres, nach innen glühendes Auge. Dort oft zügelloses Sichverlieren im Schauerlichen, hier bis zur Grenze gesteigerte Möglichkeit. (Man vergleiche z. B. Hoffmanns „Majorat" und Poes „Untergang des Hauses Usher".) Das eben erscheint mir das Wichtige und so Wertvolle: er ist ein

Rätselrater, ein Denker; ein scharfer Intellekt beherrscht auch die wunderlichsten Gebilde seiner ausschweifenden, heißen Phantasie. Er waltet in jenem Grenzreiche, wo der Menschenverstand entweder in leeren Wahnsinn oder in genial gehobene Trunkenheit fällt; die Wahrscheinlichkeiten, die er anrührt und gleichsam mit plötzlichem Lichtstrahle aus fremder Finsternis beleuchtet, verlieren fast das Ungewöhnliche und dünken uns nach und nach wie Selbstverständlichkeiten. Das Nebensächlichste, Geringste wächst zu schier ungeahnter Bedeutung; im Grotesken liegt stets ein Problem verborgen. Wer sich über Poe näher unterrichten will, der lese — außer den Werken! — vor allem die wundersamen Aufsätze Baudelaires, die der Verlag Bruns gleichfalls herausgegeben hat in der vortrefflichen Ausgabe von Baudelaires Werken; sie bilden in ihrer warmen Anteilnahme, in ihrem schwerduftenden Stil das Schönste, was über den großen Amerikaner gesagt ist.

Diese vier Bände, die bis jetzt erschienen sind, bergen die Kriminalerzählungen, die humoristischen, grotesken und grausigen Novellen und die Abenteuergeschichten. Die Übersetzungen lesen sich vortrefflich und bewahren einen Hauch von Edgar Poes glashellem, klarem Stile. Marcus Behmer schmückte die Bücher mit Zeichnungen; es ist eine Wonne, die prächtigen Bände in Händen zu halten und an stillen Abenden zu Gefährten zu wählen. So möge auf dieses überaus wertvolle, verdienstreiche Unternehmen des eifrigen Verlages nachdrücklich hingewiesen sein. Es übermittelt den Deutschen einen echten, seltenen Dichter. Die moralisierenden Philister aber mögen geruhig zetern, wie die Leute in Spießburgh, als es dreizehn schlägt! Freien Geistern ist Poe ein bestimmendes Ereignis!

Ernst Ludwig Schellenberg in Weimar

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 28/37.

Einbanddecken für die Grenzboten

Ausgabe A: Halbfranz. Dunkelgrüner Lederrücken und Ecken, gekörnter Bezug, Schrift in Goldpressung. **M. 1.75.**

Ausgabe B: Leinen. Dunkelgrünes Rohleinen, Pressung in Schwarz mit Gold. **M. 1.—.**

13 Hefte — ein Vierteljahr — bilden einen Band, für den ganzen Jahrgang sind demnach **vier Decken** erforderlich.

Jede Buchhandlung vermittelt den Bezug.

Einen Prospekt mit Abbildungen der beiden Ausgaben nebst Bestellschein sendet auf Wunsch der Verlag.

Berlin SW. 11,
Tempelhofer Ufer 35a

Verlag der Grenzboten, G. m. b. H.

Dem Kaiſer

Inmitten von Feſtesjubel und frohlockender Feierſtimmung ſich den kühlen Sinn des Kritikers zu bewahren, iſt an ſich ſchon ein ſchwierig Ding, — doppelt ſchwierig, wenn man ſelbſt getragen wird von dem Bewußtſein der Bedeutung einer Feier über den Jubiläumstag hinaus, wenn Freude am Erreichten Herz und Sinn gefangen hält, und wenn frohes Hoffen die Bruſt ſchwellt. Es war, man mag noch ſoviel nach Ungünſtigem ſuchen und ſchürfen, ſich noch ſo lebhaft mancher ſorgenvollen Stunde und manches kritiſchen Augenblicks erinnern, doch eine ſegensreiche Zeitſpanne dieſes erſte Vierteljahrhundert der Regierungszeit Kaiſer Wilhelms des Zweiten!

Kein Gebiet des Volkslebens, möge es Fragen der Wirtſchaft, der Kunſt, der Wiſſenſchaft berühren, gibt es, auf dem nicht eine mächtige Entfaltung zu beobachten wäre, — kein Gebiet, auf dem ſich nicht lebensſtarke Keime entwickelt hätten und ſtürmiſch zur Reife drängten, kein Gebiet, auf dem wir nicht dem bis 1870 oder 1888 überlegenen oder führenden Auslande erheblich nahe gekommen oder es gar überflügelt hätten. Nicht nur mit der Flotte ſind wir von einer unbedeutenden Stelle zur zweiten unter den Völkern aufgerückt, —

in vielen Dingen marschiert Deutschland an der Spitze aller Kulturnationen! Und das ist erreicht ausschließlich mit friedlichen Mitteln, konnte erreicht werden lediglich durch die Wucht deutschen Fleißes, deutscher Intelligenz und deutscher Arbeitstüchtigkeit, die keine anderen Hilfsmittel verwandten, als wie sie der sorgsam behütete Frieden eines Kulturvolkes schafft. Die einzige Tatsache, daß Germania heute nicht nur allen ihren eigenen Kindern Brot und Arbeit gibt, vielmehr auch noch einer Million Fremden, sollte genügen, um das Heil dessen auszurufen, der fünfundzwanzig Jahre zielsicher am Steuer gestanden hat.

Wilhelm der Zweite hat sich zwar entsprechend den Aufgaben der Zeit kein weit sichtbares Denkmal von der Gewaltigkeit der Dimensionen setzen können, wie es einst mit Bismarcks, Moltkes und Roons Hilfe am 18. Januar 1871 zu Versailles errichtet wurde, aber er hat zusammen mit seinem Volke in zäher, unverdrossener Alltagsarbeit, die er sich durch Kunstgenuß und Reisen mit romantischem Sinn zu veredeln trachtet, Bausteine geformt, zusammengetragen und behauen, und manchen neuen Strebebalken in den alten Bau gefügt.

Möge es ihm vergönnt sein im engen Zusammenwirken mit der Nation, in weiteren fünfundzwanzig Jahren nun als ein Künstler auf der Höhe seiner Lebens- und Schaffenskraft jenes gewaltige Werk der Reichsgründung so auszugestalten, daß alle die hohen Ideale, denen er selbst als Mensch und Staatsmann nachhängt, für die Menschheit und für den Staat keine bessere Pflegstätte finden könnten als im Deutschen Reiche.

Die Anträge der elsaß-lothringischen Regierung

Von M. Winterberg in Königsberg i. Pr.

Die elsaß-lothringische Regierung befindet sich in einer recht üblen Lage. Ihre durch Veröffentlichungen im Matin bekannt gewordenen Anträge zum Reichsvereins- und Preßgesetz, durch die sie sich Handhaben gegen die deutsch-feindlichen Umtriebe des Nationalismus verschaffen wollte, haben ihr die Mißbilligung sämtlicher Fraktionen der Zweiten Kammer und ein zwar höflich formuliertes, aber keineswegs weniger klares ablehnendes Votum der Ersten Kammer des Landtags zugezogen; außerdem haben sie zu einer Interpellation im Reichstage geführt, nach deren Ergebnis es feststeht, daß nur eine kleine Minderheit für einen den Anträgen entsprechenden Gesetzentwurf eintreten würde. Elsaß-lothringische und altdeutsche Zeitungen demokratischer und klerikaler Richtung ziehen aus alledem den Schluß, daß die Regierung abgewirtschaftet habe und von Rechts wegen von der Bildfläche verschwinden müßte. Wenn auch die Regeln parlamentarisch regierter Länder für sie nicht gelten, so sei es doch ein Gebot der Selbstachtung und des Respekts vor der Verfassung, dem nahezu einstimmigen und vom Reichstag anerkannten Spruche der Volksvertretung Elsaß-Lothringens zu weichen.

Diese Argumentation klingt recht überzeugend, macht aber, abgesehen von ihrem Eingriffe in die kaiserlichen Rechte, den großen Fehler, eine Verantwortung der elsaß-lothringischen Regierung vor dem Landesparlament zu konstruieren, wo es sich um reichsgesetzliche Angelegenheiten handelt. Die elsaß-lothringische Regierung ist, wie die jedes einzelnen Bundesstaates, berechtigt, ohne Anhörung des Landesparlaments Anträge beim Bundesrat zu stellen, sobald sie von ihrem Standpunkt aus, der sich keineswegs mit dem der Volksvertretung zu decken braucht, die reichsgesetzliche Regelung einer bestimmten, der Zuständigkeit des Reiches unterliegenden Frage für erforderlich hält. Geht der Bundesrat auf ihre Anträge ein, dann ist es Sache des Reichstags, sich für oder gegen die betreffenden Anträge zu entscheiden, wobei er sich die Ansicht der Volksvertretung des in Frage kommenden Einzelstaates als Richtschnur dienen lassen kann, wenn er ihr eine genügend große Bedeutung beimißt.

Selbstverständlich wird in allen Bundesstaaten, in denen gefestigte Verhältnisse bestehen und für den Verkehr zwischen Regierung und Parlament klare Traditionen geschaffen sind, die Regierung auch in reichsgesetzlichen Angelegenheiten mit ihrer Volksvertretung Fühlung zu nehmen suchen, bevor sie einen entscheidenden Schritt unternimmt. In Elsaß-Lothringen sind diese Voraussetzungen einstweilen aber noch nicht gegeben. Es herrscht dort noch nicht das für konstitutionell, aber nicht parlamentarisch regierte Staaten natürliche Bestreben, zwischen Regierung und Volksvertretung einen dem Lande dienlichen Machtausgleich zu schaffen, sondern das Parlament und besonders seine Zweite Kammer suchen von den Rechten der Regierung soviel wie irgend möglich für sich zu usurpieren. Die Verfassungsreform von 1911 hat zunächst die Wirkung gehabt, die Volksvertretung im wesentlichen antigouvernemental und außerordentlich geneigt zu machen, ihre eigenen Rechte auf Kosten der Regierung zu erweitern. Darunter leiden in erster Linie diejenigen Aufgaben der Regierung, die diese im Reichsinteresse zu erfüllen hat.

Mir ist aus der Zeit der Einführung der neuen Verfassung ein Ausspruch eines elsässischen Politikers bekannt, der für diese Erscheinung sehr bezeichnend ist. Dieser Herr — eine bekannte politische Persönlichkeit — erwiderte auf die Klage einiger Parteifreunde, daß die neue Verfassung dem Lande doch auch nur beschränkte Selbstverwaltungsrechte bringe: „zweifellos hat die neue Verfassung noch manche Lücken und enthält uns noch verschiedene Rechte eines autonomen Bundesstaates vor. Aber schließlich wird sie für uns die Bedeutung haben, die wir ihr zu geben wissen. Darum müssen wir so auftreten, als ob sie uns alle politischen und parlamentarischen Rechte gebracht hätte." Nach diesem Grundsatz handeln praktisch sämtliche in der Zweiten Kammer vertretenen Parteien und gehen dabei über ihre wirkliche Zuständigkeit oft weit hinaus.

Es ist daher nicht anzunehmen, daß die elsaß-lothringische Regierung die Mißbilligung der Zweiten Kammer allzu schwer empfinden wird. Im Falle Grafenstaden hatte sie schon etwas ähnliches erlebt und auch die Erfahrung gemacht, daß einzelne Abgeordnete, die wacker mit für das Mißtrauensvotum gestimmt hatten, ihr hinterher die Versicherung gaben, eigentlich sei die Sache gar nicht nach ihrem Wunsch gewesen.

Außerdem hat die elsaß-lothringische Regierung noch einen sehr triftigen sachlichen Grund, die Bedeutung der Resolution der Zweiten Kammer nicht zu überschätzen. Das Hauptargument, auf das sich die verschiedenen Fraktionen bei der Verurteilung des Vorgehens der Regierung stützten, war die Behauptung, ihre Parteien wollten von dem chauvinistischen Nationalismus nichts wissen, und das Volk werde diesen aus eigener Kraft überwinden, ja habe ihm bereits eine deutliche Absage erteilt. Diese Behauptung entspricht — und das weiß die Regierung ganz genau — nicht den Tatsachen. Allerdings haben sich die Parteien Wetterlé gegenüber, als dieser seine hetzerischen Vorträge in Frankreich gehalten hatte, einmal zu mehr oder minder kräftigen Protesten aufgeschwungen,

aber diese Kundgebungen, die nebenbei beim Zentrum mit vielen Entschuldigungen für den Missetäter verbrämt waren, entsprangen keineswegs dem nationalen Verantwortlichkeitsgefühl, sondern in erster Linie der Besorgnis, Wetterlés Reden könnten die in jener Zeit ohnehin so gespannten Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland noch weiter verschärfen und die Kriegsgefahr erhöhen. Im übrigen aber wird der Nationalismus von den einzelnen Parteien immer nur dann bekämpft, wenn er sich bei einer anderen Partei zeigt. Im eigenen Lager übt man eine weitgehende Toleranz und duldet nicht nur die alles Deutsche verabscheuenden nationalistischen Vereine, sondern auch die nationalistischen Blätter, die systematisch das Ansehen des Deutschtums untergraben und französische Kultur, französische Einrichtungen und Anschauungen in allen Tonarten preisen und ihre politischen Betrachtungen ganz unter dem Gesichtswinkel der politischen und Geschichtsauffassungen Frankreichs anstellen. Ja selbst die viel gerühmte und bei den Interpellationsdebatten über die Anträge der Regierung wieder gefeierte Niederwerfung einiger nationalistischer Führer bei den ersten Wahlen zum elsaß-lothringischen Landtag im Jahre 1911 erweist sich für denjenigen, der die Dinge aus der Nähe betrachtet hat, keineswegs als eine Niederlage des Nationalismus. Denn um die klerikalen, oder dem Zentrum nahestehenden Nationalisten Laugel, Preiß, Blumenthal zur Strecke zu bringen, mußte die Gegenseite den demokratischen Nationalismus zu Hilfe rufen und ihm einen recht beträchtlichen Einfluß einräumen. Also weniger dem Nationalismus als dem Klerikalismus galt der Kampf, und von der Kraft der Parteien und des Volkes, sich selbst von den nationalistischen Hetzern zu befreien, hat man auch da herzlich wenig verspürt.

So hat die elsaß-lothringische Regierung tatsächlich keinen Grund, die bei der Begründung der Mißbilligungsresolution in der Zweiten Kammer abgegebenen vollklingenden Versicherungen für etwas anderes zu halten, als für ein Mittel, ihr Vorgehen vor dem Lande ins Unrecht zu setzen. Daher hätte der Staatssekretär Freiherr Zorn von Bulach sich die Anerkennung, daß die Zweite Kammer sich so einmütig gegen die Nationalisten ausgesprochen habe, ruhig sparen können.

Auch der Einwand, daß der elsaß-lothringischen Regierung jetzt schon ausreichende Möglichkeiten gegeben seien, deutsch-feindlichen Treibereien ein Ende zu machen, da sie im Notfall ja die Gerichte anrufen könne, ist wenig stichhaltig. Nur in Ausnahmefällen wird es gelingen, die nationalistischen Feinde des Deutschtums auf einer strafrechtlich belangbaren Handlung zu ertappen. So vorsichtig sind die Herren schon, daß sie den Schlingen des Strafgesetzbuches aus dem Wege gehen. Dafür hat die Freisprechung des Souvenirpräsidenten Jean vor dem Metzer Schöffengericht, die von klerikalen und demokratischen Zeitungen als eine neue Niederlage der Regierung gefeiert wird, erst jetzt wieder einen schlagenden Beweis geliefert. Die Regierung hat sich auch wohl gehütet, die Gerichte anders als in ganz zwingenden Fällen in Anspruch zu

nehmen, denn neben der Gefahr eines Mißerfolges scheute sie mit Recht auch das Odium, das einer gerichtlichen Wahrung ihrer Autorität stets anhaften müßte.

Die Anträge, die die elsaß-lothringische Regierung beim Bundesrat eingebracht hat, sind sachlich nur zu gut begründet, und manches liebe Mal habe ich in Gesprächen mit Alt- und Neu-Elsaß-Lothringern den Wunsch, daß etwas ähnliches kommen möge, aussprechen hören. Aber freilich — öffentlich wird so leicht kein elsaß-lothringischer Abgeordneter für sie einzutreten wagen, da ein derartiger Mutbeweis ihm unter Umständen das Mandat und seiner Partei so und soviel hundert nationalistischer Anhänger kosten würde. Daran hat sich die Regierung aber nicht zu kehren. Für sie handelt es sich einzig und allein um die Frage, ob die nationalistischen Treibereien tatsächlich einen die friedliche und deutsche Entwicklung des Landes gefährdenden Umfang angenommen hat, und ob die ihr zur Bekämpfung dieser Gefahr zur Verfügung stehenden Mittel wirklich nicht ausreichen. Daß sie dieser Überzeugung ist, geht aus ihren Anträgen hervor, daß sie sie aber keineswegs erst in letzter Zeit gewonnen, sondern schon vor der Verfassungsreform besessen hat, weiß ich bestimmt. Wenn sie gleichwohl erst jetzt mit ihren Anträgen hervortrat, so hat das folgenden Grund:

Bei der Schaffung des Reichsvereinsgesetzes war sie mit ihren Bedenken gegen die unbeschränkte Ausdehnung des neuen Gesetzes auf Elsaß-Lothringen nicht durchgedrungen. Das schloß die Formulierung dieser Bedenken in Anträgen an den Bundesrat unmittelbar nach Einführung des Reichsvereinsgesetzes selbstverständlich aus. Dann kam die Verfassungsreform. Für sie setzte sich die elsaß-lothringische Regierung und besonders der Statthalter mit aller Kraft ein. Das geschah nicht, um den Nationalismus durch sie zu vernichten, sondern um der nicht nationalistischen großen Mehrheit des elsaß-lothringischen Volkes die Rechte und Freiheiten zu geben, die sie durch ihr loyales Verhalten verdient hatte. Aber die Hoffnung, daß die Bevölkerung sich von den Einflüssen nationalistischer Reichsfeindlichkeit befreien würde, sobald sie zu größerer politischer Selbständigkeit emporgehoben und mit einer größeren politischen Verantwortung ausgestattet worden sei, war bei der Regierung zweifellos vorhanden. Erst als sich zeigte, daß diese Hoffnung falsch gewesen war, daß der Nationalismus infolge der Mandatsjagd der einzelnen Parteien in nationalistischen Kreisen erst recht zu politischer Bedeutung gelangte und die Parteien alles vermieden, was den nationalistischen Teil der Bevölkerung vor den Kopf stoßen konnte, sah sie sich durch ihr nationales Pflichtgefühl gezwungen, beim Bundesrat zu beantragen, daß ihr auf den Gebieten des Vereins- und Preßwesens größere Vollmachten eingeräumt würden. Also nicht als eine Bankerotterklärung, der mit der Verfassungsreform eingeleiteten Versöhnungspolitik, sondern als deren logische Folge sind die Regierungsanträge zu betrachten. Hätte der elsaß-lothringische Landtag und besonders die Zweite Kammer sich früher zu der Absage an den Nationalismus aufgeschwungen, zu

der sie sich jetzt, als sie die Regierung ernst machen sah, entschloß, und — was noch weit wichtiger ist — hätten die Parteien auch für sich selbst ehrlich die Konsequenzen einer solchen Absage gezogen, dann wären die Anträge der Regierung nicht nur überflüssig, sondern direkt ein Fehler gewesen. Statt dessen hat man sich jetzt zwar in eine gewaltige Entrüstung über die Regierung hineingeredet, aber weder dem elsaß-lothringischen Zentrum, noch der elsässischen Fortschrittspartei, noch der Lothringer Partei wird es einfallen, auch nur einen nationalistischen Abgeordneten von sich abzuschütteln und irgendeinem nationalistischen Verein oder nationalistischen Blatt, wofern sie nicht parteipolitisch zur Gegenseite gehören, den Kampf anzusagen.

Wenn der Reichstag sich bei der Besprechung der Interpellation über die elsaß-lothringischen Anträge an diese Tatsachen gehalten hätte, dann wäre dem deutschen Volke doch wohl das betrübende Schauspiel erspart worden, daß der weitaus größte Teil der Volksvertretung sich von der scheinbar so einmütigen Entrüstung der elsaß-lothringischen Parteien und des elsaß-lothringischen Parlaments über die Nationalisten irreführen ließ. Hoffentlich verfällt wenigstens der Bundesrat nicht in denselben Fehler, denn sonst hätte nicht nur die elsaß-lothringische Regierung, sondern die ganze deutsche Reichspolitik gegenüber dem Nationalismus eine kaum wieder gut zu machende Niederlage erlitten.

Mit dem Kaiser auf Reisen

Nach Briefen und Tagebuchblättern von Teilnehmern erzählt

von George Cleinow in Berlin

(Copyright 1913 by Verlag der Grenzboten G. m. b. H. Berlin)

1. Präludien.

Zu den ersten Regierungshandlungen, die Kaiser Wilhelm der Zweite im Jahre 1888 vornahm, gehören die Besuchsreisen bei den Höfen befreundeter Mächte. Am 15. Juni hatte der neunundzwanzigjährige Monarch den Thron bestiegen und schon einen Monat später zog er an der Spitze eines ansehnlichen Geschwaders nach Nordosten, den Zarischen Oheim zu begrüßen. Gleich daran schlossen sich die Besuche in Stockholm und Kopenhagen, während Wien und Italien erst im Herbst aufgesucht wurden. Welche politisch-sachlichen Gründe und Erwägungen den Kaiser seinerzeit veranlaßt haben, die erwähnten Besuche gar so bald nach der Thronbesteigung und auch in der angegebenen Reihenfolge zu unternehmen,

soll nicht erörtert werden; es sprechen genug persönliche dafür: die bis dahin unbefriedigt gelassene Reiselust des Monarchen, seine große Vorliebe für die Marine.

Bismarck hat auch zu den politischen Reiseplänen und der Art ihrer Ausführung den Kopf geschüttelt, aber sich schließlich doch nicht ernsthaft widersetzt, sich vielmehr damit begnügt, dem Kaiser in den Personen seines Sohnes Herbert, damals Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, und des Legationsrats von Kiderlen-Waechter Begleiter beizugeben, die ihm über alle Einzelheiten des Verlaufs der Reisen zuverlässig berichten konnten. Die Beobachtungen des Staatssekretärs haben indessen die Bedenken des Kanzlers nicht nur nicht zerstreut, sondern verstärkt, und als der Plan zum ersten Male auftauchte, außer den offiziellen Reisen eine Vergnügungsfahrt nach Norwegen zu unternehmen, hat Bismarck ihn im Keime zu unterdrücken versucht. Alle die Eigenschaften des Kaisers, die ihm die Sympathien aller derer erwerben, die mit ihm in außeramtliche persönliche Berührung treten, hat Bismarck als weltkluger Staatsmann beargwöhnt. Die große persönliche Liebenswürdigkeit des dritten Kaisers, seine Bereitwilligkeit auf interessante Anregungen einzugehen, ohne viel zu fragen woher sie kommen, verbunden mit soldatischem Freimut, daneben der nicht fortzuleugnende Hang, die Realitäten des Lebens durch die Kunst zu verbrämen, was leicht romantischen Neigungen Nahrung gibt, — alle diese Eigenschaften, so fürchtete Bismarck, könnten fremden, besonders ausländischen Einflüssen die Wege zum Kaiser ebnen und die Durchführung politischer Aufgaben stören und zwar um so leichter, als die Kürze der Regierung Friedrichs des Dritten den jungen Kaiser gehindert hat, sich bereits allseitig und gründlich für seinen erhabenen und verantwortungsvollen Beruf vorzubereiten; noch anderthalb Jahre vor dem Tode des großen Dulders, wie Bismarck den Kaiser Friedrich nannte, konnte der Prinz Wilhelm nicht ahnen, daß die Nation seiner so bald bedürfen würde.

Man wird die Bedenken des ersten Kanzlers und Erbauers des Reiches verstehen, dessen Tätigkeit zu einem nicht unerheblichen Teil in der Abwehr fürstlicher und fremder Einflüsse, die sich bei seinem Allerhöchsten Herrn durchsetzen wollten, bestanden hat. Aber ebenso wird man den Monarchen begreifen, der, auf die mit seinen Reisen verbundenen Gefahren aufmerksam gemacht, sich sein persönliches Vergnügen nicht schmälern lassen wollte, nachdem er die Überzeugung, ihnen ausweichen oder begegnen zu können, gewonnen hatte.

Der junge Kaiser hat um seine erste Nordlandsreise im Jahre 1889 einen harten Kampf führen müssen. Schon im Jahre 1888, als der Kaiser, angeregt durch die Schönheiten einer Schärenfahrt zwischen Rußland und Schweden und bezaubert durch das malerisch-imposante Bild der Hafeneinfahrt von Stockholm, den Wunsch äußerte, auch die norwegische Küste kennen zu lernen, hat Bismarck Schwierigkeiten bereitet, — im übrigen verbot sich die Fahrt wegen der vorgerückten Jahreszeit und den einmal angefangenen politischen Besuchen von selbst. Als

dann nach sorgfältiger Vorbereitung des Reiseprogramms durch den bekannten Forschungsreisenden Dr. Güßfeldt der Zeitpunkt für die Nordlandsreise im Sommer 1889 festgelegt werden sollte, hat Bismarck kein Mittel unversucht gelassen, die Reise doch noch im letzten Augenblick zu hintertreiben. Noch am 2. Juni 1889 hoffte Bismarck, wie sein Sohn Herbert mitteilt, daß die Reise unterbleiben würde: der Leibarzt des Kaisers wurde mit angespannt, das Ziel zu erreichen; der Kaiser sollte in ein deutsches Bad gehen; Bismarck ließ kein Mittel unversucht! Als schließlich der Kaiser seinen Willen dennoch durchsetzte, gab es „eine furchtbare Hatz" und die erste Nordlandsreise mußte unter so ungünstigen Auspizien angetreten werden, daß Kiderlen am 10. Juli notieren konnte: „der Zeitpunkt der Abreise war allerdings ein recht kritischer . . . es handelt sich um nichts weniger als um eine Kanzlerkrise . . ." und ein Jahr später, als schon Caprivi Reichskanzler war: „ . . . ich hoffe jedenfalls, daß diesmal für mich die Reise dienstlich leichter wird, als voriges Jahr, wo bereits die ‚Konflikte' anfingen. Schon sehr ernst! Ich durfte damals den tampon machen, habe mich redlich für die Bismarcks abgeschunden . . "

Aus der Stimmung der angedeuteten Kämpfe heraus gewinnen auch die Worte des Kaisers vom 5. März 1890 eine besondere Bedeutung, mit denen er seine Nordlandsreisen begründet:

„Bei Meinen Reisen habe Ich nicht allein den Zweck verfolgt, fremde Länder und Staatseinrichtungen kennen zu lernen und mit den Herrschern benachbarter Reiche freundschaftliche Beziehungen zu pflegen, sondern diese Reisen, die ja vielfach Mißdeutungen ausgesetzt waren, haben für Mich den hohen Wert gehabt, daß Ich, entrückt dem Parteigetriebe des Tages, die heimischen Verhältnisse aus der Ferne beobachten und in Ruhe einer Prüfung unterziehen konnte. Wer jemals einsam auf hoher See, nur Gottes Sternenhimmel über sich, Einkehr in sich selbst gehalten hat, der wird den Wert einer solchen Fahrt nicht verkennen. Manchen von Meinen Landsleuten möchte Ich wünschen, solche Stunden zu erleben, in denen der Mensch sich Rechenschaft ablegen kann, über das, was er erstrebt und was er geleistet hat. Da kann man geheilt werden von Selbstüberschätzung, und das tut uns allen not."

2. Streiflichter

„Für die Dauer der Nordlandsreise," erzählt der schon erwähnte Geheimrat Dr. Güßfeldt in Bongs Jubiläumswerk, „hat der Kaiser die Grenzen der Hofetikette stark erweitert und gestattet seinen Fahrtgesellen eine große Bewegungsfreiheit im persönlichen Verkehr mit ihm." „Der Kaiser ist sehr nett und der Verkehr äußerst zwanglos," bemerkte Kiderlen in dem schon erwähnten Schreiben vom 10. Juli. „Der Kaiser sieht es nicht als Verstoß an, nimmt es vielmehr freundlich auf, wenn man ihn an Deck — falls die Umstände es zulassen — anredet, und oft entwickeln sich daraus Gespräche, die eine bleibende Erinnerung zurücklassen."

Streng ist der Kaiser in der Handhabung der Dienstgeschäfte und in der Beaufsichtigung der den einzelnen Personen des Gefolges übertragenen Obliegenheiten, wobei er das Bestreben, in alle Details einzudringen, mit großer Umsicht in der Zeitausnutzung verbindet, aber doch nicht ohne Dringlichkeit! An den einzelnen stellt er recht erhebliche Anforderungen. Kiderlen, dem die Berichterstattung an die Presse übertragen ist, stöhnt auch gelegentlich, als er in einem Briefe an seine Schwester, Exzellenz von Lattre, „wegen der Details der Reise ganz auf die Kölnische Zeitung, die seine Berichte bringen wird oder wenigstens soll", verweist. „An der Länge derselben," fährt er fort, „könnt Ihr sehen, was es mir für Mühe macht. Aber der Kaiser drängelt immer danach, ich muß sie ihm vorlesen, er gibt dann auch noch seine Wünsche dazu und dann gehen Abschriften an die Kaiserin. Die Gegendbeschreibungen finde ich besonders langweilig, aber auf die hält gerade der Kaiser viel. Momentan schwelgt er in Frithjofssage und Fischen, deren er heute fünf gefangen."

Dreimal am Tage vereinigt der Kaiser seine Gäste, nebst den Kommandanten und zwei Offizieren des Stabes, zu gemeinsamer Mahlzeit um sich: des Morgens um neun Uhr, des Mittags um eins und des Abends um acht Uhr. Man versammelt sich auf dem Achterdeck, nahe dem Eingang zum Speisesaal, und erwartet die Ankunft Seiner Majestät. Bei der Tafel ist das durch die Hofrangordnung vorgeschriebene Placement aufgehoben, man darf seinen Platz nach eigenem Ermessen wählen; ausgenommen sind nur die Plätze rechts und links von Seiner Majestät; über diese bestimmt der Hausmarschall, der stets dem Kaiser gegenübersitzt und dafür sorgt, daß jedem Gast in wechselnder Folge die Auszeichnung zuteil wird, das Mahl an der Seite Seiner Majestät einnehmen zu dürfen. Die Tafel erscheint lieblich und prunkvoll zugleich: lieblich durch den nie fehlenden Blumenschmuck, der häufig von norwegischen Händen dargebracht wird, prunkvoll durch die silbernen und goldenen Pokale, die der Kaiser auf seinen Regatten errungen hat. Die Unterhaltung bei Tisch ist von der angenehmsten Art. Zuweilen werden auch Kontroversen lebhaft diskutiert, mit einem Hin und Her von Offenheit, in der sich jahrelange, freundschaftliche Beziehungen widerspiegeln. Es herrschen dann nicht immer der leise Flüsterton und die Gemessenheit in Haltung und Gebärde, die für die kaiserliche Hoftafel im Berliner Schloß sich von selbst verstehen. Der Kaiser bekundet herzliche Freude, wenn gelegentlich „die Geister aufeinander platzen", wenn die Konversation das akustisch erlaubte Maß überschreitet, wenn lautes Lachen an einem unbotmäßigen Flügel erschallt, wenn Rede und Gegenrede über die Breite des Tisches hinweg gewechselt wird.

„Kaiser Wilhelm der Zweite sieht in der Musik die Spenderin von Freuden und inneren Erhebungen, die keine andere Kunst zu geben vermag. Deshalb führt er eine Kapelle mit sich an Bord; sie ist gegenwärtig etwa achtunddreißig Köpfe stark und verfügt über ein Repertoire von erstaunlicher Mannigfaltigkeit. Das Orchester spielt regelmäßig bei der Mittag- und bei der Abendtafel. Nach

letzterer verlängert sich oft das Konzert, besonders in den Häfen, wo hunderte von Booten sich um das Kaiserschiff drängen, während ihre Insassen gespannt lauschen und stets Beifall klatschen, wenn die norwegische Nationalhymne ertönt."

Kiderlen, der übrigens in musikalischer Hinsicht ein Barbar ist, gibt zu obiger Beschreibung am 16. Juli 1889 eine hübsche Illustration, indem er berichtet:

„Die Reise geht nun also doch noch bis zum Nordkap, vor einer Stunde haben wir den nördlichen Polarkreis überschritten. Die Gegend ist wild und großartig, das Wetter prachtvoll.

Mein Geburtstag war doch nachträglich herausgekommen, und wurde am 11. Juli nachträglich durch ein von Leutnant von Hülsen vorgetragenes Gedicht gefeiert, worauf sich der Kaiser erhob und mit mir anstieß.

Auf Anstiften Walderseés schenkte mir die Tischgesellschaft einen großen Porzellanhumpen. Ich hoffe, daß Ihr über unsere Erlebnisse genügend durch meine Reiseberichte in der Kölnischen informiert seid, und mich auch in dem ‚in Sandven zur Kur weilenden Landsmann' erkannt habt.

Die Abende verlaufen harmlos, teils musikalisch (!!!), teils zaubert Hülsen etwas vor, teils muß man irgendetwas aufführen: ich habe schon den Zwerg aufgeführt und zum allergrößten Gaudium des Kaisers das Licht ausgelöscht!!!

Nun werden wir gleich nach Bodö kommen, wo ich diesen Brief auf die norwegische Post gebe.... Dann geht es über Tromsö, Hammerfest nach dem Nordkap, von da auf dem Rückweg nach den Lofoten und dann in einer geraden Tour nach Bergen (25. Juli)."

Die Umgebung des Kaisers während der ersten Nordlandfahrten umfaßte nach den Angaben Güßfeldts dreizehn Herren; während der folgenden Reisen wurde die Zahl um drei vermehrt. Das engere Gefolge setzt sich zusammen aus den mit dienstlichen Funktionen betrauten Herren. Unter diesen muß der Hausmarschall Seiner Majestät, Freiherr von Lyncker, an erster Stelle genannt werden, der auf sämtlichen Nordlandreisen die Leitung der weit verzweigten Hofhaushaltung verwaltete. „Alle übrigen Chargen, die der Kabinettschefs, der beiden diensttuenden Flügeladjutanten und des Leibarztes haben im Laufe der Jahre andere Vertreter gefordert. Zu dem engeren Gefolge treten nun die sieben bis neun Gäste, die der Kaiser aus einem kleinen Kreise vor jeder Nordlandreise auswählt. So ist es gekommen, daß vier Herren zu sämtlichen Reisen befohlen worden sind; freilich haben nur zwei davon das Glück erfahren; tatsächlich an den vierundzwanzig Fahrten teilzunehmen." Nach statistischen Auszügen aus vorhandenen Tagebüchern haben teilgenommen:

10 mal: der Legationsrat von Kiderlen-Waechter;
12 mal: der Graf Philipp Eulenburg;
15 mal: der Graf von Görtz und Prinz Albert von Holstein;
17 mal: der Chef des Generalstabes, General der Infanterie von Moltke;

19 mal: die Generaladjutanten Generaloberst von Kessel und General der Kavallerie von Scholl; desgleichen der Generalintendant Graf Hülsen-Haeseler;

20 mal: der Professor Karl Saltzmann, Mitglied der Akademie der Künste;

24 mal: der Hausmarschall Seiner Majestät des Kaisers, Freiherr von Lyncker und der Geheime Regierungsrat Professor Dr. Paul Güßfeldt.

Außer von diesen wissen wir noch von dem Berliner Historiker und Universitätsprofessor Dr. Theodor Schiemann und dem General Dickhut, daß sie wiederholt Gäste des Kaisers auf seinen Seereisen gewesen sind. Herr Schiemann hielt dem Kaiser historisch-politische Vorträge, wozu er bei dem großen Interesse, das osteuropäische Fragen seit geraumer Zeit beanspruchen, durch seine berühmten Forschungen über die neue russische Geschichte besonders berufen ist; General Dickhut ist ein gleichfalls hochgeschätzter Historiker und Generalstäbler; sein Spezialgebiet sind die Befreiungskriege.

Das eigentliche Gefolge und die Gäste bilden zwei Gruppen. Aber die für alle geltende gemeinsame Tracht des Kaiserlichen Jachtklubs verwischt schon äußerlich alle Unterschiede: „der Verkehr ist eingestimmt auf den Grundton der Kameradschaft, des gegenseitigen Vertrauens und des daraus entspringenden Freimuts."

(Fortsetzung folgt)

Adolf Matthias und das höhere Schulwesen

Von Professor Dr. Rudolf Lehmann in Posen

Die Ära Althoff war für unsere höheren Schulen, wiewohl sie hier noch kein volles Jahrzehnt gewährt hat, eine bedeutungsvolle Epoche. Äußerlich genommen ist ihr Hauptverdienst, daß sie den Schulstreit zwischen gymnasialer und realistischer Richtung, der in den beteiligten Kreisen fast ein Menschenalter hindurch mit steigender Heftigkeit geführt worden war, beendigt oder ihm doch wenigstens den Stachel der Berechtigungsfrage entzogen und dadurch den erbitterten Kampf in einen friedlichen und fruchtbaren Wettbewerb verwandelt hat. Ihrer inneren Tendenz nach aber ging die von Althoff angebahnte Richtung über diese, wenn auch wichtige Einzelheit hinaus auf ein allgemeineres Ziel. Welcher Art dieses war, hat am prägnantesten Fr. Paulsen einmal zum Ausdruck gebracht: „Das

vergangene Jahrhundert hat der deutschen Schule heilsame Normen gebracht. Möge ihr das künftige erwünschte Freiheit bringen!"

Drei Männer sind es hauptsächlich, denen das Verdienst zukommt, die freiheitliche Bewegung in unserem Schulwesen angebahnt zu haben. Zu Althoff und Paulsen gehört als dritter Adolf Matthias, der einzige Überlebende von ihnen, der noch in Frische und Kraft unter uns wirkt. Das gemeinsame Ziel, das alle drei innerlich und zum Teil auch äußerlich untereinander verband, war, mit dem alten starr und unfruchtbar gewordenen Gymnasialsystem zu brechen, an seine Stelle den freien Wettbewerb verschiedener Richtwege, Lehrziele und Stoffgebiete zu setzen und hierdurch eine Mannigfaltigkeit von geistigen Kräften zu entbinden, die den Zustand der Jugend und das Leben der Nation nach allen Seiten hin bereichern und fördern sollte. Paulsen, der Theoretiker unter ihnen, war aus geschichtlicher Forschung und gerecht abwägender allgemeiner Betrachtung dazu gelangt, für die neue Aufgabe einzutreten und sie, gestützt auf umfassende Kenntnis der bisherigen Entwicklung, entscheidend zu formulieren. Althoff, zum guten Teil von ihm angeregt und beeinflußt, hat mit dem Blicke des Staatsmanns für soziale und geschichtliche Notwendigkeiten diese Aufgabe ergriffen und mit den Machtmitteln seiner Herrschernatur freiheitliche Ideen zu verwirklichen unternommen. Matthias, sein erster Gehilfe und praktischer Ratgeber bei der Durchführung, ist derjenige von den dreien, dem die freiheitliche Richtung am unmittelbarsten in der Natur und im Blute liegt. Er brauchte nur sein eigenes Wesen in Tat umzusetzen, um der Sache der erzieherischen Bewegungsfreiheit aufs beste zu dienen. Die glückliche Harmonie, zu der er veranlagt ist, bewahrte ihn dabei zugleich vor Maßlosigkeit und vor Enge.

Althoff, bis zu seinem Tode in unerschöpflich rastloser Tätigkeit, wenn auch zuletzt nicht mehr im Amte stehend, hat keine Zeit für seine Denkwürdigkeiten gefunden, von denen er nicht selten träumte und gerne selbst zu Fernerstehenden sprach. („Bosheit war sein Lebenszweck", wollte der viel verschriene, im innersten Grunde gütige Mann als ironisches Motto auf den Titel setzen.) Paulsens schöne Selbstbiographie ist, soweit sie seine Jugendjahre umfaßt, der Öffentlichkeit übergeben worden. Matthias, dem ein Geschick, das es besser mit ihm als mit der deutschen Schule meinte, verhältnismäßig früh den Weg ins Privatleben und damit in die rein literarische Tätigkeit gewiesen hat, ist hierdurch in den Stand gesetzt worden, der Öffentlichkeit ein Buch zu übergeben, das man als den Ertrag seiner Lebenstätigkeit und seiner persönlichen Erfahrungen bezeichnen kann*).

Es sind nicht Denkwürdigkeiten im überlieferten Verstande des Wortes, was dieses Buch enthält, wohl aber in einem höheren und eigentlicheren Sinne.

*) „Erlebtes und Zukunftsfragen aus Schulverwaltung, Unterricht und Erziehung." Ein Buch für Freunde deutscher Bildung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1913. VI und 319 Seiten.

Das Biographische tritt ganz zurück. Es beschränkt sich auf gelegentliche, mit der Amtstätigkeit des Autors unmittelbar zusammenhängende Einzelheiten. Auch das Schulgeschichtliche bildet nur in dem Kapitel über die beiden entscheidenden Schulkonferenzen in den Jahren 1890 und 1900 den Gegenstand der Darstellung. Vielleicht wird es nicht nur klatschsüchtige Neugier, sondern auch ernsthaft historisches Interesse bedauern, daß Matthias uns, in offenbar gewollter Diskretion, so wenig von der internen Geschichte des Althoffschen Schulregimentes verrät, von der schwerlich ein anderer soviel weiß als er. Allein die persönlichen Erfahrungen aus Unterrichtsverwaltung, Schule und Erziehung bilden nur die Unterlage und im einzelnen die Ausgangspunkte für die Darlegungen von Anschauungen und Überzeugungen, welche den Gesamtkreis dieser Gebiete umfassen und den eigentlichen Inhalt des Buches ausmachen. „Lebenserinnerungen," so charakterisiert Matthias die Anlage des Buches, „verweben sich überall mit den Gedanken über Schule und Erziehung, die in festem Grund und Boden einer nicht ganz armen Lebenserfahrung fußen."

Wenn somit die Ziele, denen die Darstellung zustrebt, rein sachlicher Natur sind, so wird durch sie doch auch das persönliche und historische Interesse entschädigt. Denn die Persönlichkeit des Autors tritt gerade dadurch in ein um so helleres und schärferes Licht, daß sie sich weniger absichtlich, gewissermaßen naiver und ursprünglicher gibt, als es in einer Autobiographie der Fall sein könnte. Der sachliche Gehalt des Buches aber zeigt uns zusammenfassend, was an praktisch pädagogischen Ideen in jener geschichtlichen Epoche unseres Unterrichtswesens lebendig geworden ist und ihr die Richtung gegeben hat. Zugleich aber zeigt sich auch das Maß des Erreichten im Verhältnis zu dem, was unerreicht geblieben ist.

Matthias, wie er uns in diesem Buche persönlich entgegentritt, ist ein im schönsten Sinne freiheitlich gerichteter Mann. Nichts liegt ihm ferner als Kräfte zu binden, fremder Eigenart seinen Stempel aufzudrücken. Wie er für sich selbst das Recht in Anspruch nimmt, unverhohlen seine Meinung zu sagen, so räumt er jedem anderen das gleiche Recht ein, immer zur Anerkennung, immer zu hoffnungsvollem Gewährenlassen bereit. Und es ist nicht nur angeborene oder durch Selbstzucht erworbene Gerechtigkeitsliebe, die ihn leitet, wie sie etwa Paulsen oder auch Münch, der ein anderer Typus verwandter Gattung war, geleitet hat, sondern vielmehr eine Art von ästhetischer Freude am Anblick eigenartiger Kräfte und ihrer Entfaltung, sei es auch und vielleicht auch ganz besonders in Wettstreit und Kampf. Mehr als einmal tritt uns die Anschauung entgegen, wie der Streit, selbst wenn er sich nicht in den erquicklichsten Bahnen und Formen bewegt, es doch eigentlich ist, der die Entwicklung vorwärts bringt. „Die höheren Knabenschulen sind zu dem was sie sind, erwachsen aus einem heftigen Kampfe, der eine Klärungs- und Übungsstätte geistiger Kräfte bildete und der das Ganze förderte, indem er durch offenen und ehrlichen Gegensatz der Meinungen Vorurteile beseitigte und vor weiteren Einseitigkeiten und Irrwegen schützte." Gemeint

ist der Gymnasialstreit der achtziger und neunziger Jahre, von dem es an einer anderen Stelle heißt, daß er „mit seinen übeln Begleiterscheinungen und seinen Übertreibungen und gegenseitigen Unhöflichkeiten — doch auch sein Gutes hatte. Vor allem erschütterte er die behagliche Ruhe aller Schulphilister intra et extra muros, und er rechtfertigte eine Änderung veralteter Formeln und Vorrechte und eine Neugestaltung und Neubelebung der höheren Schulen".

Der letzte Grund für diese Freude an freiheitlicher Kraftentfaltung ist der freudige Optimismus, der in der innersten Natur des Pädagogen begründet liegt. Vielleicht daß ihm das frohmütige Vertrauen, das er der Welt und den Menschen entgegenbringt, bisweilen den Blick für das einzelne trübt und das Urteil beirrt. Im ganzen ist es doch die beste Quelle seiner persönlichen Kraft und Wirksamkeit. Gerade das, was auch der aufgeklärten Bureaukratie gemeiniglich fehlt, die ruhige Zuversicht in den natürlichen Gang der menschlichen Dinge, in die Vernunft, die sich auch ohne Zwang und gewaltsame Lenkung allmählich durchsetzt, besitzt Matthias im ausgesprochensten Maße.

So ist es denn kein Wunder, daß dieser Verkünder optimistischer Weisheit in einem innerlichen Gegensatz zur Bureaukratie steht und tatsächlich wohl auch während seiner Amtszeit gestanden hat. Auch in Althoff, so virtuos er den amtlichen Apparat zu handhaben verstand, lag ein Gegensatz gegen die bureaukratische Routine, und dieser bildete im persönlichen Verkehr nicht selten einen ernsten oder humoristischen Kontrast zu dem Machtbewußtsein des höheren Beamten, das ihn denn doch erfüllte. Bei Matthias aber darf man geradezu von Antibureaukratismus sprechen: ihm eignet ein natürlicher Widerwille gegen Schema und Schablone, gegen Gleichmacherei und Bindung, gegen den Mangel an Persönlichkeit, der auch bei sachlicher Tüchtigkeit die Schwäche des Beamtentums ausmacht. „Frisches Leben in die Akten und in die geheimrätlichen Hüter dieser Schätze!" Diese Tendenz beherrscht alles, was er über unsere Schulverwaltung sagt. Mit Ironie wird die Stellung des Verwaltungsbeamten gegenüber der unmittelbar erzieherischen Tätigkeit des praktischen Schulmanns abgeschätzt: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß unter hundert Schulmännern, die in die Verwaltung in ‚den Staat an sich' eintraten, neunzig nicht klüger und interessanter wurden, sondern langweiliger, und ich selbst habe die Empfindung gehabt, daß auch ich zu den neunzig lange Zeit gehört habe." Die Herbheit des ersten Urteils wird durch die liebenswürdige Selbstironie des Zusatzes in charakteristischer Weise gemildert, wie denn überhaupt alles, was nach Bitterkeit und Verärgerung schmeckt, dem glücklichen Temperamente dieses Mannes fernliegt. Ein echter und überlegener Humor, der mit seinem Optimismus aufs engste zusammenhängt, ist die Grundstimmung seines Wesens und seines Schrifttums, und derselbe tritt in seinem jüngsten Werke ebenso unverfälscht und unaufdringlich hervor, wie in seinen früheren Schriften, denen er so viel Anziehungskraft verliehen und soviel Freunde erworben hat.

Es kann nicht anders sein, als daß ein Mann von solcher Seelenverfassung für Freiheit in der Erziehung und als Ziel der Erziehung eintritt und daß sein freudiger Optimismus sich vor allem der Jugend gegenüber betätigt. „Bildung selbständiger und freier Charaktere," so lautet die Überschrift des letzten und für die allgemeine Seite des Buches wichtigsten Kapitels. Auf Willenserziehung und Charakterbildung legt auch Matthias das Hauptgewicht, ein stärkeres als auf alles Wissen und intellektuelle Können. Dieser Zug vor allem verbindet ihn mit den pädagogischen Führern unserer Zeit, mit Männern, die, von anderen Ausgangspunkten ausgehend und nach anderen Seiten des Volksbildungswesens orientiert, zu der gleichen Forderung gekommen sind: wie G. Kerschensteiner und Fr. W. Förster. Und hier trübt ihm auch sein natürlicher Optimismus und die Liebe zur Jugend nicht das Urteil über die Tatsachen. Mit scharfer Kritik erkennt er die Mängel unseres heutigen Erziehungswesens, ihren Ursprung im Charakter des jetzigen Geschlechts und ihre verhängnisvollen Folgen für die künftige Generation. „Daß wir in Deutschland in unserer Zeit viel feste Charaktere, viel starken Willen, viel Zielbewußtsein in unseren sogenannten ‚besseren Kreisen' hätten, wird selbst der kühnste Optimist nicht behaupten können. Freiheit von den äußerlichen Werten des Lebens, Einheit und Geschlossenheit des ganzen Denkens und Wollens, Widerstandskraft gegen Schwäche und Weichlichkeit der Gesinnung ist verhältnismäßig wenig vorhanden. Es fehlt den führenden Ständen im geistigen und im politischen Leben an Freiheits- und Selbstgefühl und an dem Maße von Selbstverantwortung, das wir von jedem Führer im Leben verlangen müssen." Und daher geht denn auch „der Charakter unserer Jugend, das Hinarbeiten auf männliches Selbstgefühl und männliche zielbewußte Tatkraft, lediglich um der Sache willen, vielfach in die Brüche. Wir erziehen in unseren Schulen wohl ein mehr oder weniger kenntnisreiches, pflichtgetreues und gehorsames Geschlecht; aber dieses Geschlecht ist nicht selten gedrückt, mißmutig, seines Lebens und seiner Arbeit nicht recht froh, es ist zu abhängig von äußerem Lernzwang und zu sehr gebunden durch des Gesetzes strenge Fessel." Eben deshalb verlangt Matthias in erster Reihe Erziehung zu Freiheit und Selbstgefühl. „Die Schule muß die falsche Meinung aufgeben, als ob Zucht und Freiheit, Disziplin und Menschenwürde, Gehorsam und Selbstgefühl Widersprüche seien." Aber in dieser Begründung schon spricht sich zugleich der starke Abstand aus, der ihn von den pädagogischen Schwarmgeistern unserer Zeit trennt. Die Freiheit, die er verlangt, ist nichts weniger als die Anarchie, welche jene anstreben; und die Verurteilung, die er ausspricht, entspringt keiner unkritischen und ungerechten Gegnerschaft. Er ist ebensoweit davon entfernt, die Schuld an den Mängeln der deutschen Erziehung, die unsere ganze Nation oder doch ihre führenden Klassen in ihrer Gesamtheit tragen, dem Geiste der Lehrerschaft und dem Zustande der Schulen allein zuzuschreiben, wie davon, das Große und Gute, das die bisherige Entwicklung gebracht und gefördert hat, zu verkennen. Davor

schützt ihn sowohl der historische Sinn des wissenschaftlich gebildeten Mannes wie das natürliche Gefühl für die Kontinuität der geistigen Entwicklung, das dem Unterrichtsbeamten, auch wenn er kein Bureaukrat ist, eignet.

Hiermit sind wir nun schon mitten in den sachlichen Inhalt des Buches hineingelangt. Er umfaßt, wie schon gesagt, den ganzen Umkreis des höheren Schulwesens: Verwaltung und Organisation, Schulerziehung und Unterricht. Alle pädagogischen Fragen, welche in den letzten Jahrzehnten auf diesem weiten Gebiete aufgetreten sind, werden in dem gleichen, freiheitlichen und zuversichtlichen, und doch maßvollen und gerechten Sinne behandelt. Wir können dem Autor nicht in die Einzelheiten folgen. Wer jene Fragen kennt, wer die Entwicklung unseres höheren Schulwesens in ihren Hauptzügen verfolgt hat, der wird nach der obigen Charakteristik nirgends überrascht durch die Stellung, die Matthias wie früher praktisch, so jetzt literarisch im ganzen und einzelnen nimmt. Wohl aber wird er erfreut sehen, wie aus der Frische der Persönlichkeit und dem Reichtum praktischer Erfahrung Leben und Eigenart in die Diskussion kommen. Nur eine Gruppe von Gedanken soll hier als veranschaulichendes Beispiel herausgegriffen werden, weil sie einerseits unserem Autor besonders eigen, anderseits für die Praxis von hervorragender Bedeutung ist.

Mit besonderer Betonung und an verschiedenen Stellen des Buches fordert Matthias, daß der Schulverwaltung eine sachlich beratende und begutachtende Kommission zur Seite treten solle. Eine ähnliche Forderung hat vor kurzem ein anderer ehemaliger Ministerialrat, K. Brandi, in den Preußischen Jahrbüchern erhoben. Er verlangt eine Teilung der einzelnen Schulbehörden oder vielmehr eine Erweiterung, nach welcher ein Teil derselben ausschließlich die sachliche und inhaltliche Entwicklung des Unterrichtswesens leiten soll, während die eigentlichen Verwaltungsorgane die finanziellen, persönlichen und lokalen Verhältnisse zu überwachen und zu regeln haben. Matthias jedoch will keine Behörde, sondern eine freie wissenschaftliche, oder vielmehr pädagogische „Deputation", wie sie einst W. von Humboldt, leider für zu kurze Dauer, ins Leben gerufen hat. Sie soll zusammengesetzt sein aus den „tüchtigsten Pädagogen, die unter den Direktoren und Lehrern der höheren Schulen, unter den Universitätslehrern, auch in der Geistlichkeit, sofern ihr Horizont nicht beengt ist, sich finden". Auch hervorragende Kommunalbeamte und Parlamentarier gehören hinein, aber, fügt Matthias charakteristisch hinzu, „sie müssen phrasenrein sein". Ihre Aufgabe bestände wesentlich darin, durch gutachtliche Anregungen und Ratschläge den Zusammenhang zwischen dem wissenschaftlichen wie dem allgemeinen geistigen Leben mit der Entwicklung unseres Unterrichtswesens lebendig zu erhalten. Dieser Vorschlag hat vor demjenigen Brandis den Vorzug der leichteren Durchführbarkeit, auch bildet die freiere Organisation und das Fehlen amtlicher Autorität eine bessere Gewähr dafür, daß die Einrichtung den Zweck, „dem rein bureaukratischen Geist der Geschäftsmänner entgegenzuwirken," auch wirklich erfüllt.

Jedenfalls leuchtet ein, wie groß der Gewinn sein würde, der unseren Schulen aus einer solchen Neuerung erwachsen könnte und wie sehr sie geeignet wäre, Mängeln unseres heutigen Unterrichtswesens abzuhelfen. Solche Mängel zeigt auch heute noch, nach mancherlei Besserungsversuchen, besonders die Vorbildung und am meisten die pädagogische Vorbildung unserer Oberlehrer. Matthias wiederholt, wenn auch in schonender Form die Klagen, die von so vielen Seiten und leider mit allzu großem Recht erhoben werden, darüber, daß die Universitäten oder genauer die philosophischen Fakultäten in übel angebrachter Einseitigkeit ihre pädagogischen Aufgaben und damit zugleich die Rücksicht auf das Bedürfnis unseres Schulwesens ablehnen. Auch er erhebt die Forderung nach pädagogischen Universitätsprofessoren, „damit endlich einmal eigene Stätten der freien Forschung vorhanden sind, an denen die Pädagogik nicht nur als Anhängsel auftritt, sondern als selbständige Wissenschaft". Am schärfsten und für den einzelnen am nachteiligsten tritt der Zwiespalt zwischen der Vorbildung und den Anforderungen des Berufes bei den Staatsprüfungen hervor. Auch hier schöpft Matthias aus persönlicher Erfahrung. Er macht beachtenswerte Vorschläge zu einzelnen Besserungen: sie gipfeln darin, daß nur pädagogisch tüchtige Männer auch unter den Hochschullehrern in diese Kommissionen ernannt werden sollen. Hier nun wäre der Ort für jene pädagogische Kommission, um einzugreifen und zu bessern. Sie müßte die Prüfungsordnung einer ernsten Revision unterziehen und dem pädagogischen Gesichtspunkt zu seinem Rechte verhelfen.

Noch in einer anderen Hinsicht zeigt Matthias, was die „wissenschaftliche Deputation", wie sie Humboldt nannte, leisten könnte und sollte.

Mit besonderem Nachdruck nämlich bekämpft er dasjenige, was er als „Dogma von der Aufrechterhaltung der Lehrziele" bezeichnet; d. h. die bereits traditionelle Forderung, daß bei allen Neuerungen und Entwicklungsphasen unseres Unterrichtswesens die Lehrziele in den einzelnen Fächern die gleichen bleiben oder jedenfalls nicht herabgesetzt werden dürften. Es ist ein Beispiel von dem Goetheschen „Vernunft wird Unsinn". Statt die Lehrforderungen und Unterrichtsziele nach den Kräften der Jugend und der Zeit, die zur Verfügung steht, zu bemessen und einzuteilen, tut man diesen Gewalt an, um jene zu befriedigen, als ob das Mehr oder Weniger an grammatikalischen oder mathematischen Kenntnissen ein unveräußerliches Recht oder mindestens den Hauptwert der Schulbildung darstellte. Die Bedürfnisse wandeln sich mit der Zeit, die einzelnen Stoffe vermehren und vertiefen sich, aber unverrückbar „steht das Unterrichtsziel als drohende Macht, als des äußerlichen Berechtigungsgesetzes Gespenst im Hintergrunde und verscheucht zu leicht alles andere, was inneren Wert und innere Bedeutung für wahre Bildung hat". Auch von anderer Seite sind schon oft Klagen über diesen falschen Begriff, der die Bildung ausschließlich nach der Masse des Wissensstoffes bemißt, erhoben. Aber es ist freilich nicht leicht und für eine Verwaltungsbehörde fast unmöglich, die Lehrziele der Schule dauernd im richtigen Verhältnis zur Entwicklung der Wissenschaft und den An-

forderungen des praktischen Lebens einerseits und doch auch wieder zu den Kräften und Bedürfnissen der Jugend zu halten. Auch hier ist größere Elastizität nötig, als die heutige Organisation sie schaffen kann; auch hier würde eine freie, aber ständig arbeitende Kommission leichter einen wünschenswerten Ausgleich schaffen können.

So zeigt sich auch in den Einzelheiten jener Geist der Freiheit, der in der Althoffschen Ära die führenden Männer beseelt hat. Möge sie keine bloße Episode in der Geschichte unseres Unterrichtswesens bleiben, möge jener Geist unserer Unterrichtsverwaltung nicht wieder abhanden kommen! Mögen sich Männer finden, die sich als wahre Nachfolger derer, die vom Schauplatz der entscheidenden praktischen Arbeit abgetreten sind, fühlen dürfen! Das ist alles, was wir unserem Staate nnd seinem Schulwesen wünschen können.

Die „Kunst“ des Lichtspieltheaters

Von Professor Dr. Konrad Lange in Tübingen

Zum Thema „Kinematograph“ brachten die Grenzboten folgende Aufsätze: Vom „Geschmack“ der Völker. Von Dr. Warstat. 1912. Heft 6. — Zwischen Kino und Theater. Von Dr. Warstat. 1912. Heft 23. — Städtische Musterlichtbildbühnen. Von Dr. Warstat. 1912. Heft 39. — Kino-Dramaturgie. Von Dr. Goldstein. 1913. Heft 16. — Schundfilm und Filmzensur. Von Dr. Hellwig. 1913. Heft 16.

Die Schriftleitung.

Es ist nachgerade höchste Zeit, daß die Auswüchse des Kinematographen beschnitten werden. Man sollte sie nicht nur literarisch bekämpfen, sondern auch auf dem Wege der Gesetzgebung eindämmen und beseitigen. Denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die so beliebte „Aufklärung des Volkes“ ja doch nicht ausreicht. Seit zwanzig Jahren und mehr arbeitet man an der künstlerischen Erziehung der Jugend, der Arbeiter und des mittleren Bürgerstandes. Und das Ergebnis ist, wenn man aufrichtig sein soll, gleich Null. Das heißt, es ist ein absoluter Tiefstand des künstlerischen Urteils festzustellen. Auf dem Gebiete der Malerei haben wir den Futurismus, auf dem des Theaters den Kino. Die Mehrzahl der Menschen ist ästhetisch noch nicht einmal so gebildet, daß sie den Schwindel des Futurismus als solchen durchschaut. Und sie ist mit ihrem Kunstverständnis noch nicht einmal so weit gekommen, daß sie das Unkünstlerische an den sogenannten Dramen im Lichtspieltheater erkennt. Aber freilich, wenn man in der

Gesellschaft sogar Künstler antreffen kann, die die große Anregung preisen, die sie dem Kinodrama verdanken, ja wenn sich sogar Dichter nicht scheuen, ihre Dramen — Wortdramen! — kinematographisch zustutzen, d. h. verhunzen zu lassen, was kann man dann vom großen Publikum erwarten? Wenn so etwas am grünen Holze geschieht, was hat man wohl von dem dürren zu hoffen?

Nein, von selbst werden die Dinge, das hat sich jetzt deutlich gezeigt, nicht besser werden. Verständiges Zureden, Aufklärung und Überredung haben keinen Erfolg. Da kann nur das Gesetz helfen. Wer nicht freiwillig und aus Überzeugung in den richtigen Weg einlenkt, bei dem müssen Staat und Polizei das Nötige tun. Und glücklicherweise gehen ja auch schon einige deutsche Bundesstaaten in dieser Richtung vor. So haben wir z. B. in Württemberg kürzlich von der Regierung einen ausgezeichneten Gesetzentwurf erhalten, der an Strenge nichts zu wünschen übrig läßt und sich der Zustimmung aller Urteilsfähigen erfreut. Mit Spannung sieht man auf die beiden Kammern, die den Entwurf soeben beraten, und jedermann hofft, daß sie ihn seinem wesentlichen Inhalte nach annehmen. Dann kann Württemberg auch für die anderen Bundesstaaten vorbildlich werden.

Natürlich fehlt es auch nicht an solchen, die bei aller Anerkennung des ganzen Entwurfes doch an einigen grundlegenden Artikeln desselben Anstoß nehmen. Die Argumente, deren sie sich dabei bedienen, sind aber derart, daß man ruhig sagen kann: auch die besten Kenner des Kinos, die es jetzt bei uns gibt, haben noch immer nicht verstanden, worin denn eigentlich die Gefahren der Kinodramatik bestehen, und was ihren fundamentalen Unterschied von der dramatischen Kunst, d. h. der Kunst der wirklichen Bühne ausmacht. Das sind eben Dinge, die man mit der Jurisprudenz allein nicht fassen kann. Zu ihrer richtigen Beurteilung gehört vielmehr ein fester ästhetischer Standpunkt, eine klare Anschauung vom Wesen der Kunst. Deshalb sei es dem Ästhetiker gestattet, von seinem Standpunkte aus gewissen juristischen Vorurteilen entgegenzutreten, die nur zu sehr geeignet sind, die Streitfrage zu verwirren und das klare Urteil zu trüben. Wir sind leider durch den Kampf gegen die lex Heintze und durch die liberale Agitation der Goethe-Bünde allmählich in eine so unbedingte Toleranz allem gegenüber, was nur von weitem nach Kunst aussieht, hineingeraten, daß es wohl an der Zeit ist, sich einmal zu besinnen, wem denn eigentlich dieses humane Wohlwollen gilt, d. h. ob das, was man um keinen Preis durch Gesetze und Polizeimaßregeln beeinträchtigen möchte, denn wirklich den Namen Kunst verdient.

Da muß ich nun gleich betonen, daß der Kampf gegen den Kino, der jetzt unter stetem Protest des organisierten Kinokapitals auf der ganzen Linie ausgefochten wird, nur diejenigen Vorführungen der Lichtspieltheater trifft, die unter dem Namen „Dramen“ oder „Kunstfilms“ bekannt sind. Man versteht darunter pantomimisch zugestutzte Handlungen dramatischen Charakters, die sich zum größten Teil als Bearbeitungen richtiger Bühnenstücke darstellen. Diese

teils rohen und sensationellen, teils schwächlichen und sentimentalen „Kunstfilms“ sind es vor allem, gegen die sich die Opposition richtet, und auf die sich denn auch die gesetzlichen Bestimmungen, von denen eben die Rede war, vorzugsweise beziehen. Nur von ihnen soll deshalb im folgenden gehandelt werden. Damit ist aber gesagt, daß es sich für uns nicht um einen Kampf gegen den Kino als solchen handelt, sondern nur um eine Opposition gegen bestimmte Teile der Aufführungen, bestimmte Nummern des Repertoirs. Nichts wäre verkehrter als dieser schönen Erfindung überhaupt Schwierigkeiten in den Weg legen zu wollen. Daran denkt auch, soviel ich sehe, niemand. Kein Mensch wird dem Kino verwehren, allerlei Tagesereignisse nach der Art eines gewissenhaften Reporters photographisch festzuhalten und im bewegten Bilde dem Publikum vorzuführen. Noch niemals ist etwas dagegen eingewendet worden, daß schöne Landschaften und Reiseaufnahmen, z. B. Darstellungen der bewegten See oder Blicke aus dem fahrenden Eisenbahnwagen im Lichtspieltheater zur Anschauung gebracht werden. Und wer hätte wohl je ein Bedenken dagegen gehabt, daß interessante Bewegungsvorgänge wie Manöverszenen, technische Manipulationen, landwirtschaftliche Arbeiten und dergleichen im bewegten Bilde vorgeführt werden, ganz zu schweigen von der Benutzung des Kinematographen für wissenschaftliche Zwecke, z. B. die Veranschaulichung gewisser sich in Bewegungen äußernder Naturvorgänge oder dergleichen mit der Absicht, über Fragen der Medizin und der Naturwissenschaft Licht zu verbreiten?

Ja selbst für künstlerische Zwecke kann das Lichtspieltheater ohne Bedenken nutzbar gemacht werden. Zunächst in Form der Burleske, die mit ihren spaßhaften Übertreibungen und phantastischen Kombinationen so recht das spezifische Feld einer Technik ist, für die es eigentlich keine Unmöglichkeiten gibt. Sodann als ein Surrogat des Tanzes und der Pantomime, das in dieser Form, besonders in Verbindung mit wirklich guter Musik, Effekte hervorbringen kann, die dem wirklichen Tanz und der wirklichen Pantomime nur wenig nachstehen.

Wogegen sich der Kampf allein richtet, das sind vielmehr jene fast immer nur in notdürftiger Weise zugestutzten, des Wortes beraubten und ganz auf die Bewegung eingeschränkten szenischen Arrangements, die mit wirklichen Theateraufführungen eigentlich nur das mimische Element der Bewegung und des Gesichtsausdrucks und die Tatsache gemein haben, daß Schauspieler bei ihnen als Modelle benutzt worden sind. Aber gerade sie nehmen in der Regel einen so großen Teil der Vorstellung in Anspruch — oft bis zu zwei Stunden —, daß man ganz ruhig sagen kann: sie sind es, die ihr den eigentlichen Charakter verleihen. Und mehr als das: sie bilden auch denjenigen Teil der Vorführungen, der die größte Anziehungskraft ausübt, auf den deshalb nicht nur die Besitzer, sondern auch die Besucher des Kinos den meisten Wert legen. Man kann deshalb sehr oft das Urteil hören, daß mit den „Dramen“ das ganze Lichtspieltheater steht und fällt, daß, wenn man sie beseitigen oder einschränken wollte, der ganze Kino seine Lebensfähigkeit mit einem Schlage ver-

lieren würde. Daraus sieht man ganz deutlich, wie gering gegenwärtig die Entwicklung der übrigen Nummern des Repertoirs ist, wie wenig sich Dichter, Schauspieler und Musiker bisher bemüht haben, die im Wesen des Kinematographen liegenden Möglichkeiten der Entwicklung auszunutzen, d. h. einen eigentlichen Kinostil auszubilden.

Solange die Dinge so liegen, muß man sagen, daß der Kino seine Kinderkrankheiten noch nicht überwunden hat. Und das ist deshalb sehr schlimm, weil aus der einseitigen und übertriebenen Betonung der Dramen dem wirklichen Theater eine Konkurrenz erwächst, die in ihrer vollen Tragweite noch immer nicht erkannt zu sein scheint. Wohl weiß man, daß in Deutschland viele kleinere Theater infolge der Konkurrenz des Kinos eingegangen sind und geradezu in Lichtspieltheater haben umgewandelt werden müssen. Aber man sagt sich zur Beschwichtigung wohl: das waren Possen- und Operettenbühnen, an denen nicht viel verloren war, und gegen die ein gutes Lichtspieltheater vielleicht sogar als Gewinn gelten könnte. Und man unterschätzt dabei den Verlust an wirklich künstlerischen Werten, der mit diesem Vordringen der Lichtspieltheater verbunden ist. Denn sie bereiten dem echten Theater nicht nur insofern Konkurrenz, als sie ihm durch ihre Billigkeit und das Sensationelle ihrer Vorführungen das Publikum abspenstig machen und damit die Lebensfähigkeit untergraben, sondern sie schädigen auch die Bühne und die ganze dramatische Kunst dadurch, daß sie das Publikum der Fähigkeit, dramatische Werte zu erkennen und zu genießen, völlig berauben, und zwar in einer Weise, die, wenn das so fortgeht, notwendig zum Verfall der Bühnenkunst führen muß. Daß man diese Gefahr in weiteren Kreisen immer noch nicht erkannt hat, daß man infolgedessen auch die Gesetze und Gesetzentwürfe, die sich auf die Einschränkung des Lichtspieltheaters beziehen, immer wieder falsch beurteilt und ungerecht kritisiert, beruht auf einer ganz verkehrten Auffassung von dem angeblich „künstlerischen“ Charakter der kinematographischen Vorstellungen. Man stellt diese nämlich vielfach mit wirklich künstlerischen Theateraufführungen auf eine Stufe und will sie genau wie diese behandelt, d. h. von jeder strengen Zensur befreit wissen. Dafür nur ein Beispiel:

Der erwähnte württembergische Gesetzentwurf bestimmt im Artikel 2: „Die Zulassung eines Bildstreifens ist zu versagen, wenn seine öffentliche Vorführung vermöge der dargestellten Vorgänge oder der Art, wie sie dargestellt werden, geeignet wäre, die Gesundheit oder Sittlichkeit der Zuschauer zu gefährden, oder eine verrohende oder die Phantasie verderbende oder überreizende oder den Sinn für Recht und öffentliche Ordnung verwirrende oder abstumpfende Einwirkung auf sie auszuüben.“ Eine durchaus zutreffende Bestimmung, die insbesondere auf die sogenannten Schundfilms, d. h. Bildstreifen mit sexuell anstößigem oder sonstwie sensationellem Inhalt, vollkommen paßt. Aber freilich eine Bestimmung, durch die ein großer Teil der Dramen unmöglich gemacht werden würde. Das darf aber natürlich nicht sein, denn darunter könnten ja

die armen Kinobesitzer leiden. Und deshalb hat der Schöpfer des Wortes „Schundfilm“, Gerichtsassessor Dr. Albert Hellwig (Berlin-Friedenau), in mehreren Artikeln diesen Paragraphen beanstandet, weil er eine ästhetische Zensur enthalte, zu der der Staat nicht berechtigt sei*).

Hellwig argumentiert folgendermaßen: die verderbliche Wirkung des Schundfilms nicht nur auf Kinder, sondern auch auf Erwachsene (die ja in solchen Fällen der Mehrzahl nach große Kinder sind), steht außer Frage. Es handelt sich nur darum, wieweit der Staat berechtigt ist, aus diesem beklagenswerten Zustand die Folgerung zu ziehen, daß mit Hilfe von Repressivmaßregeln gegen die Schundfilms eingeschritten wird. In dieser Beziehung betont Hellwig nun, daß ein polizeiliches Einschreiten aus ästhetischen Gründen weder mit dem geltenden Recht vereinbar sei, noch daß es wünschenswert sei, die Polizei zum Zensor in Geschmacksfragen zu machen. In unserem heutigen Rechtsstaat pflege man der Polizei nur diejenigen Befugnisse einzuräumen, die unbedingt erforderlich sind, um das Publikum im öffentlichen Interesse vor denjenigen Gefahren zu schützen, vor denen es sich nicht selbst schützen kann. Daß Kinder wie Erwachsene sich gegen die ethischen und ästhetischen Gefahren des Kinos nicht schützen können, habe zwar die Erfahrung zur Genüge gelehrt. Dennoch liege bezüglich der ästhetischen Fragen kein dringendes öffentliches Interesse vor, welches staatliche Schutzmaßnahmen unbedingt erforderlich mache. Gewiß ist die Geschmacksverirrung der Kinodramatik außerordentlich bedauerlich, aber daß dadurch die öffentliche Ordnung und Sittlichkeit gefährdet werde, wird man nicht behaupten wollen. Wenn man den Zensor zum Richter über ästhetische Fragen beim Kino mache, müsse man konsequenterweise auch die ästhetische Zensur beim Theater einführen. Ist auch der ethische Schaden, welchen die Schundfilms anrichten, unendlich viel größer als der Schaden, der von ethisch verwerflichen Theaterstücken droht, so kann man doch nicht in Abrede stellen, daß die große Mehrzahl der gehaltlosen Operetten, der faden geistlosen Dramen auch nur ästhetischer Kitsch ist. Vom ästhetischen Standpunkt aus könnte man also eine Reform des Theaters nicht minder wünschen als eine Reform des Kinos, und doch wird niemand daran denken, für die Theaterstücke eine ästhetische Zensur vorzuschlagen. In dieser Beziehung ist aber sicherlich, was dem Theater recht ist, auch dem Kino billig.

Es ist sehr zu bedauern, daß ein Jurist, der sich selbst um die richtige Beurteilung des Schundfilms so verdient gemacht hat wie Hellwig, aus formal juristischen Gründen die einzig richtige Schlußfolgerung, die aus seiner Beurteilung gezogen werden muß, nicht zu ziehen wagt. Das Argument, daß ein polizei-

*) Schwäb. Merkur vom 28. Februar 1913 Nr. 98 und 2. April Nr. 149. Volkswart, Organ des Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, 6. Jahrgang 1913, S. 67 ff. Projektion 1913 S. 1457. Bild und Film, Jahrg. II, S. 159. Zeitschrift für die freiwillige Gerichtsbarkeit und die Gemeindeverwaltung in Württemberg und „Jugendfürsorge“ 1913. Vgl. dagegen die Erwiderung von Gaupp in Schwäb. Merkur 12. März Nr. 117, mit der ich vollkommen übereinstimme.

liches Einschreiten mit dem geltenden Recht nicht in Einklang stehe, hat, da es sich ja um Vorschläge de lege ferenda handelt, keine Bedeutung. Die Angst vor der polizeilichen Bevormundung mag in Preußen bis zu einem gewissen Grade berechtigt sein, in Württemberg ist sie es nach dem Urteil der Sachkenner jedenfalls nicht. Der Hauptfehler aber, den Hellwig macht, ist der, daß er die kinematographischen Vorführungen — ich meine natürlich immer nur die „Dramen“ — als Kunstwerke behandelt, was sie nicht sind, was sie schon aus rein äußerlichen Gründen nicht sein können. Und da dies der Punkt ist, den die meisten Menschen gar nicht zu verstehen scheinen, sei es mir gestattet, darauf etwas näher einzugehen.

Es ist bekannt, daß die Kunst sehr vieles darstellen darf, was in der Wirklichkeit verboten ist, d. h. Anstoß erregen, ja sogar bestraft werden würde. Maler und Dichter dürfen Handlungen und Vorgänge schildern, die an sich unerlaubt sind, und ihre Werke werden an öffentlichen Orten ausgestellt, vorgelesen und aufgeführt, wo der wirkliche Vorgang einfach verboten wäre. Nicht nur, daß die bildende Kunst ganz ungeniert, und zwar mit vollem Recht, das Nackte darstellt, Männlein und Weiblein in adamitischem Kostüm nebeneinander stehen läßt, was in der Wirklichkeit durchaus verpönt ist. Auch die Poesie schildert ohne Bedenken die allerschlimmsten Verbrechen, Mord und Totschlag, Ehebruch, Verführung, Raub, Diebstahl und Brandstiftung, auf denen im Leben zum Teil schwere Strafen stehen, deren Anblick uns deshalb durch Sitte und Gesetz aufs strengste verwehrt wird. Ja gewisse Kunstgattungen, wie die Tragödie und der soziale Roman, haben sogar im allgemeinen eine Vorliebe für graufige, häßliche und verbrecherische Handlungen, gegen deren Anblick wir uns im Leben mit allen Mitteln zu schützen suchen.

Der Grund, warum Kunst und Wirklichkeit hierin so ganz auseinandergehen, ist bekannt. Die Kunst, die nach starken Gefühlswirkungen strebt, bietet uns diese ausgesprochenen Handlungen nicht als Wirklichkeit, sondern in der Form von Scheinhandlungen dar. Wir nehmen den Inhalt eines Kunstwerkes, wenn ich mich so ausdrücken darf, immer nur hypothetisch, mit einem gewissen Vorbehalt in uns auf. Um Gefühle erleben zu können, setzen wir den Fall, daß es so wäre, wie der Künstler es darstellt. Beim Anblick eines auf der Bühne dargestellten Mordes sagen wir uns im stillen: dieser Mord würde sich, wenn er in Wirklichkeit passierte, ungefähr so abspielen. Bei dem Bilde einer Hinrichtung sagen wir, sie würde, wenn wir sie miterleben dürften, etwa so vorbereitet werden wie es der Maler hier darstellt. Durch dieses „hypothetische Schauen“, wie ich es einmal nennen will, durch diesen imaginären Charakter alles in der Kunst von uns Gesehenen werden die inhaltlichen Gefühle, d. h. die Gefühle, die denjenigen entsprechen, welche der dargestellte Inhalt in der Wirklichkeit bei uns auslösen würde, ganz bedeutend abgeschwächt. Und zwar wird diese Abschwächung umso größer sein, je mehr wir bei der Anschauung des Kunstwerks an den Künstler denken, der das Werk geschaffen hat, d. h. je

stärker die künstlerische Individualität ist, die sich in dem Kunstwerk ausspricht. Das ist es eben, was wir ästhetische Anschauung nennen, eine Anschauung, die sich aus zwei Dingen, nämlich dem Erleben der Inhaltsgefühle und der Bewunderung des Künstlers zusammensetzt.

Dies allein kann uns auch davor bewahren, die Gefühle, die wir beim Anblick z. B. einer Theateraufführung erleben, in die Tat zu übersetzen. Wir kommen dem Helden, den wir auf der Bühne von dem Dolche des Mörders bedroht sehen, nicht zu Hilfe, was wir doch in der Wirklichkeit unbedingt tun würden. Denn es ist uns bekannt, daß das, was wir da sehen, nur Schein ist, daß der Dolch ein Theaterdolch ist, der nicht in die Brust eindringt. Wir rufen nicht nach der Polizei, wenn wir sehen, daß die Unschuld bedroht ist, denn wir wissen ja, daß es nicht zum Äußersten kommen kann, weil alles, was da auf der Bühne vor sich geht, nur Schein, nicht Wirklichkeit ist. Gerade darauf beruht ja der höhere Kunstgenuß, d. h. die befreiende Wirkung, die von der Kunst ausgeht, daß wir zwar zu Gefühlen angeregt werden, diese aber nur soweit miterleben, wie der Künstler es gewollt hat oder wir selbst es im Bewußtsein des ästhetischen Scheins, der uns geboten wird, wollen.

Ganz anders ist die Wirkung im Kino. Zwar sitzen wir auch da in einem Zuschauerraum und sehen etwas, was sich vor unseren Augen abspielt, was uns vorgespielt wird. Aber diese Vorspielung ist so sehr auf die Erregung wirklicher Gefühle berechnet, das Scheinhafte ist bei ihr so sehr zurückgedrängt, daß die „Freiheit des Gemütes“, wie Schiller sagen würde, dabei nicht gewahrt werden kann. Man hat viel über die Gründe nachgedacht, die dem Kino zu seiner ungeheueren Popularität verholfen haben. Die Billigkeit der Vorstellungen, die Bequemlichkeit des Besuches, die geringen geistigen Anforderungen, die es stellt, werden dabei immer in erster Linie genannt. Aber alles das ist nichts gegen die Tatsache, daß die Zuschauer im Lichtspielhause die vorgeführten Ereignisse viel intensiver erleben als im gewöhnlichen Theater. Man mache sich nur klar, worauf das beruht.

Im Theater sind uns die Ereignisse, die sich auf der Bühne abspielen, schon durch das erhöhte Podium der letzteren bis zu einem gewissen Grade entrückt, über die Wirklichkeit emporgehoben. Die Kulissen, die das Bühnenbild einrahmen, sondern es von der Umgebung ab, ähnlich wie das gemalte Bild durch seinen Rahmen von der Umgebung abgesondert, als etwas für sich Bestehendes, als ein Scheinbild charakterisiert wird. Im Theater ist der Zuschauerraum meistens hell genug, daß man seine nächste Umgebung erkennen, sich mit seinen Nachbarn zusammen als Zuschauer, als an der Handlung Unbeteiligte fühlen kann. Dazu kommen dann die Worte, die von den Schauspielern gesprochen werden, und die zum Teil schon durch ihre poetische Form, dann aber auch durch die Art des Vortrags das Kunstwerk im wesentlichen ausmachen. Sollen sie verständlich sein und soll der Gefühlsgehalt des Schauspiels auf den Beschauer übergehen, so muß eine ganz besondere Kunst der Sprache

angewendet werden, eine Kunst, von der freilich die meisten Menschen nichts wissen, weil sie keine Kultur der Sprache haben. Dazu gehört schon die weit über die sonst herrschende Gewohnheit gesteigerte Deutlichkeit der Aussprache, dann aber die vom Dichter vorgenommene poetische Steigerung des Ausdrucks, das Bildliche, Anschauliche, akustisch Wohltuende einer schönen poetischen Sprache. Alle diese Dinge, die wir unter dem Begriff Stil zusammenfassen, haben nicht den Zweck, die Natur zu idealisieren, die an sich vielleicht häßliche Wirklichkeit zu verschönern, sondern einerseits den, die Handlung zu verdeutlichen, das Spiel auch auf die Entfernung verständlich zu machen, anderseits den, einen Schutzwall für unser Gefühl zu schaffen, durch den wir uns der oft nur zu grausigen Handlung gegenüber jenes Bewußtsein der Freiheit wahren können, ohne welches keine ästhetische Wirkung denkbar ist.

Gerade diese Schutzvorrichtungen fehlen nun dem Kino. Da gibt es keine Bühne, durch welche die Handlungen über das Niveau des Alltäglichen emporgehoben würden. Da fehlt der Kulissenrahmen, der uns die Ereignisse als etwas für sich Bestehendes, von der Wirklichkeit Getrenntes erscheinen ließe. Da fehlt die Sprache mit ihren Möglichkeiten der Idealisierung, mit ihrem Wohlklang, an dem wir uns berauschen könnten. Da ist der Zuschauerraum so verdunkelt, daß wir schon unseren nächsten Nachbar nicht erkennen können. Das einzige was wir wahrnehmen, ist das helle Viereck an der Wand uns gegenüber, auf dem sich die Menschen zwar farblos und lautlos, aber doch so bewegen, wie es etwa die Menschen auf jenen vor den Fenstern angebrachten Spiegeln tun, in denen unsere Großmütter und Urgroßmütter das Leben auf der Straße zu beobachten pflegten.

Mit einem Worte, das, was wir im Kino sehen, ist gar nicht Kunst, sondern Wirklichkeit. Es ist zwar nach einer gespielten, d. h. von Schauspielern vorgespielten Szene photographiert, aber es ist nicht durch künstlerische Mittel über die Wirklichkeit emporgehoben. Vor allem ist aus diesem Spiel gerade das Wichtigste, nämlich das Wort hinweggenommen. Und mit ihm ist der Gehalt im tieferen Sinne, das, was den Inhalt des Stückes in erster Linie ausmacht, beseitigt. Übrig geblieben ist nur der äußerliche Vorgang als solcher, die Bewegung, die Mimik, die natürlich, um trotz dieses Ausfalls zu wirken, gesteigert, d. h. ungebührlich übertrieben werden muß, wodurch alles einen gewaltsamen, sensationellen, rohen und widerwärtigen Charakter annimmt. Durch die raffinierte Art der Aufmachung, durch die Konzentration der Aufmerksamkeit auf die beleuchtete Bildfläche wird der Bewegungsvorgang als solcher in seiner Wirkung maßlos gesteigert, und darauf beruht in erster Linie das Faszinierende, das ungesund Erregende, das diese Vorführungen haben.

Und dazu nehme man nun den sensationellen Inhalt dieser Schundfilms, diese raffinierte Anhäufung alles Rohen, Gemeinen und Perversen, was es je in der Welt gegeben hat: Mordanschläge, Brandstiftungen, Verbrecherverfolgungen, Eisenbahnunglücke, Menschen in der Gewalt reißender Tiere

Martyrien, Stierkämpfe, explodierende oder einen Abhang herunterstürzende Kraftwagen und was dergleichen schöne Dinge mehr sind, die auch ohne Worte, rein durch das Geschehnis als solches erschreckend, ängstigend und schaudererregend wirken. Und nachdem man sich das alles und die Art der Vorführung recht lebhaft vergegenwärtigt hat, frage man sich, ob das überhaupt noch als Kunst bezeichnet werden kann! Ich glaube, wenn man durch Zusammentragen lauter unkünstlerischer Elemente zeigen wollte, was nicht Kunst ist, so könnte man nichts besseres tun, als einfach ein solches Lichtspieldrama nennen!

Man stelle sich nur, um den Unterschied zwischen Kunst und Unkunst zu verstehen, vor, wie etwa ein Dichter den Selbstmord schildern würde und wie er im Kino dargestellt wird. Der Dichter motiviert den furchtbaren Entschluß des Helden, seinem Leben gewaltsam ein Ende zu machen, in psychologischer Weise. Er zeigt, wie er ganz allmählich, durch die Macht der Ereignisse, durch seine eigene innere Entwicklung zu dem letzten Schritte gedrängt wird. Dadurch erhält die tragische Handlung etwas, ich will nicht sagen Versöhnendes, aber doch wenigstens Verständliches. Man sieht, daß es nur ganz besonders schwere Ereignisse, geradezu unentrinnbare Schicksale sind, die dazu führen konnten, und das allein ist es eben, was den Anblick solcher Ereignisse auf der Bühne erträglich macht. Der Dichter kann so etwas allmählich vorbereiten, psychologisch begründen, als notwendig erscheinen lassen, weil er das Wort als Kunstmittel zur Verfügung hat, und mit dem Worte den Gedanken, den Gefühlsausdruck, den Zweifel, die Abwägung des Für und Wider. Gerade das ist aber bei einem Drama die Kunst.

Wo bleibt diese nun im Kino? Ihm ist das Wort versagt. Er greift folglich aus der ganzen Reihe von Handlungen, die erst in ihrer Gesamtheit die Handlung ausmachen, nur die äußerlichen Bewegungsvorgänge heraus. Für ihn ist der Selbstmord identisch mit dem Zücken eines Dolches oder dem Losdrücken eines Revolvers. Wir sehen das mit an, so wie wir es im Leben mit ansehen würden, d. h. von Angst und Schrecken erfüllt, ganz niedergeschmettert von dem Unglück, das wir nicht verhindern können. Ich brauche nach dem Gesagten nicht zu betonen, daß so etwas das reine Gegenteil von künstlerischer Wirkung ist.

Daraus erklärt es sich nun auch, daß die Kritiker des Kinematographen fast einstimmig der Überzeugung sind, daß viele dieser Dramen eine verrohende zum Verbrechen anreizende Wirkung ausüben, daß insbesondere Kinder durch den fortwährenden Anblick von Verbrechen, die noch dazu als etwas ganz Gewöhnliches und Alltägliches erscheinen, selbst auf den Weg des Verbrechens gedrängt werden. Hellwig freilich möchte das bezweifeln oder jedenfalls die Beweise, die dafür vorliegen, in ihrer Tragweite abschwächen: ebenfalls ein sehr bedauerliches Bemühen und eine durchaus irreführende Kritik. Die Tatsachen, die hier vorliegen, reden wahrlich eine deutliche Sprache. Es ist auch

durchaus nicht einzusehen, warum der Einfluß auf die Kriminalität, der für die Schundlektüre längst nachgewiesen ist und bei so vielen Verbrechern festgestellt werden kann, beim Lichtspieltheater, das doch viel stärker als die Lektüre auf das ganze Gefühlsleben einwirkt, nicht vorhanden sein soll. Das ist eben der Punkt, wo sich der Unterschied von Kunst und Unkunst am deutlichsten zeigt. Die wahre Kunst regt uns nicht unmittelbar zum Handeln an, weil sie nur ästhetischer Schein ist. Sie wirkt nicht direkt ethisch auf uns ein, sondern läßt uns nur bei der Anschauung verharren. Die Pseudokunst des Kinematographen dagegen muß notwendig Handlungen auslösen, eben weil sie nicht Kunst, sondern Wirklichkeit, raffiniert vorgeführte Wirklichkeit ist. Wenn es schon Menschen gibt, die der Meinung sind, daß eine nackte Venus Tizians leicht erregbare Menschen zu sexuellen Exzessen verleiten kann, wie groß muß da erst die Wirkung all dieser unmoralischen und verbrecherischen Handlungen sein, die uns im Lichtspieltheater vorgeführt werden? Eine Venus Tizians ist doch wenigstens durch die Kunst der Darstellung in ein höheres Niveau emporgehoben, wo sie jenseits von Gut und Böse steht. Ein Mordfilm oder ein sexueller Film dagegen ist in den meisten Fällen nicht einmal künstlerisch eingekleidet, muß also mit der brutalen Kraft der Wirklichkeit auf erregbare Menschen, besonders Kinder und Ungebildete wirken.

Gerade deshalb ist es nun aber auch unzulässig, beim Lichtspieltheater die ästhetischen und ethischen Wirkungen so scharf voneinander zu scheiden, wie es die toleranten Kritiker durchaus möchten. Man kann nicht sagen: wir wollen zwar die ethischen Auswüchse des Kinos beschneiden, aber die ästhetischen Mißgriffe gehen uns nichts an, da sie keinen Schaden stiften. Sondern die Sache liegt vielmehr so: die ästhetische Minderwertigkeit der Kinodramen ist geradezu die Hauptursache ihrer ethisch verderblichen Wirkung, denn ihr grausiger Inhalt wird nicht durch die Kunst eines wahren Dichters in seiner Wirkung abgeschwächt und vertilgt. Die ästhetischen Fehler eines solchen Stückes werden immer gleich in ethische Gefahren umgesetzt, weil der Schutzwall fehlt, den die künstlerische Formulierung bieten würde. Deshalb ist es ja auch so verkehrt, wenn man die Verteidigung des Nackten in der bildenden Kunst, die gewiß ihre volle Berechtigung hat, auch auf die Photographie oder gar auf das Leben, auf Nackttänze u. dgl. ausdehnen möchte. Was für die Kunst gilt, gilt eben für die Natur oder für die Pseudokunst nicht. Wir haben nicht das geringste Interesse daran, minderwertige Kunst unter dem Vorwande zu schützen, daß die wahre Kunst keine polizeiliche Maßregelung vertrage. Eben deshalb müssen wir uns von dem falschen Vorurteil frei machen, daß das Lichtspieltheater gegen polizeiliche Bevormundung geschützt werden müsse, weil es Kunst sei. Im Gegenteil, es braucht nicht dagegen geschützt zu werden, weil es keine Kunst, wenigstens in den Vorführungen, um die es sich hier handelt, keine Kunst ist.

Dann wird man aber auch einsehen, wie verkehrt es ist, wenn gesagt wird: da wir beim Theater keine ästhetische Zensur wollen, müssen wir sie kon-

sequenterweise auch beim Kino bekämpfen. Denn Theater und Kino stehen künstlerisch durchaus nicht parallel, sie sind vielmehr so verschieden von einander, daß sie überhaupt nicht in einem Atem genannt werden können. Sie verhalten sich ungefähr so zueinander wie plastische Museen zu Panoptiken oder Gemäldegalerien zu Panoramen. Gewiß, es gibt auch im Theater minderwertige Erzeugnisse, und ich bin der letzte, der schlechte Operetten oder seichte französische Ehebruchskomödien verteidigen möchte. Aber wenn man gesagt hat, ein gutes Kinodrama sei immer noch besser als derartige Erzeugnisse, so muß ich dem, soweit die Dramen in Betracht kommen, entschieden widersprechen. Selbst die dümmste Posse, die ihrem Inhalt nach gar keinen bildenden Wert hat, bedient sich doch wenigstens des Wortes und enthält somit ein gewisses künstlerisches Element. Und sie kann als Aufführung mehr oder weniger gut sein, d. h. charakteristisch und flott gespielt werden. Dann söhnt sich schließlich auch der strenge Kritiker mit ihrem faden Inhalt aus und ist zufrieden, einen harmlos vergnügten Abend verlebt zu haben. Selbst die sexuell anstößigste Operette kann doch musikalisch gut sein und man kann sie graziös spielen und temperamentvoll singen. Das will ja positiv nicht viel besagen, aber es ist doch wenigstens nichts geradezu Negatives, vielmehr etwas, was die demoralisierende Wirkung des Inhalts abschwächt oder vielleicht gar völlig aufhebt. Jene jungen halbwüchsigen Burschen dagegen, die allabendlich im Kinotheater die grausigen Verbrecherdramen an sich vorüberziehen lassen und mit stieren Augen und geröteten Wangen, keuchend und schnaufend vor Wollust die Aufregungen der sensationellen Handlungen dort an der Wand miterleben, das sind unsere künftigen Verbrecher, die Sternickel und Genossen, an denen wir einmal unsere Freude erleben können. Denn ihnen kostet es nur einen Schritt, das Gesehene, ohne künstlerische Verklärung Gesehene, in die Wirklichkeit zu übersetzen.

Deshalb ist es auch verkehrt, wenn man sagt: der Kino ist doch immer noch besser als das Spezialitätentheater und der Tingeltangel, deshalb tut man gut, ihn nicht zu beschränken, weil man damit die Menschen nur in den Tingeltangel treiben würde. Ich gestehe ganz offen, daß ich den Kino in den Vorführungen, die hier in Frage stehen, für schlechter und gefährlicher halte, als das Spezialitätentheater. Dieses ist in den meisten Nummern seines Repertoirs, z. B. in den Kraft- und Geschicklichkeitsproduktionen durchaus harmlos. Und mag auch das Kuplet, mag die ganze Poesie des Kabarets manches Anstößige enthalten, es ist doch wenigstens Poesie. Es sind Worte, Gedanken, Verse, zuweilen sogar geistreiche und witzige Verse, die dem Publikum da geboten werden, während der Zuschauer im Kino stumpfsinnig dasitzt und die Vorführungen nur mit den Augen aufnimmt — ganz abgesehen von den häufigen Fällen, wo er sich infolge einer ganz unmöglichen Kunstform vergeblich den Kopf darüber zerbrechen muß, was denn eigentlich gemeint ist.

Ein besonderes Kapitel wäre die Frage des Kinderbesuchs. Doch würde das hier zu weit führen. Genug, daß nach meiner Überzeugung die einzige

einwandfreie Lösung aller Schwierigkeiten das absolute Verbot des Kinderbesuches für alle Vorstellungen wäre, die nicht besonders als Kindervorstellungen gekennzeichnet sind. Aber freilich, dazu wird man sich nicht entschließen. Denn das wäre ja gegen die armen Kinobesitzer zu grausam. Sie würden vielleicht nicht mehr ganz so rasch reich werden wie bisher. Und das Wohl unserer Kinder darf uns natürlich nicht so am Herzen liegen wie das Gedeihen des Kinokapitals, das sich ja sonst gar nicht mehr zu helfen wüßte und das doch — soweit es nicht dem Ausland gehört — für den Staat so wertvoll ist, weil es so hohe Steuern abwirft. Erlauben wir also unseren Kindern ruhig weiter, sich die Augen zu verderben, abends über die Schlafenszeit hinaus in dunkeln schlecht gelüfteten Lokalen zu sitzen und sich durch die gepfefferte Unkunst der Films den Sinn für wahre Kunst gründlich zu verderben. Dann wird die kommende Generation wohl noch um einen Grad stumpfsinniger werden als die heutige Jugend, die den Futurismus für Kunst hält und den Kino dem Theater vorzieht.

Giovanni Boccaccio

Von Dr. Hubert Rausse in München

Wir begehen in diesem Jahre Boccaccios sechshundertsten Geburtstag. Das genaue Datum ist unbekannt. Vielfach wird der 16. Juni als Geburtstag angenommen.

Es ist ein charakteristischer Zug des Mittelalters, daß es in seiner gesamten Kunst in einem viel geringeren Grade wie wir jetzt auf die Suche nach neuem ging. Das gilt für die bildende Kunst so gut wie für die Dichtkunst. Wie lange hat die Malerei die stets gleichen antiken und religiösen Motive verarbeitet! Wie eng — in die Breite gemessen — ist der Stoffkreis noch unserer ganzen ersten Blüteperiode! Und wie überraschend wirkt deshalb etwa der Meyer Helmbrecht mit seinem für die damalige Zeit ganz eigenartigen Stoff.

Das Volk des Mittelalters war nicht sensationslüstern, vielleicht neugierig, was schon den engeren Rahmen beweist. Denn die Neugier ist ein Fehler, der räumlich wie zeitlich seine Grenzen hat, die Sensationslust aber ein Laster, das alle Gebiete an sich reißt und keins verschont. Wir haben dieses neu hinzubekommen, ohne jenen verloren zu haben.

Eine Zeit, die selbst die wichtigsten Ereignisse nur mit einer Langsamkeit verbreiten konnte, die uns jede Neuigkeit entwerten würde, kannte nicht diese Gier nach etwas „Niedagewesenem", das jetzt allein schon dem Gros unserer Leser eine Zeitung unentbehrlich macht. Stoffliche Neuentdeckungen zu machen ist der Ehrgeiz so vieler moderner Schriftsteller, und ein wenn auch noch so enges Spezialgebiet für sich allein beackern zu können, meistens die Garantie für eine finanzielle Versorgtheit. So schieben auch hier wieder die Instinkte und Bedürfnisse des einen Teiles die Wünsche und Werke der anderen.

Wenn es nicht in zu übertriebenem Maße geschähe, man würde diese stofflichen Neuentdeckungen nur begrüßen können. Denn notwendig wie ein Wachstum in die Tiefe oder Höhe, ist auch ein solches in die Breite. Gerade für den Literarhistoriker hat es einen feinen Reiz zu sehen, wie die Grenzen des dichterisch Erfaßten sich stets weiter ziehen, Neuland der poetischen Darstellung gewonnen wird, wie bisher unbekannte Motive, Situationen, Charaktere, Stände der künstlerischen Behandlung erschlossen werden*).

Mit der Renaissance setzt diese neue Vorwärtsbewegung, dieses Wachstum in die Breite mit vorher nicht gekannter Kraft ein. Neben der stärkeren Mischung der Stände, der betonteren Stellung des Individuums sind sicherlich auch literarische Einflüsse da maßgebend gewesen. Das Mittelalter, wie gesagt, begnügte sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, mit einer steten Umbildung und Neuschaffung vorhandenen Stoffes. Und da besonders wieder die völkische Literatur. Eine ganze Menge allbekannter Erzählungen, Schwänke und Streiche floß das ganze Mittelalter hindurch von Nation zu Nation. Ihr Alter zu bestimmen ist fast unmöglich; dem Hörer jedenfalls waren sie immer jung. Man geht aber kaum fehl, wenn man als die Heimat der meisten Indien bezeichnet, wo die frohe lebendige Fabulierkunst des Volkes — nach einem Ausspruch Friedrich Schlegels — drei berühmten Kindern das Leben schenkte: der geschwätzig plaudernden Novelle, dem wundersüchtigen Märchen und der stilleren ernsteren Fabel.

Von Indien kamen diese Geschichten nach Ägypten und Arabien, wurden ins Hebräische, Lateinische und Spanische übertragen und haben denn gleichermaßen die Unterhaltungsliteratur Italiens, Frankreichs, Deutschlands und später auch Englands gespeist. Die Leser oder meistens wohl Hörer jener Zeit interessierte gar nicht so sehr die Wahl neuer Stoffe oder Motive, sondern die individuelle Ausnützung und Prägung der bekannten. Einer großen Anzahl gab Boccaccio im „Dekamerone" die klassische Form.

*) Wir haben noch keine Geschichte dieses „In-die-Breite-Wachsens" unserer Literatur, da die literarische Forschung es aus notwendigen ästhetischen Gründen nur insoweit beachtet, als es für die Höhenentwicklung Basis und Material bedeutet. Neuerdings kommt zu einzelnen Motivmonographien auch immer häufiger die Motivuntersuchung bei Einzelpersönlichkeiten; wie mir scheint, noch ziemlich planlos. Denn nicht durch eine bloße Aufzählung und Beschreibung, sondern nur durch eine zahlenmäßige Erfassung der Motive läßt sich später, wenn genügend Einzeluntersuchungen vorliegen, das Wachstum des Motivkomplexes nachweisen.

Er ist dabei unzweifelhaft ein Schüler Frankreichs, das einen großen Teil dieses alten Erzählungsgutes in Fabliaux und Legenden bereits gestaltet hatte. Der Zufall will es, daß Boccaccio von Geburt Franzose ist, Pariser. Sein Vater, ein nicht zu begüterter, ebenso lebenskluger wie lebengenießender, ja leichtfertiger Mensch, war im Städtchen Certaldo geboren. Bankbeamter in Florenz, wurde er bereits in jungen Jahren nach Paris als Leiter einer Filiale geschickt. La gaie science — wie später die Franzosen das Lebenswerk seines Sohnes zu nennen pflegten — nahm ihn dort lebhaft in Anspruch. Unter der Vorspiegelung, ein nobili zu sein, begann er ein Verhältnis mit einer vornehmen, jungen Witwe, die er aber verließ, als sie ihm 1313 einen Knaben schenkte, den später berühmten Giovanni. Wie lange der Kleine Pariser Luft atmete, wissen wir nicht, jedenfalls kam er erst nach dem Tode seiner Mutter zum Vater nach Florenz. Er wurde Kaufmann wie dieser, hielt es sechs Jahre lang als Geldwechsler aus und sattelte dann mit zwanzig Jahren zum Studium des Rechtes um; oder dessen, was er darunter verstand. Das üppige Neapel nahm seine Sinne gefangen, in der Ostermesse 1334 verlor er sein Herz an eine schöne junge Edelfrau, an Donna Maria, die er dann als Fiammetta poetisch verherrlicht hat. Und als ob eine seiner Dekameronegeschichten ins Leben gesprungen wäre: Donna Maria liebte ihn wieder. Donna Maria d'Aquino, die eine Tochter König Roberts von Neapel war, ihn, den entlaufenen Kaufmannslehrling und kleinen Studenten des Rechts. Und nun begann eine Zeit reichen künstlerischen Schaffens. In Strophen und Stanzen besingt er seine Geliebte, in Hirtendichtungen, deren vielfach reizende bukolische Form autobiographischen Inhalt hat, umschwärmt er sie und trägt ihr Bild in die Natur. Damals entsteht der Filocolo, die entzückend poetische Geschichte von Flore und Blanchefleur mit Szenen aus dem Minnehof der Fiammetta, damals in Ottaverimen Filostrato, die alte Geschichte von der Liebe des Troilus zu Briseis, der Tochter des Kalchas.

Aus dem Kaufmann war ein Dichter geworden, der Jurist wandelte sich zum gelehrten Philologen. Boccaccio studierte mit Eifer die alten Klassiker und eignete sich die Kenntnis des Griechischen an. Wenn er in Florenz weilte, zog es ihn doch immer wieder nach Neapel, bis Maria d'Aquino, die übrigens längst ihren Liebhaber gewechselt hatte, 1346 an der Pest verstarb. 1348 kehrte Boccaccio dann, nach dem Tode seines Vaters, der ihm ein größeres Vermögen hinterlassen hatte, als er erwarten durfte, endgültig nach Florenz zurück. Fünf Jahre lang arbeitete er nun (1348 bis 1353) an seinem „Dekamerone". All die Luft und den Leichtsinn seiner Jugendjahre wob er hinein in dieses klassische Werk, um dann ernster und ernster werdend sich immer mehr der reinen Wissenschaft zu widmen. Letzte böse Liebeshändel verschulden (1355) den „Corbaccio", in dem sich der einstige Liebling der Frauen bitter an einer einzigen rächt: ein damals viel belachtes, sarkastisch-witziges, unfeines Buch. Und dann drängt sich die Wissenschaft immer weiter in den Vordergrund. Homer interessierte ihn vor

allem, dessen erstes vollständig erhaltenes Manuskript er auf seine Kosten nach Florenz kommen ließ, und später Dante. Er wurde der erste Kommentator der göttlichen Komödie und der erste Dantebiograph. Sein Werk ist allerdings reicher an rhetorischem Beiwerk als an tatsächlichen Angaben. 1373 berief ihn der florentinische Magistrat auf den neugegründeten Lehrstuhl zur Erklärung der Commedia divina. Zwischendurch hatte er auch im Dienste der Stadt häufiger Gesandtschaften übernommen und sein feiner Kopf, seine spitze sprühende Beredsamkeit sollen seiner Heimat manchen Erfolg errungen haben. Mit Petrarca, dem Dichter der Laura-Sonette, verband Boccaccio eine innige Freundschaft. Aus dessen Testament, worin er Boccaccio fünfzig Goldgulden zu einem warmen Winterkleid vermacht, und auch aus anderen Umständen hat man vielfach den Schluß gezogen, daß es Bocacccio am Schlusse seines Lebens recht schlecht ergangen sei. Neuere Forschungen bestätigen das nicht. Aber der immer zurückhaltender gewordene, fast pietistische Sechziger begann zu kränkeln. Seine Commedia-Vorlesungen mußte er nach der sechzigsten Lektion im siebzehnten Gesang der Hölle abbrechen, dann zog er sich nach Certaldo, dem Geburtsort seines Vaters, zurück, wo er, zweiundsechzig Jahre alt, am 21. Dezember 1375 gestorben ist.

Der Verfasser des „Dekamerone" war recht fromm geworden zum Schlusse seines Lebens. Einem Florentiner Kloster vermacht er in seinem Testament „alle heiligen Reliquien, die er mit großer Mühe in langer Zeit aus allen Teilen der Welt gesammelt hatte", seinem Beichtvater seine große, wertvolle Bibliothek, der Kirche San Jacopo e Filippo in Certaldo viele Kirchengeräte.

Dort setzte man ihn auch bei, und verständnisvoller Sinn gab ihm die Grabschrift:

Hier ruhen Giovannis Gebeine und Asche.
Sein Geist ruht in Gott, bekränzt mit dem Ruhme
Seines Wirkens. Boccaccio war sein Vater,
Certaldo seine Heimat, seine Kunst die hohe Dichtung.

Boccaccios Einfluß auf seine Zeit war groß: er und Petrarca sind die eigentlichen Väter der italienischen Renaissance. Und während die Laura-Sonette trotz ihres unnachahmlichen Wohllauts, trotz ihrer entzückend feinen Form doch in ihren ewigen Variationen des gleichen Themas den Leser vor langsamer Ermüdung nicht bewahren, hat des jungen Boccaccio Hauptwerk seine lebendige Frische bis in unsere Zeit bewahrt. Friedrich Schlegel hat den Unterschied in die klugen, wenn auch etwas boshaften Worte gefaßt: „Boccaccio liebte es mehr, alle reizenden Frauen zu trösten, als eine zu vergöttern"*).

Wie reizend ist allein der Rahmen, die Einkleidung für die hundert Geschichten des „Dekamerone" gewählt. Im Jahre 1348, als in Florenz die Pest wütete — deren Schilderung bei Boccaccio häufig mit der Pestschilderung in

*) Über die Poesie: Epochen der Dichtkunst. Im Athenäum. (Neudruck von Baader, Berlin 1906, Seite 169.)

Athen durch Thukydides verglichen wurde —, treffen sich in der Kirche di Santa Maria Novelli sieben junge, den edelsten Geschlechtern entsprossene Freundinnen zwischen achtzehn und achtundzwanzig Jahren durch einen Zufall. Der führt auch drei junge Edelmänner in die Kirche, gerade als die Damen auf Pampineas, der ältesten, Vorschlag über die Flucht aus der Stadt des Todes auf ein Landgut beraten. Die drei schließen sich an, um so lieber, als sie in drei der jungen Mädchen verliebt sind, und alle zehn begeben sich frohgemut mit der nötigen Dienerschaft nach einem in der Nähe von Florenz gelegenen Schlößchen. Hier vertreiben sie sich in geschwisterlichem Zusammensein durch Erzählungen die Zeit. An jedem Tag wird einer aus der Gesellschaft zur Königin oder zum König gewählt, der dann ein Grundthema für die an diesem Tage zu erzählenden Geschichten bestimmt. Die Themen sind folgende: am ersten Tage darf jeder seine Lieblingsgeschichte erzählen, am zweiten von Leuten, die durch Unglück zum Glück gelangen, am dritten, wie jemand durch Scharfsinn ein Ziel erreicht oder Verlorenes zurückgewinnt, dem vierten Tag ist die unglückliche, dem fünften die glückliche Liebe vorbehalten. Am sechsten Tage wird von witzigen Antworten erzählt, am siebenten werden Streiche berichtet, die Frauen ihren Männern, am achten, die sich Eheleute oder andere Personen gegenseitig spielen. Der neunte Tag stellt die Wahl des Themas frei und am letzten wird von denen gesprochen, „welche in der Liebe oder bei sonstigen Gelegenheiten ein edles und hochsinniges Herz zeigten".

So ist durch die Wahl der verschiedenen Themen und durch die unterschiedliche Charakterisierung der einzelnen Persönlichkeiten — wobei Dioneo, der pikanteste Erzähler neben Fiammetta und Pampinea am meisten hervorragt — die Abwechslung genügend betont, durch den einheitlichen Rahmen, die verbindenden Zwischengespräche aber mit ihren feinen Bemerkungen, ihrem klugen Humor, das Ganze doch wieder zu einem Werk von harmonischer Geschlossenheit zusammengehalten*).

Als Ganzes sollte der „Dekamerone" gelesen werden und mit Verständnis für den Geist jener Zeit. Der Mann, der ihn schrieb, war eine frohe, sinnenfrohe Natur, die nur wieder und zum besten gab, was der Jugendaufenthalt in Neapel sie gelehrt und was, uraltes Gut, von Mund zu Mund ging durch alle Nationen. Sicherlich, es stehen Anekdoten im „Dekamerone", deren derbe Sinnlichkeit und deren drastische Ungeschminktheit gar nicht zu leugnen ist, Anekdoten, die ruhig hätten fortbleiben können, ohne dem Buch zu schaden, Anekdoten, deren Aufnahme Boccaccio später selbst bedauert hat. Bald bekam es den Beinamen „Der Erzkuppler" und auf kein Buch passen besser Mephistos Worte:

*) Es ist eine Versündigung am „Dekamerone", wenn sogenannte Volksausgaben gerade diese Stellen fortlassen und nur die Anekdoten aneinanderreihen. Dann wird erst der „Dekamerone" „pikante Herrenlektüre". So die von H. H. Evers bevorwortetete Ausgabe bei Wilhelm Borngräber, Verlag Neues Leben, Berlin, die schon im dreißigsten Tausend vorliegt.

Was hilft's, nur grade zu genießen?
Die Freud' ist lange nicht so groß,
Als wenn ihr erst herauf, herum
Durch allerlei Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht't,
Wie's lehret manche welsche Geschicht'.

Neben der Obszönität mancher Erzählungen ist auch die ewig gleich gerichtete Satire gegen Mönche, Pfaffen und Nonnen ermüdend. Die saftigsten Schwänke und pikantesten Streiche schiebt er, wohl um durch den Gegensatz von Beruf und Handeln den Witz um so leichter zu lockern, gerade ihnen in die Schuhe. Aber auch die anderen Stände weiß er zu treffen und im Grunde steht er mit seiner Pritsche über allen und über allem: er schlägt und lacht und weiß zu allem ein passendes Wort und schüttelt die Schale seines Witzes über Gerechte und Ungerechte. „Hat Dante in der ‚Divina Commedia' den Ernst, so hat Boccaccio den Scherz des Mittelalters in einer ‚Commedia humana' künstlerisch verklärt."

Nichts charakterisiert deutlicher die drei großen italienischen Dichter als die Frauen, denen ihr Singen und Dichten gegolten. Beatrice, der göttliche Geist, Laura, die unnahbare Jungfrau, und Fiammetta, der sinnenfrohe, liebende Mensch.

In der literarischen Entwicklung ist der „Dekamerone" mehr als die Krone der mittelalterlichen Schwankliteratur, er steht an der Spitze der modernen Erzählungskunst. Mag man tadeln, daß Cicero für Boccaccios Prosa zu sehr das Vorbild gewesen sei, daß seine Perioden zu lang und seine Sätze zu weitläufig seien —, stets ist seine Sprache klar und rein und legt sich wie weißes, schmiegsames Gewand um die bunte jagende Fülle seiner Bilder und Gedanken. Und bei aller Frische verbleibt ihr doch ein leiser Hauch von gewählter Distanz, die es gerade ermöglicht, solch „unmögliche" Geschichten zu erzählen. Auf Boccaccios Prosa stützt sich die gesamte weitere italienische, und nicht nur italienische, Prosa. Er hat, und das ist sein größtes Verdienst, nach Friedrich Schlegels Worten „die Erzählungssprache der Konversation zu einer soliden Grundlage für die Prosa des Romans erhoben".

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Dritte Fortsetzung)

Der Brief löste in Paul von der Borke einen Wirrwarr von Gefühlen aus.

Zuerst war es ein Gefühl der Enttäuschung, daß Edith so kurz und leicht über ihre Neckerei hinweggegangen war, die ihm vorher Anlaß zu einer gründlichen Selbstbetrachtung und Einkehr gegeben hatte.

„Bin ich am Ende gar eitel?" dachte er und verscheuchte den Ärger, indem er sich selbst verspottete.

Der Bericht über die Zuspitzung der politischen Gegensätze in der Heimat gab ihm zu denken. Es war da offenbar eine Parallele zwischen der Forderung des Herrn von Wenkendorff und der eben noch von Paul zurückgewiesenen Prophezeiung seines Freundes Wassiljew. Der alte Freiherr, in dessen Art und Wirken sich alle Vorzüge des Deutschtums offenbarten, erblickte also wie der Russe Wassiljew in der Aufhebung der zwischen Ständen und Volk errichteten Schranken das einzige Mittel, die Gefahr der Revolution zu bannen.

Und Edith stand natürlich auf seiten ihres Vaters, den sie nicht nur in Fragen der Landwirtschaft als ihren Lehrer bewunderte. Zwischen den Zeilen ihres Briefes las Paul denselben Vorwurf, den ihm der Freund oben vor Angéliques Buvette entgegengedonnert hatte: „Über die lächerliche Beschäftigung mit Deinen Tierchen vergißt Du die Not des Vaterlandes!"

„Bin ich berufen, sie zu lindern?" dachte Paul in einer Regung von Trotz. „Ich bin Zoologe. Die Frage was wird aus dem Menschen? geht mich nichts an. Ich arbeite an der Lösung der anderen und wichtigeren: ‚wie ist der Mensch geworden?'. Erst wenn darauf eine klare und logische Antwort gefunden ist, werdet Ihr Politiker den rechten Weg finden, der die Menschheit zu Glück und Frieden führt!"

In solchem Selbstgespräch ging Paul von der Borke in seinem Zimmer auf und ab. Durch die Fenster klang das Rauschen des Meeres, das an die Grundmauern des steinernen Gebäudes brandete. Wie liebte er diese Musik, deren Rhythmus ihn nun schon das dritte Jahr bei seiner Arbeit begleitete! Sollte er sie etwa jetzt im Stich lassen?

Politik war nach seiner Meinung weiter nichts als die Auseinandersetzung zwischen sich widerstreitenden materiellen Interessen. „Ich habe keine solchen Interessen. Also habe ich nicht die geringste Verpflichtung, mich um politische Streitfragen zu kümmern!"

Aber hatte er wirklich keine materiellen Interessen? Er sah die wohlgeordnete Bibliothek in den Regalen, die vielfältig geteilten Kästen mit seinen Sammlungen und Präparaten, sah die guten Stiche und Radierungen an den

Wänden, für die er auf seinen Reisen viel Geld verausgabt hatte. Hätte er sich wohl so einrichten können, wenn ihn der stattliche Zuschuß aus den Einkünften des väterlichen Gutes nicht unabhängig von dem mageren Salair seines Amtes gemacht hätte?

Wie mancher fruchtbare Sommerregen, mancher Armschwung der estnischen Hofleute von Borkûll hatte sich in diesen und jenen Baustein seiner Bildung, seines wissenschaftlichen Besitzes verwandelt!

Zwar schloß ihn das Recht der Erstgeburt vom Besitz der Scholle aus und machte dereinst den Bruder zum Herrn von Borkûll. Trotzdem traf der Scholle Segen und Fluch auch ihn. Gleichgültig hatte er bis auf den heutigen Tag die Gaben der Heimat angenommen, die da fern im Nebel des Nordens verdämmerte. Wie, wenn sie jetzt plötzlich ausblieben, weil Borkûll der Revolution, d. h. einer neuen Verteilung des Besitzes zum Opfer fiel?

Der Gutsherr ein vergnügungssüchtiger Globetrotter, der Majoratserbe wahrscheinlich wieder durch alle möglichen Spiel- und Liebesaffären in der Residenz festgehalten, die Mutter eine willensschwache Kranke, Mara, die Schwester, eine Schwärmerin ohne feste Meinung, jeder neu auftauchenden Idee kritiklos zugänglich, er selbst der Heimat und ihren Interessen längst entfremdet — wahrhaftig: schlecht war das Gut gehütet, dem sie alle ihre Bewegungsfreiheit verdankten.

Aber konnte er es ändern? Hier waltete ein unerschütterliches Naturgesetz: die Borkes zeigten die Entartung einer Familie, die seit vielen Generationen jenes Trainings entbehrt hatte, zu dem andere der Kampf ums Dasein zwingt. Jetzt mußte die Not der Zeit ein schwaches, zum mindesten ein gleichgültiges Geschlecht vorfinden. Und nur dem Zufall einer glücklichen Veranlagung hatte es Paul von der Borke zu verdanken, daß er nicht auch der allgemeinen Erschlaffung verfallen war. Sein wissenschaftlicher Ehrgeiz hatte ihn zur Betätigung von Kräften gezwungen, die sonst sicher ebenfalls ungenutzt verkümmert wären.

Nur für einen Augenblick hatten ihn Ediths Mitteilungen über Borkûll in Angst versetzen können. Im nächsten verspottete er sich deswegen schon wieder. Es mußte dann eben ohne den Borkûller Zuschuß gehen! Er brauchte sich nur mutig in eine Reihe mit den vielen zu stellen, die sich der Wissenschaft widmen, ohne einen Pfennig Vermögen zu besitzen. War er nicht oft genug säumig gewesen, während jene arbeiteten? Hatte er sich nicht durch manche Stimmungen die Lust nehmen lassen? Das waren die schädlichen Begleiterscheinungen seiner wirtschaftlichen Unabhängigkeit.

Unabhängig ist nur der Bedürfnislose. Und es galt jetzt bedürfnislos zu werden.

Wie es dann kommen mochte: er sah aller Zukunft gelassen entgegen.

Ediths wegen wollte er nach Monte Carlo fahren und den Vater aufsuchen. Sie sollte ihm nicht Gleichgültigkeit vorwerfen dürfen. Mochte der

Gutsherr zu den Mitteilungen Stellung nehmen, wie es ihm beliebte. Borkülls Wohl war in erster Linie sein Interesse.

Er selber aber wollte sich nun erst recht in seiner Arbeit festbeißen. Ob die Zukunft Unheil oder Segen über die Heimat brachte: keine Macht der Welt sollte ihn in seiner Selbstsicherheit erschüttern können.

* * *

Hoch oben in Beau-Soleil lag die Villa, in der Baron von der Borke nun schon den dritten Winter verbrachte.

Paul hatte die Treppe des Terrassengartens, die von der Straße hinaufführte, bisher nur ein einziges Mal erstiegen. Damals begleitete seine Mutter den Vater, da ihm die Ärzte in der Heimat nach einer schweren Lungenentzündung den Aufenthalt im Süden verordnet hatten.

Es waren unerquickliche Erinnerungen, die jetzt in dem Sohn geweckt wurden. Die Verschiedenheit im Charakter der beiden Eltern trat hier besonders schroff zutage, wo die lachende Natur des Südens alle Lebensgeister in dem zum Genuß geborenen Baron erweckte.

Ganz im Gegensatz zu ihm fühlte sich Baronin Clementine von dem mondainen Treiben der neuen Umgebung abgestoßen. Ihrem Mann an Jahren voraus, besaß sie nicht mehr die Elastizität, sich von der gewohnten gesellschaftlichen Reserve zu emanzipieren.

Ihre ewig nörgelnde Kritik vollendete das Werk der Entfremdung zwischen den beiden Gatten. Es kam zu häßlichen Auftritten.

Eines Tages wurde Paul durch ein Telegramm zu den Eltern gerufen. Er fand seine Mutter im Begriff abzureisen. Sie hatte die Entdeckung gemacht, daß der Baron in intimere Beziehungen zu einer der Damen ihres Verkehrs getreten war.

„Und glaubst Du, daß er mich um Entschuldigung gebeten hat? Er nimmt das als sein gutes Recht in Anspruch!"

Die Selbstverständlichkeit, mit der Baron Alexander seinem Sohn von jener Liaison erzählte, hatte Paul angewidert. Er vermied von da ab jede Begegnung mit dem Vater nach Möglichkeit und besuchte die Gegend von Monte Carlo nur, wenn die Saison vorüber war, und die weiße Stadt vereinsamt in ihrem Sommerschlafe lag.

Jetzt in den ersten goldenen Oktobertagen war sie daraus erwacht. Und zu den frühesten Ankömmlingen hatte Baron Alexander von der Borke gehört.

In der Pension erfuhr Paul, daß der Vater bereits ausgegangen, aber mit einiger Sicherheit um ein Uhr im Café de Paris zu treffen sei. So hatte er noch ein paar Stunden Zeit, die er in müßigem Schlendern verbrachte.

An diesem Vormittag zeigte die Stadt, die ihm immer wie ein Sündenbabel erschienen war, ein beinahe jungfräulich anmutendes Gesicht. Auf den Tennisplätzen, die man dem Bergabhang abgewonnen hatte, spielten im weißen

Dreß schlanke, geschmeidige Engländerinnen mit ihren Herren. In den Gärten vor dem Kasino saßen auf schattigen Bänken alte Damen bei Lektüre und Handarbeit. Aufgeputzte Kinder in Wadenstrümpfen und kurzen Spitzenkleidchen wurden von ihren Bonnen spazieren geführt. Vom Strand her aber knallten Schüsse: „Le tir aux pigeons" war im vollen Gange. Die Hände, die am Abend in der Leidenschaft des Spiels zitterten, sollen bei diesem barbarischen Sport wieder zur ruhigen Sicherheit trainiert werden.

Paul von der Borke beugte sich weit über die Brüstung der unteren Terrasse, um die Schützen zu erspähen. Aber er sah nur ein paar flatternde Tauben getroffen auf den grünen Rasen fallen. Das war das echte Monte Carlo!

Im Café de Paris nahm er an einem kleinen Tisch in einer Ecke Platz, von der aus er den ganzen Raum übersehen konnte. So entwickelte sich vor ihm das lebensvolle Bild, zu dem sich in dem prächtigen Restaurant die elegante Welt aus allen Erdteilen zusammenfindet.

Vergeblich suchte sein Auge nach der markanten Erscheinung des Vaters. Es kamen viele alte Herren, aber Alexander von der Borke war nicht unter ihnen.

Da hörte er plötzlich in seiner nächsten Nähe die wohlbekannte, etwas nasale Stimme. Den Rücken ihm zugewandt, saß der Baron am Nachbartisch mitten in einer heiteren Gesellschaft.

Paul wurde von einer jähen Verlegenheit ergriffen. War das wirklich sein Vater? Die etwas müde, aber immerhin vornehme Erscheinung des bejahrten Landedelmannes, als die er den Vater von seinem letzten unvermuteten Besuch im Laboratorium her noch in Erinnerung hatte, glich wenig dem übereleganten, durch kosmetische Mittel allzu gewaltsam verjüngten Flaneur, den er drüben gewahrte.

Um nicht eine unfreiwillige Lauscherrolle zu spielen, wäre Paul am liebsten aufgebrochen. Aber bei der Enge des Raumes wäre er genötigt gewesen, dicht an der Gesellschaft vorüberzugehen. So verschloß er seine Ohren so gut er konnte und überließ sich wieder seinen mißmutigen Gedanken.

In sie hinein tönte wiederholt das laute Gespräch der Gäste am Nebentisch. Widerwillig hörte er, daß ein hoher Gewinn des Barons vom Abend vorher die Gesellschaft zu diesem fidelen Lunch zusammengeführt hatte.

In Ausdrücken neidischer Bewunderung priesen die Damen die Freigebigkeit des alten Herrn, der die neben ihm sitzende kecke Blondine ein kostbares Diamantenkollier verdankte.

Jetzt rauschte eine stattliche Schönheit heran und sah sich suchend in dem bereits voll besetzten Restaurant um. Sie steuerte schließlich auf die Ecke los, in der Paul saß, um mit vertraulichem Lächeln an seinem Tisch Platz zu nehmen.

Diese neue Nachbarschaft vermehrte sein Unbehagen. Sein Gegengruß fiel befremdet und frostig aus, was aber die Dame nicht weiter berührte. Sie bat auf deutsch um die Speisekarte und begann sofort ein Gespräch mit Paul.

„Sie sind heut schlechter Laune, Graf! Aber man kann nicht jeden Tag gewinnen."

„Sie irren sich in meiner Person!" war Pauls kühle Erwiderung. Er wandte sich schroff ab und verwünschte im stillen seine ganze Expedition.

Durch die deutschen Worte hinter sich aufmerksam gemacht, sah sich der alte Baron vorsichtig um. Sein anfangs gleichgültiges Auge leuchtete in plötzlichem Erkennen auf.

„Ah, ah!" sagte er aufspringend. „Du bist es, Paul! Wie nett, daß man Dich endlich mal in Monte Carlo sieht, noch dazu in so angenehmer Gesellschaft." Er verbeugte sich vor der fremden Dame und schüttelte seinem Sohn herzlich die Hand. Seine lebhafte Begrüßung ließ Paul gar nicht zu Worte kommen, und ehe ihm noch eine Abwehr möglich war, sah er sich den Gästen des Vaters vorgestellt.

Mit einem Schwall liebenswürdiger Fragen zogen sie ihn und seine unbekannte Tischnachbarin in ihren Kreis und machten ihn sofort zum Mittelpunkt des Interesses.

„Il est comme son père" rief die kleine Blondine, entzückt zu ihm aufblickend und streichelte mit ihren beringten Fingern seine aristokratische Hand.

„Quel bel homme!" sagte eine andere. „Mais il a des yeux mélancholiques!" eine Dritte.

„Il a toujours les yeux fixés sur les livres!" erklärte der Alte und klopfte dem Sohn mit freundlichem Vorwurf auf die Schulter. Zu der deutschen Dame gewandt, meinte er: „Sie werden seine Augen bald lustig machen, meine Gnädigste."

Da rückte die blonde Ninon ihren Stuhl an Pauls Seite und schmiegte sich an seinen Arm. „Moi werden machen lustig diese blaue übsche Augen!" Der Alte zupfte sie an ihrem Ohrläppchen.

„Changement de l'amour?" fragte er mit lustigem Augenzwinkern. „Oh, mon ami, je veux l'aimer comme une soeur!" gab sie schmollend zur Antwort. Aber sie zog sich doch sofort auf ihren Platz zurück und trank ihrem alten Freund mit kokettem Augenaufschlag zu.

Da gelang es Paul, den Vater auf estnisch zu verständigen.

„Mach bitte dieser peinlichen Situation ein Ende! Ich muß Dich allein sprechen. Ich bringe schlimme Nachrichten von Hause!"

Wie aus den Wolken gefallen, lehnte sich Baron Alexander zurück und sah mit entsetzter Verständnislosigkeit in seines Sohnes finsteres Auge.

Paul stand auf: „Ja bitte, sofort!" wiederholte er dringend.

Der Baron hüstelte verlegen: „die Herrschaften entschuldigen mich für einen Augenblick." Dann folgte er Paul, der sich mit kühlem Gruß zum Gehen gewandt hatte.

Vor dem Restaurant gab er seinem Vater Ediths Brief.

„Übrigens laß Dir sagen, ich habe mit jener Dame nicht das geringste zu tun! Das Frauenzimmer hat sich mir einfach aufgedrängt. Das scheint hier Mode zu sein — in Deinem Monte!"

Der Alte überhörte den Hohn in Pauls Worten und durchflog hastig die Seiten des Briefes.

„Mein Gott — und darum den Auftritt?" Er hatte seine gelassene überlegene Haltung wiedergefunden.

„Sternburger Unkenrufe, weiter nichts! Mit dem albernen Pöbel werden unsere Soldaten bald fertig sein. Und Kirsch — hols der Kuckuck — der hat sich eben die Nase mal besonders kräftig begossen. Wenn er seinen Rausch ausgeschlafen hat, ist er windelweich. Ich kenne doch meinen guten Kirsch! Der hat das allergrößte Interesse, mit uns in Frieden zu leben. Wegen der paar dummen Streiche werde ich meine Gesundheit nicht aufs Spiel setzen. Auch Du kannst ruhig bei Deinem Mikroskop bleiben, mein Junge. Zu Eurer Beruhigung werde ich Kirsch 'n bißchen den Kopf waschen. Aber mehr wäre wirklich zu viel! Und nun sei gemütlich und komm!"

Er nahm den Arm seines Sohnes, um ihn wieder ins Restaurant zurückzuführen. Aber Paul blieb stehen:

„Danke!" sagte er eisig. „Ich kam nur her, Dich zu warnen. Du bist der Herr von Borküll, Du mußt wissen, was zu tun ist. Wenn Du unsere Sorge für übertrieben hältst, so ist meine Mission erledigt!"

* * *

Es war zu merken, daß das Handpferd — die braune Zenta — acht Tage im Stall gestanden hatte. Sie schäumte in der Kandare und zog so fest an, daß sich die Lenkerin mit aller Energie gegen das Fußbrett stellen mußte.

Tief in seinem Pelz vergraben saß Herr von Wenkendorff neben Edith und sog an seiner kalten Zigarre. Der Wind, der von der See herkam, frischte allmählich auf und blies ihnen kräftig in den Rücken.

„Das ist gut für die Zenta! Wir haben leichtes Fahren."

Edith hatte ihre helle Freude, wie die Gäule durch die Nacht hinstoben. Selbst den Hügel, auf dem der Borküller Krug lag, nahmen sie im scharfen Trab, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte das Sternburger Dogkart den Wagen der Gräfin Hahn angerannt, der jenseits der Höhe mitten auf dem Wege hielt. Aber Edith verstand ihr Gespann zu regieren: mit einem Ruck riß sie es zur Seite und brachte den leichten Wagen zum Stehen.

„Was ist los!?"

Der Diener sprang von seinem Rücksitz und trat zu der Gruppe aufgeregter Leute, mit denen der Rosenhofer Kutscher bereits verhandelte.

„Holt den dummen Wolly raus, daß wir ihn verprügeln können!" brüllte eine Stimme. Und ein allgemeines Gejohle klang durch die Nacht. In dem geschlossenen Wagen schien sich aber nichts zu rühren.

„Das ist der Sternburger Juhann!“ sagte jetzt einer, und der Lärm legte sich. Dann hörte man des alten Wenkendorffs Stimme:

„Laßt eure dummen Späße, Männer! Das hat keinen Wert! Geht nach Hause und schlaft euch aus!“

Nur ein verlegenes Gemurmel war jetzt noch zu hören, und die Leute traten zögernd zur Seite. Der Rosenhofer Kutscher benutzte den Moment, sprang auf den Bock und schlug auf seine Pferde ein, daß sie in die Hinterbeine knickten und dann scharf anzogen.

Das rechte Fenster der Kutsche wurde dabei vorsichtig heruntergelassen und für eine Sekunde zeigte sich Wollys ängstliches Gesicht, um eben so rasch wieder zu verschwinden.

Edith bedeutete den Diener gelassen, daß er Zentas Kandare fester schnallen sollte und blickte kühl und furchtlos von ihrem hohen Sitz auf den Männerhaufen herab. Sie hörte deutlich die Hetzworte, die im Hintergrunde fielen:

„Ob Sternburg oder Rosenhof — Ausbeuter sind sie alle! Nieder mit den Deutschen!“

„Halts Maul!“ sagte ein anderer. „Der Alte ist ein guter Bär. Er knausert nicht!“

Es flogen sogar ein paar Mützen von den Köpfen, als sich das Dogkart in Bewegung setzte. Hinter ihnen her aber schallten Flüche, und ein Stein fiel vor ihnen nieder, daß die Pferde scheu zur Seite sprangen.

Ein Lied wurde angestimmt, das riß mit seinem Rhythmus die Männer fort, schwoll brausend an, wurde vom Wind aufgenommen und ins Land getragen. Noch lange vernahmen die Sternburger die Weise, und Edith empfand erschauernd die wilde Romantik, in der das schlimme Abenteuer ausklang.

Der Vater aber sagte: „Es ist wie die Pest, das Lied! Alle Länder steckt es an, und man kann ihm den Eintritt nicht wehren. Wer es singt, dem nimmt es jede Vernunft!“

Er versank in Schweigen, und auch Edith sprach nicht mehr, bis der Wagen im Hof von Sternburg einfuhr.

„Gott sei Dank! Ich habe mich auf unseren alten Kasten selten so gefreut wie heute. Gebe ihn für die ganze Borküller Pracht nicht her!“

Herr von Wenkendorff gähnte wohlig: „Ich gehe schlafen, ihr Mädchen! Schwatzt nicht zu lange. Wenn Sandberg morgen kommt, schickt ihn mir gleich!“

Die alten Dielen ächzten unter seinem schweren Tritt, als er sein im Erdgeschoß belegenes Schlafzimmer aufsuchte.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Jubiläumsliteratur

Bücher und Zeitschriften. Die fünfundzwanzigste Wiederkehr des Thronbesteigungstages Kaiser Wilhelms des Zweiten hat naturgemäß eine gewaltige Buch-, Broschüren- und Zeitschriftenliteratur erzeugt und auf den Markt werfen lassen. Es ist heute noch nicht möglich, ihren ganzen Umfang zu übersehen und den Wert der einzelnen Werke richtig zu würdigen, weil die meisten Veröffentlichungen erst in den allerletzten Tagen in die Hände der Kritiker gelangt sind. Was ich somit im folgenden sage, soll lediglich der Anzeigepflicht gegenüber den mir zugegangenen Werken genügen.

Am längsten ist in unseren Händen ein Buch des **Grafen E. Reventlow: „Der Kaiser und die Monarchisten"** (Verlag von Reimar Hobbing in Berlin, 1913). Es ist die Auseinandersetzung eines tiefkonservativen und deutschvölkischen Mannes mit sich selbst. Reventlow hat in früheren Jahren der Persönlichkeit des Kaisers und seiner Art, die Regierungsgeschäfte zu leiten, recht kritisch gegenübergestanden („Kaiser Wilhelm und die Byzantiner" bei J. F. Lehmann, München 1906) und führt nun den Nachweis, wie sich Monarch, Monarchie, nationale Anschauung und Weltanschauung auf dem Boden der Monarchie vereinigen lassen, mit anderen Worten: wie er sich zum überzeugten Monarchisten durchgerungen hat. Ich empfehle dies Buch, das zweifellos in der Fachliteratur größere Beachtung finden wird, allen denen, die, mögen sie konservativ oder liberal sein, ein Bedürfnis fühlen, sich über Bedeutung und Wesen der Monarchie für das Deutsche Reich und die Deutschen ein eigenes Urteil zu bilden. Sie werden manchen Widerspruch gegen Reventlows Ausführungen erheben, sie werden aber eine Fülle von Anregungen finden.

Die Persönlichkeit des Kaisers findet eine zum Teil neue Beleuchtung und Würdigung in dem prachtvoll ausgestatteten Jubiläumswerk, das das Deutsche Verlagshaus Bong & Co. der Kaiserin zugeeignet hat: **„Unser Kaiser, Fünfundzwanzig Jahre der Regierung Kaiser Wilhelms II., 1888 bis 1913"**, mit 9 Kunsttafeln und 449 Abbildungen im Text. Am wertvollsten erscheinen mir in der besonders hervorgehobenen Beziehung die Aufsätze von Friedrich Freiherrn von Dincklage „Des Prinzen Jugendzeit" und von Theodor Schiemann „Kaiser und König Wilhelm II". Sie zeigen uns Werden und Sein der Persönlichkeit des Kaisers mit solcher Feinheit und solchem Verständnis, wie ich ihnen noch nirgends begegnet bin. Höchst wertvoll sind in diesem Zusammenhange die Streiflichter, die auf die Lehrer, besonders auf Hinzpeter, aber auch auf die Eltern und den Großvater des Jubilars geworfen werden. Schiemann, der sich durch seine Schilderung der Persönlichkeiten des Kaisers Alexander des Ersten von Rußland und dessen Nachfolgers, Nikolaus des Ersten, einen besonderen hohen Platz unter den

deutschen Geschichtsforschern geschaffen hat, erscheint uns in seiner Darstellung der Persönlichkeit Wilhelms des Zweiten wieder als ein ungemein feiner Analytiker. Der Aufsatz wird jeden um so mehr ansprechen, als er, abgesehen von seinem sachlichen Inhalt, mit großer Wärme und Liebe zur Person des Kaisers geschrieben ist, die Schiemann durch zahlreiche mit dem Kaiser zusammen unternommene Reisen besonders vertraut geworden ist. Ich meine, allein wegen der beiden erwähnten Aufsätze sollte sich niemand scheuen, das groß angelegte Werk zu kaufen und zu lesen, um so mehr, als es um den Preis von nur 5,50 Mark erhältlich ist. Alle anderen Aufsätze, die die politische Seite des Wirkens des kaiserlichen Jubilars beurteilen, sind von hervorragenden Fachmännern geschrieben und schon deshalb nicht minder wertvoll: W. von Massow, der den Lesern der Grenzboten schon lange bekannt, schreibt über Auswärtige Politik, Wilhelm Lexis, der Nationalökonom, über Volkswirtschaft und soziale Fragen, Georg Strutz über Finanz- und Steuerreformen, Regierungsrat Gerstmeyer über Kolonialpolitik. Doch es würde zu weit führen, alle die Namen hier aufzuführen; sie sind alle einander gleich wert.

Ganz interessante Einblicke in das Wesen des Kaisers gibt der bekannte Geograph, **Geheimer Regierungsrat Paul Güßfeldt,** der den Monarchen auf vierundzwanzig Nordlandsreisen begleitet hat. Was auf dem Raum von wenigen Seiten gesagt werden kann, ist naturgemäß nicht erschöpfend, und so sei bei dieser Gelegenheit auf das umfangreiche Werk Güßfeldts hingewiesen, dessen zweite Auflage bei den Gebrüdern Paetel, Berlin, bereits 1892 erschien: **„Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889 bis 1892"** (Preis 28 Mark). Es ist ein Prachtwerk mit vielen geographischen und naturwissenschaftlichen Einzelheiten, aber auch mit vielen Details persönlichen Charakters, und gerade deshalb erscheint es angebracht, anläßlich des Kaiserjubiläums daran zu erinnern. Weitere Einzelheiten über die Kaiserreisen wird der Leser in den Grenzboten finden. Bereits in diesem Heft beginne ich mit Veröffentlichungen aus dem Nachlaß des verstorbenen Staatssekretärs Kiderlen-Waechter, die sich ausschließlich auf die Kaiserreisen und deren Drum und Dran beziehen.

Neben den Werken, deren Aufgabe es ist, uns die Person des Kaisers menschlich näher zu bringen, machen sich, und es will mir scheinen über Gebühr, Auslassungen von Pessimisten breit, die sich aus zum Teil unerfindlichen Gründen nicht zu einer festlich gehobenen Stimmung durchzuringen vermochten. Eine im Hammerverlag zu Leipzig erschienene Broschüre **„Der Kaiser und das Offizierkorps"** kann in diesem Zusammenhange trotz vielfacher Übertreibungen und Schiefheiten, die darin enthalten sind, immerhin noch als lesenswert bezeichnet werden. Das gleiche gilt von dem Aufsatz des Stuttgarter Historikers **Egelhaaf in Heft 9 der Deutschen Rundschau,** der sich mit der Politik des Kaisers in den letzten Jahren beschäftigt, ohne ihr gerecht werden zu können. Ganz verfehlt, vor allen Dingen in der Form, sind die Aufsätze von **Dr. Richard Bahr in Heft 9 des Türmers** und von einem **Anonymus in Heft 6 der Neuen Rundschau.** Bahr hat in der Sache zwar recht: gewisse Äußerungen des Kaisers, die sich in die persönlichen Angelegenheiten der Staatsbürger einmischen, haben böses Blut gemacht, — aber stehen ihnen nicht mindestens ebensoviel Äußerungen gegenüber, mit denen er Millionen, ja der ganzen Nation aus dem Herzen sprach? Ich meine, an solchen Jubiläumstagen, wie wir sie jetzt feiern, sollte man mit diesen mehr persönlichen Ansichten, wenn sie auch mit denen vieler tausender guter deutscher Bürger übereinstimmen, zurückhaltend sein. Der Hauptzweck und Wert der Feiern ist doch, daß wir durch sie gezwungen werden und auch die Möglichkeit erhalten, uns über den Streit der Tagesmeinungen und die Last der Tagesarbeit zu erheben und einmal versuchen, Rückschau und Umschau zu halten. Die fünfundzwanzig Jahre Regierung Wilhelms des Zweiten sind zugleich fünfundzwanzig Jahre einer erfolgreichen Arbeit des deutschen Volkes, die zu Pessimismus keine Veranlassung gibt. Wer als Publizist sich berufen fühlt, seiner Nation Wege zu weisen, sollte die sich beim Kaiserjubiläum bietende Gelegenheit, ihr Selbstbewußtsein zu stärken, nicht vorüber-

gehen lassen. Kaiser und Nation jubilieren gemeinsam!

Der Artikel in der Neuen Rundschau ist der Ausfluß einer bestimmten Parteimeinung, nämlich der demokratischen, antimonarchischen. Sein Schreiber hat an dem Jubelfest keinen Anteil.

Wer nach der Lektüre solcher Aufsätze wieder zu größeren und erfreulicheren Ausblicken gelangen will, blättere in den beiden der Armee und der Marine gewidmeten Bilderwerken: **„Deutschland in Waffen"** (ein Album in Querfolio mit zwanzig farbigen Bildtafeln und Begleittexten aktiver Militärs. Preis 5 Mark. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart) und **„Kaiser Wilhelm II. und die Marine", herausgegeben von Prof. Willy Stöwe** (Folioformat 258 Seiten. 10 doppelseitige Vollblätter, 120 Textillustrationen, Preis 5 Mark. Verlag August Scherl, G. m. b. H. Berlin). Die Freude an der ungeheuren und erfolgreichen Arbeit, die uns hier von der Nation mit dem Kaiser an der Spitze geleistet entgegentritt, sollte allen Pessimismus verjagen. Beide Werke sind wertvolle Geschenke für die reifere männliche Jugend.

Ähnlich erfreulich, wenn auch vollständig auf dem politischen Gebiete liegend, wirken zwei stattliche Bände: **Paul Meinhold, „Wilhelm II., 25 Jahre Kaiser und König"** (Berlin, Ernst Hofmann u. Co., Preis 4 M., Prachteinband 5 M.), und **Dr. Felix Rachfahl, Professor an der Universität Kiel „Kaiser und Reich 1888 bis 1913"** (Vossische Buchhandlung, Berlin 1913, Preis 4.50 M., gebunden 5.60 M.) Beide Bücher erheben den Anspruch, Zusammenstellungen des geschichtlichen Quellenmaterials zu sein; sie ergänzen sich in dieser Beziehung. Meinhold gibt nämlich die Politik des Reiches an der Hand der Reden des Kaisers wieder, vielfach im vollen Wortlaut, wogegen Rachfahl in kühnen Strichen Wesen und Werden der einzelnen politischen Phasen und dadurch das Wesen der ganzen Reichspolitik, sowie der Preußens zeichnet. Ich übe keine Kritik an den Büchern, weil ich darin nur blättern konnte und möchte daher nicht versichern, daß alles, was in ihnen enthalten ist, absolut richtig wäre. Beide Autoren haben aber einen guten Ruf als Historiker. Auf Rachfahls Arbeit wird die sachliche Kritik noch einzugehen haben. Ich glaube aber schon jetzt, wer sich einen klaren Überblick über die Politik der verflossenen Jahre verschaffen will, wird mit großem Nutzen zunächst das Werk von Felix Rachfahl studieren, sich das sachliche Material durch Meinhold ergänzen lassen, das die Persönlichkeit des Kaisers betreffende aber in der zu Anfang genannten Schrift des Bongschen Verlages suchen. G. Cl.

Die Summe der Kultur des Deutschen Reiches seit dem Kriege von 1871 zieht das vom Kaiser-Wilhelm-Dank im Verlag Kameradschaft, Berlin W. 35, herausgegebene Werk: **„Deutschland als Weltmacht."** Die in den letzten Jahren so oft und nachdrücklich geforderte „Erziehung zum Staatsbürger" hat in diesem Buch eine Grundlage erhalten, der andere Staaten schwerlich eine gleich gewichtige an die Seite stellen können. Auf 1050 Seiten Lexikonformat treten uns die Errungenschaften einer vierzigjährigen angespannten Friedensarbeit vor Augen, uns mit bewußtem Stolz erfüllend, daß wir Deutsche sind, und uns zeigend, was noch zu erreichen übrig ist, und wie wir um unsere Geltung und Stellung in der Welt weiter zu kämpfen haben. In neun Abteilungen, jede wieder in eine Reihe Unterabteilungen zerfallend, ist das große Gebiet der geleisteten nationalen, sozialen und kulturellen Arbeit eingeteilt, bearbeitet von sechzig bedeutenden Männern verschiedenster Parteien und Berufe, die vor Einseitigkeit bewahren und deren Namen als Autoritäten auf ihrem Gebiete gediegenen Überblick versprechen. Volk und Staat mit Geschichte, Sprache, Finanzen und Rechtspflege; die wirtschaftlichen Verhältnisse in Handel und Industrie, Land- und Forstwirtschaft, Bergbau, Städtebau und Börsenwesen; Vereine und Versicherungen; deutsche Literatur, Kunst, Musik, Wissenschaft und Technik; Bildungswesen und Konfessionen; Gesundheitsfürsorge und Wehrkraft; innere, auswärtige Politik und Kolonialwesen: alles findet seinen berufenen Beurteiler. Sachlich und schlicht ist die Darstellung, macht- und eindrucksvoll läßt es die Tatsachen sprechen und dürfte manchem Lobredner des Auslandes die Augen öffnen. Es wird den Glauben an

Deutschlands Zukunft und weltgeschichtliche Sendung vertiefen und zeigen, daß unser Vaterland der Opfer wert ist, die der einzelne dem Gemeinwohl zu bringen hat. Das Werk — mit 500 Abbildungen (Porträts, Landschaften, technische Betriebe, Maschinen usw.) — kostet in starkem Leinenband nur 4 Mark. Der so billig angesetzte Preis beweist, wie sehr der Verlag dankenswert bemüht ist, die weitesten Volkskreise als Käufer heranzuziehen. Im deutschen Haus wie in Lehrer-, Volks- und Gymnasialbibliotheken darf „Deutschlands Weltmacht" nicht fehlen.

Dr. S.

Nationale Politik

Die Tagung der Karpathendeutschen in Wien. Als der Rektor der Czernowitzer Universität, Dr. Raimund Kaindl, vor drei Jahren den Grundgedanken zu einer Einigung der „Karpathendeutschen", das heißt der Deutschen Ungarns, Slawoniens, Galiziens und der Bukowina, faßte, sah oder ahnte er, daß wir wieder in eine Phase der Geschichte gelangt sind, wo des deutschen Volkes Gegner nicht nur wie immer unsere Glieder zu lähmen trachten, sondern den Leib selbst einzuschnüren beginnen. Seit Jahrhunderten kämpften wir als Kulturpioniere und wurden von den Nationen, die wir kräftigten, denen wir die Städte bauten, Handwerk und Landwirtschaft lehrten, doch nur als Kulturdünger betrachtet, den die Ackerscholle ihres Volkstumes immer mehr unter sich begrub. Und bis vor kurzem erschien es uns als etwas Selbstverständliches, daß das große deutsche Volk diese Vorposten aussenden, sie sich vom Leibe lösen konnte, ohne sich zu schwächen, ohne Dank zu finden. In den letzten drei Jahren aber ist viel geschehen, was auf die Notwendigkeit des völkischen Erwachens all dieser Deutschen hinwies, was ein nationales Rüsten und Kräfteheranziehen des deutschen Volkes erforderte. Es war nun der Moment gekommen, wo die Karpathendeutschen den Rahmen einer Lokalvereinigung erweitern mußten, um die Deutschen Österreichs und Deutschlands auf ihre Existenz aufmerksam zu machen. Dies geschah durch die Tagung der Karpathendeutschen in Wien im soeben verflossenen Mai.

Es waren nicht bloß Festtage, welche diese Verbrüderung der Karpathendeutschen mit denen Österreichs krönten, es lag ein heiliger Ernst über dem Ganzen, denn alle fühlten, daß hier ein historisches Ereignis in die Erscheinung trat. Zum erstenmal fanden diese seit Jahrhunderten vom Mutterlande losgesprengten Schwaben des Banats, Galiziens und der Bukowina, zum Mutterstamme zurück, zum erstenmal wagten sie den großen Ruf vor der breiten Öffentlichkeit: „Wir bleiben immerdar Deutsche!" Und als ein weiteres bedeutsames Symptom kann es gelten, daß bei dieser Verbrüderung als Vertreter Deutschlands, namens des Vereines für das Deutschtum im Auslande, Professor Dr. Reihlen aus Stuttgart und der Obmann des Alldeutschen Verbandes, Dr. Büttner, anwesend waren. Daß überdies der Oberbürgermeister der Stadt Wien, Dr. Weiskirchner, besonders auch den Anschluß der Deutschen Ungarns an das völkische Streben aller Deutschen in dieser ernsten Zeit hervorhob, also offiziell auch der ungarischen Regierung gegenüber anerkannte, daß Ungarns Deutsche ein Recht auf ihre Volkszugehörigkeit haben, ist von ganz außergewöhnlicher Wichtigkeit.

An bedeutsamen Beschlüssen wurden gefaßt: die Gründung einer Parzellierungsbank, eines Bauernbundes und die Herausgabe einer Bauernzeitung. Denn in dem so kräftigen Bauernstande Ungarns ruht die Hauptstärke des völkischen Fortbestehens, den Bauernstand zu unterstützen muß man demgemäß vor allem bedacht sein. In dieser Beziehung dürfen wir auch die wirtschaftliche Unterstützung Deutschlands erhoffen, denn diese vor allem benötigt das Schwabentum Ungarns; dabei braucht Deutschland nicht zu fürchten, daß von ihm Opfer gefordert werden, nur seine Führerschaft streben wir an, wir brauchen deutsches Kapital nur als Grundstock unserer wirtschaftlichen Macht, für eine Betätigung auf kulturpolitischem Gebiete, auf dem wir, abgesehen von den Sachsen Siebenbürgens, bisher herzlich wenig geleistet haben.

Und nun das politische Ergebnis dieser Tagung, die über alle Erwartung gut ausgefallen ist. Es gipfelt in dem Ruf: „Hie Germannen! Hie Slawen!" Diese Verbrüde-

rung war kein Kampfruf wider andere Nationen, auch gegen die Magyaren nicht, mit denen ja die Deutschen Galiziens, der Bukowina und Slawoniens nichts zu tun haben; sie war ein Treuebündnis aller Deutschen wider jene Macht, die uns vom Norden und Süden einzuengen sucht, die auch die Magyaren vor allem zu fürchten haben. Ja, es war ein politischer Beschluß der Deutschen Ungarns über die Köpfe der ungarischen Regierung hinweg — aber zum Nutzen des Landes Ungarn. Die Zeitungsstimmen der ungarischen Blätter, die diese Tagung besprachen, ließen sehr deutlich erkennen, daß man diesem Geschehnis verblüfft gegenübersteht, daß man einstweilen nicht weiß, ob man darin ein gefährliches, oder ein zu begrüßendes Symptom erblicken soll; vor allem sieht man auf magyarischer Seite etwas Unerhörtes darin, daß im Wiener Rathause von den Deutschen Ungarns als von Vorposten, die das Recht auf freie Ausübung ihrer Kultur, ihrer Sprache fordern, gesprochen wurde, daß dort die „Wacht am Rhein" gesungen wurde — daß dort ein Beschluß gefaßt wurde, der Ungarn betrifft und für den doch nicht die Gutheißung der ungarischen Regierung eingeholt wurde.

Die ungarische Politik mag ihre persönlichsten Schlüsse aus jener Tagung zu Wien ziehen; sie wird sich doch eingestehen müssen, daß es die gemeinsame Not Österreichs und Ungarns ist, die jene Kundgebung auslöste und daß, wie der Abgeordnete Rudolf Brandsch sagte, die Deutschen Ungarns Vorposten sind, eine Wacht, die auch für die Magyaren das Bollwerk ist, hinter dem sie sich wider den Feind verschanzen können.

Otto Alscher in Orsova, Ungarn

Mehr Deutschtum in unseren Schutzgebieten. Der Ruf und die Mahnung nach ausgeprägterem und bewußterem Deutschtum auf mancherlei Gebieten sind bei uns Jahrhunderte alt. Sie fallen schon zurück in die Zeiten vor der Reformation und in Zeiten, die noch keinen politischen Niedergang Deutschlands darstellten. Es muß sich daher wohl um einen Erbfehler unseres Volkes handeln, der im Blute liegt und der nicht einfach nur mit den unglücklichen Ereignissen der einstigen staatlichen Zerrissenheit erklärt werden kann. Dafür ist er eben zu alt und zu tief. Wir treffen solchen Mangel am Festhalten und Hochhalten der eigenen Art auch vielfach nicht bei solchen Völkern, die überhaupt keine irgendwie wesentliche Staats- und Volksgeschichte haben. Es sei hierbei z. B. hingewiesen auf die Slowenen und Slowaken, die trotz aller geschichtlichen Unbedeutendheit ihr eigenes Volkstum bewußt hervorkehren und auszubreiten suchen. Der Deutsche ordnet sich aber leider häufig auch dort unter, wo er selbst der Bringer und Erhalter von Kultur und Sittigung war und ist. Wohl spielt hierbei auch manchmal eine edle Billigkeit und Gerechtigkeit eine Rolle, aber weit öfters doch eine völkische Schwäche.

Ähnliche Erscheinungen erleben wir nun auch in unseren überseeischen Schutzgebieten. Wenn wir diese uns als ein Neudeutschland denken und erhoffen, so fehlt doch noch so vieles hieran. Die deutsche Sprache hat dort durchaus nicht die ihr gebührende Stellung. In übermäßiger Weise verzichtet man auf ihre Herrscherstellung gegenüber den Eingeborenen. Man läßt hierbei auch oft dem Englischen den Vorrang und bemüht sich nicht ernstlich, wo dies etwa zunächst geboten war, diesen Zustand allmählich zu ändern. Man schafft auch ein besonderes Kauderwelsch, indem man die deutsche Sprache mit allen möglichen Brocken und Redensarten aus dem Englischen oder Holländischen oder der Sprache der Eingeborenen, sogar im eigenen Verkehre unter Deutschen, durchsetzt. Lebhafte Klagen sind in dieser Hinsicht z. B. über unser Südwestafrika erhoben worden, trotzdem wir gerade für dieses Land schon so viele deutsche Opfer gebracht haben. Da kann man eben leider nur von einem Mangel an Volks- und Rassenstolz sprechen.

Hier sei nun besonders einer ganz bestimmten betrüblichen Erscheinung in unseren Schutzgebieten gedacht. Es ist dies das Zurücktreten deutscher Orts- und Landesnamen in den Kolonien. Wohl sind solche vorhanden, aber in ganz ungenügendem Maße. Die Bezeichnungen aus der Eingeborenensprache haben bei weitem das Übergewicht. Das hätte eine Berechtigung, wenn es sich, wie etwa in Indien, Ägypten usw., um alte

bedeutsame, unter diesen Namen bekannte Stätten oder um einigermaßen hochstehende Völker handelte. Wo dies aber alles fehlt, wo alle Bedeutung und Kultur einzig und allein erst durch uns Deutsche gebracht ist, da ist es mehr denn Bescheidenheit, da ist es Ungerechtigkeit gegen uns selbst, wenn wir uns unterordnen und auf den deutschen Stempel verzichten. Es ist aber zugleich auch politische Unklugheit. Wir erschweren dadurch unsere Stellung und das innere Zusammenwachsen mit dem deutschen Mutterlande. Die große Mehrzahl der Kenner betont, daß der nun einmal tatsächlich vorhandene kulturelle Tiefstand der Eingeborenen in unseren Schutzgebieten für eine erfolgreiche Tätigkeit das Hervorkehren des Herrschertums durch uns, bei allem sonstigen menschlichen Wohlwollen, erfordert. Dem wird aber nicht entsprechend Rechnung getragen, wenn wir den Namen der Eingeborenen zu amtlicher Bedeutung verhelfen, wenn wir elende Weiler und Dörfer, die wir teilweise bis zu blühenden Städten oder zu Eisenbahnstationen erhoben haben, unter dem Namen des einstigen Nichts bestehen lassen. Soweit das Deutschtum schöpferisch aufgetreten ist, soll dies auch im äußeren Namensklang zum Ausdrucke kommen! Wir sollten auch ferner der Tatsache nicht vergessen, daß sich in der Kolonialgeschichte aller Völker teilweise mehr oder weniger erfolgreiche Bestrebungen der Kolonien, sich vom Mutterlande zu trennen, gezeigt haben. Sie werden dadurch erleichtert, wenn man darauf verzichtet, die überseeischen Besitzungen in der Sprache seiner Bewohner, in dem Klange und Anblick seiner Ortsbezeichnungen zu einem sichtbaren Bestandteile des Mutterlandes zu stempeln. Es liegt eine dauernde stille Mahnung des Zusammenhaltens und der Zusammengehörigkeit in solchen äußeren Dingen. Was in dieser Hinsicht bis jetzt gefehlt ist, kann noch nachgeholt werden. Nicht bloß bei Neugründungen; auch bestehende Namen bedeutenderer Orte und Landschaften können allmählich durch deutsche Bezeichnungen ersetzt werden, wobei gleichzeitig auch eine Gelegenheit gegeben ist, deutsche Männer zu ehren und im Gedächtnis festzuhalten, die für die Schutzgebiete gestrebt, gestritten und auch gelitten haben. Man kann für eine gewisse Übergangszeit den seitherigen Namen noch in Klammern neben dem neuen deutschen Namen mitführen. Was in unseren preußischen östlichen Provinzen möglich war und ist — es sei z. B. auf die Umwandlung des alten Namens Inowrazlaw in Hohensalza verwiesen — ist selbstverständlich und zwar noch viel leichter in unseren Schutzgebieten durchführbar. Vielleicht gibt der in Aussicht gestellte Besuch unseres Kronprinzen in den Kolonien den Anstoß zu einer solchen Tat, die wirklich eine gut deutsche, gerechte und nützliche sein würde. Hier gilt es, ein Stück völkischer Eigenart in Gebieten, die ein Neudeutschland sein sollen, zu schaffen und zu wahren!

Landgerichtsrat Otto von Pfister
in Darmstadt.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Erbschaftssteuer

Von Justizrat Bamberger in Aschersleben

Es ist nicht notwendig, Frauen und Kinder zur Erbschaftssteuer heranzuziehen, um den Ertrag der Steuer bedeutend zu erhöhen. Auch wenn man diese nächsten Angehörigen mit der Auflage verschont, lassen sich beträchtliche Mehreinnahmen erzielen. Nach geltendem Recht sind alle Verwandten, außer dem überlebenden Ehegatten und den Kindern, und ebenso fremde Personen, denen Erbschaften zufallen, steuerpflichtig. Die Steuer beginnt mit 4 Prozent und endet mit 25 Prozent. Jährlich kommen auf diese Weise rund 50 Millionen Mark auf, für das Jahr 1911 ergaben sich 52 794 646 Mark, ein Betrag, der recht gering erscheint, wenn man bedenkt, daß im ganzen 5700 Millionen Mark jährlich in Deutschland vererbt werden. Ich habe schon früher, in den Preußischen Jahrbüchern von 1909 Seite 289 ff., vorgeschlagen, die in Geltung stehenden Sätze zu verdoppeln, um dadurch den Ertrag auf das Doppelte zu bringen, von 50 Millionen auf 100 Millionen Mark. Die Steuer würde dann mit 8 Prozent einsetzen und bis 50 Prozent steigen. Man kann aber die geltende Abstufung überhaupt aufgeben. Es handelt sich außer den Eltern und Großeltern des Erblassers um Seitenverwandte und um fremde Personen, die als Erben auftreten. Teilt man diese sämtlichen steuerpflichtigen Erben in zwei Gruppen, deren eine die Verwandten in aufsteigender Linie, die Geschwister und deren Kinder umfaßt, während die übrigen Seitenverwandten und die fremden Personen die andere Gruppe bilden, so möchte ich empfehlen, daß die Erben der ersten Gruppe den achten Teil der Erbschaft, also $12^1/_2$ Prozent und im Höchstfalle, bei mehr als einer Million, den vierten Teil der Erbschaft, also 25 Prozent

als Steuer an die Gesamtheit abgeben, daß dagegen die Mitglieder der anderen Gruppe, nämlich die weiteren Seitenverwandten und die Fremden, den vierten Teil der Erbschaft mit 25 Prozent und im Höchstfalle, bei mehr als einer Million, die Hälfte der Erbschaft mit 50 Prozent als Steuer erlegen. Auf dieser Grundlage läßt sich folgende Stufenleiter aufstellen:

	M.	M. bis	M. bis	M. bis	M. bis	M. über
	100 bis 5000	50 000	100 000	500 000	1 Mill.	1 Mill.
A. Verwandte in aufsteig. Linie, Geschwister und deren Kinder	$12\frac{1}{2}$ %	15 %	$17\frac{1}{2}$ %	20 %	$22\frac{1}{2}$ %	25
B. Weitere Seitenverwandte und Fremde	25 %	30 %	35 %	40 %	45 %	50

Werden die Steuersätze soweit erhöht, so wird sich der Ertrag nahezu verdreifachen, also um nahezu 100 Millionen erhöhen. Es fragt sich, ob eine solche Erhöhung den Erben gegenüber zulässig erscheint. Die Frage ist meines Erachtens zu bejahen. Eine gewisse Willkür ist bei der Aufstellung von Zahlen nicht zu vermeiden. Auch die geltenden Anfangssätze von 4 Prozent sind willkürlich, wie ohne weiteres erhellt. Der Gesetzgeber hat nicht etwa angenommen, man trete den Geschwistern und Neffen und Nichten zu nahe, wenn man ihnen zumute, mehr als 4 Prozent von ihren Erbschaften an die Staatskasse abzugeben, sondern nach der Begründung des Erbschaftssteuergesetzes vom 3. Juni 1906 Seite 20 war die Erwägung bestimmend, daß kein höherer Satz erforderlich war, um den damals fehlenden Betrag im Reichshaushalt zu decken. Die Zahl 4 ist also nicht als eine auf einer Naturnotwendigkeit beruhende, unabänderliche Größe anzusehen, sondern sie erklärt sich einfach rechnerisch aus dem verhältnismäßig geringen Geldbedürfnis des Jahres 1906. Bei den hier vorgeschlagenen Sätzen ist berücksichtigt, daß sie nicht etwa die nahen Angehörigen des Erblassers treffen. Vielmehr handelt es sich vorzugsweise um solche Erbfälle, die dem natürlichen Gang der Dinge zuwiderlaufen, die nur eintreten, weil der Erblasser unverheiratet und kinderlos verstorben ist. Italien hat durch Gesetz vom 23. Juni 1902 für Geschwister und ihre Kinder Anfangssätze von 7 und $8\frac{1}{2}$ Prozent eingeführt, Frankreich durch Gesetz vom 8. April 1910 Anfangssätze von 10 und 12 Prozent. Darüber geht man nicht wesentlich hinaus, wenn man nach obigem Vorschlag einen Satz von $12\frac{1}{2}$ Prozent zugrunde legt, der sich stufenweise bis zu 25 Prozent steigert, wenn der Wert der Erbschaft mehr als eine Million beträgt. Kommen entferntere Seitenverwandte oder fremde Personen in Betracht, so ist es nicht unbillig, ihnen 25 Prozent aufsteigend bis zu 50 Prozent aufzuerlegen, falls es sich um mehr als eine Million handelt. Auch dann lohnt es noch der Mühe, solche Erbschaft anzutreten. Dem Erben selbst wird ja wohl jede Steuer, die er zahlen soll, überflüssig vorkommen. Vom Standpunkt der Gerechtigkeit aber kann die natürliche

Selbstsucht des Erben nicht den Ausschlag geben. Man kann dabei kaum von Härte sprechen. Jede Rücksicht, die man auf den einzelnen begünstigten Erben nimmt, führt vielmehr zur Härte und Rücksichtslosigkeit gegen die Gesamtheit und die Millionen von Bedürftigen, die überhaupt nichts erben! Zu ihrem Besten insbesondere erscheint auch eine hohe Abgabe vom unverdienten Gewinn wohl gerechtfertigt. Das Erben bleibt auch dann noch eine ganz einträgliche und jedenfalls nicht aufreibende Tätigkeit. Es ist recht und billig, wenn die große Masse, die sich in harter Arbeit für des Lebens Notdurft müht, wenigstens bis zu einem gewissen Grade an den Erbschaften teilnimmt, die als müheloser Gewinn, als Geschenk des Zufalls, wenigen in den Schoß fallen. Ohnehin kann das Vermögen, das der einzelne hinterläßt, nicht lediglich als das Erzeugnis seiner eigenen Tätigkeit betrachtet werden. Was wir erwerben, verdanken wir mit der wirtschaftlichen Tätigkeit der ganzen Bevölkerung und dem Schutze des Reiches. Auch auf dem Gebiete des Erbrechts muß deswegen der hohe Gemeinschaftsgedanke in stärkerem Maße Beachtung finden, als es bisher der Fall gewesen ist. Wie sich diese Aufgabe im einzelnen durchführen läßt, welche Maßregeln notwendig sind, um das steuerpflichtige Vermögen voll zu erfassen, Hinterziehungen zu hindern — mögen sie beim beweglichen oder unbeweglichen Vermögen vorkommen — um das schleppende, unzweckmäßige Einziehungsverfahren durch ein schleuniges, sachgemäßes zu ersetzen und so den Ertrag der Erbschaftssteuer noch zu erhöhen, — das mag einer weiteren Betrachtung vorbehalten bleiben. Hier sollte zunächst ein Weg gezeigt werden, auf dem ohne Besteuerung von Kindern und Witwen und ohne neue Heranziehung des allmählich doch genügend belasteten Steuerzahlers bedeutende Mehreinnahmen erzielt werden können.

Führung und Verpflegung der Millionenheere

Von Major a. D. Max von Schreibershofen in Berlin

Die Zahl der Soldaten, die bei einem Kriege gegeneinander geführt werden sollen, hat die Millionengrenze längst überschritten, und doch zeigt sich noch kein Nachlassen in der Vergrößerung der Heere; im Gegenteil, alle Staaten sind eifrig bemüht, ihre Wehrkräfte weiter auszubauen und alle irgendwie verfügbaren Kräfte heranzuziehen. Dies hat bei den Staaten, die noch über einen Überschuß an Mannschaften verfügen, wie bei Deutschland, Österreich, Rußland, zu wiederholter Erhöhung der jährlich einzustellenden Rekrutenzahl geführt, bei Frankreich aber, dem Staate, der die vorhandenen Kräfte bereits voll ausgenutzt hat, zu einer Verlängerung der Dienstzeit, sowie zur Heranziehung farbiger Truppen.

Zweck dieser stetigen Vergrößerung ist, die Überlegenheit der Zahl zu erreichen, die, wie auch 1870, tüchtigen Führern den Erfolg gewährleistet. Das Heer so stark wie möglich zu machen, ist demnach eine Pflicht der Heeresverwaltung, die dem Selbsterhaltungstrieb des Volkes Rechnung trägt.

Bei der steten Vermehrung des Kriegsheeres muß die Frage entstehen, ob man solche Massen im Zukunftskriege überhaupt noch einheitlich führen und leiten kann, und ob nicht die Schwierigkeit der Führung schließlich zu einer Begrenzung der Heere führen muß. Denn zweifellos wird die Führung schwieriger, je stärker die Heere selbst und damit auch die Räume weiter werden, die sie bei der Versammlung, beim Marsch und im Gefecht einnehmen. Napoleon ist zum größten Teile schließlich daran gescheitert, daß er die durch die Entfernungen bedingten Schwierigkeiten nicht richtig erkannte und daß ihm, als er sich ihrer bewußt wurde, die Mittel fehlten, ihnen zu begegnen. Seine ganze Kriegführung war auf kleinen Heeren aufgebaut, die er noch unmittelbar selbst zu leiten vermochte, die leicht zu verpflegen und schnell zu bewegen waren. Mit ihnen hat er jene großen Erfolge erzielt, durch die er zu einem der größten und bedeutendsten Heerführer aller Zeiten geworden ist. Als aber seine Heere so groß geworden waren, daß seine persönliche Einwirkung und unmittelbare Führung nicht mehr durchdrang, da blieben die Erfolge aus und schließlich unterlag er seinen zahlreichen Gegnern.

* * *

Hat nun in einem Zukunftskriege die oberste deutsche Heeresleitung die Mittel, um die Schwierigkeiten der Führung überwinden zu können?

Die allgemeine politische Lage und die Gestaltung des Kriegsschauplatzes in Mitteleuropa führen schon von selbst zu einer gewissen Gliederung und örtlichen Trennung. So werden wir voraussichtlich gezwungen werden, unser Feldheer in zwei Gruppen zu zerlegen, von denen die eine im Westen, die andere im Osten Verwendung findet. Und sollte außerdem eine feindliche Landung an einer unserer Küsten drohen oder zu erwarten sein, so würde sogar die Aufstellung einer dritten Gruppe an der gefährdeten Küste erforderlich sein. Aber auch auf jedem der Kriegsschauplätze kann infolge örtlicher Verhältnisse oder wegen verschiedener Operationsrichtungen und Operationsziele eine Gliederung des ganzen Heeres in verschiedene Gruppen erforderlich werden, wie es der Krieg 1870/71 zeigte.

Wie wird nun die einheitliche Führung dieser getrennten Gruppen, wie die Führung der einzelnen Armeen gewährleistet?

Die moderne Technik gibt zunächst die Mittel an die Hand, die großen Räume zu überbrücken, und dem Führerwillen bis in die entferntesten Teile Ausdruck zu geben und ihn den unterstellten Truppen zu übermitteln. Diese Mittel fehlten Napoleon. Ihm standen nur Adjutanten und Meldereiter zur Verfügung. Diese genügten nicht, als mit der Zahl der Truppen die Entfernungen wuchsen, auf denen sie operierten. Man denke sich, wie ganz anders Napoleon hätte handeln können, wenn er 1813 durch den Telegraph mit dem Vizekönig Eugen Beauharnais verbunden gewesen wäre und er dessen Bewegungen von Paris aus hätte beeinflussen können, wenn er während des Herbstfeldzugs täglich hätte Befehle an Ney schicken können. Die modernen technischen Verbindungs- und Nachrichtenmittel können allerdings gelegentlich versagen. Doch mit solchen Zufällen muß im Kriege immer gerechnet werden. Auch ein Adjutant, der mit wichtigen Befehlen entsendet wird, kann stürzen und liegen bleiben. Man wird sich also nicht mit einem solchen Verbindungsmittel begnügen dürfen, sondern wird möglichst mehrere gleichzeitig verwenden. Die Verbindungsmittel müssen aber auch schnell betriebsfähig sein können. Wenn das Armeeoberkommando nachmittags in seinem neuen Unterkunftsorte ankommt, muß es sofort mit den einzelnen Generalkommandos und mit der vorgeschickten Kavallerie verbunden sein, um die Meldungen über den Feind zu erhalten und rechtzeitig die für den nächsten Tag notwendigen Befehle ausgeben zu können. Würde die telegraphische Leitung erst im Laufe der Nacht fertig werden, so würde dies in den meisten Fällen zu spät sein. Um dies zu erreichen, müssen die einzelnen Stellen reichlich mit Personal und Material ausgerüstet sein, und ersteres muß zahlreich und für seine Aufgabe besonders gut ausgebildet sein. Es muß in dieser Hinsicht ein gewisser Überschuß herrschen. Eine übertriebene Sparsamkeit könnte die schwerwiegendsten Nachteile mit sich bringen. So ist es sehr richtig, daß die letzten Heeresvorlagen und auch die neue eine bedeutende Vermehrung der Verkehrstruppen gebracht haben. Auf diesem Gebiete kann nicht leicht zu viel

geschehen. Besonders wichtig ist die Ausnutzung der drahtlosen Telegraphie, d. h. die Ausrüstung der Stäbe mit fahrbaren Stationen, weil mit ihrer Hilfe auch diejenigen Stellen schnell in Verbindung miteinander treten können, zwischen denen wegen der großen Entfernung oder wegen der Bedrohung durch die Gegner oder durch die feindlich gesinnten Landeseinwohner das Legen von Draht entweder gar nicht, oder nur nach einem längeren Zeitraum möglich ist.

Genügte früher eine schnelle Verbindung zwischen den einzelnen Kommandostellen wenigstens im Zustande der Ruhe, so muß man jetzt wegen der Vergrößerung der Entfernungen eine derartige Verbindung auch während des Marsches und auf dem Gefechtsfelde verlangen. Auch diese hat sich ermöglichen lassen. Die eine der bei den Stäben befindlichen Funkenstationen bleibt auch nach dem Abrücken der Truppen in Tätigkeit, empfängt und befördert Meldungen und Befehle, die dann durch Personenselbstfahrer und Motorräder den Truppen und Stäben schnell nachgesandt werden. Sie wird erst dann abgebaut, wenn die andere an die Spitze vorgezogene Station eingerichtet ist und ihren Betrieb aufgenommen hat. Auf dem Gefechtsfelde aber findet der Fernsprecher Verwendung, mit dem die Generalkommandos und Divisionsstäbe ausgerüstet sind. Die Feldfernsprechabteilungen marschieren ganz vorn bei der Vorhut. Sowie ein Gefecht begonnen hat und sich sein Verlauf einigermaßen übersehen läßt, verbinden die Abteilungen die Stäbe miteinander. Bei geschickter Anordnung und Mitbenutzung des Materials der Telegraphentruppen ist es auch möglich, eine Verbindung der nebeneinander kämpfenden Korps und der Flügel-Divisionen fremder Korps herzustellen. Im Zustande der Ruhe dient der Telegraph zur Verbindung der einzelnen Unterkunftsorte oder Biwakplätze, der Vorposten usw.

Die richtige und zweckmäßige Ausnutzung dieser verschiedenen technischen Nachrichten- und Verbindungsmittel verlangt, daß die Anordnungen zu ihrer Verwendung von einer Stelle und von einer fachtechnisch ausgebildeten und erfahrenen Persönlichkeit ausgehen. Muß doch in jedem einzelnen Falle genau erwogen werden, welches Verbindungsmittel vorzugsweise zur Anwendung kommen soll, an welchen Orten die einzelnen Stationen zu errichten sind, wann der Betrieb zu eröffnen und wie lange er aufrechtzuerhalten ist. Deshalb werden neuerdings allen höheren Stäben besondere Verkehrsoffiziere beigegeben, die die Befehle für die Verwendung der technischen Nachrichtenmittel vorzubereiten und auszuarbeiten haben. Wenn man so die große Vermehrung der Verkehrstruppen betrachtet, die in unserer Armee in den letzten Jahren erfolgt ist und die auch noch fortgesetzt wird, die reichliche Beschaffung und Bereitstellung des besten und neuesten Materials, das unsere Technik liefert, die zahlreichen Friedensübungen, die abgehalten werden — so wird man die Überzeugung gewinnen dürfen, daß in technischer Hinsicht alles geschieht, um die militärischen Nachrichten- und Verbindungsmittel auszugestalten. Es wird hierdurch möglich, die großen Räume schnell zu überbrücken, welche die Millionenheere des Zukunftskrieges einnehmen werden.

* * *

Dies ist jedoch nur die eine Seite der Frage, die rein technische. Die andere betrifft die Führung selbst. Napoleon behielt die Führung der einzelnen, ihm direkt unterstellten Truppeneinheiten möglichst lange in seiner Hand, damit sie genau nach seinen Absichten und Plänen handelten, und beschränkte dadurch die Selbständigkeit seiner Generale. Er schloß dadurch in gewissen Grenzen allerdings die Zufälligkeiten aus, die durch seiner Führerabsicht entgegenstehenden Maßnahmen der Unterführer verursacht werden konnten. Aber er erzog auf diese Weise keine eigentlichen Führer. Seine Generale waren nur gewohnt, unmittelbar auf seine Befehle hin zu handeln. Wo sie selbständig auftreten sollten, haben sie in der Regel versagt. Ein solches Verfahren ließ sich nur bei räumlich beschränkten Verhältnissen durchführen. Als diese durch das Anwachsen der Heere größer wurden, mußten die Unterführer notwendigerweise eine größere Freiheit und Selbständigkeit erhalten, für die sie nicht ausgebildet und erzogen waren. Diese mußte sogar in vielen Fällen noch größer sein als jetzt, weil die Nachrichtenmittel fehlten, über die wir jetzt verfügen. Das Versagen der französischen Generale beruhte auf einen Fehler der Ausbildung. Es ist das große Verdienst von Moltke, dies richtig erkannt und die gewonnene Kenntnis für Preußen-Deutschland nutzbar gemacht zu haben.

Sein Bestreben war in erster Linie auf die Heranbildung selbständig denkender und handelnder Führer gerichtet, denen er in der Führung große Freiheit ließ. Er gab keine detaillierten Befehle Tag für Tag, sondern Direktiven für einen größeren Zeitraum, die nur die allgemeine Aufgabe für den betreffenden Heeresteil enthielten, die Art und Weise der Ausführung im übrigen dem Führer überließen. Schließt auch die große Freiheit und Selbständigkeit der Armeeführer gewisse Gefahren in sich — wir denken an Steinmetz —, so hielt sie Moltke aber schließlich für geringer als die Nachteile, die aus Unselbständigkeit und aus Mangel an Initiative hervorgehen. Das Mittel, um die Selbständigkeit der Unterführer in richtige Bahnen zu lenken, liegt in ihrer richtigen Auswahl und Erziehung. Es ist notwendig, daß in der ganzen Armee, namentlich aber unter den höheren Führern gleichartige Ansichten herrschen über das Wesen des Krieges, über die Führung und über die Mittel, eine gestellte Aufgabe zu erfüllen. Das ist die beste Gewähr, daß die Unterführer stets nur im Sinne der höheren Führung handeln. Dies zu erreichen, ist die Aufgabe des Generalstabes. So ist es wünschenswert — wie es auch geschieht —, daß die höheren Führer alle durch den Generalstab gegangen sind und daß dem Chef des Generalstabes bei Besetzung der höheren Führerstellen auch schon im Frieden eine entscheidende Stimme eingeräumt wird.

Es ist ferner notwendig, daß unsere ganze Ausbildung auf die Verhältnisse des „Großen Krieges" zugeschnitten wird und daß beizeiten jeder an seiner Stelle die Erfordernisse und Schwierigkeiten — wenigstens theoretisch — kennen lernt, die der Zukunftskrieg bietet. Deshalb muß sich schon der junge Offizier mit den Fragen der größeren Kriegführung befassen und sich in dieser Hinsicht

auf spätere höhere Stellungen vorbereiten. Dann verliert das Wort „Strategie“ seinen beängstigenden Klang und strategische Erwägungen und Rücksichten erhalten dieselbe Berechtigung wie die taktischen. Ohne diese wird man das Wesen der modernen Kriegführung nicht verstehen. Mit Recht sagt der General der Infanterie Freiherr von Falkenhausen: „Die Notwendigkeit ernster und gründlicher Gedankenrichtung auf den zu erwartenden Verlauf von bevorstehenden Kriegshandlungen beschränkt sich nicht auf die verhältnismäßig geringe Zahl der bei den obersten Heeresbehörden mitwirkenden Offiziere, auch nicht auf die höheren Führer und den Generalstab, die zu umfassender Tätigkeit oder Mitwirkung bei der Verwendung größerer Truppenkörper berufen sind. Die jetzige Zeit verlangt von jedem Offizier, der an seinem Platze erfolgreich wirken will, daß er einen klaren und geschulten Einblick gewinnt in den Betrieb des verwickelten Mechanismus, den die Massenheere der Jetztzeit darstellen. Wie in jeder Wissenschaft und jeder Lebenshandlung ist ein Überblick über das Ganze notwendig für Kenntnis und Leistung im einzelnen.“

Neben diesem theoretischen Studium müssen aber auch die Friedensübungen selbst sich den Verhältnissen des „Großen Krieges“ anpassen, soweit dies im Frieden überhaupt möglich ist. Nur bei solchen Übungen gewinnen die höheren Führer die notwendige Übung und lernen die Reibungen des Ernstfalles kennen. Deshalb werden die Kaisermanöver dem Ernstfalle entsprechend im großen Rahmen angelegt und durchgeführt. Häufig werden besondere Armeestäbe aufgestellt, Kolonnen und Trains werden in kriegsgemäßer Weise gebildet. Die Zahl der jährlich übenden Kavalleriedivisionen ist vermehrt, ein Teil der Übungen ist von den Truppenübungsplätzen weg in das Gelände verlegt worden. Größere Aufklärungsübungen finden statt. Einzelne Armeekorps halten Manöver gegen markierten Feind unter Leitung der Armeeinspekteure ab. Pionier- und Festungskriegsübungen finden statt. Man sieht also überall das Bestreben, den Verhältnissen des „Großen Krieges“ Rechnung zu tragen und die Ausbildung kriegsgemäß zu gestalten. Verheißungsvolle Ansätze sind vorhanden. Es ist aber notwendig, daß sie noch weiter ausgebildet werden und daß namentlich die höheren Führer noch mehr wie bisher Gelegenheit haben, ihre Verbände in großem Rahmen zu führen. Wenn das Geld bewilligt würde, daß auch die anderen Korps jährlich solche Herbstübungen großen Stiles ausführen könnten, so brächte das deutsche Volk ein nationales Opfer, das in der Zukunft Zinsen bringen wird.

* * *

Von wesentlichem Einfluß auf die Führung wird ferner der Platz des Führers sein, den dieser während der Operationen wählt. Die technischen Verbindungsmittel werden in großen Verhältnissen den Aufenthaltsort des Führers bestimmen, der nicht dort liegt, wo eine weite Aussicht und Umblick ist, sondern wohin sich gute und schnelle Verbindung herstellen läßt. Der Führer muß

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

daher den einmal gewählten Platz auch möglichst lange beibehalten und darf ihn nur unter zwingenden Verhältnissen verlassen oder wechseln. Die Zukunftsschlacht wird uns den höheren Führer hinter der Front zeigen, an einem Punkte, von dem aus die Telegraphen und Telephone nach allen Richtungen hin laufen. Es geht dadurch allerdings ein Teil der persönlichen Einwirkung auf die Truppen verloren, es fehlt die unmittelbare Anschauung. Dies sind gewiß Nachteile. Es ist aber zu bedenken, daß bei der häufig großen Ausdehnung der Fronten der Armeeführer doch immer nur einen kleinen Teil des Gefechtsraumes überblicken kann und daß es unmöglich ist, alles selbst zu sehen und zu beobachten. Man muß sich eben damit abfinden, daß der Führer im allgemeinen auf seine Karte und die einlaufenden Meldungen angewiesen ist. Es ist auch wichtiger, daß er hinter der Front in Ruhe und von den Aufregungen des Gefechtes selbst geschützt, die Lage beurteilt und seine Entschlüsse faßt. Diese Art der Führung wird noch vielfach bestritten und nicht als zweckmäßig bezeichnet, sie dürfte aber doch diejenige sein, die beim Zukunftskriege in die Erscheinung tritt. Sie hat außerdem noch den Vorteil, daß sie die Kräfte schont. Der Führer muß frisch sein, wenn er die wichtigsten Entschlüsse fassen soll. Dieses Moment ist um so wichtiger, als es sich bei den höheren Führern in der Regel um Persönlichkeiten handelt, die sich schon in einem vorgeschritteneren Lebensalter befinden, bei denen also die notwendige Ruhe und Schonung eine große Rolle spielen. Diese kann mit Hilfe des Automobils jetzt in einer ganz anderen Weise gewährt werden, als es früher der Fall war.

Auch durch eine Änderung der Befehlstechnik ist man bestrebt gewesen, die Führung der Massenheere zu erleichtern. Früher fand in den Abendstunden bei den höheren Kommandostellen regelmäßig ein Befehlsempfang statt, zu dem die Generalstabsoffiziere oder Adjutanten erscheinen mußten. Dieser durfte nicht zu spät abgehalten werden, damit die Befehle rechtzeitig auch noch bei den untersten Truppen ankamen. Die Führung war deshalb häufig nicht in der Lage, auf die letzten Meldungen zu warten. Oftmals mußten Anordnungen getroffen werden, ehe eine Klärung der Lage eingetreten war. Unter Umständen konnte man sich nur dadurch helfen, daß man die Truppen für den nächsten Morgen einfach zu einer frühen Morgenstunde auf einen gemeinsamen Sammelplatz bestellte, und dann erst die Befehle ausgab. Jetzt, wo die einzelnen Stäbe durch Fernsprecher und Telegraph mit einander verbunden sind, ist man von der Abhaltung der großen Befehlsempfänge ganz abgekommen. Sowie sich die Lage einigermaßen übersehen läßt, wird den Truppen kurz die Zeit des Antretens und die Art der Versammlung für den nächsten Tag mitgeteilt. Dies genügt, damit die unteren Dienststellen die notwendigsten Befehle geben können und die Truppe selbst zur Ruhe kommt. Die längeren ausführlichen Befehle mit ihren vielen Einzelheiten werden erst gegeben, wenn nach dem Eingang der letzten Meldungen sich die Lage klar

übersehen läßt und wenn auch die letzten Befehle der höheren Instanzen eingetroffen sind.

Auch wenn plötzlich Änderungen der ursprünglichen Absichten eintreten sollten und eine Abänderung der früher erlassenen Befehle sich als notwendig herausstellen sollte, so ist dies jetzt viel leichter auszuführen. In dieser Hinsicht ist die Führung also beweglicher geworden. Die Einführung besonderer Bureauwagen, die Mitführung des Unterpersonals auf Motoromnibussen ermöglicht die Abwicklung des regelmäßigen Geschäftsbetriebes unmittelbar nach dem Eintreffen im Unterkunftsorte. Ja auch für den Fall, daß die Stäbe auf freiem Felde in Tätigkeit treten sollten, ist durch Einrichtung der Wagen, Mitführung von Zelten usw. Vorsorge getroffen. Nicht gering ist ferner der Vorteil einzuschätzen, den die Führung durch die reichliche Ausstattung aller Stäbe und Truppen mit Kartenmaterial erhalten hat. In Napoleonischer Zeit machte sich der Mangel an guten und zuverlässigen Karten in empfindlichster Weise fühlbar. Wenn man die Berichte hoher Offiziere jener Zeit liest, so frägt man sich oft verwundert, wie es denn möglich gewesen sei, ohne jede Karte Krieg zu führen. Es kommt ferner noch hinzu, daß man jetzt über den Gegner, seine Armee, die vorhandenen Festungen, die Beschaffenheit des Landes, seine Ressourcen, die Wegeverhältnisse viel besser unterrichtet ist wie früher. Man wird bei einem Kriege schwerlich durch irgendeine bedeutende Tatsache überrascht werden. Etwaige Schwierigkeiten sind bekannt, so daß man beizeiten die entsprechenden Gegenmaßregeln treffen konnte.

Von der Verwendung der lenkbaren Luftschiffe und Flugfahrzeuge verspricht man sich viel für die Aufklärung. Ob mit Recht soll hier nicht untersucht werden. Sollten aber tatsächlich diese neuen Mittel die Aufklärung weitreichender und zuverlässiger gestalten, als es bisher der Fall war, wo der Führer lediglich auf die Meldungen seiner Kavallerie und gelegentliche Agenten- und Spionennachrichten, auf die Mitteilungen der Einwohner und die Angaben der Presse angewiesen war, so wird dies doch keinen wesentlichen Unterschied in der großen Kriegführung herbeiführen. Ein einzelnes Armeekorps, ja auch noch eine Armee, die selbständig ohne Anlehnung an andere Verbände operiert, kann auf Grund der noch in später Abendstunde eingelaufenen Nachrichten ihre Front verschieben, die Marschziele ändern, eine andere Gruppierung der Kräfte herbeiführen. In größeren Verhältnissen ist dies nicht mehr in diesem Maße möglich. Alle Bewegungen müssen dann aus einer größeren Tiefe und auf weitere Entfernungen angesetzt sein. Der Plan, nach dem die Truppen verwendet werden sollen, muß seit längerer Zeit gefaßt sein und kann nicht von den täglich einlaufenden Meldungen mehr abhängig sein, sonst kommt die Ausführung zu spät. Wer sich von den Meldungen über den Feind abhängig macht, mit seinen Entschlüssen auf deren Eintreffen wartet, wird in der Regel zu spät kommen. Er überläßt dem Gegner die Vorhand, macht sich von ihm abhängig und gerät schon dadurch in Nachteil. Sind außer-

dem große Heeresmassen erst einmal auf Grund einer bestimmten Lage, eines gegebenen Auftrages in Bewegung gesetzt, so wird man in der Regel auch an dem einmal gefaßten Plane festhalten müssen, es sei denn, daß sich im Laufe der Operationen herausstellt, daß er auf falschen Voraussetzungen beruhte und gänzlich abgeändert werden muß. Als 1870/71 die Maas- und III. Armee auf Paris marschierten und die Nachricht vom Marsche Mac Mahons auf Metz erhielt, mußte allerdings der ganze Vormarsch abgeändert werden. Daran hätte sich im allgemeinen nichts geändert, wenn die Meldungen über den französischen Vormarsch früher und sicherer durch Luftfahrzeuge gemeldet worden wären, als es durch die Meldungen der Kavallerie und die Nachrichten der Presse erfolgte. So ist nicht anzunehmen, daß eine verbesserte Aufklärung für die höhere Führung von wesentlichem Einfluß sein wird.

* * *

Von jeher ist die Führung bestrebt gewesen, sich auch auf den Gang eines schon entstandenen Kampfes einen gewissen Einfluß zu wahren. Sie kann dies nur durch das Ausscheiden und spätere Einsetzen von Reserven. Es fragt sich, ob dies auch in Zukunft möglich sein wird. Glaubt man an die Möglichkeit, große Truppenmassen noch im letzten Moment verschieben und diese rechtzeitig nach der gefährdeten Stelle bringen zu können, um einem feindlichen Flankenstoß zu begegnen oder damit selbst den im Laufe des Kampfes als schwach erkannten Teil des Gegners angreifen zu können, so haben die Reserven auch in großen Verhältnissen noch ihre Berechtigung. Diese Verbindungen sind aber in der rangierten Schlacht der Millionenheere nach unseren Anschauungen nicht mehr vorhanden. Vergegenwärtigt man sich die Ausdehnung der zukünftigen Schlachtfronten, wenn mehrere Armeen nebeneinander kämpfen, so müßten die zurückgehaltenen Reserven, wenn sie von der Mitte nach dem Flügel entsendet werden, oftmals zwei bis drei Tagemärsche zurücklegen, ehe sie eingesetzt werden können. Dann würden sie aber in der Regel zu spät kommen. Werden sie früher eingesetzt, so läuft man Gefahr, sie in eine falsche Richtung zu entsenden. Hin- und Hermärsche würden dann die unausbleibliche Folge sein. Vom Standpunkt der obersten Heeresleitung erscheinen deshalb Reserven entbehrlich. Etwas anderes ist es bei den unteren Verbänden, diese müssen sich taktische Reserven ausscheiden. Bei den kleineren Raumverhältnissen wird es auch da immer möglich sein, sie rechtzeitig nach den Punkten zu bringen, wo der Führer mit ihnen die Entscheidung bringen will.

Auf diesem Gebiete findet sich ein grundsätzlicher Unterschied in der deutschen und französischen Auffassung über die Führung im Zukunftskriege. Die Franzosen halten es für möglich, zurückgehaltene Kräfte auch in den größten Verhältnissen noch rechtzeitig vorschieben und einsetzen zu können. Sie huldigen auch jetzt noch dem alten napoleonischen Grundsatz, erst zu sehen und zu erkunden, den Gegner möglichst zur Entwicklung zu bringen und dann erst

ihre Kräfte auf Grund der dadurch gewonnenen Einsicht in die Verhältnisse des Feindes einzusetzen. Darauf beruht auch ihr Aufmarsch und die Gliederung ihres Heeres. Wir halten dies, wie schon gesagt, nicht für möglich und bezweifeln, daß solche künstliche Manöver zu einem Erfolge führen können.

* * *

Wesentlich werden die Massenheere auf die Anordnung der Märsche einwirken. Früher galt es als Grundsatz, jeder Division eine besondere Marschstraße zuzuweisen. Dies erwies sich aber bald als unmöglich. Und jetzt kann man nicht einmal jedem Armeekorps eine solche überlassen. Man muß sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß namentlich im Anfange eines Krieges, wenn der Vormarsch von enger Versammlung aus angetreten wird, zwei oder gar drei Armeekorps hintereinander marschieren werden. Eine einfache Berechnung und Betrachtung der Karte ergibt diese Notwendigkeit. Rechnet man fünfundzwanzig aktive Armeekorps und — ganz willkürlich — etwa dreizehn Reservekorps, so würden etwa dreißig Korps für die Westgrenze verfügbar bleiben, wenn man acht Korps für den Schutz der Ostgrenze ausreichend halten würde. Es ist aber unmöglich, z. B. zwischen dem Nordfuß der Vogesen und Luxemburg dreißig große durchgehende Straßenzüge zu finden, die aus Deutschland nach Frankreich führen, auf denen ein Korps mit seinen Trains und Kolonnen marschieren könnte. Der Mangel an Straßen zwingt also dazu, mehrere Korps hintereinander zu setzen, trotz der schweren Bedenken, die eine derartige Maßnahme hat. Man berücksichtige, daß die fechtenden Truppen eines Korps, ohne Sicherungsabstände und ohne Bagagen, Kolonnen und Trains allein eine Marschlänge von 18 bis 20 Kilometer besitzen. Rechnet man diese und die notwendigen Abstände hinzu, so kommt man auf 50 bis 60 Kilometer. Dies bedeutet große Schwierigkeiten für die Entwicklung zum Gefecht und für die Verpflegung. Es wird lange Zeit dauern, ehe die hinteren Korps in der Höhe der vorderen angelangt sind, um in ein Gefecht eingreifen zu können. Selbst wenn man in der Nähe des Gegners und bei dem Herannahen der Entscheidung die hinteren Korps auch unter Benutzung minder guter Wege vorziehen wollte, beseitigt dies die Schwierigkeiten nicht, ganz abgesehen davon, daß dies für die hinteren Truppen ganz bedeutende Marschleistungen verlangt. Hierin liegt eine der größten Schwierigkeiten für die Führung und Bewegung der modernen Massenheere. Die Verpflegungsschwierigkeiten werden sich nur dadurch beheben lassen, daß man Verpflegungsfahrzeuge zwischen die Truppen einschiebt, wodurch aber wieder eine sehr unerwünschte Verlängerung der Marschkolonne eintritt. Das Zurücksenden der geleerten und das Vorführen frischer Kolonnen zu den vorderen Truppen mitten durch die Quartiere der hinteren Truppen erfordert sehr genaue und sorgsam überlegte Anordnungen. Auch die Technik der Marschbefehle bezüglich Antretens der einzelnen Abteilung, der Sammlung der Bagagen, des Einlegens der Rasten usw. ist sehr schwierig.

Es ist zu bedauern, daß eine derartige Lage bisher noch nicht einmal praktisch in kriegsstarken Verbänden während mehrerer Tage unter Zuteilung von Trains und Kolonnen gelegentlich der Kaisermanöver hat durchgeführt werden können. Man würde dabei wertvolle Erfahrungen sammeln können.

Was die Verpflegung der Massenheere anbetrifft, so hat man den Grundsatz des Lebens vom Lande, den Napoleon eingeführt hatte und der ihm die große Beweglichkeit seines Heeres ermöglichte, wieder aufgeben müssen. Die modernen Heere sind so groß und werden auf so engem Raume versammelt, daß das Land nicht mehr genügende Verpflegungsmittel für sie besitzt. Zwar wird immer noch danach gestrebt, in erster Linie die Hilfskräfte des Landes auszunutzen, doch werden diese nicht ausreichen. Man ist deshalb notgedrungen wieder zur Magazinverpflegung zurückgekehrt, wenn sich diese auch in anderen Formen vollzieht, als es früher der Fall war. Damit ist der Führung eine schwere Fessel auferlegt und die Verpflegungsrücksichten spielen bei allen Operationen eine wichtige Rolle. Es ist wohl der Fall denkbar, daß eine Vorwärtsbewegung eingestellt oder verlangsamt werden muß, wenn es nicht gelingt, der Armee rechtzeitig Verpflegung nachzuführen. Man hat berechnet, daß bei einem auf einer Straße marschierenden Korps, das lediglich aus den Vorräten der Verpflegungsfahrzeuge leben muß, die von der Etappe vorzuschiebenden Magazine, aus denen sich die geleerten Kolonnen des Armeekorps wieder füllen, höchstens einen Tagemarsch hinter dem Armeekorps liegen dürfen, wenn die regelmäßige Zufuhr sichergestellt sein soll. Ob dies immer möglich sein wird, wird sich nicht mit Sicherheit sagen lassen. Auch dann noch müssen den Kolonnen Doppel- und Nachtmärsche zugemutet werden. Aber auch auf diesem Gebiete hat die Technik Mittel und Wege gewiesen, um die Verpflegung zu erleichtern. Dabei sind besonders die Lastselbstfahrer zu erwähnen, die nicht nur ein größeres Fassungsvermögen besitzen, sondern auch infolge ihrer größeren Schnelligkeit und ihres größeren Leistungsvermögens besser ausgenutzt werden können. Ein weiterer Vorteil ist, daß sie zur Bedienung nur wenig Personal beanspruchen und keine Selbstverpflegung mit sich zu führen brauchen. Namentlich wenn mehrere Korps auf einer Straße marschieren, bilden diese die einzige Möglichkeit, um der vorhandenen Schwierigkeiten Herr zu werden. Von sonstigen Einrichtungen, die die Verpflegung erleichtern, sei noch der fahrbaren Feldküchen und Feldbacköfen, sowie der Konserven gedacht.

Ernste Bedenken muß die Verpflegung der weit vor der Front der Armee befindlichen Kavalleriedivisionen erregen. Der Mann wird ja in der Regel das vorfinden, was er zu seinem Lebensunterhalt braucht, seltener aber die Pferde. Dabei entbehren die Kavalleriedivisionen eigener Haferkolonnen. Es ist fraglich, ob es den nachfolgenden Armeekorps, auf die sie bezüglich der Verpflegung angewiesen sind, immer gelingen wird, ihnen rechtzeitig Kolonnen nachzuschieben. Es ist deshalb auch schon verschiedentlich gefordert worden, die Kavalleriedivisionen mit eigenen leicht beweglichen Haferkolonnen auszurüsten.

Die Berechtigung dieser Forderung läßt sich nicht von der Hand weisen. Für die Etappe kommt neben den Lastselbstfahrern hauptsächlich der Bau und Betrieb von Feldbahnen in Betracht, wenn keine Vollbahn zur Verfügung steht. Die jetzt geplante Vermehrung unserer Eisenbahntruppen wird deren Bau und Betrieb erleichtern.

Es genügt aber nicht, daß genügend Verpflegungsmittel überhaupt vorhanden sind und daß auch Fahrzeuge zu ihrer Beförderung bereitstehen, die Schwierigkeit liegt in der rechtzeitigen Heranführung zu den Truppen. Und dies ist die Aufgabe der Führung, die mit dem Anwachsen der Heere ständig schwieriger wird. Im besonderen ist dies die Sache der Intendantur und des Generalstabes, der sich bei den höheren Kommandostellen befindet. Diese Organe werden für diesen Dienst im Frieden besonders ausgebildet, damit sie den sehr komplizierten und schwierigen Organismus des Verpflegungsnachschubes auch voll beherrschen. Es sind besondere Intendanturreisen aufgeführt, wo nach Art der Generalstabsreisen die Verpflegung größerer Truppenmassen auf Grund taktischer Lagen eingehend behandelt wird, im Winter werden von den beteiligten Stellen umfangreiche theoretische Verpflegungsarbeiten auf taktischer Grundlage ausgeführt, zu denen auch die Trainoffiziere hinzugezogen werden. Bei den Kaisermanövern werden Verpflegungskolonnen aufgestellt und die Verpflegung kriegsgemäß durchgeführt. Es sind also alle Vorkehrungen getroffen, damit die Verpflegung im Ernstfalle nicht versagt, und um die Führung möglichst unabhängig von den Rücksichten auf die Verpflegung zu gestalten. Man kann wohl darauf hoffen, daß auf diese Weise die Schwierigkeiten, die die Verpflegung der Massenheere bietet, überwunden werden.

Wie sich aus diesen Ausführungen ergibt, ist die Führung der Millionenheere des Zukunftskrieges gegen früher allerdings sehr viel schwieriger geworden, aber die fortschreitende Technik hat der Führung auch Mittel und Wege an die Hand gegeben, um diese Schwierigkeiten zu überwinden und Zeit und Raum zu überbrücken, die sich mit dem Anwachsen der Heere so bedeutend vergrößert haben. Die Ausbildung unserer höheren Führer und der ihnen beigegebenen Stäbe ist auf den „Großen Krieg" gerichtet und zielt darauf hin, trotz aller dieser Schwierigkeiten das einheitliche Zusammenwirken aller einzelnen Teile im Sinne der höheren Führung zu gewährleisten. Rücksichten auf die Schwierigkeiten der Führung verlangen also noch nicht, daß das Anwachsen der Heere beschränkt werde. Auch wenn diese in Zukunft noch größer und zahlreicher werden sollten, ist es möglich, sie einheitlich zu leiten, zu führen und zu verpflegen.

Flämen und Wallonen in Belgien

Von Franz Fromme in Lübeck

Als im Jahre 1830 der belgische Staat gebildet wurde, kannten manche seiner Angehörigen das Wort „Belgien“ nicht. Flämen und Wallonen fanden ihre Gemeinsamkeit zunächst nur in einer Negation: in der Abneigung gegen die protestantische holländische Regierung, der sie durch den Wiener Kongreß 1815 unterstellt waren. Das Positive, das sie vereinigen sollte, mußte erst gefunden werden: ein Vaterland Belgien, eine Nationalität der Belgier und ein Herrscherhaus dazu. Und noch lange in die dreißiger, vierziger Jahre hinein gab es in Flandern Leute, denen es nicht recht in den Schädel wollte, daß sie nun Belgier hießen — da sie doch selber schon vor der Existenz Belgiens vorhanden gewesen waren. Sie waren noch in den „österreichischen Niederlanden“ zur Welt gekommen und sprachen niederländisch; wie sollten sie Verständnis haben für ein Wort, das die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts aus vergessener keltischer Zeit wieder ins Leben gerufen hatte und das zur germanischen Rasse und Kultur der flämischen Landsleute kaum noch in einer Beziehung stand.

Aber so künstlich der Begriff „Belgien“ sein mag — gemeinsame Tradition und gemeinsamer Glaube sind zwei Faktoren, die selbst bei grundverschiedenen Rassen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit ergeben. Wohl stehen die germanischen Flämen — und unter ihnen am meisten die Friesen von Westflandern — auch heute, nach so viel Vorkommnissen von Nivellierung und Rassenvermischung, noch im schroffsten Gegensatz zu den keltoromanischen Wallonen; aber mehr als zwei Jahrhunderte lang*) haben die beiden Nationen unter den habsburgischen Dynastien und unter der katholischen Kirche gemeinsam gelebt, haben gemeinsam die Überfälle der Franzosen ertragen und machtlos zusehen müssen, wie ihr Land zum Entscheidungsschlachtfelde Europas wurde (die Namen Oudenaarde, Malplaquet, Neerwinden, Quatre Bras, Ligny und Waterloo tragen wohl genug Erinnerungen), haben gemeinsam die Schrecken der großen Revo-

*) Die geschlossene Gemeinsamkeit des Glaubens kann man wohl erst von 1586/87 datieren, von der endgültigen Durchführung der Gegenreformation durch Alexander von Parma; vorher waren die meisten flämischen Städte der neuen Lehre zugetan, während die Wallonen der Mehrheit nach wahrscheinlich (Vertrag von Utrecht!) katholisch geblieben waren.

lution erduldet und die Unannehmlichkeiten der protestantisch-holländischen Regierung gekostet — Unannehmlichkeiten, die freilich die Flämen ohne die Agitation des flämischen Klerus wohl ertragen hätten! So fand sich 1830 zusammen, was von Natur nicht zusammengehörte, sondern nur durch die Ereignisse einiger Jahrhunderte und durch den Willen zweier Großmächte, Frankreich und England, zusammengebracht war.

Das neunzehnte Jahrhundert kennt in Europa kaum einen zweiten Staat, dem ein solcher Dualismus*) zugrunde liegt wie dem belgischen. Rußland, Österreich-Ungarn und die europäische Türkei (die vor 1878) umfassen zwar größere und zahlreichere Verschiedenheiten in nationaler Hinsicht; doch in keinem dieser Reiche kann man von einem so ausgeprägt nationalen Dualismus sprechen, es sei denn, man täte den Dingen Gewalt an und stellte den neun Nationen Österreichs (Deutschen, Tschechen, Polen, Ruthenen, Rumänen, Italienern, Ladinern, Slowenen, Serbokroaten) die sechs Nationen Ungarns (Ungarn, Deutsche, Ruthenen, Rumänen, Slowaken, Serbokroaten) gegenüber, also den Deutschen Österreichs die Deutschen Ungarns, den Rumänen die Rumänen, den Serbokroaten die Serbokroaten usw. Eine weitere Beweisführung, daß Belgien mit Österreich-Ungarn oder einem anderen der vielsprachigen osteuropäischen Reiche nicht verglichen werden kann, ist wohl überflüssig. In Westeuropa finden wir nur ein Gegenstück zu Belgien: die Schweiz oder, genau genommen, die vier Kantone Wallis, Freiburg, Bern und Graubünden. Die politischen und geographischen Verhältnisse dieser kleinen Gebirgsrepubliken sind aber so eigenartig, daß sich ein Vergleich mit dem Königreich der Belgier kaum durchführen ließe.

Hier liegen die beiden Sprachgebiete — anders als in der Schweiz — einander geschlossen gegenüber. Die Sprachgrenze läuft vom Eintritt ins belgische Gebiet an ost-westlich, überschneidet die französische Staatsgrenze, die von Südosten nach Nordwesten verläuft und endet mit einer kleinen Biegung nach Norden unweit Dünkirchen am Kanal. Nördlich dieser Linie bewohnen die Flämen ein fast ebenes Land, südlich die Wallonen eine mehr hügelige Landschaft. Eigentliche Sprachinseln gibt es — mit Ausnahme der französisch sprechenden Stadtteile Brüssels — nicht.

Größer noch als zwischen ihren Wohnsitzen sind die Unterschiede zwischen den beiden Völkern selbst. Gemeinsame Charakterzüge existieren so gut wie gar nicht, trotz aller Konstruktionen der Erfinder der „âme belge". Der Fläme ist schwerfällig, unzugänglich für Menschen und neue Ideen; der Wallone lebhaft, entgegenkommend, „rerum novarum cupidus" wie seine gallischen Vorfahren und Vettern.

Die Unzugänglichkeit und Schwerfälligkeit des Flämen äußert sich auf allen Gebieten. Seine Menschenscheu steht in Wechselwirkung mit seiner Innerlichkeit,

*) Die belgischen landsässigen Deutschen (in der Provinz Luxemburg) kommen wegen ihrer geringen, stets abnehmenden Zahl als dritte Nation kaum noch in Betracht.

mit seiner tiefen Mystik. Einmal dem spanisch-katholischen Einfluß jahrhundertelang unterworfen, kommt er nicht mehr davon los; nirgends feiert heute der Geist mittelalterlicher Religiosität solche Triumphe wie in den Kirchen und Klöstern Flanderns: ekstatische Verzückung, kirchlicher Prunk, fanatische Askese, und als Reaktion darauf wieder die gröbsten Orgien der Lebensfreude — alle diese seltsamen Kontraste des Mittelalters finden wir in ihm vereint, am deutlichsten wohl in dem Friesen Westflanderns und dem Niederfranken von Ostflandern, aber auch in dem Flämen ripuarischer Herkunft, der den Osten bewohnt.

Seine Unzugänglichkeit und Schwerfälligkeit äußert sich feindlich gegen alles Fremde und Ungewohnte; er weigert sich in Landwirtschaft und Gartenbau neue Methoden anzunehmen; er ist mißtrauisch nicht nur gegen den weit Herkommenden, sondern oft auch gegen seinen Nächsten.

Bei so beständigen Abneigungen und Zuneigungen, bei solchem Hange zu sinnfällig-überirdischer Mystik und solcher Verschlossenheit gegen seine Mitmenschen bleibt er natürlich lebenslang im Bann der katholischen Kirche; hier kann sie alles wagen und alles durchsetzen, und gegen die Macht ihrer Geistlichkeit hilft keine weltliche Macht, weder staatliche Obrigkeit noch freie Presse; sie kann sogar die Muttersprache, an der im übrigen der Landbewohner mit flämischer Beharrlichkeit festhält, seiner konservativen Zähigkeit abringen, wenn es in ihre Politik paßt. Maeterlinck und G. Rodenbach würden wohl kaum französisch schreiben, wenn ihre Jesuitenschule es nicht gewollt hätte, wenn es nicht von der Kirche ausgegangen wäre.

Demgegenüber gelten die Wallonen — soweit sie nicht flämischen oder deutschen Einschlag haben — für Skeptiker und für irreligiös. Es ist nur eine Behauptung, aber doch eine, für die viele Wahrscheinlichkeitsgründe sprechen, daß die Ideen der französischen Aufklärung darum so fest bei ihnen Wurzel gefaßt haben, weil sie den Franzosen so nahe verwandt sind. Und es ist bezeichnend, daß die liberale Partei, die in Flandern nur wenige Städte halten konnte, von ihnen ausgegangen ist. Noch größer ist die Zahl der Sozialisten — wobei man freilich den überwiegend industriellen Charakter der wallonischen Provinzen berücksichtigen muß.

Man begegnet daher in Belgien vielfach der Meinung, die flämischen Provinzen seien die Hauptstützen der gegenwärtigen Ordnung, ohne sie wäre das Königtum längst abgeschafft, da die Majorität der Wallonen antimonarchisch sei. Wenn man das Verhalten der Vlaamen und Waalen bei Aufständen und Ausständen betrachtet, erscheinen in der Tat die wallonischen Distrikte als weniger zuverlässige Stützen der Monarchie. Sie waren es, von denen die belgische Revolution ausging, sie sind es, die weitaus das größte Kontingent zu den Streikziffern stellen. Hier finden, durch die Nähe der Grenze und die gleiche Sprache begünstigt, die republikanischen und revolutionären Ideen französischer Herkunft am leichtesten Eingang. Die Flämen sind hingegen, infolge ihrer angeborenen Unzugänglichkeit, ihres konservativen Sinnes und ihrer ganz

anders gearteten Mutterſprache den verführeriſchen franzöſiſchen Schlagworten und Ideen weit weniger ausgeſetzt. Einem anderen politiſchen Einfluß vom Ausland her ſind ſie nicht unterworfen; der deutſche erſtreckt ſich kaum über Wiſſenſchaft und Literatur hinaus und iſt auf wenige Gebildete beſchränkt; und die eingewanderten, in den größeren Städten anſäſſigen Deutſchen halten es — man mag das vom deutſchen Standpunkt bedauern, aber es iſt Tatſache — mit dem franzöſiſchen Teile der Belgier. Und mit den Holländern iſt es ähnlich. Die leichten, gewandten Umgangsformen des Wallonen ſichern ihm den Vorrang vor dem ſchweren, verſchloſſenen, oft unhöflichen Flamländer.

Für dieſen gibt es nur eine feſte Brücke, die ihn mit ſeinen Mitmenſchen dauernd verbindet: die religiöſe Kultusgemeinſchaft. Wie es die katholiſche Kirche verſtanden hat, dies Band der Gemeinſchaft immer mehr zu befeſtigen und jede andere, freiere Art des Fühlens von Menſch zu Menſch dem einzelnen zu erſchweren — das würde ein beſonderes Kapitel füllen. Hier mag die Abhängigkeit vom Klerus noch einmal erwähnt werden als einer der Faktoren, die auf das Reſultat des Sprachenkampfes einwirken, und zwar zu ungunſten des germaniſchen Elements.

Die Flämen ſind gegen die Wallonen ohnehin im Nachteil, nicht der Zahl nach, aber durch ihre Eigenſchaften: denn es ſteht der weltgewandte Wallone gegen den weltabgewandten Flämen; die Beweglichkeit gegen die Starrheit, die Initiative gegen die Indolenz, das Aktive gegen das Paſſive, das walloniſch-franzöſiſche Kulturbewußtſein gegen die flämiſche Ahnungsloſigkeit, die walloniſche Einigkeit gegen die flämiſche Vielköpfigkeit und Eigenbrödelei; und vor allem die leicht zu handhabende, geſchliffene, beſtechende franzöſiſche Sprache, die in der ganzen Welt verſtanden wird, gegen die eckige, ſchwer verſtändliche Eigenart des Flämiſchen.

Und — hinter den Wallonen ſteht das ganze Franzoſentum mit ſeinen vierzig Millionen! Gab doch im franzöſiſchen Parlament noch kürzlich ein Miniſter, als er wegen Beſchickung der Genter Ausſtellung zur Rede geſtellt wurde, die Antwort, Gent ſei durch ſeine Univerſität ein Vorpoſten der franzöſiſchen Kultur, und Frankreich erachte es daher für ſeine Pflicht, ſich von Staats wegen an dieſer Ausſtellung zu beteiligen. Dabei ſprechen in Gent höchſtens 4 Prozent der Bevölkerung das Franzöſiſche als Mutterſprache; es iſt eine flämiſche Stadt, in der man ſeit achtzig Jahren dafür kämpft, daß die Hochſchule flämiſch werde!

Aber hinter den Flämen ſtehen — nicht einmal die ſechs Millionen Holländer, die mit ihnen Sprache und Volkstum gemeinſam haben, nicht einmal die Geſamtheit der Vlaamen ſelbſt. Gibt es doch zahlreiche „Fransquillons“ unter ihnen, Flämen, die ihre Mutterſprache verleugnen, weil ſie die franzöſiſche „Kulturſprache“ für überlegen, für ſchöner, für „feiner“ halten — eine echt deutſche Michelei! — und darum ihre Kinder nicht mehr flämiſch lehren. Gibt es doch Schriftſteller vom Ruhm eines Maeterlinck und Politiker von der

Intelligenz eines Vandervelde, die mit ihrer Autorität für das Französische gegen ihre Muttersprache eintreten — einzig wegen der „Kultur"! Ein derartiger Verrat am eigenen Volk und Stamm deutet nicht nur, gefühlsmäßig erfaßt, auf eine bedauernswerte Lücke im Reichtum der persönlichen Empfindungen, sondern auch, kritisch betrachtet, auf einen Mangel an ästhetischem Scharfblick; denn nur in der heimatlichen Scholle und Sprache kann wahre Kultu und Poesie die Wurzeln finden, die sie stark und echt erhalten.

Vieles haben die Flämen von ihrer erdkräftigen, volkstümlichen Eigenart abgeben müssen; die Weltgeschichte hat sie wie die Deutschen als „manure of nations" verwendet. Es ist bekannt, daß zur Zeit der spanischen Unterdrückung Tausende nicht nur nach den nördlichen Niederlanden und Friesland, sondern auch nach entfernteren Gegenden des Deutschen Reiches und nach England ausgewandert sind; man meint, daß an der Elbe das „alte Land" und bei Kopenhagen die Insel Amager ihnen den Obst- und Gartenbau verdankt; bei Berlin sind Dahlem und Lichterfelde flämische Namen; wir wissen, daß bis in die neueste Zeit die nordamerikanische und südafrikanische Kolonisation dem Angelsachsentum viel flämisches Blut zuführt. Weniger bekannt ist, daß in Frankreich noch heute mehr als hunderttausend Flämen die Gegend von Dünkirchen und Hasselbrook bewohnen; von alters her sind sie dort ansässig, dürfen aber, Frankreich untertan, auf flandrischem Boden nichts für die eigentliche Sprache Flanderns tun; weder in ihren Schulen noch in ihren Kirchen wird ihre Muttersprache gebraucht, und so gehen sie allmählich im Franzosentum auf. An einem einsamen Fjorde Islands fand ich einst einen schmucklosen Friedhof; da lagen französische Islandfischer begraben; französisch waren die Namen der Schiffe, die Namen der Gestorbenen aber fast alle bretonisch und — flämisch. Jedes Jahr wandern viele tausend Flämen als Landarbeiter nach Frankreich hinein; wenn sie dort bleiben, führen sie der niedergehenden französischen Rasse frische Kräfte zu; aber auch wenn sie, wie die meisten, in die Heimat zurückkehren, sind sie oft dem eigenen Volkstum verloren; zum mindesten bringen sie die Überzeugung heim, daß man mit dem Französischen in der Welt weiterkommt und mehr Geld verdient als mit der Muttersprache; so bestärken sie ihre Landsleute in der hohen Achtung, mit der alle zur französischen Sprache und Art emporsehen.

Aber obwohl das flämische Volk jährlich an die Wallonen und Franzosen unzählige Überläufer verliert und seine Rasseneigentümlichkeiten durch Vermischung mit den französischen Elementen beeinträchtigt werden, nimmt es doch an Kraft zu; es ist jugendfrischer und hat mehr gesundes Bauerntum in den Knochen als die Wallonen; die Statistik ergibt bei eingehender Betrachtung, daß auch die volkswirtschaftlichen Verhältnisse günstiger sind als bei jenen; die „professions agricoles" sind z. B. in den flämischen Distrikten viel stärker vertreten als in den wallonischen. Und selbst die vom ästhetischen und völkischen Standpunkt bedauerliche Vermischung der Rassen bringt den Flämen einen Vorteil;

numerisch verlieren sie natürlich viel: die meisten Mischlinge gehen in das wallonische Lager. Aber sie gewinnen doch auch: die wenigen Mischlinge, die sich zu den Flämen schlagen, bringen Hefe in den zähen Teig dieser Nation; so sind gerade unter den Führern der flämischen Bewegung und Literatur eine auffallende Menge französischer Namen (Conscience, P. Fredericq, Latour, Pol de Mont, Victor de la Montagne, Serrure, de Tière u. a.). Bei allen Sprachenkämpfen macht man übrigens die gleiche Beobachtung: man kann aus dem Familiennamen eines Politikers selten auf die Nation und Sprache schließen, für die er kämpft. Besonders der Streit in Böhmen zeigt parallele Erscheinungen.

Aus den statistischen Tabellen könnte man leicht den Schluß ziehen, daß die Gegensätze sich allmählich ausglichen. Der belgische Staat legt besonderen Wert auf die Kolumne, in der die flämisch und französisch sprechenden Belgier summiert werden; dieser scheinbar vermittelnde Teil der Bevölkerung ist in der Tat derjenige, der am stärksten angewachsen ist; seit 1866, wo nur 300000 Belgier beide Sprachen beherrschten, hat er sich verdreifacht, während die nur flämisch sprechenden und die nur französisch sprechenden wenig zugenommen haben. Wer die geistigen Kräfte kennt, die den Gegensatz bestimmen, wird diesen Doppelsprachigen eine andere Bedeutung zumessen: es sind Flämen, die französisch verstehen (und auch wohl meist „französisch gesinnt" sein dürften); ein Wallone wird selten Wert auf die Erlernung des Niederländischen legen; die Sprache ist ihm zu fremd, zu schwer und zu unwichtig; er weiß, daß er mit seiner französischen Sprache überall in der Welt durchkommt. Die Sprache des Parlaments und des Heeres ist französisch, obwohl die Flämen den größten Teil des Heeres bilden und im Parlament schon manchmal die Mehrheit hatten.

Alles übrige weist noch unzweideutiger darauf hin, daß der Gegensatz zwischen den zwei Nationen sich nicht so bald ausgleichen wird; denn jede von beiden hat an Kraft und Selbstbewußtsein gewonnen.

Die Wallonen haben an Zahl stärker zugenommen als die Flämen — nicht durch Geburtenüberschuß, sondern durch Überläufer. Wenn wir die meisten „Doppelsprachigen" zu ihrer Partei rechnen, dürfte der Vorsprung, den die Flämen vor ihnen hatten und der seit 1846 immer kleiner geworden ist, schon eingeholt sein. Auch die vielen französischen Ordensleute, die aus Frankreich infolge der Ära Combes zugewandert sind, werden nicht versöhnlich oder gar flämenfreundlich wirken; das belgische Episkopat ist ausgesprochen flämenfeindlich und wird diese willkommenen Helfer auf Kirchen und „freie", d. h. nichtstaatliche, katholische Schulen schon so verteilt haben, daß sie der französischen Sprache Vorschub leisten.

Auf der anderen Seite darf nicht unterschätzt werden, daß die Position der Flämen sich moralisch gegen früher verstärkt hat. Eine Reihe von Gesetzen ist zugunsten der flämischen Sprache durchgesetzt, die — den bescheidensten Forderungen der Humanität entsprechen. Im Jahre 1878 wurde durch die

lex Coremans in den flämischen Distrikten das Flämische als Gerichtssprache eingeführt — mit dem Vorbehalt natürlich, daß der Angeklagte den Gebrauch des Flämischen abweisen kann. Einige Jahre vorher waren zwei Flämen unschuldig zum Tode verurteilt und enthauptet; niemand bei Gericht hatte sie verstanden; alle Richter, Verteidiger und Gendarmen konnten nur französisch! Ähnliche Gesetze für die höheren Instanzen und für andere Behörden folgten in den Jahren 1878, 1890 und 1891, und 1899 wurde die Militärgerichtsbarkeit, wenn auch ungenügend, reformiert. Zur Ehre der Wallonen sei gesagt, daß einige von ihnen für diese Gesetze eintraten, während die Fransquillons, die französisch sein wollenden „Gebildeten" flämischer Abstammung, dagegen waren. 1898 wurde das Flämische als offizielle Staatssprache neben dem Französischen anerkannt. Das sind, obwohl es sich zum großen Teil um selbstverständliche Rechte handelt, die jede andere Kulturnation längst besitzt, doch große Errungenschaften im Vergleich zu dem, was vorher war, und es ist erklärlich, daß darob das nationale Bewußtsein allmählich erwachte. Die niederen und mittleren Stände, besonders die Elemente, die in die Höhe streben, beginnen nun auch die übrigen Rechte zu verlangen, die jeder Nation zukommen: sie wollen von allem Wissenswerten in der Muttersprache unterrichtet werden und nicht auf dem Umweg über das Französische, und zum Emporsteigen in höhere Gesellschaftsschichten kommen können, ohne zum Besuch französischer Schulen gezwungen zu sein. Selbst in den Kreisen der Gebildeten begegnet man schon der Ansicht, daß es für einen Flämen lächerlich ist, sich als Fransquillon zu gebärden, und daß man durchaus nicht zum Abschaum des Volkes gehört, wenn man die flämische Sprache seiner Eltern spricht. Doch wird dies Vorurteil nicht eher fallen, als bis die Unterrichtssprache in allen Schulen der flämischen Gebiete, auch in den höheren, flämisch ist.

Bei solcher Erstarkung beider Nationen wird die eine ebenso wenig nachgeben wollen wie die andere. Eine Milderung des Gegensatzes wird erst dann eintreten, wenn die beiden letzten Hauptforderungen der Flämen erfüllt sind: seit 1843 verlangen sie, die mehr als die Hälfte aller Belgier ausmachen, daß eine von den vier Hochschulen des Landes ihrer Sprache eingeräumt werde, und zwar Gent — ein Platz, auf den sie ethnographisch wie historisch alles Anrecht haben. Und die andere, nicht weniger berechtigte Forderung bezieht sich auf die Zulassung der flämischen Sprache in der Armee, die zu drei Fünfteln aus Flämen besteht.

Ehe sie das aber durchgesetzt haben, können die anderen Gegensätze im belgischen Staate sich so verschärfen, daß die Existenz dieser konstitutionellen Monarchie ernstlich gefährdet wird.

Mit dem Kaiſer auf Reiſen

Nach Briefen und Tagebuchblättern von Teilnehmern erzählt

von George Cleinow in Berlin

(Copyright 1913 by Verlag der Grenzboten G. m. b. H. Berlin)

3. Die erſte Nordlandsreiſe des Kaiſers 1889

orgen wollen wir alſo losſegeln", ſchreibt Kiderlen am 29. Juni 1889. „Vor dem 3. Juli werde ich dann nicht wieder ſchreiben können, und zwar von Stavanger aus, von wo ein Brief auch vier bis fünf Tage unterwegs iſt. Ich bin ſehr begierig, wie ſich die bunte Geſellſchaft auf dem Schiff zuſammengewöhnen wird . ." Kiderlen hat dann nur wenige private Mitteilungen an ſeine Freunde und Verwandte gelangen laſſen; ein Brief vom 10. Juli enthält noch Angaben, die ein intereſſantes Streiflicht auf das Leben an Bord des Kaiſerſchiffs werfen: „. . . an der Partie nach Stalheim konnte ich heute leider nicht teilnehmen, weil ich zu viel zu tun hatte. Das Zivilkabinett macht mir auch eine Menge Geſchäft; gleich der erſte Kurier brachte ſiebenundzwanzig Vortragsſachen. Darunter ein zu unterſchreibendes Todesurteil. Obgleich der Juſtizminiſter dafür war, habe ich doch genau die Akten geleſen und konnte dann dem Kaiſer auch mit gutem Gewiſſen zum Unterſchreiben raten, was er tat!" Die Bedeutung des Kuriers für das Bordleben erhellt auch aus folgendem Satz vom 16. Juli: „. . . . weil wir jetzt bis 21. oder 22. keinen Kurier mehr haben, kommt für mich jetzt eine Ruhewoche, wovon ich bisher wenig ſpürte; da in Drontheim ein Kurier kam, deſſen Sachen, wenn ſie nicht acht Tage liegen bleiben ſollten, vor unſerer Abfahrt am andern Morgen erledigt ſein mußten, habe ich dir die ganze Nacht geſchmiert. Nun iſt glücklicherweiſe Ruhe."

Den Verlauf der erſten Nordlandsreiſe des Kaiſers ſchildert Kiderlen in den im folgenden wiedergegebenen Bericht an die Kölniſche Zeitung.

* * *

Am Morgen des 8. Juli, einem Montag, war das Wetter unſicher und Se. Majeſtät befahl deshalb zunächſt die Fahrt nach Eide, wo dann entſchieden werden ſollte, ob ſich Se. Majeſtät auf dem Landwege über Voſſewangen und Dalheim nach Gudvangen begeben würden, wo dann die „Hohenzollern" Allerhöchſtdieſelben wieder erwarten ſollte, oder ob Se. Majeſtät an Bord der

„Hohenzollern" bleiben und zu Wasser über Bergen nach Gudvangen fahren würden. Einige mutige Bergsteiger (an der Spitze Dr. Güßfeldt, dann Kapitän zur See von Senden, Major von Bülow, Kapitänleutnant Breusing, Leutnant zur See von Krosigk und Maler Salzmann) hatten es sich am Tage vorher übrigens nicht nehmen lassen, trotz des Regens einen Ausflug nach dem etwa vier Stunden Weges von Vik entfernten Wasserfall von Vöringsfos zu machen. Der Hauptgenuß dieser Partie bestand in dem wohltuenden Gefühl, das die Herren empfanden, als sie an Bord zurückkehrten, sich wieder trocknen konnten und von den Zurückgebliebenen hörten, daß dieselben vom Kaiser mit einer Bowle überrascht worden waren, zu welcher der hohe Herr bei einem kurzen Spaziergange an Land die Erdbeeren persönlich von einem am Wege stehenden Manne gekauft hatte. Um die heimatlichen Anklänge der Bowle zu erhöhen, hatte Hofmarschall von Lyncker den Herren zum Mittagsessen Sauerkraut mit Schweinsrippchen vorgesetzt. Während der Fahrt nach Eide ließ die feuchte Luft die den Fjord einrahmenden Berge in jener tiefblauen Färbung erscheinen, die einer der besonderen Reize der norwegischen Landschaft ist.

Es war ein eigentümlicher Kontrast, als das Schiff, das um 6 Uhr das von wilden Felsen umgebene Vik verlassen hatte, nach dreistündiger Fahrt in das durch seine reiche Vegetation einen ganz anderen Charakter annehmende Becken von Eide einfuhr. Die Höhen steigen hier sanfter an und der mit ziemlich reichlichem Walde bestandene Rücken der Berge gibt der ganzen Gegend etwas mildes und freundliches. Es war so überraschend und neu, dieser stille Waldwinkel nach all den bisherigen wilden Felspartien, daß Se. Majestät den Maler Salzmann während der über die Art der Weiterreise stattfindenden Beratung an Land gehen hieß, um teils mit dem photographischen Apparat, teils mit dem Pinsel das liebliche Bild zu fixieren. Da ein feiner Regen zu fallen begonnen hatte, entschied sich Se. Majestät für die Weiterreise an Bord.

Dem Kommandanten und Stabe des Schiffes war nun eine schwierige Aufgabe gestellt. Es galt mit der 84 Meter langen „Hohenzollern" in dem etwa 200 Meter breiten Fjord zu wenden. Mit bewundernswerter Genauigkeit und Schnelligkeit führte die Bemannung die ruhig und sicher gegebenen Kommandos aus. Der ausgesetzte Kutter hatte an den dicht vor dem Schiff sich erhebenden Felsen bald da bald dort eine Trosse, d. h. eines jener armdicken Schiffstaue, zu befestigen, um die Wendung des Schiffes zu ermöglichen. So schwierig war infolge der im Fjord herrschenden Strömung und des engen Raumes die Wendung, daß es fast eine Stunde angestrengter Arbeit von Offizieren und Mannschaften bedurfte, um das ganze Manöver exakt in der gewollten Weise auszuführen. Se. Majestät stand während der ganzen Evolution auf der Kommandobrücke und folgte mit regstem Interesse den präzisen Bewegungen seiner Seeleute. Als die Wendung vollendet war und das Schiff die Weiterfahrt nach Bergen antreten konnte, sprachen Se. Majestät dem Kommandanten von Arnim Allerhöchstihre Befriedigung über das gelungene Manöver aus.

Kurz vor dem Abgange von Eide wurde ein herzliches Begrüßungstelegramm des Königs Oskar von Schweden, der zurzeit in Chistiania weilte, an Bord gebracht. Der Kaiser erwiderte dasselbe umgehend in ebenso warmen und herzlichen Worten, zugleich dem König für alle seine Anordnungen an die norwegischen Behörden im Interesse des Kaisers bestens dankend.

Es ging nun wieder durch die (uns) bereits bekannten Fjorde Indresamlen-Ytresamlen, His- und Silbesjord an der Varaldsinsel vorbei. Die Gegend, die das erste Mal im hellen Sonnenschein dagelegen hatte, erschien jetzt in den dunklen Tinten, welche die feuchte Luft den Bergen verleiht, und bot so wieder dem Auge Neues und reiche Abwechslung.

Der Kaiser saß während der ganzen Fahrt oben in einem der beiden kleinen Pavillons, deren je einer auf den beiden Radkasten angebracht ist. Sie sind auf besonderen Befehl des Kaisers dort errichtet, dessen eigenste Erfindung sie sind. Die Pavillons, welche nach hinten offen sind, haben nach vorn und beiden Seiten Glaswände, gestatten also freien Umblick und schützen doch zugleich vor Wind und Wetter. Innen ist an der Vorderseite ein Klapptisch angebracht, während die beiden Seiten mit je einem Klappstuhl versehen sind. Diese Einrichtung gestattet dem Kaiser auch bei regnerischem Wetter sich an Deck aufzuhalten; er liest oder schreibt Briefe in dem Pavillon und wirft dazwischen einen Blick auf die herrliche Gegend. Auch Vorträge läßt sich Se. Majestät häufig in diesem stillen Plätzchen halten, in dem sich gerade bequem zwei Personen aufhalten können.

Auf der Fahrt nach Bergen war Se. Majestät besonders eifrig mit Schreiben beschäftigt. Wurde doch am Abend in Bergen ein Kurier erwartet, der am Morgen die Entscheidungen Sr. Majestät in Staatsangelegenheiten sowie zahlreiche Briefe nach der Heimat bringen sollte.

Nachdem Varaldsön (Ön heißt bekanntlich Insel) passiert war, bog das Schiff in den nur 200 Meter breiten Lockfund ein; die Vegetation ist hier plötzlich wieder auffallend üppig; die ziemlich schroff in den Fjord abfallenden Berge sind dicht bewaldet mit Laub- und Nadelholz, von Zeit zu Zeit findet man kleine Häusergruppen auf den Lichtungen. Der Sund ist besonders fischreich und man sieht verschiedene Blockhäuser, in denen dem Angelsport obliegende Engländer den Sommer verbringen. Nachdem die „Hohenzollern" den schmalen Ausgang des Sundes dicht unter den überhängenden Felswänden passiert hatte, ging es in den Bjornefjord. Das eben noch so enge Fahrwasser erweitert sich hier plötzlich zu einem ungeheuren See mit zahlreichen Inseln, häufig nur aus einem kahlen runden Felsrücken bestehend. Immer mehr rücken die Schneeberge in die Ferne und am Horizont sieht man zum letzten Male, alle anderen überragend, in scharfgezeichnetem, schneeweißem Bogen vom Himmel sich abhebend, das langgezogene Schneefeld der Folgefond.

Nachdem der Korsfjord und Sartorön passiert waren, bog südlich von Askön die Hohenzollern in den Byfjord und nach Bergen ein.

Hier erwartete den hohen Reisenden ein belebtes Bild. Als die Hohenzollern in den Kriegshafen einfuhr, sah man vor sich die Stadt, die hart an das hohe Gebirge gebaut ist und sich selbst über mehrere unmittelbar am Wasser gelegene Felshügel hinzieht. Auf der nordöstlichen Seite, welche durch die den Kriegs- und den Handelshafen trennende schmale Landzunge gebildet wird, sieht man noch ansehnliche Reste der alten, malerisch auf steiler Felswand gelegenen Befestigungen. Im Hafen selbst fiel zunächst das vor Bergen ankernde englische Geschwader, bestehend aus vier großen Panzern und einem Aviso, auf; außerdem lag noch ein halbes Dutzend eleganter englischer Privatyachten im Hafen und zahlreiche Vergnügungsdampfer und Boote aller Art kreuzten auf der Wasserfläche, dicht mit Menschen besetzt, die, ebenso wie die gedrängte Volksmenge am Ufer, die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Kaisers angelockt hatte.

Kaum war der Anker der „Hohenzollern" gefallen, als der englische Admiral einen Offizier an Bord sandte, um zu fragen, ob er Se. Majestät begrüßen dürfe. Se. Majestät ließ jedoch danken, um das strikte Inkognito zu wahren.

Unmittelbar nach der Mahlzeit, die ausnahmsweise schon um $^1/_2$5 Uhr begonnen hatte und kurz nach 5 Uhr beendigt war, beurlaubte Se. Majestät den größten Teil des Gefolges an Land, wo dasselbe von der Volksmenge, die in einem der Herren den Kaiser zu sehen hoffte, mit respektvoller Neugierde betrachtet und auf seinem Gange durch die Stadt begleitet wurde.

Wenn das Bergener Publikum erwartet hatte, den Kaiser an Land zu sehen, so hatte es nicht mit dem Feldjäger gerechnet, der kurz nach der Ankunft der Hohenzollern an Bord gekommen war. Er war später erwartet worden und Se. Majestät hatte deshalb anfangs die Absicht gehabt, selbst ans Land zu gehen. Diese Absicht wurde aber beim Erscheinen des Kuriers sofort aufgegeben. Se. Majestät las zunächst die angekommenen Familienbriefe und die wichtigsten der Staatsdepeschen, um die eiligen Verfügungen sofort zu treffen. Bis nach 8 Uhr sah man den Kaiser bei der elektrischen Lampe seines Salons arbeiten. Nachdem Se. Majestät noch verschiedene Telegramme teils diktiert, teils inhaltlich angegeben, unternahm Allerhöchstderselbe noch eine halbstündige Spazierfahrt auf der Dampfpinasse der Hohenzollern, begleitet von dem Chef des Generalstabes Grafen Waldersee und den Flügeladjutanten Kapitän zur See Freiherrn von Senden und Oberstleutnant von Lippe. Zunächst fuhr Se. Majestät um die englischen Schiffe herum, welche in hohem Grade das ausgeprägte seemännische Interesse Sr. Majestät hervorriefen. An dem Flaggschiff ließ Se. Majestät längsseit fahren, um dem Admiral einen Besuch zu machen. Nachdem jedoch Kapitän zur See von Senden die Nachricht gebracht hatte, daß der Admiral nicht an Bord anwesend, setzte Se. Majestät, ohne das Boot verlassen zu haben, wieder ab.

Dann fuhr Se. Majestät noch in den Handelshafen und kehrte gegen 9 Uhr an Bord zurück, um sich abermals in die Arbeit zu vertiefen. Um 8 Uhr war

auf sämtlichen im Hafen liegenden Kriegsschiffen das Einholen der Flagge militärisch salutiert worden. Ein eigenes Bild boten dabei die englischen Kriegsschiffe, auf denen in diesem Moment nach alter Sitte die auf Deck stehenden Posten in ihren roten Röcken ihre Gewehre abfeuerten.

Auf der „Hohenzollern" hatte unterdessen ein reges Leben begonnen: es wurden Kohlen eingenommen. Das ganze Schiff war zum Schutz gegen den Kohlenstaub mit Segeltüchern bedeckt, auf Deck wimmelte es von geschäftigen Matrosen, und ringsherum lagen die großen schweren Kähne mit dem Kohlenvorrat. Bis 4 Uhr morgens arbeiteten rüstig und unverdrossen die Mannschaften; als aber beim Morgensonnenschein die „Hohenzollern" wieder in See ging, da sah sie auch schon wieder so schmuck und blank aus, daß selbst das strenge Auge des ersten Offiziers, Kapitänleutnants Breusing, auf dem ganzen Schiffe nichts auszusetzen fand, als das Dutzend Landratten, die im Gefolge des Kaisers reisen und sich noch immer nicht die nötige Rücksicht auf die schöne gelbe Farbe der Radkästen und Rälings angewöhnen können.

* * *

Am nächstfolgenden Morgen, Dienstag, den 9. Juli, früh $8^1/_2$ Uhr, lichtete die „Hohenzollern" die Anker und fuhr auf Befehl des Kaisers zunächst um die englischen Kriegsschiffe herum. Das Geschwader war zusammengesetzt aus den Panzerschiffen „Northumberland", mit dem Viceadmiral Baird an Bord, „Anson" mit dem Kontreadmiral D'Arcy Irvine an Bord, „Monarch" und „Iron Duke" sowie dem „Aviso Curlew". Während drei der Panzerschiffe älterer Konstruktion, aber doch von stattlichem Bau sind, ist die „Anson" eines der neuesten Schlachtschiffe der englischen Marine mit sehr schwerer Armierung.

Soweit die Schiffe nicht gerade mit Kohleneinnehmen beschäftigt waren, standen die Mannschaften an Bord derselben, insbesondere an Bord des Admiralschiffes in Paradeaufstellung und salutierten vor dem auf der Kommandobrücke in deutscher Admiralsuniform stehenden Kaiser, obgleich die „Hohenzollern" die Kaiserstandarte nicht gehißt hatte. Dagegen hatte das Kaiserschiff zu Ehren des Geburtstages der Königin von Schweden und Norwegen Toppflaggen gesetzt mit der norwegischen Flagge im Großtopp. Die Kapellen der vier großen englischen Schiffe spielten abwechselnd das „Heil dir im Siegerkranz" und „Die Wacht am Rhein". Vor dem Admiralsschiffe dippte die „Hohenzollern" die Flagge.

Die Fahrt ging von Bergen ab zunächst wieder durch die Schären mit felsigem, nicht sehr hohem Gestade in nördlicher Richtung bis nach Sognefest. Hier fuhr die „Hohenzollern" nach Westen in den berühmten Sognefjord, den schönsten aller norwegischen Fjords, ein. Bei der großartigen Szenerie, die sich hier dem Auge bietet, wird der Beschauer in Gedanken zugleich zurückversetzt in die Frithjofssage, auf deren Schauplatz er sich hier befindet.

Auch hier treten uns beim Eintritt in den Fjord noch die kahlen abgeschliffenen, vom Meere bespülten Felsen entgegen. Bald öffnen sich rechts

und links kleine Seitenfjorde, aus deren Hintergrund gewaltige Gletscher hervorragen. Die immer höher und wilder werdenden Berge des Uferrandes geben in Verbindung mit dem fruchtbaren, schmalen Streifen, der vom Meere zu ihnen heranreicht, ein prächtiges Bild. Die Häuser der einzelnen Gehöfte, die hier liegen, sehen wie verlorene Wachtposten in dieser großen Natur aus; ab und zu gewahrt man einen melancholischen Fischer in kleinem Kahne auf dem Wasser, und an den steilen Bergwänden sieht man Herden von Ziegen klettern, während unten am Bergrande Züge von freigehenden Pferden sich bewegen.

Gegen 5 Uhr erblickt man zur Rechten, weit vorspringend auf einem fruchtbaren Strandstreifen, von gewaltigen Gletschern überragt, Vangsnäs, Frithjofs Frammäs, und gegenüber zur Linken des Schiffs Balestrand, wo König Bele gewohnt hat und noch sein Grab gezeigt wird.

Von Vangsnäs geht die Fahrt immer mehr südlich in den Aurlandsfjord. Das Fahrwasser verengt sich bedeutend und wird von beiden Seiten von gewaltigen, 1000 bis 1200 Meter hohen Felswänden begrenzt.

Um sich einen Begriff von der Höhe dieser Felsen zu machen, muß man in Betracht ziehen, daß der Beschauer auf dem Meeresspiegel sich befindet und von da aus hinaufschaut, während in anderen Gebirgsländern, wo die absolute, vom Meeresspiegel an gerechnete Höhe der Berge eine viel bedeutendere ist, der Beschauer selbst schon in beträchtlicher Höhe über dem Meeresspiegel steht und für ihn also nur diejenige Höhe sichtbar ist, welche die Differenz zwischen der Höhe seines Standpunktes und derjenigen des Berggipfels bildet. Seltener werden hier die menschlichen Wohnungen, die entweder auf schmalen, teils vom Wasser angespülten, teils vom Berge abgerutschten Landstreifen erbaut oder in eine Bergrinne hineingezwängt sind; hier und da steht ein freundliches Kirchlein mit hellem Anstrich, nur von ein paar Häusern umgeben, auf einem etwas breiteren Landstreifen; zu diesen Kirchen kommen dann meilenweit die Bewohner auf ihren Booten.

Immer enger wird der Fjord, bis er beim Eintritt in den Näröfjord sich zum Flußtal verengt. Dicht vor sich sieht man zu beiden Seiten die gewaltigen Felsen, bald mit glatten Wänden senkrecht ins Wasser abfallend, bald mit niederem Holz bewachsen und von einem schmalen Streifen Landes am Fuße umzogen.

Da und dort leuchtet eine Schneefläche hervor, während von allen Seiten Bäche von den Felsen herabkommen. Da stürzt in einem tiefen Fall von hoher Wand ein Gießbach in die Tiefe, wie von einer Wolke von dem zerstäubenden Wasser umgeben, dort braust der Gletscherbach in gewaltig wilden Sprüngen und Kaskaden über die Felsblöcke und Geröll, und in zahllosen silbernen Fäden ziehen sich in allen Spalten und Rinnen die kleineren Wasserläufe herab. Vom Himmel heben sich in dämonisch gezackten Formen die Ränder der Berge ab, bald in gewölbte Kuppeln, bald in nadelartige Spitzen auslaufend. Das

Bild ist so großartig, so wunderbar, so erhaben, daß jeder Versuch der Beschreibung daran zu Schanden wird und man nur sagen kann: „Komm selbst und sieh."

Se. Majestät hatten nach der Abfahrt aus Bergen bis zum zweiten Frühstück sich mit Lesen der eingegangenen Zeitungen beschäftigt. Nach dem Frühstück setzten sich Se. Majestät in den Pavillon auf dem Radkasten und arbeiteten, ab und zu einen Blick auf die Gegend werfend. Sodann ließen sich Se. Majestät noch längeren Vortrag von dem Vertreter des Zivilkabinets und des Auswärtigen Amtes (beides von Kiderlen-Waechter) halten.

Erst beim Eingang in den Aurlandfjord trat Se. Majestät auf die Kommandobrücke, um sich ganz den Eindrücken der großartigen Natur hinzugeben.

Um $^1/_2$8 Uhr ging die „Hohenzollern" bei Gudvangen zwischen den steilen Felswänden vor Anker. Se. Majestät unternahm noch eine etwa dreiviertelstündige Promenade in das sich weiter nach Stalheim zu hinziehende Felstal. Einen merkwürdigen Kontrast bilden hier die hohen Felswände mit ihren wilden Sturzbächen und das liebliche, fruchtbare, sorgfältig bebaute Tal mit seinem plätschernden Bache. Einzelne Felsblöcke, die sich von den hohen Wänden losgelöst, liegen mitten in den Wiesen und Feldern.

An einzelnen Stellen ist des Viehes wegen der Weg durch Holzgatter versperrt; hier standen die Kinder der nächsten Gehöfte und öffneten die Gattertore. Der Kaiser, seinen Begleitern voranschreitend, schenkte den Kleinen sein Bildnis auf einem Goldstück. Es war ein nettes Bild, als dann die Kinder der Reihe nach an den Kaiser herantraten, um ihm nach norwegischer Sitte zum Dank die Hand zu reichen. Freundlich nahm der Kaiser die Hand der Kleinen und streichelte diese auch über ihre blonden Flachsköpfchen.

Nach Rückkehr von dem Spaziergange begab sich Se. Majestät zur Ruhe.

* * *

Mittwoch den 10. Juli blieb die kaiserliche Jacht vor Gudvangen im Näröfjord. Den Vormittag arbeitete der Kaiser in seinem Kabinet. Gegen Mittag fuhr Allerhöchstderselbe auf kleinem Fischerboot, in Begleitung des angelkundigen Schiffs-Stabsarztes Dr. Schneider, zum Fischen aus. Nach längerem vergeblichen Warten wurde die Ausdauer Sr. Majestät durch den Fang von fünf größeren Fischen belohnt, die Se. Majestät hinter einander in ziemlich kurzen Zwischenräumen aus dem Wasser zog. Es war ein besonders stattlicher Fisch von beinahe Armeslänge darunter; der Koch, dem der ganze Fang übergeben wurde, nahm diese Bereicherung seiner Küchenvorräte mit sichtlicher Freude entgegen. Die vier kleineren Fische wurden den nächsten Morgen zum Frühstück verzehrt, während das eine Prachtstück zur Abendtafel gereicht wurde.

Die beiden anderen Angler, Graf Waldersee und Graf Wedel, waren weniger glücklich und konnten daher zur Bereicherung der Schiffstafel nichts beitragen. Am Nachmittag begab sich Se. Majestät zu Gudvangen an Land, woselbst eine lange Reihe zweirädriger Gefährte bereit stand, die den Kaiser und

sein Gefolge durch das berühmte Näröthal und über seine abschließende Felswand, den Stalheimskleven (Klippe), bis zur Paßhöhe fahren sollten. Se. Majestät bediente sich wiederum des Karriols, das in Bergen beschafft worden war und stets an Bord mitgenommen wurde; diese Vorsichtsmaßregel war nötig, weil die kleinen norwegischen Gefährte zuweilen stark abgenutzt sind und nicht immer absolute Garantie der Sicherheit bieten. Dem Karriol Sr. Majestät, das an der Spitze der Wagenreihe fuhr, ging in angemessener Entfernung ein Karriol voraus, das gewissermaßen Eklaireursdienste zu leisten hatte. Die häufigen Krümmungen des Weges lassen entgegenkommende Wagen oft erst kurz vor einem drohenden Zusammenstoß sichtbar werden, und deshalb wurde die Maßregel getroffen.

Der Weg durch das Närödal mit seinen vielen Krümmungen, Auf- und Abstiegen erweckt namentlich bei der Niederfahrt Erinnerungen an eine Tivolirutschbahn; die trefflichen norwegischen Ponies sind daran gewöhnt, im scharfen Trabe hinunterzugehen und diese Gangart eine Zeitlang beizubehalten, wenn die folgende Terrainwelle einen Aufstieg bedingt.

Die steilen Wände des Närödals sind die natürliche Fortsetzung der Ufer des Näröfjords, offenbar hat einst das Wasser des Fjords über der Sohle des heute trockenen Tales gestanden. Nur die Färbung des Felsens erfährt allmählich eine Wandlung und wird lichter und lichter, je weiter man ins Tal eindringt; trotz der Steilheit der Hänge fehlt die Vegetation nicht ganz; aber von eigentlichen Waldbeständen kann durchaus nicht die Rede sein, nur von Gebüschformationen, die den trümmerbedeckten Halden entsprießen. In keinem Teile des Tales vermißt das Auge die Wasserfälle; denn in dieser Form suchen die Schmelzwasser der Hochebenen (Fjelds) fast ausschließlich ihre Verbindung mit der Talsohle.

Nach einer Fahrt von 9 Kilometer wurde der steile Hang erreicht, der das Tal abschließt; nach einer Steigung von etwa 240 Metern erreicht der viel gewundene Fahrweg die Paßhöhe (350 Meter), auf der sich Stalheims Hotel erhebt, einer der bestgehaltenen Gasthöfe in Norwegen, mit allem notwendigen Komfort versehen.

Schon aus der Ferne zeigte das Wehen der schwarz-weiß-roten Flagge neben der norwegischen, daß Deutschlands Herrscher mit Freuden auch auf dem Boden Norwegens begrüßt wird; auch eine große Zahl von Engländern und Schotten, die des Weges kamen, ergingen sich in ungekünstelten Kundgebungen der Verehrung, und ein graubärtiger Sohn Albions, der den Kaiser beim Vorüberfahren nicht erkannt hatte und sich belehren ließ, sah sich nach dem Kaiser um und rief ihm mit kräftiger Stimme als Abschiedsgruß nach: Long live Your Majesty!

Se. Majestät verweilten lange Zeit in der Veranda des Gasthofs, von wo der Blick in die Tiefe des Tales taucht; wie von Mondschein übergossen erscheinen die weißlichen Felsen beider Schluchthänge. Se. Majestät ließen das

großartige Bild durch einen der Herren seines Gefolges photographisch fixieren und zeichneten dann seinen Namen in den charakteristischen Schriftzügen ins Fremdenbuch ein. Dann ging die Fahrt wieder talwärts und nach einer Abwesenheit von vier Stunden brachte die kaiserliche Galeere den hohen Reisenden von Gudvangen wieder an Bord S. M. Jacht „Hohenzollern".

Als die Galeere, die Se. Majestät bestiegen hatten, langseits eines gleichfalls bei Gudvangen liegenden Vergnügungsdampfers mit etwa 150 Engländern und Engländerinnen an Bord — denselben, denen Se. Majestät bei Stalheim begegnet war — dahinfuhr, erscholl weithin ein dreimaliges „Hip, Hip, Hurra!" Gleich nach Ankunft Sr. Majestät an Bord lichtete die „Hohenzollern" den Anker und die Fahrt ging wieder zurück durch den wildprächtigen Näro- und Aurlandsfjord. Zunächst begegnete die „Hohenzollern" der nach Telegrammen an die nächstgelegene Telegraphenstation ausgesandten Dampfpinasse, welche deren auch mehrere zurückbrachte.

Überhaupt ist der telegraphische Verkehr Sr. Majestät mit der Heimat sowohl in Privat- wie in Staatsangelegenheiten ein äußerst lebhafter, begünstigt durch die große Ausdehnung des norwegischen Telegraphennetzes und das liebenswürdige Entgegenkommen der norwegischen Regierung, welche eine ganz ungewöhnliche Schnelligkeit in der Beförderung der Telegramme veranlaßt hat.

Der Kaiser saß während der Fahrt oben auf dem Radkasten, um nochmals all die wilde Schönheit des düsteren Näro- und Aurlandsfjord zu bewundern.

Verschiedene, hoch mit abgehauenen Zweigen beladene Boote belebten das Wasser; unter ihnen wurde auch eines jener primitiven Fahrzeuge sichtbar, deren sich die Fischer in diesen Gegenden teilweise noch bedienen und deren Segel aus einfachem Flechtwerk von belaubten Zweigen bestehen.

Nach etwa zweistündiger Fahrt kam die „Hohenzollern" in südöstlicher Richtung in den Lärdalsfjord einbiegend vor dem Flecken Lärdalsören vor Anker, mitten in einem ziemlich kreisrunden Becken, das von steilen nur spärlich mit niederem Buschwerk bewachsenen Felsen umgeben ist. Der Ort lag ziemlich weit vom Ankerplatze auf angeschwemmtem Lande dicht unter den Felsen der Berge.

In der Bucht erwartete der „Greif" die „Hohenzollern", um die aus Wilhelmshaven abgeholte Post zu überbringen. Dieselbe brachte für Se. Majestät reichliche Arbeit, mit welcher der Abend und der folgende Vormittag an Bord verbracht wurde.

(Fortsetzung folgt)

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Vierte Fortsetzung)

Oben lagen die drei Zimmer der jungen Mädchen. Das erste war als behagliches Wohnzimmer ausgestattet, mit hellen Möbeln aus Birkenholz und einem kleinen Kamin, in dem an diesem Abend die Tannenscheite prasselten.

„Du bist so still, Ebba?" Edith zog ihre Schwester an sich. „Hast Du Ärger gehabt? Ist was vorgefallen?"

„Ach nichts!" war die ausweichende Antwort. „Ich bin müde von dem langen Warten."

Edith kannte die zurückhaltende Art der Schwester und drang nicht weiter in sie.

„Ich muß dem Balg noch einen Kuß geben!" Sie nahm die Lampe und ging durch ihr gemeinsames Schlafzimmer in den letzten Raum, wo Evi ihr Reich hatte.

Das schwarze Köpfchen tief in die zerwühlten Kissen gedrückt und die blauseidene Daunendecke halb abgestreift, lag die jüngste Wenkendorff in unruhigem Schlaf.

„Schon zehnmal habe ich ihr die Decke hochgezogen!" sagte Ebba, während Edith sich über die Schwester beugte.

„Was hat sie denn für einen Kratzer auf der Backe? Ist sie wieder mal vom Baum gefallen?"

„Sie hat es mir nicht verraten. Den ganzen Abend war sie trotzig und sprach kein Wort."

Edith lachte: „Solch ein Strolch! Wann wird sie endlich mal vernünftig werden!"

Während sie dann ihre schwere blonde Flechtenkrone löste, fing sie an, von den Borkiller Erlebnissen zu berichten:

„Über eins freue ich mich doch dabei. Rate mal, worüber?"

„Wie soll ich das raten?“

„Spätestens in drei Tagen kommt jemand an.“

„Paul?“

„Ach, der ist weit! Außerdem habe ich nicht an mich gedacht. Na — wenn Du es jetzt nicht weißt?“

Ihre Augen flogen neckisch zu Ebba hinüber.

Die aber stampfte heftig mit dem Fuße auf: „Ich mag ihn nicht sehen! Ob er auf Borküll ist, oder sonstwo auf der Welt — mir ist es gleich, und wenn er tot ist — ich weine ihm keine Träne nach!“

„Mädel, Mädel! Du weinst ja schon jetzt!“ Edith nahm die Schwester in den Arm und redete mit lieben Worten auf sie ein. Während die Tränen ihr aus den Augen perlten, nestelte Ebba an ihrer Bluse und holte einen Brief hervor.

„Lies!“

Edith sah zuerst nach Datum und Unterschrift: „Aha! Aus Petersburg! Von Margot Schledehausen.“

Sie las den Brief mit halblauter Stimme und machte ihre Bemerkung dazu:

„Unglücklich ist sie, enttäuscht — das konnte man sich denken. Eine Schledehausen und so ein Rüpel von Mann! Wie war sie in ihn verliebt! Na ja — die alte Geschichte!

Nun will sie Dich warnen? Ich verstehe den Satz nicht recht. Was hat ihre Ehe mit Dir zu tun? Ach so, der Zeitungsausschnitt!“

Dem Brief war ein Bericht aus einer russischen Zeitung beigefügt, den sich Edith übersetzte:

„Gerade vom Adel verlangt man in dieser Zeit des Klassenhasses das Vorbild sittlicher Lebensführung. Aber gerade der Adel vernachlässigt häufig seine Pflicht. Das beweist wieder ein Vorkommnis aus der letzten Zeit, von dem in der Residenz allgemein die Rede ist. Ein Gardeoffizier von altem baltischen Adel hatte ein Verhältnis mit der Frau eines Kaufmanns angeknüpft, das von dem Betrogenen entdeckt wurde. Er überraschte das Paar in einem Separé; aber nicht genug, daß ihm der Offizier das Lebensglück zerstört hatte, trat er auch noch die Ehre des Ärmsten mit Füßen, indem er seinen begreiflicherweise erregten Vorwürfen mit der Reitpeitsche begegnete und den Ehemann zum allgemeinen Gelächter der Gäste die Treppe hinunterwarf. Dann beendigte er das begonnene Tête-à-tête in aller Gemütsruhe bei vielen Flaschen Champagner und geleitete die Dame in seinem offenen Wagen nach Hause.“

Soweit der Bericht. Am Rande hatte die Absenderin bemerkt, daß sie den Namen des Offiziers nicht nennen wolle. Seine Handlungsweise sei nicht schlechter, als die manches anderen Mannes, der von seinen Standesgenossen hoch geachtet wird. Aber eine glückliche Ehe sei bei solch einem Charakter ausgeschlossen.

„Hm!“ ließ sich Edith vernehmen. „Der Brief stimmt allerdings meine Freude herab! Ich zweifle keinen Augenblick, daß mit diesem Offizier von altem baltischen Adel Wolff Joachim gemeint ist. Sein Hochmut ist grenzenlos. Aber vielleicht hat jener betrogene Ehemann seine Frau schlecht behandelt und verdiente die Züchtigung? Wir wollen nicht blind verdammen!“

„Das ist doch nicht das Schlimmste!“ rief Ebba, ihre Tränen trocknend. „Könntest du einen Mann heiraten, der vorher schon eine andere geliebt hat?“

Sie stand zornig da, wie ein Engel des Schwertes, und ihre sonst so sanften grauen Augen flammten die Schwester an.

Edith behielt ihre Ruhe: „Warum nicht, wenn er aufgehört hat, sie zu lieben? Dann ist es doch so gut, wie wenn man einen Witwer heiratet!“

In neue Tränen ausbrechend, warf sich Ebba auf ihr Bett.

„Ich kann es nicht! Ich kann es nie und nimmermehr! Und wenn er uns jetzt besucht, will ich ihn nicht sehen — sonst bricht mir das Herz!“

„Kommt Zeit, kommt Rat!“ dachte Edith in ihrer lebensbejahenden Art. „Zu langen Besuchen wird es nicht kommen, denn Borkill wird ihn festhalten. Wenn er dort seine Pflicht tut, kann er manches wieder gutmachen.“

* * *

Als der Förster Sandberg seinem Herrn am anderen Morgen über die laufenden Geschäfte Bericht erstattete, sagte er wie beiläufig:

„Die Eichenschonung an der Rosenhofer Grenze muß neu angepflanzt werden.“

„Die zweijährige? Aber Sandberg — wieso?“

„Sie ist ganz und gar zertrampelt. Die Rosenhofer Leute halten ihre Meetings dort ab. Da geht es wild zu!“

„Hm! So nahe an Sternburg ist der Brand bereits! Und unsere Leute?“

„Gehen nicht hin, Herr Baron. Sonst wäre Sternburger Gebiet nicht verwüstet. Es sind viel Neue auf Rosenhof eingestellt. Sie kennen die Markierung nicht!“

„Eine fatale Nachbarschaft,“ rief Herr von Wenkendorf zornig aus. „Man sollte den Grafen Wolly einpacken und gut verschnürt nach Reval schicken. Seine Aufgeblasenheit bringt die ruhigsten Köpfe in Wut!“

„Um den Grafen handelte sich es auch bei dem Meeting. Er hat die Gärtnersleute Knall und Fall vom Hof gejagt, und die Frau ist erst vor fünf Tagen niedergekommen. Jetzt liegt sie bei der alten Tio und fiebert. Das hat böses Blut gemacht.“

Wenkendorff sah aus seinem Lehnstuhl prüfend auf zu dem Förster, dessen Stimme ihm heute einen fremden, drohenden Unterton zu haben schien. Hoch aufgeschossen und breit stand der blonde Mensch da. Seine gebräunten Arbeitshände krampften sich um die Stuhllehne, seine Augen blickten trotzig drein und vermieden das Auge des Herrn.

Der dachte schweigend: „Es ist das estnische Blut, was in ihm revoltiert!“

„Vielleicht, daß wir den Mann bei den Pflanzungen brauchen können. Um die Frau werden sich schon meine Mädchen kümmern,“ sagte er schließlich und mußte unwillkürlich lächeln, als er bemerkte, wie seine Worte die steife, geschlossene Haltung des Försters lösten und seinen Zügen den gutmütigen Ausdruck zurückgaben, der ihnen eigentümlich war.

„Also abgemacht, Sandberg. Wir wären wieder mal einig. Oder — haben Sie noch was auf dem Herzen?“

Eine jähe Röte färbte das wetterbraune Gesicht des Mannes. Er räusperte sich: „Ich wollte nur bitten, wegen Evi — wegen des gnädigen Fräuleins!“

„Was ist mit dem Mädel?“

„Sie sollte jetzt nicht mehr so allein in den Wald gehen! Ich meine bloß wegen des vielen Volkes. Und dann das mit dem Eichhörnchen . . .“

„Eichhörnchen?“

„Die alte Tio hat es mitgebracht. Sie fand es tot im Forst!“

„Evis Eichhörnchen? Weiß sie noch nichts davon? Da wird es Tränenbäche geben! Aber wie war denn das möglich?“

Sandberg zuckte die Achseln.

„Fragen wir doch die alte Tio!“

Wenkendorff ging entschlossen zur Tür.

Aus der Küche im Souterrain schallte den beiden eine laute, krächzende Stimme entgegen. In der halbdunklen Ecke des Herdes, beschienen von dem rötlichen Feuerschein, der aus dem Ofenloch fiel, hockte so was wie ein Tücherbündel. Als die Gestalt des Gutsherrn in der Tür erschien, kroch es aus seinem Winkel hervor und humpelte heran, sich als eine richtige Waldhexe entpuppend. Ein rissiges Gesicht von der Farbe verwitterten Leders ließ sich sehen, und aus einem zahnlosen Munde stürzte ein Schwall von Segenswünschen. Dabei umfaßten die dürren Arme die Kniee des Eintretenden, der sich mit ein paar gutmütig derben Worten der überschwenglichen Begrüßung erwehrte.

„Böse Zeiten, böse Menschen!“ jammerte die Alte und langte aus den Falten ihres Umhangs ein weißes Etwas hervor.

„Totgeschossen hat man es, das Glück von Sternburg! Wird sich rächen, wird sich rächen! Schwarze Tage werden kommen! Brand und Mord wird geschehen . . .“

Im Hintergrunde standen die Mägde und hörten mit angstvoll aufgerissenen Augen zu, wie die Alte ihre wirren Reden jetzt auch dem Herrn in die Ohren schrie.

Zu der frühen Stunde dieses nebligen Herbstmorgens war es noch dunkel in dem weiten, niedrigen Raum — eine Stimmung, die der gruseligen Situation ein eindrucksvolles Relief gab.

Herr von Wenkendorff lachte dröhnend auf:

„Habt ihr der Tio noch nicht ihren Kaffee gegeben? Sie spricht aus leerem Magen! Legt ihr ein ordentliches Stück Brot dazu und auch eine Handvoll Strömlinge. Dann wird der alten Wurzel die Welt bald freundlicher erscheinen. Als ob das Glück vom Leben und Sterben solch eines Viehes abhinge! Sich rühren, seine Pflicht tun, guten Mutes sein, das macht das Glück!"

Jetzt kam Ebba mit einem Paket herein und zeigte sich nicht wenig erstaunt, ihrem Vater in der Küche zu begegnen:

„Ich habe für die Gärtnersfrau einiges zusammengesucht," sagte sie und entfesselte damit bei der Alten einen neuen, jetzt aber ganz anders klingenden Gefühlsausbruch.

„Wahre Engels sind die Sternburger Fräuleins, von Gott selbst in die Welt geschickt, die Verlassenen zu trösten und uns Armen zu helfen!" Mit ihrem schmutzigen Rock wischte sie sich dabei die Tränen aus dem Gesicht.

Herr von Wenkendorff wandte sich lachend ab. „Jetzt schickt mir das Mädel, die Evi!" rief er seiner Tochter zu und stieg wieder die Treppe hinauf.

Aber Evi war nirgends zu finden.

Man war gewohnt, daß sie später frühstückte als die Schwestern, denn sie schlief gern lange, und da sie noch keine Pflichten hatte, ließ man sie gewähren.

Heute war sie ohne Frühstück auf und davon gegangen. Sie hatte sich schlafend gestellt, als die Schwestern früh wie immer zu ihrem Tagewerk aufstanden. Kaum hatten sie das Zimmer verlassen, war sie aus dem Bett gesprungen und zum Spiegel geeilt.

Blutrot leuchtete die Schramme, die ihr das widerspenstige Eichkätzchen gerissen hatte.

„Ich werde sagen, ich sei vom Baum gefallen. Wenn ich Peterchen nur wiederkriege!"

Ihr Herz schlug wild, als sie sich den Vorgang vom Nachmittag vorher in Erinnerung rief. Sie schämte sich ihres Jähzorns, und der Schmerz, über den sie sich am Abend in den Schlaf geweint hatte, stieg von neuem in ihr auf.

Sie hatte Peterchen beibringen wollen, auf Kommando so hübsch Männchen zu machen, wie er es bei guter Laune von selbst tat. Aber er war eigensinnig gewesen und seiner Lehrmeisterin schließlich wütend ins Gesicht gesprungen. Daher die Schramme.

In maßloser Heftigkeit hatte Evi ihren Montechristo geholt, das kleine Tesching, mit dem sie ihre ersten Schießversuche machte. Oben in den schon entlaubten Zweigen des alten Nußbaums hatte das unbotmäßige Tierchen gehockt und frech und ungeniert, als wäre nichts geschehen, an einer Nuß geknabbert. Das fachte Evis Wut von neuem an: sie zielte. Als sie abgefeuert hatte und sah, wie das Eichhörnchen von Zweig zu Zweig stürzte, wurde sie von einem jähen Schrecken gepackt.

Was hatte sie getan! Mein Gott, das war nicht ihre Absicht gewesen. Wirklich nicht! Sie hatte das Tier bestrafen, aber nicht morden wollen.

Von Gewissensqualen gepeinigt war sie fortgerannt, blindlings in den Wald hinein. Erst im Dämmern hatte sie sich nach Hause geschlichen, und als sie an dem Nußbaum vorüberkam, eine ganze Weile nach dem Tierchen gesucht. Sie fand es nicht und war mit der Hoffnung schlafen gegangen, daß ihr Schuß es nicht getötet, sondern nur verwundet haben möchte.

Der Gedanke, daß es am anderen Morgen auf ihr Locken sicher aus seinem Schlupfwinkel angesprungen kommen würde, hatte ihre Tränen schließlich wieder gestillt und sie auch heute früher als sonst aus dem Bett getrieben.

Nun lief sie schon stundenlang im Wald herum und ließ ihren feinen Pfiff erschallen. Aber kein Peterchen antwortete. In der Überlegung, daß waidwunde Tiere des Waldes sich immer in ihren Bau zurückziehen, drang sie bis an die Stelle ganz hinten im Forst vor, wo Sandberg im Sommer das Eichhörnchen gefangen hatte.

Sie fand auch bald die alte Eiche mit dem Nest. Von dem verwitterten Opferstein aus, an den sich Sagen aus der Heidenzeit knüpften, hatte sie den Stamm erklettert. In alle Astlöcher sah sie, die sich zahlreich in der vielfach vom Blitz getroffenen und geborstenen Rinde des Waldriesen fanden. Bis in den obersten Wipfel schwang sie sich, selbst zum Eichhörnchen geworden, und als sie dort in der Höhe über den Wellen des Waldes Ausschau hielt, wurde ihr mit einem Male frei und leicht zumut.

Ganz fern schimmerten die alten Dächer Sternburgs, und über ihnen der blaue Strich — war das Meer.

Zu ihrer Linken — fast greifbar nahe — lag der stolze Bau des Rosenhofer Schlosses. Deutlich erkannte sie auf der Turmspitze den seltsam stilisierten goldenen Hahn aus dem Wappen der gräflichen Besitzer. Die Sonne hatte jetzt die Herbstnebel zurückgedrängt und spiegelte sich aufblitzend in den Fensterscheiben der mächtigen Front.

Evis Blick schweifte weiter! Dort die Höhe trug den Krug von Borkül, und an das Gedicht vom Riesenspielzeug mußte sie denken, als sie die winzigen Bauerngefährte vor dem niedrigen langgestreckten Gebäude erkannte. Von Borkül selbst wuchs nur der hohe Schlot der Brennerei aus dem Tannengrün des Waldes. Aber dahinter, was war das? Wie eine feine spitze Nadel ragte es über die Linie des Horizontes. Evi jubelte: das konnte nur St. Olai sein, der stolze Turm von Revals alter Kirche!

Und das Herz ging ihr auf im Anblick all der schimmernden Weite. Vergessen war Peterchen und die Reue über ihre Tat. Wie ein Vogel fühlte sie sich, der frei und kühn im Äther schwimmt.

Reval! Jetzt lag es so nahe vor ihren Augen, und wie lange würde es dauern, bis sie wieder mal in Studes Konditorei Schokolade trinken durfte ...!

Das junge Mädchen nahm mit allen seinen Sinnen die Schönheit auf, die sich um seinen luftigen Sitz ausbreitete. Mit wohligem Schwindelgefühl ließ sie sich von den Zweigen wiegen und horchte auf das an- und abschwellende Rauschen ringsum. Es war eine passende Begleitung zu den Träumen ihrer jungen Seele.

Plötzlich schreckte sie zusammen: aus der Tiefe vernahm sie Stimmen und Schritte, unter denen das Reisig knackte.

„Es wird Sandberg mit seinen Arbeitern sein!" Sie kicherte vor Vergnügen in dem Gedanken an die Schelmerei, mit der sie ihn überraschen wollte. Sie beugte sich weit vor, um Eicheln vom Zweig zu pflücken und damit nach ihm zu werfen. Da sah sie erstaunt, daß es Fremde waren, die sich in ganzen Trupps aus dem Walde näherten. Vorsichtig duckte sie sich in den Schutz des welken aber noch festsitzenden Eichenlaubs und lauschte gespannt auf die seltsamen Vorgänge zu ihren Füßen:

Die Stimmen mehrten sich, schwirrten erregt durcheinander, schwollen drohend an, bis es mit einem Mal wieder still wurde.

Neben dem Brausen des Waldes unterschied sie deutlich einen rauhen Baß und es gelang ihr, einige der windverwehten, abgerissenen Worte zu erfassen. So was hatte sie noch nie gehört. Vom Weltgericht sprach der Mann da unten — von Fluch und Rache.

„Eine neue Zeit bricht an, in der die Gerechtigkeit herrscht, und wir sind es, die Enkel der Sklaven von einst, die sich mit ihrem Blut die Pforten der Freiheit öffnen. Noch füllt das Korn, geerntet von dem Land, was wir bestellen, die Scheunen der Unterdrücker. Noch stehen ihre Schlösser! Aber schon ist die Parole gegeben, auf die hin die Brandfackel in die Raubburgen geschleudert wird. Zerstreut euch überall im Land und tragt sie von Haus zu Haus. Schwört, Brüder, Treue der Sache der Freiheit und Tod dem Verräter!

Wacht auf, ihr Arbeitsleute!
Gekommen ist die Freiheit heute!"

In zornigem Beifall dröhnten die Stimmen und vereinigten sich jetzt zu einem gewaltigen Lied:

„Die Lerche singt,
Das Lied erklingt,
Der Morgen die Erlösung bringt . . ."

Wieder krachte es in den Zweigen, als wenn ein Rudel Waldtiere im Dickicht wechselt, und die mächtigen Klänge der seltsamen Weise mischten sich mit dem Sausen des Windes, der jetzt vom Meer ins Land hineinfegte, an jedem Zweige rüttelte und die schlanken Stämme bog.

Evi mußte sich in ihrer schwindelnden Höhe fest anklammern, um nicht herabgeweht zu werden: „Die Freiheit kommt, der Sonne Licht" klang es nun schon ferner. Ihr Herz klopfte unter dem Eindruck des überraschenden Erlebnisses und gleichzeitig fühlte sie eine nie empfundene Ergriffenheit.

Ein Schauder nach dem anderen war ihr über den Rücken gejagt, und, als sie sich jetzt wieder von Zweig zu Zweig schwang, um den Boden zu gewinnen, glühte eine fieberhafte Röte auf ihren Wangen. Sie brannte vor Ungeduld, das Gehörte zu Hause zu berichten. Mit einem kühnen Sprung ließ sie sich von dem untersten Ast zur Erde fallen. Als sie sich aufrichtete, stand, wie hergezaubert, der Förster vor ihr.

Bleich vor Schrecken und Erstaunen brachte er kein Wort hervor und sah das junge Mädchen an wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt.

Die gleiche Überraschung schloß zunächst Evi die Lippen, bis sie in ein übermütiges Lachen ausbrach:

„Warst du auch dabei? Kennst du das Lied? Ich habe es nur halb verstanden da oben. Sag doch, Sandberg, sprich doch! Ich hab nach Peterchen suchen wollen — da sind die vielen Leute gekommen und ich traute mich nicht herunter."

„Einsperren wird Sie der Vater!" preßte jetzt endlich Sandberg hervor. „Um ein Haar wären Sie den Mordbrennern in die Hände gefallen! Haben Sie denn nicht gehört, was sie wollen?"

Evi lachte unbekümmert und summte, den schwarzen Kopf mit dem vom Wind zerzausten Haar keck hin- und herwiegend, Worte des eben gehörten Liedes:

„Der Sklave bricht entzwei
Das Joch der Tyrannei . . ."

Dann sprang sie herausfordernd zur Seite: „Fang mich doch, du dummer Förster, sperr mich doch ein!"

Mit einem geschickten Griff hatte Sandberg das Mädchen gehascht.

Man war auf Sternburg wirklich um Evi in Angst geraten, und er hatte sich aufgemacht, das Kind zu suchen. Nun wand es sich unter dem Druck seiner festen Hand. Seine Augen sprühten Zorn, und mit herrischem Ton schrie es ihn an:

„Was erdreisten Sie sich, Herr Sandberg?"

Sofort ließ es der Förster los und sagte in formeller Haltung: „Ich bin beauftragt, Sie nach Hause zu führen."

„Vielleicht gefesselt?" höhnte Evi.

Sandberg schwieg und behielt seine konventionelle Miene.

„Also führen Sie mich! Arm krumm, wenn ich bitten darf!"

Sie wartete gar nicht ab, bis der Förster ihrer schon wieder in heiterstem Ton gegebenen Aufforderung Folge leistete, sondern hing sich einfach in den Arm des jungen Waidmanns und zerrte ihn vorwärts:

„Sandberg, guter lieber Sandberg, nun sei nicht mehr garstig! Kannst du denn deine Wildkatze gar nicht mehr leiden? Schieß sie doch tot, du böser Jäger!"

„Aber gnädiges Fräulein . . .!"

„Schafskopf! Ich heiße Evi und bin dein guter Kamerad!"

Auf einmal fiel ihr das Eichhörnchen ein. Sie ließ Sandbergs Arm los und blieb stehen, während ihr die Tränen in die Augen schossen.

„Du weißt es ja noch gar nicht . . .“ sagte sie tonlos.

„Daß Peterchen tot ist? Tio hat ihn gebracht. Aber — wenn ich den Hund kriege, der ihn erschossen hat, durchpeitschen will ich ihn!“

„Schlag mich — peitsch mich!“ schluchzte Evi und barg ihren Kopf an der Schulter des Försters. „Ich habe es nicht gewollt. Es war nur mein Zorn! Weil es mich gekratzt hat!“

Eine ganze Weile standen die beiden jungen Leute so nebeneinander, und nichts war zu hören in der Stille des Waldgrundes als Evis leises Weinen. Der Arm des jungen Mannes legte sich tröstend um die von immer neuem Schluchzen geschüttelte Gestalt:

„Weine doch nicht, kleine Evi — ich bring dir ein neues! Hab schon im Ellernholz wieder eins gesehen. Das ist doch nicht so schlimm! Es war ja nur ein Eichkätzchen.“

Evi blickte zu ihrem Tröster auf, schon wieder den Schalk im Auge: „Aber nun ist doch das Glück von Sternburg in Gefahr?“ Der Förster antwortete vorwurfsvoll: „Ja, wenn es sich nicht vorsieht und tollkühn auf alle Bäume klettert!“

Da schlangen sich zwei Arme um seinen Hals und herzhafte Küsse preßten sich auf seinen Mund:

„Nun bin ich dir wieder ganz gut!“ hauchte ihm das Mädchen ins Ohr. „Aber du hast mir das Klettern ja erst beigebracht. Weißt du noch — oben in den Tüffen?“

Puterrot und ganz verwirrt rückte sich Sandberg die Mütze wieder zurecht, die ihm bei dem stürmischen Überfall in den Nacken gerutscht war.

„Wir müssen rennen!“ sagte er verlegen. „Zu Hause wird man Angst haben. . . .“

„Also Dauerlauf!“

Einträchtig liefen die beiden die Waldschneise entlang, die geradenwegs auf den Sternburger Park zuführte.

Dabei kam Evi das Lied ins Ohr, das sie vorhin gehört hatte. Sie gab der Melodie den Takt ihres Laufschritts und pfiff sie mit spitzen Lippen vor sich hin.

Am Gatter des Parks hielt Sandberg sie zurück.

„Das Lied wird deinen Vater ärgern! Pfeife es lieber nicht.“

(Fortsetzung folgt)

Römiſche Kaiſerinnen

Von Dr. W. Janell in Berlin-Steglitz

Im erſten Buch ſeiner „Aeneis“ läßt Vergil die Königin Dido bei dem Feſtmahl zu Ehren der Trojaner den Trinkſpruch auf die Gäſte ausbringen; an einer ſpäteren Stelle nimmt Dido perſönlich an einer großen Jagd teil. Iſt dies öffentliche Auftreten einer Frau auch zum Teil aus Didos Stellung als Herrſcherin erklärlich, ſo konnte doch nur ein Römer es wagen, eine vornehme Frau ſo auftreten zu laſſen. Derſelbe Dichter weiſt der Gemahlin des Königs Latinus, Amata, als Führerin der fremdenfeindlichen Partei am Hofe eine beſondere Rolle zu, eine Rolle, die ſie ſo ausfüllt und die für ſie ſoviel bedeutet, daß ſie ſich den Tod gibt, als ſie die Niederlage ihrer Partei und ſich als Urſache alles Unglücks erkennen muß. Während alſo Vergil Frauen ſolche Stellung zuweiſen konnte, weil gerade zu ſeiner Zeit in Rom, wenigſtens in den höheren Kreiſen, die Frau ſich der größten geſellſchaftlichen Freiheit und der größten Selbſtändigkeit in wirtſchaftlicher Hinſicht erfreuen durfte, wäre das im Bereich der griechiſchen Kultur unmöglich geweſen: wir ſehen das recht deutlich bei Homer, wo ſelbſt Helena und Penelope nur unter männlichem Schutz in der Öffentlichkeit auftreten und gewiſſermaßen nur Objekte des männlichen Willens ſind. Freilich war es einſtmals auch auf griechiſchem Boden anders geweſen: die kretiſch-mykeniſche Kultur kennt hohe Stellung und Geltung der Frau, eine Tatſache, die nicht nur unmittelbar aus den Bildwerken jener Zeit, ſondern auch durch die Vermittlung der Atalanteſage — hierauf hat meines Wiſſens zuerſt G. Rodenwaldt in ſeinem grundlegenden Werke über die „mykeniſche“ Wandmalerei hingewieſen — uns bekannt iſt. Ein Nachhall der Anſchauungen dieſer Zeit betreffs der Stellung des weiblichen Geſchlechtes klingt aus der Schilderung Homers von der Bedeutung der Phaiakenkönigin Arete hindurch, die geehrt wird von ihrem Gatten, „wie auf Erden ſonſt keine Frau geehrt wird“, und auch ſelber in die Verhandlungen der Männer ratend eingreift. Was ſo vor mehr denn drei Jahrtauſenden auf griechiſchem Boden einmal

lebendig und gültig war, das ist auf italischem Boden noch ein Jahrtausend später erhalten.

Jedenfalls war in Rom am Ende der Republik in den höheren Schichten die Frau in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung dem Manne durchaus gleichgestellt, wie sie auch politisch, namentlich im letzten vorchristlichen Jahrhundert, vielfach eine bedeutende Rolle spielte: so zeigen uns Ciceros Briefe z. B. Clodia, die „Lesbia" Catulls, auch die Mutter, Schwester und Gattin des Brutus als politisch einflußreiche Damen.

Wenn sich also in der Gleichstellung der Frau mit dem Manne in wichtigen Dingen, in „rechtlicher und wirtschaftlicher Unabhängigkeit, höherer Geistesbildung und großer Bewegungsfreiheit", Ähnlichkeit mit modernen Anschauungen und Zuständen ergibt, so war es anders mit der Ehe. Für diese vertritt der Römer, wenigstens der Angehörige des alten Adels, den Standpunkt, daß Ehe und Familie „lediglich die Werkzeuge politischer Herrschaft" und „Mittel zur Mehrung und Stärkung der Macht jeder großen Familie" seien, und läßt den Gedanken, daß eine Frau auf das Recht der eigenen Gattenwahl Anspruch erheben könne, niemals aufkommen. Die Frau wird nicht als Weggenossin angesehen, die der Mann für Freud und Leid sich wählt, weil ihn zu ihr die stärkste persönliche Neigung zieht, weil er gerade diese als die geeignetste betrachtet, sein Lebenswerk zu teilen oder zu verstehen — eine Auffassung, wie sie unsere Zeit als eine „der letzten und feinsten Blüten des modernen Individualismus", gezeitigt hat —, sondern es sind eben politische und wirtschaftliche Gründe, die zur Ehe veranlassen. Darum dürfen wir uns nicht wundern, in einer inschriftlich erhaltenen Leichenrede, die ein Witwer seiner verstorbenen Gattin hält, ganz praktische, nüchterne Erörterungen über die Tätigkeit und Tüchtigkeit der Verstorbenen in Geldangelegenheiten zu finden oder auf einem Grabstein zu lesen:

„Zwei Söhne gebar sie: einen ließ auf Erden sie
Zurück, den andern barg sie in der Erde Schoß.
Sie war von artiger Rede und von edlem Gang,
Versah ihr Haus und spann . . ."

Es war dem Römer eben natürlich, daß man von der Gattin in erster Linie gesunde Kinder, eine dem Range des Mannes entsprechende Gewandtheit im Auftreten und Tüchtigkeit als Hausfrau erwartete und verlangte. Dabei darf aber nicht verkannt werden, daß einerseits zarte und innige Gefühle zwischen Mann und Frau nicht fehlten, wie uns wieder Ciceros Briefe lehren und so mancher Grabstein zeigt, anderseits die „auf Vernunftgründen aufgebaute" Ehe der römischen Antike insofern eine gewisse Berechtigung hatte, als der Familienorganismus eine Rolle spielte, wie er sie bei uns noch in den Familien der Fürsten und der — Bauern auch heute noch manchmal innehat.

War so die Ehe „eine von politischen Gründen diktierte Handlung", so hielt man frühe Verlobungen und Heiraten für nützlich, leichte Ehescheidungen

für notwendig, ohne die Gefahren zu beachten, die die leichte Lösung der ehelichen Bande mit sich brachte: Frivolität, Verschwendungssucht und Untreue, Laster, die man durch „die Einflüsse der Erziehung, des religiösen Empfindens, der öffentlichen Meinung" zu bekämpfen versuchte, die aber wegen des größeren Einflusses der Frau auf den Mann und ihres geringeren Verantwortlichkeitsgefühles zu unterdrücken nicht gelang.

Von diesen Gesichtspunkten aus die Geschichte der Frauen der Cäsaren zu betrachten, unternimmt Guglielmo Ferrero, der bekannte Verfasser von „Größe und Niedergang Roms", in seinem neuesten Werke*) und entrollt mit gewohnter Meisterschaft Bilder wirklichen Lebens, echten Menschentums und tiefster Tragik.

Hatte schon Cäsar seine Ehebündnisse aus politischen Gründen schließen müssen — dabei „widmete er", nach einem Worte Mommsens, „seinen Frauen eine ehrliche Zuneigung, die selbst auf die politischen Verhältnisse nicht ohne Rückwirkung blieb" —, so führten den jungen Octavian, den „Abkömmling eines frischgeadelten reichen Bourgeois", zu jener beschleunigten Eheschließung mit Livia, in der „sich die Quintessenz des römischen Hochadels vereinigte", ähnliche Ursachen, wie sie Napoleon den Ersten Marie Luise von Österreich heiraten ließen. Die für moderne Anschauung unfaßbare Tatsache, daß der eigene Gatte Livias, Tiberius Claudius Nero, sie Octavian vermählte, läßt sich, wie Ferrero trefflich ausführt, ebenfalls nur aus politischer Berechnung erklären; offenbar hoffte der Claudier, „durch diese Heirat den jüngsten der drei Führer der neuen Regierung zur altaristokratischen Partei herüberzuziehen". Ausgezeichnet schildert Ferrero dann Livias Wirken und Erfolge: was sie durch diese Heirat übernahm, hat sie „mit ruhiger Beharrlichkeit, Mäßigung und wunderbarem Taktgefühl" durchgeführt, und wirklich bedeutete Livia im ersten Jahrzehnt des Prinzipats „für die Römer die Verkörperung des Ideals einer vornehmen Matrone", bis dann bald nach der Vermählung der Kaisertochter mit Agrippa ihr „Stern vor der blendenden Erscheinung" Julias zu erblassen begann und durch das Auftreten und Benehmen der Stieftochter eine Rivalität zwischen beiden Frauen sich herausbildete, die sich auch nach Julias zweiter Witwenschaft und ihrer Wiederverheiratung mit Livias Sohn Tiberius fortsetzte und zu mehrfachen Intrigen gegen die Kaiserin und Tiberius führte. Wie sich in der Hetze gegen Tiberius zugleich die Rache der vornehmen Welt „an der kaiserlichen Familie für die Vorrechte, die die überragende Stellung ihres Oberhauptes ihr verschaffte" offenbarte, wie sie sich ebenso in dem Verhalten zur gestürzten und verbannten Julia kundtat, wie weiter die Schwierigkeiten, die Tiberius während seiner Regierung zu überwinden hatte, sich zum großen Teil aus diesen psychologischen Ursachen ergeben, das alles führt Ferrero uns vor Augen und nimmt dabei Anlaß zu einer gründlichen Prüfung des Cha-

*) „Die Frauen der Cäsaren." Berechtigte Übersetzung von Ernst Kapff. Stuttgart, Julius Hoffmann, 1912. 8° 212 S. mit 26 Abbildungen nach antiken Bildnissen.

rakters und der Tätigkeit des zweiten Kaisers, dem er als Herrscher wie als Mensch volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Der 37 nach Christi erfolgte Tod des Tiberius zeigte „den Römern zum erstenmal, daß, wenn es schon schwer hielt, den richtigen Kaiser zu bekommen, es noch schwieriger war, eine Kaiserin dazu zu finden", die wie Livia allen Anforderungen an vornehme Abkunft, Tugend und Intelligenz entsprach, und weil die Gemahlinnen der folgenden Kaiser diese meist nicht erfüllen konnten, waren sie es, „die, ohne sich selbst darüber im klaren zu sein, das mächtige julisch-claudische Haus ins Verderben stürzten".

Diesen Gedanken begründet Ferrero dann weiterhin aus den Tatsachen der Geschichte in den nächsten Jahrzehnten: Caligula, der durch seine ägyptischen Aspirationen einer Geschwisterehe seine Schwester Drusilla in einen frühen Tod trieb, war nicht imstande, „die Stelle, die eine Livia innegehabt, mit einer ihrer würdigen Nachfolgerin" zu besetzen.

Claudius, das „leichtgläubige, schreckhafte und impressionable alte Kind", hatte als erste Gemahlin Valeria Messalina, die, nicht geneigt ihm „einen Teil seiner Regierungssorgen abzunehmen", sich nur bemühte, die Mittel zu beschaffen, „mit denen sie ihre riesigen Ausgaben zur Befriedigung ihrer Genußsucht und ihres Luxusbedürfnisses decken konnte". Erst Messalinas Nachfolgerin Agrippina, die Tochter des Germanicus, führte durch Sparsamkeit und Schärfe des Regiments eine „Periode der Ordnung und strengen Zucht" herbei, „wie denn ihre ganze Politik auf die Wiederbelebung der Regierungsgrundsätze des aristokratischen Regimes ausging" und sie auch in ihrer Thronfolgepolitik den Bahnen des Augustus folgte, indem sie nur den Vorteil der Familie und des Staates, nicht den persönlichen im Auge hatte. Das beweist ihr Verhalten ihrem eigenen Sohn Nero gegenüber, den sie, als er auf verkehrten Bahnen wandelte, dem Interesse des Staates zum Opfer gebracht hätte, wenn es ihr möglich gewesen wäre. Agrippina fiel schließlich dem Haß der Poppaea Sabina, Neros späterer Gemahlin, anheim: Nero ließ sich verleiten, den Muttermord zu befehlen und gutzuheißen. Sie „starb wie der Soldat auf seinem Posten, als tapfere Vorkämpferin für das gesellschaftliche und politische Erbe des alten Geschlechteradels und die altehrwürdigen Traditionen, . . . für ihre Familie, für ihren Stand und für Rom".

Betrachten wir das Geschick des julisch-claudischen Hauses, wie Ferrero es gezeichnet hat, im ganzen, so erkennen wir: es ist in den Männern und Frauen dieses Hauses mehr stolzer römischer Sinn als absolute Tyrannei, mehr Staatsgesinnung als Eigennutz, weniger Schuld als Tragik und Unheil, die schlimmer noch die Frauen heimsuchten als die Männer. Und so gewinnen wir die Erkenntnis von neuem, daß „der Prozeß des Fortschritts eine der tragischsten Erscheinungen in der Weltgeschichte darstellt".

Ferrero hat bereits in seinem oben genannten, großen Werke sich als unabhängiger, besonnener Forscher mit einer glänzenden Darstellungskraft bewährt

— er tut das auch hier. Wenn manches seiner Ergebnisse im einzelnen anfechtbar ist, wenn mancher Schluß, den er zieht, nicht zwingend erscheint, so müssen wir immer wieder die psychologische Meisterschaft bewundern, mit der Ferrero Menschen und Tatsachen zu durchforschen und zu deuten weiß, und gern schauen wir ihm zu, wenn er die „ungeheure geschichtliche Tragödie" des julisch-claudischen Hauses aus der „einseitigen und grellen Beleuchtung", „die ihr durch Tacitus zuteil geworden ist", in ein milderes und gleichmäßigeres Licht rückt. War schon früher die Glaubwürdigkeit des Tacitus, dem noch Leopold von Ranke in seiner „Weltgeschichte" das höchste Lob spendet und dessen Autorität Gustav Freytag in seiner „Verlorenen Handschrift" so wirksam zu verwenden versteht, wenigstens inbezug auf die Charaktere und Motive der hervorragendsten Personen jener Zeit ins Wanken gekommen, so hat Ferrero sie noch weiter erschüttert, ja teilweise ganz zunichte gemacht; dies gilt namentlich für Tiberius und Livia, deren Rettung übrigens bereits Hugo Willrich in seinem Buche „Livia" mit Erfolg unternommen hat.

Aber noch etwas anderes ist es, auf das von neuem mit Nachdruck hingewiesen zu haben Ferreros großes Verdienst ist: ich meine das gewaltige Problem, wie die uralte Antinomie zwischen dem natürlichen Freiheitsdrange und der „unbedingt notwendigen strengen Zucht" zu lösen sei.

Noch ein Wort über das Äußere des Werkes: Ausstattung und Druck sind gut; bei den Bildern fiel mir auf, daß neben Octavia, Livia, Antonia, Agrippina u. a. auch Abbildungen von Cicero und Pompejus beigegeben sind. Einer raschen, klaren Übersicht über die Verwandtschaftsverhältnisse hätte eine Ahnentafel gute Dienste geleistet.

Die Übersetzung ist trotz einiger Ausdrucksfehler und Unebenheiten im ganzen gelungen.

Allen Gebildeten, die Interesse für die Antike und für moderne Behandlung der Probleme, die jene enthält, hegen, ist auch dies Buch Ferreros warm zu empfehlen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geschichte

Ranke hat einmal gesagt, der Historiker müsse alt werden, ehe er seines Amtes befriedigend walten könne. Dieser Ausspruch nimmt seine Berechtigung aus der Tatsache, daß der historische Stoff und seine Verknüpfungen ihre hauptsächliche Eigenart in den Geschehnissen finden, die ihre Wurzeln in die menschlichen Seelen senken und darum rein rational nicht erfaßbar sind; daß mithin der Historiker ein Seelenkundiger sein muß, der — soweit dies einem Menschen zugelassen ist — die Struktur des menschlichen Innern zu erkennen und bei der geschichtlichen Verknüpfung zu berücksichtigen vermag. Nicht sowohl psychologische Gesetze als die psychischen Erscheinungsformen werden für ihn von Bedeutung sein. Diese psychologische Erfahrung wird gewonnen durch Umgang und Verkehr mit anderen, durch Selbstbeobachtung, aber auch durch das Studium der Geschichte und psychologisch wahrer Dichtung. Ist derartiges Tatsachenmaterial in reichem Maße in seine empfängliche Seele eingeströmt, so wird der Historiker immer klarer das Seelenleben der ihm entgegentretenden Menschen der Vergangenheit durchschauen, sie und ihre Motive richtig würdigen. Gerade Ranke war ein Meister der überzeugenden, weil mit der Erfahrung übereinstimmenden Seelenanalyse, und das bereits in verhältnismäßig jugendlichem Alter.

Jeder, der auf dieses Gebiet sein Studium konzentriert, wird sich also in der Masse der verschiedenartigsten seelisch bedingten Erscheinungen orientieren müssen. Hierbei treten die Erscheinungen in Gruppen zusammen, und die im Einzelfall beobachteten Tatsachenkomplexe gewinnen nicht selten typische Bedeutung; ihr psychischer Inhalt ist oft nur graduell von dem anderer Fälle verschieden, und durch Klarheit über die Typen gewinnt der Historiker Verständnis auch für die Erscheinungen des geschichtlichen Lebens, die sich als Übergänge zwischen den Typen oder als Mischungen und Kombinationen verschiedener typischer Fälle erweisen.

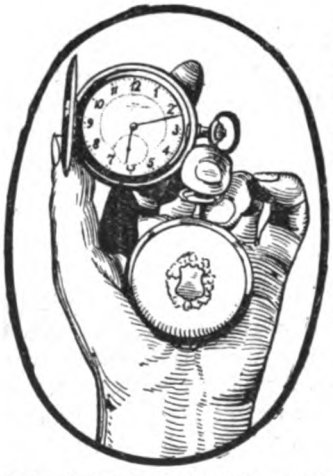
Ein gewisser Ersatz für diesen durch Lebenserfahrung und lange Beobachtung an historischen Objekten zu erlangenden Reichtum an typischen Begriffen kann uns geboten werden, wenn ein so Erfahrener die ihm begegneten typischen Tatsachen darlegt. Dies ist die Absicht des Buches von **Ludwig Rieß**: **„Historik"**, ein Organon geschichtlichen Denkens und Forschens (Band I, Verlag von Göschen, Berlin und Leipzig 1912). Ich lasse hier die in dem Buche anfangs gegebenen Auseinandersetzungen über Grundbegriffe und Grenzen der geschichtlichen Betrachtung beiseite, zumal manches darin anfechtbar ist, und weise nur auf das hin, was den Hauptinhalt und Wert des Buches ausmacht: die Darstellung der Typen des individuellen Lebens und der freien Vereinigungen unter den Menschen; ihnen sollen im zweiten Band die Typen der organisierten Gemeinschaften und die „Summationen als Produkte des historischen Prozesses" folgen, nebst einem Überblick über die Aufgaben der Geschichtsphilosophie. Von der Art, wie Rieß seinen Stoff darstellt, haben die Leser durch den Abdruck des Kapitels über die Temperamente (Grenzboten 1912, Nr. 49, S. 457 bis 460) eine Probe erhalten. In derselben Weise sind nun Affekte, Gedächtnis, Phantasie,

Intellekt, religiöſe und moraliſche Seelenvorgänge, Charakter und Perſönlichkeit behandelt; von menſchlichen Vereinigungen finden wir die auf Sympathie, auf geſellſchaftlichen Formen und auf idealen Beſtrebungen begründeten behandelt, dazu die gemeinſchaftsbildende Kraft von Mode und Zeitgeiſt und die der hiſtoriſchen Ideen. Überall ſind aus den beſten Hiſtorikern, vor allem aus Rankes klaſſiſchen Darſtellungen, die Beiſpiele herangezogen. Zwar hat man ab und zu das Gefühl, als ſollte die hiſtoriſche Erſcheinungswelt in ein Schema gezwängt werden —, aber wie ſollten wir die Menſchen verſtehen und darſtellen, ohne feſte Begriffe auf ſie anzuwenden, ohne die wimmelnde Maſſe des Einzelgeſchehens vom Typus her zu ordnen? So wird man das Buch des vielbeleſenen Autors nicht ohne großen Nutzen aus der Hand legen, wenn man auch von einer ſolchen Formenlehre hiſtoriſchen Geſchehens logiſchere Gliederung, ſtraffere Faſſung erwarten müßte. Oft läßt der Verfaſſer ſeine Gedankengänge weitab vom Zweckpunkt des Buches ſchweifen, ſcheidet nicht ſcharf Wichtiges und Unwichtiges, und wir ſtehen mehr als einmal in Gefahr, die Brücke zur Geſchichte, die Anwendbarkeit des Ausgeführten aus den Augen zu verlieren. Noch etwas Äußerliches muß zum Schluß erwähnt werden: die Zahl der ſchlimmen Druckfehler, beſonders in Namen und Fremdwörtern, iſt Legion, und das Regiſter iſt unzuverläſſig.

Profeſſor Dr. W. M. Becker in Darmſtadt

Volkswirtſchaft

La Question de la Population par **Paul Leroy-Beaulieu,** Membre de l'Institut, Professeur au Collège de France. Librairie Félix Alcan, Paris 1913.



Ein halbes Menschenalter

nämlich 20 Jahre lang leisten wir Garantie für unsere **goldplattierten** Taschenuhren. Ihr Gehäuse bleibt im normalen Gebrauch unverwüstlich, weil es aus Stahl besteht, auf den eine 14karätige Goldauflage gewalzt und geschweisst ist. So entsteht eine Kombination von zähem Hart- und geschmeidigem Edelmetall, die jedem vernünftigen Ansturm trotzt; ihre Haltbarkeit ist verblüffend. Diese starken Gehäuse sind modern geformt und vornehm künstlerisch dekoriert; sie sind im Aussehen den **echt** goldenen **völlig** ebenbürtig. **Dünnen** 8- oder 14karätigen Goldgehäusen sind unsere **goldplattierten,** unbegrenzt widerstandsfähigen Kombinationen glänzend überlegen.

Machen Sie noch heute die Probe auf das Exempel!

Katalog U 70: Silber-, Gold- und Brillantenschmuck, Glashütter und Schweizer Taschenuhren, Grossuhren, echte und silberplattierte Tafelgeräte, echte und versilberte Bestecke.

Katalog R 70: Moderne Pelzwaren.

„ *S 70:* Beleuchtungskörper für jede Lichtquelle.

„ *P 70:* Photographische und optische Waren: Kameras, Vergrösserungs- u. Projektions-Apparate, Kinematographen, Operngläser, Feldstecher, Prismengläser usw.

Katalog L 70: Lehrmittel u. Spielwaren aller Art.

„ *T 70:* Teppiche, deutsche und echte Perser.

„ *H 70:* Gebrauchs- und Luxuswaren; Artikel für Haus und Herd, u. a.: Lederwaren, Plattenkoffer, Bronzen, Marmorskulpturen, Terrakotten, kunstgewerbliche Gegenstände und Metallwaren, Kunst- und Tafelporzellan, Kristallglas, Korbmöbel, Ledersitzmöbel, weisslackierte, sowie Kleinmöbel, Küchenmöbel und Geräte, Wasch-, Wring- und Mangelmaschinen, Metallbettstellen, Kinderstühle, Kinderwagen, Nähmaschinen, Fahrräder, Grammophone, Barometer, Rasierapparate, Reisszeuge, Schreibmaschinen, Panzerschränke, Schirme, Straussfedern, Geschenkartikel usw.

Stöckig & Co. Dresden-A. 16 (i. Deutschland) — Fürstl. Lipp. — Hoflieferanten Bodenbach i. B. (i. Österreich)

Eine schwerwiegende Bestätigung dessen, was Julius Wolf (siehe den ersten diesjährigen Band der Grenzboten S. 45) als Hauptursache des Geburtenrückganges gefunden hat: kluge Berechnung im Interesse einer ideallosen materialistischen Gesinnung und Abschüttelung aller Fesseln, die der Selbstsucht von Autoritäten und Traditionen und namentlich von der Religion angelegt werden. Der französische Nationalökonom berechnet, daß nach hundert Jahren die französische Nation verschwunden, Frankreich von eingewanderten Belgiern, Deutschen, Italienern und Spaniern bewohnt sein werde. Was den Schwund noch einigermaßen aufhalte und verschleiere, das sei die Fruchtbarkeit einiger Landschaften: der Bretagne, der Vendée, eines Teiles von Lothringen, der Départements Béarn, Nord und Pas de Calais; das seien aber gerade die gläubig gebliebenen Landesteile. Das einzige Mittel, das französische Volk vor dem Untergange zu retten, bestehe demnach in der Rückkehr zum Glauben und zu einer idealen, opferwilligen Gesinnung. Die Regierung müsse den Kampf gegen die Religion einstellen; den Volksschullehrern dürfe nicht länger gestattet werden, an der Zerstörung der Religion zu arbeiten, der unsittlichen Literatur und Bühne müsse gewehrt, die Fruchtabtreibung, die Anleitung zu den Praktiken der Neomalthusianer müßten bestraft werden. Zu den mitwirkenden Ursachen des Geburtenrückganges rechnet der Verfasser u. a. den „Arrivisme“: der Arrivist wolle sich nicht mit Kindern belasten, die ihm das Vorwärtsstreben erschweren, wolle auch seiner Nachkommenschaft das Emporsteigen erleichtern, was seiner Meinung nach dadurch am sichersten geschehe, daß er nur einen Sohn habe, auf den er all seine Sorge und seine Mittel konzentrieren könne. (Ein doppelter Irrtum, meint Leroy-Beaulieu, weil einzige Söhne verzärtelt werden und meistens nichts taugen, und weil nach der geschichtlichen Erfahrung gerade nachgeborene Söhne es zu sein pflegen, die den Ruhm einer Familie begründen.) Ferner wirkten ungünstig die Kinderschutzgesetzgebung und die übertriebene Ausdehnung des Schulzwangs, die dem Armen

Werkstätten Bernard Stadler

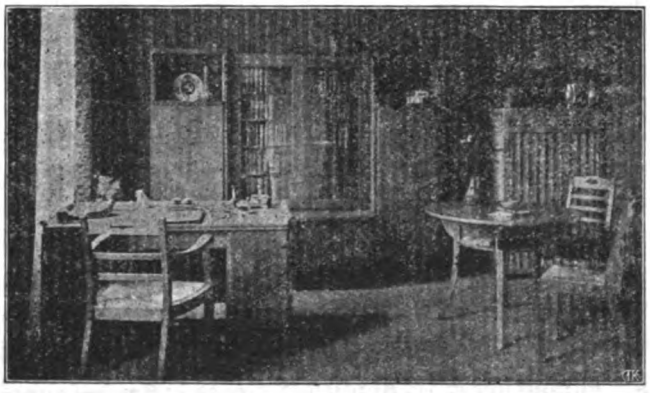
Paderborn Zusammenarbeiten von Kaufmann, Künstler und Handwerker; im neuzeitlichen Geiste durch Max Heidrich entworfene Zimmereinrichtungen; gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, in sich schön durch die Wirkung des Holzes und die feinfühlig abgewogenen guten Verhältnisse der Formen. Einzelanfertigung in verständnisvollem Eingehen auf besondere Wünsche. Besonders preiswert:

Bürgermöbel

Vollständige Zimmer für etwa 300 bis 1000 Mark. Teppiche, Bezug-Stoffe, Beleuchtungskörper, auserlesenes kunstgewerbliches Kleingerät

Lieferung frei in die Wohnung.

Preisbuch T 3 mit 170 Abbildungen Preis 1 Mark



Berlin W. 30 · Bremen · Düsseldorf · Hamburg · Leipzig

Traunsteinerstr. 6 Georgstr. 64 Bleichstr. 6 Bergstraße 12/14 i. H. Aug. Polich

Kinder zur Laſt machen, während dieſe früher verdienen halfen; im Mittelſtande aber die Erſchwerung der Verſorgung durch übermäßige Anſprüche an die Aſpiranten; dieſe würden gezwungen, Kenntniſſe zu erwerben, die ſie für ihren Beruf gar nicht brauchten, ſo daß langes koſtſpieliges Studium und Prüfungen die erſtrebte Lebensſtellung verſperrten, mitunter gefährdeten und jedenfalls das Heiratsalter hinausſchöben. Endlich die hohe Beſteuerung der Hinterlaſſenſchaften. Auch ſchon die der Erbfolge in der Seitenlinie entmutige; denn die Ausſicht der Kinder, ledig gebliebene Onkel und Tanten zu beerben, ermutige dazu, ihre Zeugung zu wagen; die Vermögen müßten ohne läſtige Formalitäten unverkürzt auf die Erben übergehen. Als kleine Mittel neben dem großen, der Änderung des Volksgeiſtes, werden u. a. empfohlen: Kinderprämien, militäriſche Vergünſtigungen, Reſervierung aller Stipendien und Freiſtellen für Söhne normaler, d. h. mindeſtens drei Kinder nachweiſender Familien; auch in der Beamtenlaufbahn ſollen kinderreiche Väter und ihre Söhne bevorzugt werden; Baugeſellſchaften, die Wohnungen für kinderreiche Familien herſtellen, ſoll der Staat durch Steuererlaß begünſtigen. — Das Buch verdient eine eingehende Analyſe, der ſich vielleicht ein anderer Mitarbeiter unterzieht, auch aus dem Grunde, weil es eine ſehr ausführliche, zum Teil originelle Widerlegung des Malthuſianismus enthält.

Carl Jentſch in Neiße

Nachdruck ſämtlicher Aufſätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags geſtattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 36/37.

Busch

Neuheiten in Prismen-Binokels
enthält der letzte Katalog, welcher kostenfrei zugesandt wird.
Emil Busch, A.-G., Optische Industrie, Rathenow. Gegr. 1800.

Der Zuſammenbruch der Herrſchaft Napoleons des Erſten

Von Dr. G. Groſch in Sonneberg

Die Antike iſt beherrſcht von der Idee der Welteroberung. Kein Staat erkennt den andern an, kein Herrſcher begnügt ſich mit ſeinem Reiche. Stetes Streben nach Vergrößerung des eigenen Territoriums: das iſt das Charakteriſtikum jeder Regierungsform im Altertum, der abſoluten Deſpotie wie der Republik, der Oligarchie wie der Ochlokratie. Die Konſequenz iſt die, daß man ſchließlich nach der Weltherrſchaft trachtet, ein Ideal, unter deſſen Bann das ganze Altertum ſteht, dem Alexander der Große ſeinen Ruhm, das Imperium Romanum ſeine Ausbreitung verdankt.

Letzten Endes iſt jenes Ideal aufgeſtellt worden, um den Krieg auszuſchalten. Im Innern der geſellſchaftlichen Verbände, der Staaten herrſcht der Friede; doch ſind ſie ſtetig umdroht von den Nachbarn. Das Beſtreben nun, den Krieg aller gegen alle für die Gemeinſchaften der Menſchen auszuſchalten, hat zu dem Poſtulat einer Weltmonarchie geführt. Der Gedanke iſt der, daß nach der Durchführung dieſes Planes nur eine Geſellſchaft vorhanden iſt, die ſich dann nicht mehr ſelber bekriegen kann.

Es ſoll alſo nicht ſowohl der Krieg aller gegen alle, wie er im Naturzuſtande beſteht, für die Gemeinſchaften ausgemerzt, ſondern der Krieg ſoll bis zum äußerſten Ende gebracht werden, wo er dann angeblich von ſelber aufhören muß. Welteroberung will ſomit nicht Überwindung des Naturzuſtandes — das erzielen die Menſchen durch die von ihnen geſchaffenen Geſellſchaftsformen —, ſondern Anpaſſung an dieſen; „die Weltmonarchie bedeutet die Gewalt!“ Welteroberung treiben heißt ſomit den Krieg in Permanenz erklären. Die nach der Weltmacht trachtenden Staaten vermögen uns eine gute Illuſtration hierfür zu geben; ſelbſt in Rom, das doch

am erfolgreichsten im Welteroberungsbestreben war, konnte der Tempel des Kriegsgottes nur äußerst selten geschlossen werden: der Krieg riß eigentlich nie ab. So ist die Welteroberung nicht der Schlußstein in der Vergesellschaftung der Menschheit; sie bedeutet nicht die Bekrönung dieser Großtat des Menschen, wenn schon auch sie des Friedens wegen in die Wege geleitet worden ist.

Das Mittelalter ist — entwicklungshistorisch beurteilt — über das Altertum in dieser Grundfrage nicht hinausgekommen. Kaisertum und Papsttum, beide streben ganz offen — als Erben der römischen Imperatoren — nach der Weltherrschaft. Zumal das erstere hat große Erfolge, und gerade die hervorragendsten deutschen Kaiser erwiesen sich als die hauptsächlichsten Vorkämpfer in diesem Ringen, das in den damaligen Jahrhunderten als das höchste allen politischen Wirkens angesehen wurde.

Wie urteilt beispielsweise Dante, der schon am Ausgang dieser Epoche steht, noch so anerkennend über die Bestrebungen der Kaiser. Ihm sind Kaisertum und Weltmonarchie identisch; und die letztere ist nach ihm einfach ein Postulat der Vernunft, weil sie zum besten Zustand der Welt notwendig ist. Indem der Kaiser, legt er dar, nach derselben trachtet, zeigt er, daß er das Wohl der Menschheit am meisten liebt; da also die Menschheit sich im besten Zustand befindet, wenn sie von einem regiert wird, so ist zum Heile der Welt das Kaisertum, d. h. die Weltmonarchie nötig.

Im Kampfe mit seinem Rivalen brach das Kaisertum zusammen, und das Papsttum trat daraufhin mit dem Anspruch der Suprematie über die Staaten auf den Plan. Doch war eben jener Zusammenbruch für die nach der Weltmacht strebende katholische Kirche gleichfalls von verhängnisvollen Folgen. Durch die Niederzwingung des Kaisers hatte sie sich des Armes beraubt, der ihre Befehle durchzuführen vermochte. Ursprünglich als Vogt, dann, trotz der Rivalität, noch in Nachwirkung dieses Verhältnisses hatte das Kaisertum die römische Kirche geschirmt, war jenes die Grundlage, die Vorbedingung der Macht für diese gewesen. Dieser Grundlage hatte sich das Papsttum selber beraubt; und wenn auch die Fürsten zunächst noch im Papste den Besieger des Kaisers verehrten, ihm die Nachfolge desselben nominell zuerkannten, so war die päpstliche Suprematie eben doch nur nominell vorhanden. Es fehlte dem Papste die reale Macht, seine Würde zur Geltung zu bringen, sowie er auf Widerstand seitens der weltlichen Mächte stieß. Darum erfolgte ein rapides Sinken dieser Autorität, ein geradezu plötzlicher Sturz von höchster Höhe herab zur Machtlosigkeit.

Es kam daraufhin sehr bald zur Anerkennung von einander unabhängiger gleichberechtigter Staaten — und damit beginnt die Neuzeit. In dem Bestreben, sich von dem Papsttum völlig zu emanzipieren, lernten die Staaten, daß sie in gleicher Abhängigkeit gestanden, daß sie darum die gleichen Interessen hatten; sie waren, da der Papst bald zur Ohnmacht verurteilt war, gleich konstituierte weltliche Gesellschaften, eben souveräne Staaten, nebeneinander,

von denen keiner einen Vorrang mehr besaß. Sie behaupten ihre Unabhängigkeit, sie bilden den Begriff der Souveränität völlig durch. In Frankreich erhält er seine genaue Bestimmtheit durch Jean Bodin: nach ihm ist Souveränität die höchste Gewalt, die keine andere Gewalt über sich kennt.

Mit der Durchbildung dieser voneinander unabhängigen Staaten hebt eine neue Epoche der Universalgeschichte an. Sie wehrten sich in gleicher Weise kräftig gegen die Ansprüche des Papsttums, auch gegen die aus der frühmittelalterlichen Vormachtstellung hergeleiteten Velleitäten des deutschen Kaisers. So ist schließlich ganz von selber, eben gezwungen durch die gleiche Lage, jeder Staat genötigt, den anderen die gleichen Existenzbedingungen zuzuerkennen. Die gemeinsame Not führte sie dahin, alle gleich gearteten Gesellschaften auch als gleichberechtigte gelten zu lassen.

Damit haben wir die zweite Phase staatlichen Lebens. Nicht mehr auf Welteroberung gehen die Staaten aus, sondern sie verfolgen nur die Tendenz, sich möglichst so stark zu machen, daß sie sich gegenüber dem Angriff eines anderen Staates behaupten können. Jeder ist bestrebt, nicht sich alle Staaten zu unterwerfen, um in Sicherheit zu existieren, sondern nur sich soviel hinzuzuerobern, daß er dem Angriff eines „Erbfeindes" gewachsen ist.

Diese Entwicklung währte Jahrhunderte hindurch, als plötzlich ein Mann auftrat, der den alten Gedanken der Weltherrschaft wieder aufgriff und mit zäher Energie, mit genialem Wollen verfolgte — Napoleon der Erste.

Man will neuerdings in ihm nur den Getriebenen sehen, im Gegensatz zur Meinung Sybels, Treitschkes und ihrer Zeitgenossen. Das größte Weltverhältnis, behauptet der Historiker Lenz, in dem Napoleon sich überhaupt bewegt habe, sei der Kampf gegen England und der Zusammenhang desselben mit den kontinentalen Angelegenheiten gewesen; als erster Konsul wäre Napoleon Bonaparte an dem Frieden, den er seiner durch ein Jahrzehnt innerer Zerrüttung und schwerster Kriegsgefahr ganz ermatteten Nation bei Marengo erobert, persönlich interessiert gewesen und in den neuen Kampf durch die Engländer hineingezwungen worden; „England ist es, das das Steuer von Napoleons Politik gerade hinaus in die neuen Stürme lenkte."

Gewiß ist richtig, daß England immer und immer wieder gegen den großen Korsen ankämpfte, eigentlich ohne Unterbrechung. Aber es griff damit den Fehdehandschuh nur auf; der ihn immer wieder hinwarf, das war unstreitig Napoleon. England war überall beteiligt, wo der Krieg gegen den Usurpator aufloderte; doch tat es solches nur aus dem Selbsterhaltungstrieb heraus. Es war dazu gezwungen durch die Eroberungspolitik des französischen Kaisers; er war der angreifende Teil, bedrohte das seemächtige Albion in seinem Bestand, suchte es mit allen Mitteln niederzuzwingen. So wollte er Ägypten erobern, um damit den Schlüssel zu Indien in der Hand zu haben. Als die Überfahrt, die Eroberung Englands von Boulogne aus, die ganz ernstlich geplant war, gescheitert war, da ordnete er die Kontinentalsperre an, um dieser Handelsmacht

den Lebensnerv abzuschneiden. Nur deshalb richtete sich sein steter Angriff gegen England, weil es die Macht war, die sich ihm bei seinem Vordringen auf das gestellte Ziel ungebeugt entgegenstemmte, die er darum zu zerschmettern suchen mußte.

Napoleon der Erste gibt uns, wie Goethe — der ihn einst so sehr bewunderte, ihn geradezu für unbesiegbar erklärte — nach jenes Sturz gelegentlich äußerte, ein Beispiel, wie gefährlich es ist, sich ins Absolute zu erheben und alles der Ausführung einer Idee zu opfern. Diese Idee ist nichts Geringeres als die Eroberung der Welt: das geht aus Napoleons eigenen Äußerungen mit voller Deutlichkeit hervor.

„Um bloß Frankreich zu regieren," sagte er 1815 zu Benjamin Constant, „mag eine Konstitution vielleicht besser sein. Ich strebe nach der Weltherrschaft." Dazu stimmt, daß er nach seiner eigenen Meinung nicht ein Washington werden konnte, — was man von ihm erwartet hatte, als er die oberste Leitung der Angelegenheiten Frankreichs erhielt; „denn," erklärt er, „was mich betrifft, konnte ich nur ein gekrönter Washington werden. Nur in einem Kongreß von Königen, inmitten nachgebender oder bezwungener Könige konnte ich das sein. Dann, und zwar dann allein, hätte ich Washingtons Mäßigung, Uneigennützigkeit und Weisheit nachahmen können. Dies war ich vernünftigerweise nur durch eine Universaldiktatur zu erreichen imstande." Und über die Vorgänge, die zu seiner Niederlage bei Leipzig führten, bemerkt er ausdrücklich: „In Dresden konnte ich nicht Frieden schließen. Die Verbündeten verfuhren nicht aufrichtig. Hätte übrigens jeder der Generale bei Erneuerung der Feindseligkeiten seine Schuldigkeit getan, so wäre ich noch heute der Herr der Welt."

Die Welt will er unterwerfen: das ist sein Leitgedanke. Dem sollten die Erneuerung der karolingischen Kaiserwürde und die Krönung zum König von Italien dienen; die geplante Niederzwingung Englands wie die Rußlands sollten Etappen auf seinem Wege sein, ganz wie die Unterwerfung der deutschen Staaten auch eine gewesen war. Unter demselben Gesichtspunkt betrachtet wird auch die scheinbar so seltsame ägyptische Expedition sofort verständlich — ein Plan, den übrigens schon Leibniz dem vierzehnten Ludwig zur Durchführung anempfohlen hatte, um Indien zu unterwerfen, und den England heute in der Hauptsache verwirklicht hat, um Indien zu sichern.

Hell lodert in Napoleon dem Ersten noch einmal der Weltstaatsgedanke, der Plan der Welteroberung auf, in seiner ganzen romantischen Pracht. Nudis verbis hat er es selber ausgesprochen, da er am Niemen stand, bei seinem Zuge gegen Rußland: „Wie dem auch sei, dieser weite Weg ist der Weg nach Indien; Alexander hatte einen ebenso langen Marsch, um den Ganges zu erreichen, als ich von Moskau nach Indien hätte. Stets bei der Belagerung von Acre habe ich daran denken müssen. Wären nicht die englischen Seeräuber und die französischen Emigranten, die der türkischen Artillerie Schießunterricht gaben, wäre nicht mit ihnen im Bunde die Pest gewesen, ich hätte nie die Belagerung von Acre aufgehoben — ich hätte Asien zur Hälfte erobert und mich alsdann

über Europa hergemacht, um mir die Throne von Frankreich und Italien zu sichern. Jetzt habe ich das Umgekehrte zu tun: vom westlichen Ende Europas muß ich anfangen, um in Asien einzufallen und England zu fassen. Ich habe alle Karten und statistischen Einzelheiten, deren ich für einen Marsch von Eriwan und Tiflis nach Indien bedarf — es hätte einen vielleicht weniger gewaltigen Kriegszug gegeben, als der ist, den wir innerhalb der nächsten drei Monate unternehmen. Angenommen, wir nehmen Moskau, Rußland ist zerschmettert, der Zar versöhnt oder irgendeiner Palastrevolution zum Opfer gefallen, gefolgt von einer neuen vielleicht abhängigen Dynastie — da würde es für eine große französische Armee mit Hilfstruppen nicht unmöglich sein, von Tiflis aus den Ganges zu erreichen. Einmal getroffen vom Schwerte Frankreichs würde das luftige Gebäude der indischen Handelsmacht zusammenbrechen. Eine großartige Expedition, im neunzehnten Jahrhundert wohl ausführbar."

Ebenso charakteristisch ist eine weitere Äußerung von ihm, die denselben Gegenstand betrifft: „Hätte ich damals St. Jean d'Acre genommen, die Bewegung hätte alle Völker des Orients ergriffen. Ich hätte Konstantinopel erreicht, wäre nach Indien gezogen — ich hätte der Welt ein anderes Äußere gegeben." Diesem Titanen ist nur die Unterwerfung der Welt eine seiner würdige Aufgabe, ein ihm wertes Ziel. Das hat man auch zu seiner Zeit bereits erkannt. Wir wollen nur ein schlagendes Zeugnis anführen, das einem Briefe entstammt, den ein preußischer Feldgeistlicher unter dem unmittelbaren Eindruck der Völkerschlacht bei Leipzig geschrieben hat. K. A. Köhler nämlich, der Prediger der Brigade des Generalmajors von Dobschütz, schreibt an seine schlesischen Verwandten, und zwar wörtlich: „Die Universalmonarchie, welche fast errungen war, in der es Napoleon weiter gebracht hatte als alle Welteroberer vor ihm, für die er Millionen Menschenleben opferte, Millionen Menschen elend und unglücklich machte, zerfällt in weniger Wochen, als er Jahre brauchte, sie zu erbauen, zerfällt in nichts und verschwindet wie eine bunte Seifenblase! Ob dies nicht eine Lehre für die Nachwelt sein und alle künftigen ehrgeizigen Eroberer abhalten wird, nach dem zu streben, was doch keiner erreichen kann?" Hier ist richtig erkannt und anerkannt, daß Napoleon sich allen Ernstes bestrebte, die Weltmonarchie zu verwirklichen; und immer ist es Alexander der Große, der ihm vorschwebt, dem er nacheifert. Ja, er will nicht nur das politische, sondern auch das religiöse Haupt der Welt werden, den Cäsaropapismus der Menschheit aufnötigen; denn er hat selbst von seinem Zuge nach Ägypten erzählt: „Ich wollte eine Religion stiften. Ich sah mich auf einem Elefanten unterwegs, den Turban auf dem Haupte, in der Hand einen neuen, von mir allein verfaßten Koran."

Hier haben wir die Romantik der Welteroberung, der Weltherrschaft in Reinkultur!

Mit voller Absicht, bewußt verfolgt er also den Gedanken der Weltmonarchie; und das alles — gerade das charakterisiert ihn als echten Welt-

eroberer — einzig und allein für das Wohl der Menschheit selber. Er war nicht lediglich der blutige Tyrann, der Schlächter, der nur für seine „gloire" die Menschen in Krieg und Verderben gehetzt hat; er war mehr. „Ich habe gewaltige und zahlreiche Pläne im Kopf" — das sind seine eigenen Worte, daran soll man nicht drehen noch deuteln — „bei allem aber das Wohl der Menschheit im Auge gehabt. Man fürchtete mich wie den Blitz; man behauptete, ich führe eine eiserne Faust — nun denn, sowie sie geschlagen hätte, wäre Milde für alle eingetreten. Wieviele Millionen menschlicher Wesen hätten mich für alle Zeiten gesegnet — allein Unglück über Unglück kam über den Schluß meiner Laufbahn."

Und ihre Taten folgen ihnen nach! So bewundernswert seine Verwaltungsreorganisation, die der Stein-Hardenbergschen als Grundlage diente, von den Rheinbundstaaten einfach übernommen wurde, so trefflich die Kodifikationen des materiellen Rechts und des Prozesses sind, die unter der Ägide und der tiefgreifenden Mitwirkung des erst Einunddreißigjährigen vorgenommen wurden — in der Hauptsache hat er doch nur die Erinnerung an seine Heerzüge hinterlassen, an seine Siege, die jedoch durch die späteren Niederlagen und den Zusammenbruch seiner Herrschaft ihre Bedeutung vollständig eingebüßt haben. Die Idee, an die er alles gesetzt, hatte für einen Alexander von Mazedonien, für die römischen Imperatoren und noch für das frühere Mittelalter ihre volle Berechtigung; für diese frühen Zeiten menschlicher Kultur war sie das Höchste, bedeutete ihre Inangriffnahme den Aufstieg der Menschheit, die staatliche Fortbildung. Am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts dagegen war sie ein schwerer Fehler; die Durchführung eines solchen Planes, so gewaltig er auch auf den ersten Blick scheinen mag, mußte sehr schnell scheitern, denn die Entwicklung war schon seit Jahrhunderten darüber hinweggeschritten.

Nicht mehr auf Welteroberung gingen die Staaten aus, sondern sie verfolgten nur die Tendenz, sich möglichst so stark zu machen, daß sie sich gegenüber dem Angriff eines andern Staates behaupten konnten. Die Staaten konnten es gar nicht mehr unternehmen, den Gegner oder die Gegner alle absolut zu verdrängen, was der Kaiser oder der Papst noch erstrebt hatten; sie wollten lediglich dahin gelangen, dem feindlich gesinnten Staate, der stets eine Schranke für sie bildete, das Gleichgewicht halten zu können: das Gleichgewichtssystem ist es, wonach in der ganzen Periode nach der Durchbildung der souveränen Staaten getrachtet wird.

Daß Napoleon das nicht erkannte, das hat ihm trotz höchsten Wollens den Weg zu dauerndem Erfolg versperrt. So verpuffte die zähe Kraft des gewaltigen Korsen nutzlos; einer von jenen Großen, die die Menschheit in eine bessere Zukunft geleiten, ist er nicht geworden. Was der Graf Ségur mit Bezug auf die Eroberung von Moskau ausführt, nämlich: „Diese Eroberung, für die er alles daran gesetzt, sie ist ein Phantom, das er verfolgt hat, das er schon zu fassen glaubte, und das in die Lüfte ging, in Rauch und Flammen" — es gilt, mutatis mutandis, von seinem Gesamtplan, der Weltherrschaft.

Er war der Romantiker der Welteroberung. Er war ein Spätling für diesen Gedanken; daran mußte er zerschellen. Meteorgleich blitzt der grandiose Plan noch einmal auf, in blutrotem Lichte über den gewaltigsten Schlachtfeldern der Weltgeschichte, — um dann wirkungslos mit ihm, seinem letzten Träger zu erlöschen. Als Jüngling hatte er geschrieben: „Die genialen Menschen sind Meteore, dazu bestimmt, zu verbrennen, um ihr Jahrhundert zu erleuchten" — das gilt für ihn, während die wahrhaft Großen als leuchtende Sterne oder gar als Sonnen am Himmel der Menschheitsgeschichte prangen.

Da sein Ziel ein falsches war, so sind die Ströme Blut umsonst geflossen. Die Geschichte verzeichnet darum Napoleon den Ersten als den Schlachtengewaltigen, dessen Spuren Elend, Jammer und Verzweiflung folgten.

Zur Geschichte der modernen Arbeiterbewegung im letzten Jahrzehnt

Von Heinrich Göhring in Bremerhaven

Als Quellen zu dieser Arbeit dienten: a) Werke: Cabrini, „La resistenza dell' Europa Giovane", Genova 1904; Frohme, Carl, „Arbeit und Kultur", Hamburg 1905; Goldschmidt, Carl, „Die Deutschen Gewerkvereine" (H.-D.), Berlin 1907; Mitschell, John, „Organis of Labor", Leipzig 1905; Münsterberg, Hugo, „Die Amerikaner", Berlin 1904; Webb, Beatrice und Sidney, „Die Geschichte des Britischen Trade-Unionismus", 1895. b) Periodische Schriften: „Reichsarbeitsblatt", Berlin, Jahrgänge 1902/1903 bis 1912; „Internationale Berichte der Gewerkschaftsbewegung", Berlin, Carl Legien; „Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands", Berlin, Jahrgänge 1908, 1909, 1910, 1911 und 1912; „Der Gewerkverein" Berlin, Jhg. 1909, 1910, 1911 und 1912; „Report on Trade Unions", London 1905 bis 1907, 1908, 1909 und 1912, und verschiedene andere mehr.

Die Zahl der organisierten Arbeiter und Arbeiterinnen stieg in den Kulturstaaten (Vereinigte Staaten von Nordamerika, England, Deutschland, Frankreich, Italien, Österreich, Rußland, Schweden, Belgien, Spanien, Niederlande, Dänemark, Schweiz, Ungarn, Norwegen, Finnland, Balkanstaaten, Japan, Neuseeland, Australien und Südamerika) von 5846595 im Jahre 1900 auf 11286877 im Jahre 1906 und auf 15620241 im Jahre 1911. Die Mitgliederzunahme bei den einzelnen Gruppen der modernen Arbeiterbewegung war wie folgt:

	1900	1906	1911
1. rein-gewerkschaftliche Gruppe . .	2 541 595	3 830 007	4 980 889
2. soziale Gruppe	1 379 990	3 743 078	4 510 959
3. anarchistische Gruppe	1 511 096	2 194 461	2 342 881
4. christliche Gruppe	405 914	764 831	2 335 750
5. gelbe Gruppe	8 000	754 500	1 449 762

Bei der enormen Entwicklung, welche die moderne Arbeiterbewegung und zwar vornehmlich im letzten Dezennium genommen hat, bei der Machtentfaltung der ursprünglich vielfach kleinen und unbedeutenden Organisationen, ist ein kurzer Einblick in den Werdegang der gewerkschaftlichen Selbsthilfe der Arbeiter wohl von Interesse.

Zurzeit die stärkste Gruppe in der modernen Arbeiterbewegung ist die Gruppe der rein-gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen, deren Vertreter in Deutschland die „Deutschen Gewerkvereine" (Hirsch-Duncker) sind. Von England, dem klassischen Lande der Arbeiterbewegung, ausgehend, erstreckt sich diese Bewegung in der Hauptsache über die Länder der englischen Zunge: Großbritannien und Irland, Nordamerika und Australien. In England selbst gehen die Anfänge einer Gewerkschaftsbewegung bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, ja teilweise sogar bis in noch frühere Zeitperioden zurück. So besteht z. B. die mit allerhand gesetzlichen Berufsprivilegien ausgestattete „Amalgamated Society of Watermen, Lightermen and Bargemen" schon seit länger als dreihundert Jahren. Ältere Organisationen bilden ferner die Goldschmiede (1777 gegründet) und die vereinigten Bürstenmacher (1778 gegründet). In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sind 105 Gewerkvereine (Trade Unions) errichtet worden.

Da die englischen Trade Unions bekanntlich nur gelernte Arbeiter in ihren Reihen aufnehmen, ging man im Laufe der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts dazu über, die unorganisiert gehaltenen Arbeitermassen (unskilled men) zu großen Vereinigungen zusammenzuschließen (New Unionism).

In dem im Jahre 1868 ins Leben gerufenen jährlich stattfindenden „Trade Unions Congress" (1868 : 34 Delegierte für 118367 Arbeiter) besteht eine gewisse Verbindung der verschiedenen Organisationen, die zur Einsetzung eines ständigen Ausschusses zur Ausführung der Kongreßbeschlüsse und der Wahrnehmung der Arbeiterinteressen im Parlamente führte. Im Jahre 1912 wurden auf dem Trade Unions Congress 197 Organisationen mit 1967109 Mitgliedern durch 502 Delegierte vertreten.

Im letzten Dezennium hat nun die Zentralisationsbewegung, das heißt der Zusammenschluß der bestehenden Gewerkvereine, zu großen Industrieverbänden (Federationen) bedeutsame Fortschritte gemacht. (In der gesamten englischen Textilindustrie bestanden 1901 allein 243 Gewerkvereine mit 525 Ortsgruppen; in den anderen Industriezweigen lag die Sache nicht anders; so bestanden im Jahre 1909 im Orte Sheffield schon allein 150 Gewerkschaften der Eisen-

und Metallindustrie.) Im Jahre 1903 wurde eine Föderation der Bauarbeiterunionen für Großbritannien errichtet, im Jahre 1905 trat die Föderation der nordenglischen Textilarbeiterunionen ins Leben, im Jahre 1907 erfolgte die Gründung einer großen Holzarbeiterföderation, ebenfalls im Jahre 1907 schlossen drei Gewerkvereine der Handelsangestellten und -gehilfen eine Föderation, im Jahre 1910 erfolgte die Gründung der Föderation der Arbeiter im englischen Transportgewerbe.

Die statistischen Angaben des Jahresberichts zum englischen Trade Unions Congress zu Newport im Jahre 1912 zeigen ein außerordentlich großes Wachstum der Mitgliederzahl fast aller Gewerkschaften. Die Zunahme der Mitgliederzahl vom Jahre 1911 auf 1912 ist größer als in irgendeinem früheren Jahre. So stieg z. B. die Zahl der Hafenarbeiter von 112227 auf 168990, der Gasarbeiter von 73000 auf 143434, der Eisenbahner von 89153 auf 136516 usw. Nach dem erwähnten Jahresberichte ist das Wachstum der englischen Arbeiterbewegung auf zwei Umstände zurückzuführen: auf die großen Streikbewegungen des letzten Jahres und auf die Einführung des Arbeiterversicherungsgesetzes, das die Gewerkschaften als Träger der Versicherung zuläßt.

In den letzten Jahren hat nun ein revolutionärer Zug in der englischen Gewerkschaftsbewegung eingesetzt. So wurde auf dem Trade Unions Congress zu Newport bestätigt, daß sich die seit Jahrzehnten in ihrer Wirtschaftspolitik so gemäßigten Trade Unions dem Einfluß der revolutionären Elemente nicht ganz entziehen können. Bei allen den großen Arbeitskämpfen der letzten Jahre standen blutige Ausschreitung und Demolierung des privaten und öffentlichen Eigentums an der Tagesordnung. Die Berichte der Arbeiterorganisationen selbst bestätigen dies. So besagen z. B. die Angaben über England des achten internationalen Berichts über die Gewerkschaftsbewegung 1910 vom 12. November 1911 zu London u. a., daß bei allen diesen Kämpfen eine Reihe von Streikenden getötet wurden; einige durch eigene Schuld, indem sie Bahntransportmittel, die Explosivstoffe enthielten, in Brand steckten, andere im offenen Kampfe.

Die Anfänge einer Arbeiterbewegung findet man in Amerika, abgesehen von den Zünften und Gesellenverbänden der vormärzlichen Periode, bereits im achtzehnten Jahrhundert, wie ein Streik der Bäcker von New York vom Jahre 1742, der erste Streik in Amerika überhaupt, und die Schuhmacherstreiks in Philadelphia in den Jahren 1796, 1798 und 1799 bekunden. Aber alle diese Kämpfe kann man nur als impulsive den gegebenen Moment berücksichtigende betrachten. Bestimmtere Formen hatten die 1848 bestehenden Arbeitervereinigungen, denen die Theorien von Robert Owen und Charles Fourier zugrunde lagen. Aber einen Bestand hatten auch diese Organisationen nicht, sie waren vielfach nur ganz lokale Vereinigungen vorübergehender Natur.

Die größte Zentrale der modernen Arbeiterbewegung Nordamerikas ist die im Spätjahre 1881 zu Pittsburg gegründete „American Federation of Labor“,

welche schon nach einjährigem Bestehen 95 Vereine mit 262000 Mitgliedern vereinigte.

Von den Gewerkvereinen der Eisenbahner sind eine ganze Reihe der „American Federation of Labor" noch nicht angeschlossen. Die bedeutendsten davon waren im Jahre 1911 die „Order of Railway Conductors" (Schaffner) mit 43627 Mitgliedern, die „Brotherhood of Locomotive Engineers" (Lokomotivführer) mit 63812 Mitgliedern, die „Brotherhood of Locomotive Firemen and Enginemen" (Heizer) mit 77338 Mitgliedern und die „Brotherhood of Railroad Trainmen" (Zugbegleiter) mit 119107 Mitgliedern.

Außerhalb der „American Federation of Labor" steht der im Jahre 1865 gegründete amerikanische Maurerverband (Bricklayers and Masons International Union), ferner der in der Praxis zurzeit unbedeutende „Bund der Ritter der Arbeit" (Knights of Labor), welcher im Jahre 1864 aus einer Vereinigung der Schuhmacher (St. Crispinverein) hervorging, und eine Reihe unabhängiger Arbeiterunionen, von denen die bedeutendste im Jahre 1911 die der Elektrizitätsarbeiter mit 22000 Mitgliedern war.

Der schwierige Standpunkt, den die amerikanische Arbeiterbewegung einnimmt, ist der, daß die dortige Arbeiterarmee aus allen Rassen der verschiedensten Intelligenz zusammengesetzt ist. Unter den ungelernten Arbeitern befinden sich Chinesen, Mexikaner, Italiener, Böhmen, Litauer, Irländer und Neger; zu den ungeschulten Arbeitern, die in den Werkstätten beschäftigt werden, gehören namentlich die französischen Kanadier, russische Juden und andere mehr; unter den landwirtschaftlichen Arbeitern befinden sich Irländer, Skandinavier und Deutsche. Diese verschiedenartigen Elemente in der Arbeiterschaft Nordamerikas haben die dortige Arbeiterschaft vielfach, wenn nun auch nicht direkt bestimmt, so doch ohne alle Frage sehr stark beeinflußt.

Um ihre Mitglieder bzw. ihre Organisationen selbst vor einer Überhandnahme der verschiedenen Elemente, die der Auswanderungsstrom aus allen Teilen der Erde dem nordamerikanischen Festlande alljährlich zuführt, wirksam zu schützen, ist man bei einer ganzen Reihe von gewerkschaftlichen Ortsvereinen im Laufe der Jahre dazu übergegangen, die Eintrittsgelder teilweise ganz beträchtlich zu erhöhen. Zuerst erfolgte die Anwendung dieser Taktik in der Stadt New York, wo die Masse der Einwanderer landet und zuerst wohl auch Beschäftigung sucht. So betrug z. B. das Eintrittsgeld bei dem New Yorker Distriktsrat der „United Brotherhood of Carpenters and Joiners" (Zimmerer und Tischler) von

	Neu Beitretenden	Wieder Beitretenden
1901 bis 1904	5 Dollars	10 Dollars
1904 „ 1906	10 „	15 bis 25 „
seit 1906	20 „	30 „

Bei einigen Organisationen ist diese Aufnahmegebühr noch bedeutend höher. So erhebt die „National Association of machine Printers and Colour-

mixers" (Tapetendrucker und Farbenmischer der Stadt New York) 1910 eine Aufnahmegebühr von 100 Dollars. In seinem Bericht zur internationalen Gewerkschaftsbewegung des Jahres 1911 bemerkte Samuel Gompers, der Vorsitzende der American federation of Labor, u. a., daß das Jahr 1911 als ein epochemachendes bezeichnet werden kann, indem ein größerer Teil der großen Armee des gewöhnlichen Volkes politisch und wirtschaftlich mehr in den Vordergrund trat, wie dies je zuvor der Fall war. Samuel Gompers bemerkte: „Wir haben heute einen Grad der Entwicklung erreicht, von dem wir nicht sagen können, daß die Arbeiterschaft sich aufrafft, sondern sie hat sich schon aufgerafft; nicht nur, daß die Dämmerung weicht, nein, das Morgengrauen ist eine vollendete Tatsache. Die organisierten Arbeiter der ganzen Welt müssen sich nur ihrer eigenen Macht, ihrer eigenen Kraft und reichen Hilfsquellen bewußt werden, und sie müssen von dem Werte dieser Vorzüge genau so durchdrungen sein, wie man das unter jenen Gliedern der Gesellschaft findet, die den Besitz und die sogenannten ‚erworbenen Interessen' vertreten."

Die ersten Anfänge der australischen Arbeiterbewegung, welche mit der englischen sehr stark verknüpft ist, reichen bis zum Jahre 1878 zurück, wo bereits in Sydney der erste internationale Trade Unions Congress abgehalten wurde. Im Gegensatz zur englischen und amerikanischen hat sich die australische Arbeiterbewegung von jeher sehr stark politisch beteiligt. So befaßte sich z. B. schon der Kongreß vom Jahre 1884 zu Melbourne neben gewerkschaftlichen Fragen mit politischen Angelegenheiten, wie der Wahlrechtsreform, dem Verbot der Einwanderung von Chinesen, dem Verbot von der Errichtung von Sträflingskolonien auf den australischen Inseln und anderem mehr. Die australischen Gewerkschaften, welche größtenteils lokalen Charakter tragen, sind am besten im Staat Neu-Südwales entwickelt. Die stärksten Organisationen hinsichtlich der Mitgliederzahlen sind hier die „Australian Workers Union" (Viehzüchter) mit 28521 Mitgliedern im Jahre 1910, die „Railway and Tramway Service Association" (Eisenbahn- und Trambahnbedienstete) mit 8224 Mitgliedern im Jahre 1910, die „Northern Colliery Employers federation" (Bergarbeiter) mit 7571 Mitgliedern im Jahre 1910 und die „Federated Seamens Union" (Seeleute) mit 5332 Mitgliedern im Jahre 1910.

Analog der Entwicklung der australischen Arbeiterbewegung ist diejenige Neu-Seelands gegangen. Die Zahl der teilweise sehr kleinen Gewerkschaften stieg von 258 im Jahre 1903 auf 308 im Jahre 1910. Wenn man England als das klassische Land der Arbeiterbewegung bezeichnet, so kann man ohne alle Frage wohl Neu-Seeland das „Dorado" der Arbeiterbewegung nennen. Hier besteht die denkbar weitestgehende Arbeiterschutzgesetzgebung. Für Unfälle im Betriebe ist der Unternehmer unter allen Umständen haftbar. Der Lohn eines Arbeiters darf nicht geschändet werden. Für Frauen gibt es keine Überstundenarbeit und Kinder unter vierzehn Jahren dürfen nicht beschäftigt werden.

Die deutschen Gewerkvereine, nach ihren Gründern (Dr. Max Hirsch und Franz Duncker) auch Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine genannt, sind im Jahre 1868 nach dem Muster der englischen Trade Unions ins Leben gerufen worden. Nachdem bereits am 28. September 1868 in Berlin vor dem Rosentaler Tore im „Universum" die Gründungskommission einen Aufruf erlassen hatte, entstand zu Berlin am 15. November 1868 der erste Ortsverein der deutschen Maschinenbauer mit 1700 Mitgliedern. Zentralisiert sind die Deutschen Gewerkvereine in dem am 18. Mai 1869 errichteten „Verband Deutscher Gewerkvereine".

Zu der reingewerkschaftlichen Gruppe kann man dann ferner die Mitglieder des „Arbeiterverbandes" in Schweden, der „Liberalen Vereine" in Belgien, der „Unterstützungsvereinigungen" der Niederlande, der „Eisenbahnvereinigungen" der Schweiz und die „Konservativen Vereine" in Japan hinzuzählen. (Die Anfänge einer Arbeiterbewegung in Japan gehen bis zum Jahre 1886 zurück. Die bedeutendste Gewerkschaft ist die Buchdrucker-Union in Tokio, nach deren Beispiel die meisten anderen Organisationen errichtet wurden.)

Die sozialistische Gruppe ist am stärksten verbreitet in Deutschland, Österreich-Ungarn, den Balkanstaaten, den nordischen Königreichen und der Schweiz.

In Deutschland selbst ist die Entwicklung der freien Gewerkschaften analog der Entwicklung der deutschen Gewerkvereine gegangen. Im Jahre 1865 wurde die Zigarrenarbeiterorganisation (die älteste gewerkschaftliche Zentralorganisation in Deutschland) gegründet, 1866 folgte der Verband der Deutschen Buchdrucker, 1869 der Verband der Handschuhmacher usw. Alle diese Vereinigungen, anfänglich auf Grund Lassalleischer Ideen und Marxistischer Anschauungen ins Leben gerufen (eine Einigung der beiden Richtungen erfolgte bekanntlich im Jahre 1875 zu Gotha), hatten in der Praxis keine nennenswerten Erfolge zu verzeichnen, denn zur Zeit ihrer Auflösung durch das Sozialistengesetz im Jahre 1878 zählten sie in 29 Verbänden und 1300 Zweigvereinen nur 58000 Mitglieder.

Einen Aufschwung nahm die Bewegung erst, als man dazu überging, Fachvereine zu errichten, welche sich immer weiter ausdehnten, miteinander in Verbindung traten und sich schließlich zu großen, ganz Deuschland umfassenden Zentralverbänden zusammenschlossen. Auch die Anstellung besoldeter Beamten als Verbands- und Verbandsfilialenleiter (bisher wurden diese Ämter nur ehrenamtlich von Mitgliedern ausgeübt), hat auf die Ausdehnung der freien Gewerkschaften besonders günstig eingewirkt. Es hatten besoldete Beamte:

	1898	1901	1904
der Bäckerverband	1	5	19
„ Fabrikarbeiterverband	2	4	24
„ Bauarbeiterverband	3	13	32
„ Transportarbeiterverband . . .	2	25	43
„ Metallarbeiterverband	6	43	133

Die im Punkte der Mitgliederzahl stärkste Zentralorganisation ist der im Jahre 1892 zu Frankfurt a. M. gegründete „Deutsche Metallarbeiterverband", dessen Mitgliederzahl seit seiner Begründung von 23215 auf 85014 im Jahre 1899 und 515145 im Jahre 1911 stieg. Eine weitere größere Zentralorganisation ist der im Jahre 1891 zu Gotha gegründete „Zentralverband der Maurer Deutschlands", dessen Mitgliederzahl seit seiner Begründung von 13515 auf 60175 im Jahre 1898 und 295688 im Jahre 1911 stieg; ferner der 1893 gegründete „Deutsche Holzarbeiterverband", dessen Mitgliederzahl seit seiner Begründung von 23774 auf 70630 im Jahre 1900 und auf 182750 stieg usw.

Seit November 1890 besteht in der „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" eine Zentralisation der freien Gewerkschaften in Deutschland.

Infolge des Mitgliederrückganges des Krisenjahres 1908, der starken Inanspruchnahme der Unterstützungseinrichtungen und last not least des immer festeren Zusammenschlusses der Arbeitgeber ist man in neuester Zeit dazu übergegangen, die bestehenden Zentralorganisationen zu großen Industrieverbänden zu vereinigen. Schon im Jahre 1908 hatte bereits der Verband der Handschuhmacher seine Verschmelzung mit dem Lederarbeiterverband vollzogen. Im Jahre 1909 wurde ferner die Verschmelzung des Verbandes der Portefeuiller mit dem Sattlerverband verwirklicht. Im Jahre 1910 erfolgte ferner der Zusammenschluß der Verbände der Maurer, der Bauhilfsarbeiter und der Stukkateure zu einer großen Einheitsorganisation, dem „Verband der Bauarbeiter Deutschlands", sowie der Verbände der Handels-, Transport- und Verkehrsarbeiter, der Hafenarbeiter und der Seeleute, zu dem „Deutschen Transportarbeiterverband".

Während man in den Anfängen der freien Gewerkschaften in Deutschland mit der Einführung der Unterstützungseinrichtungen die den Organisationen fernstehenden Berufsangehörigen heranziehen wollte, geht man heute bei der Machtentfaltung der Organisationen dazu über, die bestehenden Unterstützungseinrichtungen im Interesse der Kampfeseinrichtungen zu beschneiden. In einigen Ländern hat man hier schon vom Anfang an vorgebeugt. So haben z. B. die internationalen Arbeiterorganisationen Österreichs nur ganz minimale Einrichtungen für reine Unterstützungszwecke ihrer Mitglieder, dagegen gut ausgebaute Einrichtungen für reine Kampfeszwecke. Wir sprechen davon im nächsten Heft.

Mit dem Kaiser auf Reisen

Nach Briefen und Tagebuchblättern von Teilnehmern erzählt

von George Cleinow in Berlin

(Copyright 1913 by Verlag der Grenzboten G. m. b. H. Berlin)

3. Die erste Nordlandsreise des Kaisers 1889

Am Donnerstag, den 11. Juli, gegen Mittag wurde die Fahrt wieder angetreten. Sie ging zunächst nach Wiederaustritt aus dem Lärdalsfjord in den berühmten Lysterfjord hinein bis Marifjären, wo das Jostedal mündet, eines jener Täler, welche ihren Ursprung in dem Massiv des firnbedeckten Jostedalsbrä haben.

Nachdem Se. Majestät das herrliche Schauspiel der hier im Hintergrunde hervorragenden gewaltigen Firnfelder lange betrachtet, ging die Fahrt wieder hinaus aus dem Lysterfjord, da die kolossale Tiefe des Fjords einen Ankerplatz nicht gewährte, und in zweimaliger scharfer Rechtsdrehung in den berühmten Fjärnlandsfjord hinein, wo sich neue Überraschungen dem Blicke boten.

Man erblickt hier vom Wasserspiegel aus die weiten steilen Flächen zweier größerer Gletscher, wie sie das gewaltige Firnfeld von Jostedalbrä sowohl in das Gebiet des Sognefjord, zu dem der Fjärlandsfjord gehört, wie in das Gebiet des Nordfjord aussendet.

Das Jostedalsbrä wird häufig als größter Gletscher der Welt bezeichnet. Dies ist ungenau. Es handelt sich hier nämlich um ein firnbedecktes Gebirgsmassiv, von dem sich in zahlreichen steilen Schluchten die Gletscher abwärts ziehen; daher auch die starke Zerklüftung dieser Gletscher. Wenn man einen Vergleich mit der Schweiz hier anstellen will, so gleichen die Jostedalgletscher am meisten dem Rhonegletscher; nur sind sie viel steiler als dieser. Gegen Abend wurde am Fjärlandsfjord das Dorf Mundal erreicht, vor dem die Nacht und den nächsten Tag geankert wurde. Das ganze „Dorf" besteht übrigens aus ganz wenigen zusammenliegenden Häusern, um die weit zerstreut einzelne Gehöfte herliegen. Dies gilt von fast allen norwegischen Dörfern, unter denen man sich nicht Dörfer in unserem Sinne, sondern Gruppen von Gehöften vorzustellen hat. Bei der Mittagstafel brachte Se. Majestät das Wohl Allerhöchstihrer Schwägerin, der Prinzessin Irene von Preußen, Gemahlin des Prinzen

Heinrich, aus, deren Geburtstag der 11. Juli ist. Zu Ehren des Tages waren auch Toppflaggen gesetzt worden. Am nächsten Morgen, den 12. Juli, wurde eine Partie nach dem „Suphelle", einem der Jostedalgletscher, unternommen. Der Weg führt vom Ende des Fjärlandfjords ganz eben durch ein ziemlich breites, wohlangebautes Tal, in dem einige Gehöfte mit freundlichen Häusern liegen. Der Weg steigt kaum merklich an und führt in etwa fünfviertel Stunden an die Moräne, welche der an der linken Talseite befindliche Suphelgletscher quer über das Tal geschoben hat. Man denke sich zwischen zwei hohen Felsenbergen eine riesige, steil, oft fast senkrecht abfallende Schnee- und Eiswand, deren ausgezackter Firn 5000 Fuß hoch ist. Die Eis- und Schneemasse, weiß leuchtend, ist in der Mitte zerteilt durch einen zuckerhutartig aufgerichteten Felsen. Schroff abfallend läuft die Wand auf der Talsohle in die schwarzgraue Moräne aus. Aus einem gewaltigen Eistor in dieser letzteren stürzt der reißende Gletscherbach hervor, fortwährend abfallende Eisblöcke mit sich führend. Auf dem Gletscher selbst erblickt man verschiedene Gießbäche. Wegen des steilen Abfalls des Gletschers sind hier die Lawinen besonders häufig. Von einem größeren Niedersturz am Tage vorher sah man noch die frischen Schneemassen auf dem Eise liegen, und kaum war Se. Majestät vor dem Gletscher angekommen, als mit donnerähnlichem Getöse eine Lawine niederging, der bald zwei weitere folgten. Später gingen dann noch zwei Lawinen nieder. Diese großartige Vereinigung von Schnee, Eis und Wasser macht einen überwältigenden Eindruck.

Am meisten wird man noch an die Wengeralp und die Jungfrau erinnert. Doch hat man hier in Norwegen alles viel näher vor sich: man geht fast eben bis dicht an die Moräne heran, die bis auf eine Höhe von 47 Meter über dem Meeresspiegel in das Tal herabreicht, und man übersieht mit einem Blick den 5000 Fuß hohen Gletscher.

Der Kaiser, der wie zu allen solchen Ausflügen seinen grauen Touristenanzug trug, saß auf einem Steinblock gerade dem Gletscher gegenüber und bewunderte lange Zeit stumm dieses herrliche Naturschauspiel.

Nach etwa einer Stunde nahmen dann Se. Majestät mit ihren Begleitern das Frühstück, bestehend in harten Eiern, Schinken, kaltem Fleisch und Käse, auf den moosbedeckten Steinen lagernd, angesichts des Gletschers ein.

Nach dem Frühstück wurde die Rückkehr angetreten; Se. Majestät benutzten dazu, ebenso wie zum Hinwege, Ihr norwegisches Karriol, das bis dicht an den Gletscher herangebracht werden konnte.

Um fünf Uhr verließ die „Hohenzollern" Mundal, um sich nach Molde zu begeben. Das Wetter war prachtvoll und die immer heller werdenden Nächte geben der Reise immer mehr den Charakter einer Nordlandsreise.

Die Fahrt ging teilweise durch flache Schären, die ganz eigentümliche Steinformationen und Inselbildungen aufweisen. Am frühen Morgen wurde unter leichtem Stampfen des Dampfers das wegen seiner Dünung berüchtigte

Kap Nattland umschifft und um 11 Uhr vormittags, Samstag, den 13. Juli, Molde erreicht. Inzwischen hatte sich am Ausgang des Sognefjord der „Greif" mit der Post von Bergen eingestellt.

Hier ist die Gegend freundlich und lieblich, grün bewachsene, sanft aufsteigende Berge umgeben den Ort, aus dem zwei große hellangestrichene Gasthöfe hervorragen. Wegen seines milden Klimas, seines überraschenden Baumwuchses und seines üppigen Blumenflors wird Molde von Schwärmern das „nordische Nizza" genannt.

Se. Majestät hatten den Kommandanten des „Greif" zum Frühstück geladen. Derselbe brachte Sr. Majestät den Dank des Admirals Baird, welcher das vor Bergen ankernde englische Geschwader befehligt, für die Grüße und Aufträge, welche Se. Majestät an den Admiral durch den Kommandanten des „Greif" gesandt hatte. Auch wußte letzterer, Korvettenkapitän Flichtenhöfer, nicht genug von der Liebenswürdigkeit des Admirals sowie seiner Offiziere zu berichten, welche bei einem großen Ballfest auf dem Flaggschiff begriffen, umgehend ihre deutschen Kameraden vom „Greif" zu demselben luden. Selbstverständlich wurde die Einladung mit herzlichem Dank befolgt und haben die Herren bis weit in den nächsten Morgen hinein Gelegenheit gehabt, mit schönen Bewohnerinnen der englischen Jachten sowie mit den Schönen Bergens sich dem Tanze hinzugeben.

Da um 5 Uhr ein Kurier erwartet wurde, der sofort wieder nach Berlin zurückkehren sollte, begab sich der Kaiser nicht an Land, verbrachte vielmehr den Tag schreibend und arbeitend an Bord der „Hohenzollern", die wie gewöhnlich von zahlreichen Booten mit grüßenden und winkenden Insassen beiderlei Geschlechts umschwärmt wurde.

Nachdem um 5 Uhr der Feldjägerleutnant Barth sich bei Sr. Majestät an Bord gemeldet hatte und die abgehende und ankommende Post ausgetauscht war, trat die „Hohenzollern", zunächst eine Zeitlang die offene See haltend und Christiansund rechts liegen lassend, die Fahrt direkt nach Drontheim an, wo sie am nächsten Morgen um 5 Uhr eintraf. „Trondhem", wie es norwegisch heißt, macht zunächst einen etwas nüchternen Eindruck mit seinen zahlreichen, auf dem flachen Ufer liegenden Lagerhäusern. Belebt wird das Bild durch eine alte auf einem Hügel liegende Batterie mit einem großen viereckigen Wachtturm, Feste Christianstein, und das auf einem einsamen Meeresfelsen liegende For Munkholm, das jetzt als Zuchthaus dient. Es war Sonntag, den 14. Juli, und Se. Majestät hielt in der gleichen Weise wie am vorhergehenden Sonntag den Gottesdienst persönlich ab. Vorher hatte Se. Majestät die Musterung der Mannschaft der „Hohenzollern" persönlich abgenommen. Bei diesem Anlaß sei bemerkt, daß Se. Majestät sich überhaupt aufs eingehendste für den Dienst an Bord interessiert. So besichtigte er während der Reise sämtliche Räume und nahm die vielfachen seit dem vorigen Jahre auf der „Hohenzollern" angebrachten Verbesserungen in Augenschein, zu deren wesentlichsten die Einführung der elek-

trischen Beleuchtung für sämtliche Schiffsräume gehört. Täglich läßt sich Se. Majestät eine Probe des für die Mannschaft bereiteten Essens bringen und versucht dasselbe. Einen Tag ließ Se. Majestät Spritzenprobe abhalten, einen anderen Klarschiff schlagen.

Se. Majestät blieben auch in Drontheim den Tag über an Bord, mit Erledigung der Ihm von den Vertretern der einzelnen Ressorts vorgetragenen Sachen beschäftigt. Zur Mittagstafel war der kaiserliche Konsul Herr Jenssen zugezogen und zur Abendtafel der Leutnant zur See von Holleben, sowie die Herren vom „Greif". Bei Tisch erhob sich der General der Kavallerie Graf Waldersee, um unter Aufzählung der vielen in den Monat Juli fallenden hohen Geburtstage und für die Hohenzollern ruhmreichen geschichtlichen Ereignisse, das Wohl Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Adalbert auszubringen. Der Graf bezeichnete es als ein glückliches Omen, daß der erlauchte Vater des Geburtstagskindes sich an diesem Tage gerade auf dem Elemente befinde, auf dem der junge Prinz einst die Hohenzollernflagge hochzuhalten berufen ist. Aus Anlaß des Festes war über die Toppen geflaggt.

Um 7 Uhr abends begaben sich Se. Majestät an Land, um den Dom von Drontheim zu besichtigen, da es ja um 7 Uhr natürlich noch absolut heller Tag ist. Der Dom ist ein uralter Bau, der größtenteils abgebrannt, jetzt nach dem alten Muster neu aufgebaut wird. Die nahezu fertige eine Hälfte des Schiffs macht einen großartigen Eindruck und manches schöne Stück der alten Bildhauerkunst ist, aus den Trümmern gerettet, am Neubau wieder angebracht. Nach der Dombesichtigung wurde noch eine kurze Fahrt durch die hinter Drontheim liegende Gegend unternommen, ein im fernen Hintergrund von höheren Bergen eingefaßtes, hügeliges Alluvialland, das ein herrliches Bild üppiger Natur und sorgfältiger Bebauung bietet.

Der Kaiser begab sich dann noch nebst Gefolge auf eine Stunde zum deutschen Konsul, der mit seiner Gattin, einer Mecklenburgerin, und seiner zahlreichen Kinderschar ein hübsches Landhaus in echt norwegischem Stil mit hübscher und origineller Einrichtung bewohnt.

Nachdem Se. Majestät eine Tasse Tee genommen, kehrte der Monarch gegen 11 Uhr abends bei vollkommener Helligkeit an Bord seiner Jacht zurück.

Am 15. Juli traf früh abermals ein Kurier aus Berlin ein. Derselbe brachte eine größere Sendung für Se. Majestät mit, und die Erledigung desselben erforderte viel Arbeit, da der Kurier abends wieder nach Berlin zurückkehren mußte und für die nächsten Tage die kaiserliche Jacht auf telegraphische Verbindung mit der Heimat beschränkt war. Se. Majestät verließ deshalb das Schiff bis zur Abreise um 1 Uhr 15 Minuten nicht mehr. Kurz vor der Abreise erschien noch der Konsul, um sich zu verabschieden, und Se. Majestät übergab demselben 1000 Kronen als Beitrag für den Ausbau des Drontheimer Domes. Die Fahrt ging nun in schnellem Tempo nordwärts, da Se. Majestät die Absicht hatte, das Nordkap mit möglichst wenig Zeitverlust zu erreichen.

Gegen Abend kam ein norwegischer Dampfer in Sicht, welcher, als er auf die Höhe der „Hohenzollern" gekommen war, die Fahrt unterbrach und dessen Passagiere Se. Majestät mit lautem Hurrah, an dem man die Deutschen erkannte, vermischt mit einigen Hip Hip Hurrah! der Engländer begrüßten. In der Nacht vom 15. zum 16. wurde die Felseninsel Torgen passiert, berühmt durch den großen natürlichen Tunnel, der den Felsen in einer Höhe von 250 Meter horizontal durchschneidet.

Am 16. früh befand sich Se. Majestät schon zu früher Morgenstunde auf Deck, um die immer herrlicher werdende Aussicht zu genießen. Zunächst hatte man den Rückblick auf die in der Nacht passierte Felsinsel Syve Söstre (Sieben Schwestern). Später erschienen dann weit ins Meer hinausgeschoben die steilen Felsen Trä Stavene, eine schroffe und öde Klippe, die wild aus dem Meer emporsteigt. Während Se. Majestät die Aussicht betrachtete, beschäftigte sich Allerhöchstderselbe dazwischen mit Lektüre der am Tage vorher eingegangenen amtlichen Schriftstücke und Zeitungen. Um 10 Uhr 30 Minuten (Berliner Zeit) wurde der nördliche Polarkreis überschritten, und zwar nahezu auf dem Berliner Meridian. Das Wetter war schön und die Temperatur noch immer 14,5 Grad Reaumur. Links ragte die schön geformte Felseninsel Höstmansö (Reiterinsel) aus der glatten Meeresfläche hervor, dann erschien gegen 11 Uhr Rödö (Rotinsel), die ihren Namen ihrem rötlichen Gestein verdankt und ihrer eigentümlichen Form wegen den Namen des „Norwegischen Löwen" führt. In einer Entfernung von 118 Seemeilen wurde sodann die Inselgruppe der Lofoten sichtbar und die zahlreichen Schneespitzen derselben boten einen neuen und durchaus überraschenden Anblick. Dank der schnellen Fahrt der kaiserlichen Jacht trat niemals das Gefühl der Eintönigkeit ein, das sonst manchmal den Nordlandsreisenden, der auf dem langsamen Passagierdampfer fährt und an allen möglichen Punkten anhält, überkommt. Es wurde nun in raschem Tempo Bodö, die Hauptstadt der Provinz Nordland, erreicht, die auf einer vorgeschobenen Landzunge zwischen dem Westfjord und dem Saltenfjord mit ihren freundlichen norwegischen Häusern sich erhebt. In mindestens hundert Kähnen umkreiste die Bevölkerung die kaiserliche Jacht und über der Stadt wehten zahlreiche Flaggen. Auch Dampfboote fuhren mitten durch die Ruderkähne, und besonders auffallend war die Gewandtheit und Sicherheit, mit der die größeren Segelboote durch die kleinen Ruderboote hindurchfegten, ohne irgendwie Schaden anzurichten. Der deutsche Vizekonsul Jentoft erschien an Bord und hatte die Ehre, sich bei Sr. Majestät persönlich zu melden. Nach einer Stunde Aufenthalt, während welcher Telegramme entgegengenommen und aufgegeben wurden, wurde die Reise fortgesetzt; die Lofoten, welche eine Zeitlang durch andere Inseln verdeckt gewesen waren, rückten immer näher, während auf der andern Seite der Blick durch eine Kette unzähliger Felszacken begrenzt wurde. Das bis dahin herrliche Wetter fing an, allmählich sich zu trüben; während schon morgens in den Lofoten dichter Nebel sichtbar war, der auf den Bergen lagernd von ferne wie Gletscher

aussah und später gleich flockigen Wolken an den Bergzacken hing, trübte sich nun auch der Himmel über dem Schiff und ließ ein dauernd schlechtes Wetter befürchten. Ab und zu jedoch kamen wieder helle Sonnenblicke durch, und so wurde auch, wenn auch nur auf kurze Zeit, die berühmte Gruppe des höchsten Berges in Nordland, des Sulitjelma, der auf der Grenze zwischen Norwegen und Schweden liegt, unverschleiert sichtbar. Es war überhaupt ein seltenes Glück, das den Kaiser auf seiner Fahrt begleitete, daß alles, was überhaupt zu sehen war, auch wirklich sichtbar war und daß keinerlei geplanter Ausflug des schlechten Wetters wegen unterlassen werden mußte. In der sehr raschen Fahrt von 13 Knoten ging es nun durch den Westfjord, von dem aus ein enger Sund nordwärts in das Atlantische Meer führt. Um 10 Uhr 25 Minuten abends begegnete die Jacht dem großen Nordkapdampfer „Sirius", der reich geflaggt hatte. Da die Temperatur auf 9 Grad Reaumur gesunken war, so wurde zum Abend das erste Mal Polarpunsch gereicht. Der erwähnte, nach dem Atlantischen Meere führende Sund wurde in der Nacht zwischen 12 und 1 Uhr passiert.

Um 8 Uhr 30 Minuten morgens (am 17. Juli) fuhr die „Hohenzollern" durch den Malangerfjord, an dessen Ufern die Berge nach unten zu wieder reichere Bewaldung zeigen. Gegen 10 Uhr wurde Tromsö erreicht; dasselbe liegt, wie schon sein Name andeutet, auf einer Insel, die aus einem niedrigen Gebirgsrücken besteht, an dessen östlichem Abhange die Stadt sich aufbaut. Die Vegetation ist hier sehr üppig; man sieht viele Bäume, zahlreiche kleine Gehölze, dazwischen Wiesen mit saftigem Grün und eine Menge zerstreuter und recht hübsch gebauter Villen. Nach kaum einstündigem Aufenthalt ging die Fahrt weiter; zum ersten Male stellte sich etwas Regen ein, dazwischen heiterten noch immer einige Sonneneffekte das landschaftliche Bild auf und das Wetter konnte daher für die dortige Gegend immer noch als verhältnismäßig recht gut bezeichnet werden. Um 1 Uhr wurde der Eingang zum Lyngenfjord passiert, der einem späteren Besuch vorbehalten war, und die Fahrt ging dann durch den Kaagsund. Wilde Berge mit zahlreichen Schneeflächen, großen und kleinen Gletschern, unten von saftigem Wiesengrün bekränzt, wechselten mit glatten Felswänden, und in tiefen Rinnen tritt hier der Schnee oft auf wenige Meter an das Wasser heran. Ausblicke auf das offene Meer wechseln mit der eigentlichen Schärengegend, in der das Auge rings auf den größeren und kleineren Inseln ruht, die wie riesige ins Wasser geworfene, teils mehr, teils weniger hervorragende Steine aussehen. Die Vegetation wurde immer spärlicher, und ein einzelnes zweistöckiges weißes Haus, das sichtbar wurde, fiel als etwas Außergewöhnliches ins Auge; die offene See war noch immer spiegelglatt, und dafür, daß das Wetter noch immer verhältnismäßig gut war, spricht am besten, daß es möglich war, zahlreiche photographische Aufnahmen der Gegend zu machen. Gegen Abend tauchte die Insel, welche dem Hafen von Hammerfest vorliegt, auf, und um 8 Uhr wurde vor Hammerfest

Anker geworfen. Auch hier waren wieder zahlreiche Einwohner insbesondere auf der hinter der Stadt sich erhebenden Höhe sichtbar, welche mit Interesse das Kaiserschiff betrachteten. Nach einstündigem Aufenthalt wurde die Fahrt nach dem Endziel der Reise, dem Nordkap, angetreten. In fünf Stunden waren die sechzig Seemeilen, welche Hammerfest vom Nordkap trennen, von der kaiserlichen Jacht zurückgelegt.

Zwischen 2 und 3 Uhr morgens (18. Juli) erschien der Kaiser mit den Herren des Gefolges an Bord, um den felsigen Abfall der Insel Magger Oe zu betrachten. Die ganze nördliche Seite dieser Insel bildet eine Reihe von fast senkrecht in das Meer abfallenden, nasenähnlich vorspringenden Felswänden von etwa tausend Fuß Höhe. Einer dieser Felsen ist das Nordkap. Schon seit einiger Zeit hatte bedenkliches Stampfen des Schiffes das Einsetzen einer starken Dünung angekündigt und das Schiff fuhr ziemlich stark schwankend in einer Entfernung von etwa zwei Seemeilen am Nordkap vorüber. Unterdessen hatte aber der scharfe Ostwind die Wolken zerstreut. Das Wetter fing an sich aufzuklären und der Kaiser konnte an Bord sich voll dem herrlichen Anblick des wilden Felsgestades hingeben. Die Temperatur war inzwischen auf 5 Grad Reaumur gefallen. Dicht über dem Nordkap wendete die „Hohenzollern", fuhr eine kurze Strecke hinaus in das Polarmeer und richtete dann den Kurs heimwärts. Nach etwa einer Stunde Fahrt ließ die Dünung nach, die See flaute ab und Se. Majestät begab sich nochmals zur Ruhe. Als der Kaiser um 10 Uhr wieder an Deck erschien, beleuchtete heller Sonnenschein die ferne Kette der Berge. Hammerfest lag bereits hinter dem Schiff und die Fahrt ging längere Zeit wieder zurück durch die schon von der Hinreise bekannte Gegend.

Während bis dahin auf Anordnung Sr. Majestät während der Reise verschiedene Exerzitien an Bord der „Hohenzollern" stattgefunden hatten, ließ diesmal Se. Majestät einige Manöver durch den „Greif" ausführen und letzteren auch im Feuer exerzieren. Se. Majestät folgte mit gespannter Aufmerksamkeit vom Heck der „Hohenzollern" aus den eleganten und schnellen Evolutionen des schlanken Avisos.

Um 2 Uhr fuhr die Jacht in den Lyngenfjord. In schneller Folge wechselten rechts und links alpine Bilder von überraschender Schönheit und zahlreiche Gletscher strebten dem Meere zu. So ging die Fahrt bis Lyngen Eide, wo gewendet wurde, um gegen 7 Uhr bei Karlsö am Ausgang des den Lyngenfjord benachbarten Ulfsfjord gerade auf dem 70. Breitengrade vor Anker zu gehen. Unmittelbar nach Ankunft vor Karlsö begab sich Se. Majestät an Land und unternahm einen Spaziergang nach der Anhöhe Hvidten, die nach etwa einstündigem Marsch erreicht wurde. Der Weg führte zunächst über Moorgrund und nasse Wiesen, dann über rollendes Gestein bis auf das felsige Plateau. Von hier aus hat man eine wunderbare Rundsicht auf hohe Schneeberge, die Ausgänge der beiden Fjords und im Hintergrunde das offene Meer. Das Panorama läßt sich da am besten noch mit demjenigen des Rigi vergleichen.

Zur Erinnerung an die Besteigung der Hvidten-Höhe wurde ein Steinmann errichtet; einzelne besonders interessante Steine wurden gesammelt und mitgenommen, um später als Andenken an die Reise im Muschelsaale des Neuen Palais in Potsdam aufbewahrt zu werden. Auch ein größerer Strauß von der reichen nordischen Flora, welche die Abhänge der Anhöhen bedeckte, wurde mitgenommen, um, von der sachverständigen Hand des Dr. Güßfeldt gepreßt, später Ihrer Majestät der Kaiserin übersandt zu werden. Um 10 Uhr abends begab sich Se. Majestät an Bord des Aviso „Greif", um auf diesem gegen das offene Meer hinauszufahren und von da aus das prachtvolle Schauspiel der Mitternachtssonne zu genießen. Das Wetter war wundervoll klar und die Sonne um Mitternacht, scheinbar noch hoch über dem Horizont stehend, sichtbar. Auf dem Rückwege nach der „Hohenzollern" ließ Se. Majestät noch auf dem „Greif" „Klar Schiff" schlagen und mit den Geschützen und Revolverkanonen feuern. Dabei fuhr der „Greif" an dem norwegischen Dampfer „Capella" vorbei, dessen Passagiere sich gleichfalls an dem Anblicke der Mitternachtssonne erfreut hatten. Als der „Greif" dann im Verlaufe des Manövers in einem Bogen um die „Capella" herumfuhr, salutierte diese, senkte wiederholt grüßend die Flagge und gab aus ihren kleinen Geschützen Freudenschüsse ab, während die Passagiere in nicht endenwollende Hurrahrufe ausbrachen. Kurz nach 1 Uhr war Se. Majestät wieder an Bord der Hohenzollern.

Am nächsten Morgen (19. Juli) ging die Fahrt zurück nach Tromsö. Während der Fahrt wurden vielfach Tümmler, die hoch aus dem Wasser sprangen, sichtbar, und auf den schneebedeckten Abhängen der Berge zeigten sich große Herden von Renntieren. Gegen 1 Uhr wurde Tromsö erreicht, welches im hellen Sonnenschein da lag. Ein Teil des Gefolges besuchte das in der Nähe befindliche Lappenlager, das aber lebhaft an den Zoologischen Garten oder die Hasenheide erinnern soll. Se. Majestät war an Bord geblieben, um Briefe für den am nächsten Tage erwarteten Kurier zu schreiben. Abends umkreisten wieder zahlreiche Boote die „Hohenzollern", darunter auch eins mit Lappen, und bis 3 Uhr morgens blieben die Neugierigen in ihren Booten vor der Jacht gelagert.

Am nächsten Morgen, den 20. Juli, machte Se. Majestät nur in Begleitung des Generals der Kavallerie Grafen Waldersee unerkannt einen kurzen Ausflug an Land, um von der hinter Tromsö sich erhebenden Anhöhe die Rundsicht zu genießen. Gegen Mittag wurde die Fahrt nach den eigentlichen Lofoten angetreten; der Kurs führte an der Insel Bjärkö vorbei, um die Nordspitze von Andö herum durch den Raftsund, welcher die eigentlichen Lofoten von den Vesteraalen trennt. Gegen 11 Uhr abends fuhr die Jacht in den wild-romantischen engen Sund ein, welcher Rjärkö und Helö trennt. Helö ist bekannt durch die Tausende von Möwen, die dort in den zerklüfteten Felsen nisten und die auch durch den Ton des Nebelhorns und blinder Schüsse nur teilweise aufgeschreckt wurden. Um $^1/_2$12 Uhr nachts schoß Se. Majestät zwei

Möwen mit der Büchse. Die Mitternachtssonne, die in der vorhergehenden Nacht durch die Anhöhe hinter Tromsö verdeckt war, bot diese Nacht ein prachtvolles Schauspiel; die Felsen und Schneefelder lagen blutrot beleuchtet und boten einen dem Alpenglühen ähnlichen Anblick dar. Es wurde dann die Fahrt um Andö durch die Lofoten fortgesetzt.

Am nächsten Morgen, Sonntag, den 21. Juli, hielt Se. Majestät wiederum Gottesdienst ab, nach demselben brachte der „Greif" die Post, und die Zeit bis zu der um 12 Uhr erfolgenden Ankunft in Diggermulen ebenso wie ein Teil des Nachmittags war der Erledigung von Regierungsgeschäften gewidmet. Am späteren Nachmittag unternahm Se. Majestät nebst Gefolge einen Ausflug auf die bei Diggermulen aufsteigende Anhöhe, von welcher das Berliner Nordlandspanorama größtenteils aufgenommen worden ist. Der steile, etwa 450 Meter hohe, felsige Berg wurde in siebenviertelstündigem, zum Teil angestrengten Steigen erreicht. Zum Andenken der Anwesenheit des hohen Reisenden wurde auch hier ein Steinmann errichtet, unter dem eine Flasche mit den Namen der anwesenden Personen vergraben wurde. Als abends die „Hohenzollern" Diggermulen, verließ, wurde von unten der Steinmann sichtbar. Beim Abstieg von dem Berge begegnete die Reisegesellschaft dem Düsseldorfer Maler Schweizer, welcher seit längerer Zeit auf diesem verlassenen Flecken Erde weilte, um sich künstlerischen Studien hinzugeben. Derselbe klagte seinem Kollegen Salzmann sein Leid, daß er sich seit Wochen von nichts als schlechtem Brot und Hafergrütze nährte; Se. Majestät, dem dies gemeldet wurde, befahl sofort, den Künstler von den an Bord befindlichen Konserven für die Dauer seines noch etwa auf vier Wochen projektierten Aufenthalts sowie mit 25 Flaschen Wein zu versehen. Trotz der anstrengenden Partie arbeitete Se. Majestät noch abends nach der etwa um 7 Uhr erfolgten Rückkehr an Erledigung des Kuriers, der am nächsten Tage abgehen sollte. Um 10 Uhr gab Se. Majestät Befehl zur Weiterfahrt.

Die Fahrt ging südwärts durch den Westfjord und am frühen Morgen des 22. (Montag) wurde Bodö erreicht, wo ein Austausch der angekommenen und abgehenden Telegramme stattfand. Hier mag ein Wort zum Lobe der norwegischen Telegraphenbeamten Platz finden. Schweden und Norwegen sind bekannt durch die Ausdehnung, welche der Telegraphen- und Telephondienst dort gefunden hat. Obgleich nicht immer die Stunde genau vorauszubestimmen war, zu der die „Hohenzollern" an den einzelnen Stationen anlegen würde, fanden sich stets die oft noch nach anderen Stationen dirigierten Depeschen rechtzeitig an Bord ein, und auch in den kleinsten Orten waren dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen der norwegischen Regierung im Interesse des kaiserlichen Dienstes die Bureaus auch nachts bei Ankunft der kaiserlichen Jacht geöffnet. Um $^1/_2$11 Uhr morgens verließ die „Hohenzollern" Bodö wieder, umschiffte gegen 2 Uhr das weithin sichtbare Kunnen-Vorgebirge und fuhr gegen 4 Uhr durch den Skarsfjord in den Holandsfjord, wo zwei bedeutende Gletscher

vom hohen Firnrücken des Svatisen sich bis weit gegen die Meeresfläche hinabziehen. Am Ende des Fjords hielt die „Hohenzollern" und Se. Majestät begab sich mit der Reisegesellschaft an Land, um in nicht ganz 15 Minuten Weges, der durch ebene und mit reicher Vegetation bedeckte Wiesen führte, an die Moräne des größeren der beiden Gletscher zu gelangen. In langen Zacken und tiefen Spalten schickt hier der Gletscher seine äußersten Ausläufer vor sich her und der Blick schweift hinauf über eines der größten Schnee- und Eismeere, die überhaupt existieren. Nach etwa einstündiger Abwesenheit kehrte Se. Majestät an Bord zurück. Die Fahrt ging nun zurück nach Bergen, an den schon von der Hinfahrt bekannten Inseln Rödö und Hestmansö vorbei über den Polarkreis, der nachts $^1/_2$12 Uhr bei 14 Grad Reaumur passiert wurde.

Am nächsten Tage brachte der „Greif" nachmittags 3 Uhr abermals die Post aus Drontheim, die diesmal wegen der langsamen Verbindung zwischen Drontheim und Bodö besonders viel Neues und viel Arbeit brachte. Hier las man an Bord zum erstenmal die anscheinend aus einem norwegischen Lokalblatte auch in die deutschen Zeitungen übergegangene Nachricht von dem „Auffahren" der „Hohenzollern" bei Eide. Der Artikel wurde zur allgemeinen Heiterkeit bei Tische vorgelesen. Abends 8 Uhr wurde ein kurzer Halt behufs Austausch von Telegrammen in Christiansund gemacht, das auf drei Inseln aufgebaut ein Bild von eigentümlichem Reiz gewährt. Hier fielen wiederum ebenso wie in Stavanger die vielen hübschen Mädchen auf, welche sich in den zahlreichen Booten befanden, von denen die „Hohenzollern" umkreist wurde. Auch ein kleiner, über und über voller Dampfer befand sich in der Nähe der kaiserlichen Jacht.

Den Vormittag des 24. brachte Se. Majestät mit Arbeiten zu. Behufs Entgegennahme der allein $3^1/_2$ Stunden in Anspruch nehmenden Vorträge wurde das zweite Frühstück auf eine spätere Stunde verlegt. Um 5 Uhr fuhr die Jacht bei leichtem Regen in Bergen ein. Se. Majestät begab sich den Abend nicht mehr an Land. Wegen der späteren Stunde des zweiten Frühstücks wurde die sonst um 6 Uhr abgehaltene Abendtafel erst um 9 Uhr eingenommen. Se. Majestät brachte Allerhöchstselbst das Wohl der Erbprinzessin von Meiningen aus, deren Geburtstag auf diesen Tag fiel.

Am nächsten Tage, den 25., unternahm Se. Majestät am Nachmittag einen längeren Ausflug an Land. Zunächst wurde zu Fuß eine kleine Anhöhe bestiegen, dann fuhr Se. Majestät durch die Stadt nach einem herrlichen Aussichtspunkt und nahm bei dem deutschen Konsul Mohr, einem der größten Getreidehändler Norwegens, in dessen geschmackvoll eingerichteter und prachtvoll gelegener Villa eine Tasse Tee. Nachdem Se. Majestät etwa eine Stunde daselbst verweilt, wurde die Rückkehr durch die Villenvorstadt um Bergen herum zu Wagen angetreten. Da Se. Majestät nur mit zwei Herren des Gefolges fuhr und kein weiterer Wagen folgte, so wurde Allerhöchstderselbe auf der Hin- und Rückfahrt nur wenig erkannt, und zwar meist erst, nachdem Allerhöchst-

derselbe bereits vorbeigefahren war. Als die „Hohenzollern" am späten Abend Bergen verließ, waren noch unzählige Kähne versammelt, welche das Abfahren des Schiffes mit immer neuen Hurrahs begleiteten, während am Lande Feuerwerk abgebrannt wurde.

Am 26. und 27. ging die Fahrt direkt nach Wilhelmshaven. Die ziemlich bewegte See tat jedoch der Heiterkeit an Bord keinen Eintrag, zumal da kein Regen eintrat und somit das Wetter den beständigen Aufenthalt auf Deck gestattete. Am Morgen des 27. kam gegen 10 Uhr das Salut feuernde Geschwader in Sicht, welches Se. Majestät nach London zu begleiten bestimmt ist und auf der Reede von Wilhelmshaven lag. Das Geschwader lag in doppelter Kiellinie und Se. Majestät fuhr zunächst in der Mitte zwischen den beiden Schiffsreihen hindurch und hierauf an den beiden Außenseiten der Aufstellung entlang. Gegen Mittag legte die „Hohenzollern" bei dem Arsenal von Wilhelmshaven fest an. Se. Majestät vereinigte noch einmal diejenigen Herren, die ihn auf der Nordlandsreise hatten begleiten dürfen, zum Frühstück um sich, an dem auch Se. Königliche Hoheit der Prinz Heinrich nebst seinem Adjutanten Herrn von Usedom sowie der Vize-Admiral Paschen, Stationskommandant von Wilhelmshaven, teilnahmen. Im Namen des Gefolges dankte Graf Waldersee Sr. Majestät in warmen Worten für die Reise und beglückwünschte Se. Majestät zu dem befriedigenden Verlauf derselben und zu den günstigen Folgen, welche dieselbe auf die Allerhöchste Gesundheit ausgeübt. Se. Majestät faßte sodann in einigen Sätzen die Eindrücke der Reise zusammen. Hierauf wurde auf das Wohl des jüngsten Sprosses des kaiserlichen Hauses, des Prinzen Oskar, dessen Geburtstag auf heute fiel, getrunken. Se. Majestät entließ darauf huldvollst die Herren des Gefolges, welche am nächsten Morgen durch die zur Begleitung Sr. Majestät nach England bestimmten Herren ersetzt werden sollten. Jeder, der die Ehre und das Glück hatte, die Reise mitzumachen, wird für sein Leben eine schöne Erinnerung bewahren.

(Fortsetzung der Reiseberichte folgt)

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Fünfte Fortsetzung)

„Nummer siebzehn fieberfrei!“ meldete der Krankenwärter dem Arzt du jour im Hospital der allgemeinen Fürsorge.

„Sie können sich gratulieren, Kirsch!“ sagte Doktor Bergström, als er den Verband wechselte. „In drei Tagen ist der Riß vernarbt. Aber nun wird in den nächsten vier Wochen nicht gesoffen, alter Sünder, verstanden? Sonst geht es Ihnen dünn? Haben Sie noch Schwindel? Und können Sie wieder vernünftig denken? Wieviel ist siebenundzwanzig mal sechs?“

„Ist sich — ist sich, also sechs mal zwanzig macht hundertzwanzig und sechs mal sieben macht — macht zweiund — zweiundvierzig, ist sich also hundertsechsundsechszig!“

„Na, so ganz stimmt es nicht, Mann! Aber allmählig wird es schon werden. Bleiben Sie man hübsch ruhig im Bett und nehmen Sie Brom!“

Kirsch sank in die Kissen zurück und fuhr fort, wie vorher, in seine immer noch wirren Gedanken Ordnung zu bringen.

Er hatte bereits festgestellt, wie er in diesen karbolgeschwängerten Krankensaal gekommen war.

Der Hund, der Priddig, wollte ihm die schwarze Tatjana streitig machen. Dabei hatte er doch die beiden Flaschen Likör für das Mädchen bezahlt! Priddig riß es ihm aus dem Arm und lachte brüllend. Das Schlimmste war, daß Tatjana mitlachte. Da war es ihm rot vor den Augen geworden, und er hatte das Messer gezogen . . .

Das war nun auch weg — das Messer, hatte drei Rubel gekostet und war am selben Tag erst bei Georg Meyer gekauft.

Ja, und dann — —?

Kirsch strich sich vorsichtig über seinen Verband. Der Doktor hatte ihm erzählt, was dann passiert war. Dieselbe Flasche, die er für sein gutes Geld gekauft hatte, war auf seinen Kopf herabgesaust.

Der Schuft, der Priddig! Na, dem wird er es noch mal heimzahlen!

„Herrgott!“ murmelte er jetzt. „Wo ist die Mappe?“ Er richtete sich auf und stierte mit aufgerissenem Munde in das Halbdunkel des Saales.

Die Mappe hatte er bei sich gehabt, als sie vom Klub aus losgebummelt waren. Lauter wichtige Papiere hatte sie enthalten: die Quittungen über den verkauften Roggen und über die Kartoffeln und den Brennereiabschluß, auch die Aufstellung seiner Auslagen, die Bankabrechnung und das Wichtigste — die Schildbergschen Hypothekenbriefe.

„Hol es der Deibel! Die Mappe ist verloren!"

Wie er auch in seinem Hirn forschte und grübelte — er konnte sich nicht entsinnen, wo sie geblieben war.

Ob er den Wärter fragte? In dem kleinen Zimmer neben dem Krankensaal bemerkte er Licht und hörte das leise Summen eines Samowars. Da stieg er aus dem Bett und tastete sich schwankend an den anderen Kranken vorbei.

„Tönnis!" flüsterte er. „Habt ihr meine Mappe? Sieh die Liste nach! Was hab ich mitgehabt, als man mich brachte?"

„Verrückter Kerl!" knurrte der Wärter. „Denkt jetzt an seine Mappe! Wir haben acht Uhr. Er soll schlafen!"

„Brumm nicht! Soll mir auf ein paar Rubel nicht ankommen: her die Liste!"

In seinem blauen Krankenkittel stand Kirsch in dem überheizten kleinen Raum, über das Aufnahmebuch gebeugt.

Sein roter Bart hing ihm struppig um das Kinn. Mit dem Verband um den Kopf und dem verbissenen Zug in seinem breiten Gesicht glich er mehr einem Räuber als einem herrschaftlichen Gutsverwalter.

„Hier bin ich!" Er drückte den Daumen auf seinen Namen:

„Sa Kurat! Donnerwetter! Acht Tage liege ich schon hier in dem Kasten. Ein Anzug — eine silberne Uhr — ein Portemonnaie mit dreiundfünfzig Rubel zwanzig Kopeken — und mein Mantel, mein Hut, meine Mappe?"

„War nicht dabei!" sagte Tönnis gelassen.

„Ich muß gehen — auf die Polizei — muß weg! Auf der Stelle. Hol mir die Sachen!" drängte Kirsch in heller Aufregung.

Der Wärter schlürfte in aller Gemütsruhe seinen Tee aus der Untertasse.

„Geh doch! Hast ja einen feinen Pelz an! Kannst ihn brauchen. Ist hübsch kalt draußen!" Er grinste und rührte sich nicht vom Fleck.

Aber der Macht des Rubels erlag bald auch die Feste dieser Pflichttreue.

„Dort ist die Kammer. Da im Kasten liegt der Schlüssel. Hast Nummer siebzehn. Ich weiß von nichts — du bist fortgelaufen!"

Wenige Minuten später schlich eine komische Gestalt aus dem Torweg des Hospitals und verschwand aus dem Lichtkreis der Petroleumlaterne im Dunkel der Straße.

„Ja, was ist denn los?" fragte sich Kirsch, den allzu kurzen Mantel des Wärters gegen die nächtige Kälte zusammenhaltend. „Reval hatte doch früher Gaslicht auf den Straßen!"

Nicht eine Laterne brannte weit und breit, und selbst die Fenster der Häuser lagen in tiefstem Dunkel. Man konnte die Hand nicht vor Augen sehen.

„Bin ich etwa blind geworden?“ Kirsch drehte sich um. Da sah er hinter sich den gelben Stern des Hospitallichts leuchten; Gottlob, blind war er nicht!

Aber was sollte diese Finsternis bedeuten? „Au!“ schrie er. Er war gegen einen Laternenpfahl gerannt.

„Ja, was mach ich denn da? — Rechts muß ich mich halten, däucht mir, wenn ich zum ‚Gelben Affen‘ will.“

Er tappte sich weiter durch die Nacht, voller Angst und mit zitternden Knien. Wenn er Schritte hörte, drückte er sich gegen die Wand und wagte nicht, die Vorübergehenden anzusprechen.

Er mochte eine Viertelstunde gegangen sein, da hörte er eine Stimme, die ihm das Blut erstarren ließ.

Hatte er recht gehört? Nannte die Stimme nicht eben Tatjana?

Ein bittersaurer Brandgeruch lag in der Luft, und in dem Schein einer Blechlaterne erkannte er einen schwarzen Trümmerhaufen. Dort kam die Stimme her, und der Polizist, der dort Wache hielt, war es, der da sprach. Mit wem nur? Kein anderer Mensch war in der Nähe zu sehen!

„Geh deiner Wege! Was willst du von mir, Mädchen? Jeden Abend muß ich es dir sagen: ich habe deinen Kopf doch nicht! Dort unter dem Ofen liegt er, der auf dich raufgefallen ist . . .“

Mit schwerem Tritt verließ der Polizist seinen Platz und fing an, auf und ab zu gehen, wobei er sich von Zeit zu Zeit scheu nach dem verkohlten Gebälk wandte.

Kirsch standen die Haare zu Berge. „Mit wem sprichst du?“ Der Polizist schrak zusammen.

Als er die Harmlosigkeit des Fragestellers erkannte, gab er ihm Antwort:

„Hast du sie nicht gesehen — die Tatjana dort aus der Weiberkneipe? Sie kommt alle Abend und verlangt von mir ihren Kopf! Wo soll ich ihn denn finden? Mag sie die Hunde fragen, die das Hurennest ausgeräuchert haben. Vielleicht wissens auch die noblen Herren, die so flink raus waren. Wenn es nach denen gegangen wäre, hätten die Weiber alle geschmort wie Tatjana. Es war ein hübsches Luder, schwarz wie der Satan und Augen wie 'ne Hexe. Nu is se ohne Kopf begraben. Der Ofen ist drauf gefallen! Da such ihn einer! Siehst du sie nicht? Da — — —! Sie findet keine Ruhe ohne ihren Kopf . . .“

Entsetzt wandte sich Kirsch um und eilte die Straße hinab.

„Der Kerl ist verrückt!“ sagte er einmal über das andere. „Verrückt! Vollkommen verrückt! Ist denn in den acht Tagen die ganze Welt auf den Kopf gestellt? Was schert mich die Tatjana, wenn sie tot ist? Meine Mappe soll sie mir wiedergeben! Oh jeh — das wird eine schlimme Sache. Sie ist

natürlich mitverbrannt in der verdammten Baracke. Die alte Schildberg wird Zetermordio schreien. Der ganze Handel gilt nicht, wenn die Hypothekenbriefe nicht da sind. Ach was — dann behält sie sie einfach, die verdrehte Schraube. Dem Baron wird es recht sein!"

In solchem Selbstgespräch machte der Borküller Verwalter seinem schlechten Gewissen Luft. Die Papiere gehörten der Gräfin Schildberg, die vor Jahren mit einem Teil ihres Vermögens die Borküller Brennerei beliehen hatte. Seitdem ihre Frömmigkeit so fanatisch geworden war, bereute sie es immer mehr, ihr Geld für ein ihrer Meinung nach sündhaftes Unternehmen gegeben zu haben. Letzten Endes war es aber doch die Befürchtung, der Pfandwert der Brennerei möchte in den bewegten Zeiten verlieren oder gar vollkommen illusorisch werden, was sie jetzt zu dem Entschluß gebracht hatte, die Hypothekenbriefe zu verkaufen. Man hörte ja alle Tage von eingeäscherten Fabriken.

Kirsch war mit dem Handel beauftragt worden und hatte auch bereits durch einen Revaler Makler einen Käufer gefunden. Es sollte eine reichliche Provision für ihn abfallen, auf die er sich schon gespitzt hatte. Nun stand der ganze mühelose Gewinn durch den Verlust der Mappe auf dem Spiel.

Der Ärger darüber nahm ihm in der stockfinsteren Stadt vollends jede Orientierung. Er stolperte von einer Straßenseite auf die andere, immer vor sich hinschimpfend und murmelnd, bis es ihm selber unheimlich in den Ohren klang.

Da brachte ihn der gleichmäßige feste Tritt einer Soldatenpatrouille zur Besinnung. Sie marschierte vor ihm die Straße entlang:

„Die wird ja wohl irgendwo hingehen, wo es Licht gibt," dachte er und folgte ihr vorsichtig.

Da erschallte plötzlich aus einer engen Seitengasse wildes Johlen. Ein Kommando klang scharf und drohend durch die Nacht. Metallisch klirrte das Spannen der Gewehre. Ein Hagel von Steinen sauste durch die Luft und fiel krachend auf das Pflaster nieder. Kirsch hielt beide Arme über den Kopf, um sich zu schützen. Dann machte er kehrt und rannte, was er konnte, eine Querstraße hinauf. Schüsse fielen hinter ihm.

Das Massiv eines Turmes tauchte jetzt silhouettenhaft aus der Finsternis. Er erkannte den „Kiek in de Kök", der auf halber Höhe des Domtores stand. Jetzt hatte er endlich die Richtung.

Oben auf dem Dom, der uralten adligen Siedelung, besaß die Gräfin Schildberg mehrere Häuser. Der Küster der Domkirche hatte im Nebenamt ihre Verwaltung übernommen und genoß das volle Vertrauen seiner Herrin. An ihn wollte Kirsch sich wenden. Er würde ihm Rat geben in seiner Bedrängnis.

Von der Höhe des Berges winkte der Schein vieler Lichter. Er kam aus dem Schloß des Gouverneurs und wurde von den großen goldenen Kuppeln der russischen Kathedrale zurückgeworfen. Ein Summen erfüllte die Luft, das

Kirsch sich nicht erklären konnte. Als er um die Ecke bog, den letzten Aufstieg zu nehmen, sah er eine Menschenmauer vor sich, die Weg und Platz versperrte.

„Was ist los?“ fragte er einen der Burschen in der äußersten Reihe.

Der guckte ihn groß an: „Bist du aus den Wolken gefallen, daß du es nicht weißt?“

Man wandte sich nach ihm um und verhöhnte seine Ahnungslosigkeit. Ärgerlich kehrte er sich ab, und da er sah, daß hier kein Durchkommen war, eilte er den Berg wieder herunter, um durch die engen Gassen der Innenstadt von der andern Seite aus sein Ziel zu erreichen. Er kam zu den steilen Stufen des kurzen Dombergs, die er in atemloser Hast emporkletterte. Aber an dem eisenbeschlagenen Tor, das den letzten Teil des Weges abschließt, prallte er zurück. Sonst stand es immer weit offen — heute war es fest geschlossen. Soviel er auch rüttelte — es gab nicht nach.

Wieder machte er kehrt. Ganz durchnäßt von Schweiß und ermattet von den Strapazen der Nacht versuchte er die letzte Möglichkeit, den Dom zu erreichen. Er lief die Raderstraße entlang, als gelte es sein Leben.

Über der ganzen Stadt lagen Schrecken und Angst gebreitet und erhöhten die Qualen seines schlechten Gewissens. Er mußte endlich erfahren, was passiert war, mußte mit einem Menschen sprechen: er fühlte, daß er sonst seinen Verstand verlieren würde.

„Ich bin ja schon verrückt!“ sagte er und griff nach seinem wunden Kopf, der ihm schmerzte und im Fieber glühte.

„Was ist siebenundzwanzig mal sechs?“ Doktor Bergströms Frage fiel ihm ein. Um sich selbst zu kontrollieren und seine Erregung zu dämpfen, begann er krampfhaft zu rechnen.

„Stoi!“ schrie eine rauhe Stimme mitten in seine Rechnung hinein. „Kto tam? Halt! wer ist da?“

„Hundertzweiundsechszig!“ schrie Kirsch und knickte in die Knie vor Schrecken.

Der Ruf kam von dem Posten, der den Aufgang zum Dom bewachte. Er nahm die Handlaterne aus seinem Schilderhaus und leuchtete dem Verwalter ins Gesicht.

„Wo wollen Sie hin? Der Zugang ist gesperrt!“ sagte er barsch. „Oben kann niemand durch — da stehen Soldaten!“

„Ich will ja bloß zum Küster!“ jammerte Kirsch. „Oben im Haus Schildberg — ich wohne dort! Komme eben aus dem Krankenhaus — habe mich in der Dunkelheit nicht zurechtgefunden! Sehen Sie doch nur — ich bin ja noch ganz krank!“

Der Soldat ließ ihn passieren. Aber mehr als einmal mußte er sein Lamento vorbringen, bis er an dem Tor des alten Hauses läuten konnte. Endlich war er in Sicherheit.

Oben im zweiten Stockwerk hatte Küster Frey seine Wohnung. Der kleine Mann mit dem freundlichen pastoralen Gesicht war nicht wenig erschrocken, als

er Kirschs verwahrloste Gestalt erblickte. Aber in seiner duldsamen Art fragte er nicht lange nach der Ursache seines verstörten Aussehens, sondern führte ihn zunächst in das behaglich durchwärmte Wohnzimmer, in dem noch die Reste des Abendbrots um den Samowar standen.

„Wieder gebummelt, alter Freund? Na — Sie haben uns ja schöne Dinge eingebrockt! Stellt sich hin und hält Brandreden, daß die Esten alle den Verstand verlieren!"

„Ich — ich?" stammelte Kirsch.

„In Eurem Klub fing es an! Und jetzt steht auch Ihr Name auf der Liste der Führer. Das ist also der Dank für den schönen Posten auf Borkill, daß Ihr jetzt die Deutschen verratet! Hätte ich niemals für möglich gehalten, Herr Kirsch!"

Vorwurfsvoll zitterte die Stimme des Alten. Der Verwalter aber sank vernichtet auf einen Stuhl.

„Ich unter den Führern? Besoffen war ich — das stimmt! Da quatscht einer manchen Unsinn!"

„So? Daß die Leute jetzt in der Gasanstalt streiken und den Direktor in den Sack gesteckt haben, war das auch etwa nur so eine betrunkene Idee von Euch? Und daß die Mordbrenner jetzt durch die Straßen ziehen? Kirsch, Kirsch! Die Ausrede gilt nicht, wenn man Euch faßt. Die Kosaken sind auf dem Weg, und längst sind die Stricke gedreht, an denen die Volksverhetzer baumeln werden!"

Kirsch schluchzte laut auf unter den verdammenden Worten des Alten. Auf seinem Gesicht malte sich Todesangst. Er barg den Kopf in den verschränkten Armen und heulte wie ein Kind, das Prügel bekommen soll.

Küster Frey verspürte Mitleid. Allerdings — so sah ein Revolutionär nicht aus, wie dieser Jammerlappen. Da war wohl doch manches übertrieben.

„Kirsch!" sagte er gütig. „Dem Bußfertigen winkt Gottes Barmherzigkeit. Die Esten werden Vernunft annehmen. Eben haben die Arbeiter eine Deputation zum Gouverneur geschickt. Er ist ein gerechter Mann. Er wird sie beruhigen. Nun trösten Sie sich nur: ich gehe jetzt und bestelle einen heißen Grog. Das Fieber schüttelt Sie ja . . ."

„Was mache ich blos?" war die bange Frage, die sich Kirsch stellte, als er allein war. Er trat ans Fenster, von dem aus das Meer sichtbar war und kühlte seine brennende Stirn an den Scheiben. Im Hafen flimmerten die Lichter der verankerten Schiffe. Irgend eins davon war die Barke, die das Borküller Korn geladen hatte. Richtig — morgen in aller Frühe ging sie nach Finnland in See. Dem Schiffer hatte er oft Briefe und Grüße an seine Schwester mitgegeben, die drüben auf Hogland, der einsamen Insel vor Kotta, die Frau des Leuchtturmwärters geworden war. Dort würde kein Verräter vermutet werden, und kein Kosak seine Nagaika schwingen: dort war Sicherheit!

Plötzlich schien es Kirsch der einzige Ausweg aus allen seinen Schwierigkeiten zu sein, nach Hogland zu der Schwester zu fliehen!

Scheu lauschte er um sich. Hinten aus der Küche drang die gedämpfte Stimme des alten Frey, der mit seiner Schwester verhandelte. Auf Zehenspitzen schlich der Verwalter zur Tür und verschwand wie ein Schatten im dunklen Treppenhaus.

Unten auf der Straße nahm ihn jetzt der Strom der Menschen auf, die sich von dem Platz aus in die Stadt zerstreuten.

„Der Kriegszustand wird erklärt!“ hieß es unter der Menge. „Die Kosaken sind da. Na — mögen sie! Wir wollen sehen, wer der Stärkere ist. Auf das bischen Leben kommt es nicht an.“

Aber Verwalter Kirsch dachte anders. Sein Dasein schien ihm noch durchaus lebenswert. Am Fuß des Torwegs angelangt, trennte er sich von dem Schwarm und hastete, am Turm der dicken Margarete vorbei, dem Hafen zu.

Aus den vergitterten Fenstern der klafterdicken Mauern hörte er Rufe: „Befreit man uns bald? Ist die Republik erklärt?“

Es bedurfte nicht der Aufmerksamkeit des Postens, um Kirsch am Antworten zu verhindern. Stumm schlich er vorüber.

Im Hafen schaukelten die Schiffe, Ankerketten rasselten, Taue knirschten. Es roch nach geteertem Segeltuch und nach Fischen.

„Was machst du hier, Roter?“ fragte eine gutmütige Stimme. Gottlob, es war der Barkenführer, den er suchte. Kirsch packte ihn am Arm wie seinen Retter — — —

(Fortsetzung folgt)

Die Natur des Denkens

Von Dr. Richard Müller-Freienfels in Berlin

Wenn jemand bis vor kurzem ein Lehrbuch der Psychologie zur Hand nahm, um darin über die Natur des Denkens nachzulesen, so hat er es gewiß bald enttäuscht beiseite gestellt. Denn so unglaublich es den Laien anmuten mag, vom „Denken“ wurde in der Psychologie kaum gesprochen. Es war da die Rede vom Empfinden, vom Fühlen, vom Vorstellen und vom Wollen, aber eine besondere Funktion des Denkens wurde nicht anerkannt von den meisten Psychologen. Es ging das vor allem auf Locke und Hume zurück, die bekanntlich alles höhere Seelenleben auf die äußeren Empfindungen und ihre schwächeren, inneren Nachbilder, die Vorstellungen, zurückführen wollten. Und hierin sind die meisten neueren Psychologen auf dem Standpunkt jener stehen geblieben,

indem sie die Elemente des Denkens, die Begriffe, als komplexe Vorstellungen auffaßten und das Denken selber als eine Form der Vorstellungsverknüpfung, der Assoziation, ansahen. Wenn auch einzelne Psychologen die Mängel dieser Theorie einsahen, so vermochte doch dasjenige, was sie an die Stelle des Vorstellungsmechanismus setzten, noch weniger den Anforderungen der strengen Kritik standzuhalten.

Hierin nun ist eine bemerkenswerte Wandlung eingetreten, die um das Jahr 1900 etwa zu gleicher Zeit in Frankreich, in Amerika und am stärksten in Deutschland eingesetzt hat. Man begann experimentell, d. h. durch systematische Selbstbeobachtung die Bewußtseinsvorgänge zu untersuchen, die der Laie als Denken zusammenfaßt. Dabei fand man denn, daß die Rolle des reproduktiven, anschaulichen Vorstellens unendlich viel geringer ist, als die alte Assoziationstheorie annahm, und daß es unmöglich ist, das Denken und seine Elemente auf die Vorstellungen, die schwachen Nachbilder der Wahrnehmungen, zurückzuführen. Man stellte vielmehr eine besondere Gattung von seelischen Elementen auf, die man bald Gedanken, bald Einstellungen, bald Bewußtheiten oder ähnlich nannte. Mit allen diesen Ausdrücken aber will man ungefähr dasselbe bezeichnen, nämlich: abstrakte, nicht auf Vorstellungen und äußere Wahrnehmungen zurückführbare, unanschauliche seelische Elemente. Deren Vorhandensein ist heute unabweisbar, nur über ihre Natur gehen die Meinungen noch auseinander.

Diese „Gedanken" oder „Einstellungen" sind besonders wichtig, um das Verständnis von Worten und das Denken in Worten begreiflich zu machen. Früher hatte man den unmöglichen Begriff der „Wortvorstellung" untergeschoben. Dieser ist ein psychologisches Unding, denn wenn ich in Worten denke, so habe ich weder die Vorstellung des Wortes, noch habe ich in der Regel überhaupt eine Vorstellung, d. h. irgendwelches anschauliches seelisches Erlebnis. Im Gegenteil, es ist durch Galtons Untersuchungen und viele spätere festgestellt worden, daß ein großer Teil der Menschen, darunter die allerbedeutendsten, ganz unanschaulich denken. Was allen diesen Leuten den Inhalt ihres Denkens liefert, sind eben keine Vorstellungen, sondern eben jene abstrakten Gedanken oder Einstellungen, die nur in der Sprechbewegung einen festen Kern haben. Tauchen dennoch Vorstellungen auf, so haben sie rein ästhetischen, illustrierenden Wert, wie sie auch beim Erlernen des Sprechens wichtig sind, um eine gewisse Identität zwischen dem Wort und seinem objektiven Inhalt zu gewährleisten. Sie sind jedoch nur eine Krücke, die später entbehrlich wird. — Wir können es also als sicheres Ergebnis der neuen Psychologie, besonders der an Kulpe anknüpfenden Würzburger Schule, ansehen, daß unser eigentliches Denken nicht in anschaulichen Vorstellungen, sondern in unanschaulichen Einstellungen, die keineswegs eine äußere Wahrnehmung abbilden, verläuft. Mit anderer Worten, das Denken ist nicht reproduktiv, sondern produktiv.

Hier nun kommt die Psychologie, oder wie man neuerdings mit geringer Nuance gern sagt, die Phänomenologie, auf etwas ähnliches heraus, wie von ganz anderen Seiten her eine große Anzahl, teils untereinander wieder recht verschiedener Erkenntnistheoretiker. Während jene Psychologen aus der exakten Analyse des Bewußtseinsbefundes feststellten, daß die Erkenntnis und das Denken nicht ein Reproduzieren von Wahrnehmungen sein können, ergreift die Erkenntnistheorie das Problem noch weiter, indem sie fragt: wie ist das Verhältnis zwischen Erkenntnis oder Denken und Außenwelt, d. h. dem hypothetischen Inhalt oder Urgrund der Wahrnehmungen? Und auch hier kommen fast alle neueren Forscher, so verschieden ihr Ausgangspunkt ist, darin überein, daß sie die Erklärung der Erkenntnis, die darin eine Reproduktion oder Abbildung der Außenwelt sieht, von Grund aus ablehnen. Hierin stimmen die angesehensten modernen Erkenntnistheoretiker überein; mögen sie wie Mach, Avenarius, Ostwald das Denken als einen Anpassungsvorgang zum Zweck der Herrschaft über die Außenwelt beschreiben, mögen sie mit Vaihinger das Denken als eine Konstruktion von Fiktionen zu praktischen Zwecken ansehen, mögen sie, wie der sogenannte, in Deutschland oft falsch interpretierte Pragmatismus die praktische „Bewährung" als das Kriterium für den Erkenntniswert halten: in dem einen stimmen alle überein: Erkenntnis ist niemals eine Reproduktion, eine Abbildung einer Außenwelt. Und bei vielen anderen Denkern, bei der Marburger Schule, bei Bergson, in Nietzsches Nachlaßschriften vor allem, finden wir die gleiche Grundanschauung, daß das Denken nichts Reproduktives, sondern etwas Produktives ist.

Das Ziel der Wissenschaft und der Erkenntnis überhaupt kann also nicht in einer Nachbildung der Außenwelt gesucht werden. Das, worauf es ankommt, ist vielmehr die Schaffung solcher allgemeinen Einsichten, die uns ermöglichen, uns in der Welt zu orientieren und sie uns dienstbar zu machen. Eher als einem getreuen Nachbild könnte man die Erkenntnis nach einer schematischen Orientierungskarte vergleichen, obwohl der Unterschied zwischen dem objektiv Gegebenen und seiner gedanklichen Symbolisierung noch viel größer ist. Der Inhalt unseres Denkens wie unserer Erkenntnis ist also etwas von den äußeren Dingen völlig Verschiedenes. Das Verhältnis der beiden zueinander ist wohl das der größeren oder geringeren Anpassung, aber niemals das der Nachbildung. Es ist nur der gleiche Kurswert, wenn eins für das andere eintreten kann, wie eine Banknote für 100 Mark in Gold. — Ich möchte darum auch Vaihingers Ausdruck „Fiktion" vermeiden, denn er besteht nur dann zu Recht, wenn man eine Abbildung überhaupt für möglich hält. Besser würde man für Fiktion Schöpfung sagen, denn es handelt sich um eine völlig eigene Konstruktion, die die Außenwelt nicht nachbildet, sondern sich untertan macht, oder, da sie ja selbst ein Teil der gesamten Welt ist, diese umgestaltet. Indem wir Erkenntnisse bilden, gestalten wir die Welt, formen sie, malen sie aber niemals ab.

In diesem überaus wichtigen Punkte also treffen die moderne Psychologie und die moderne Erkenntnistheorie zusammen, daß sie den reproduzierenden, abbildenden Charakter der Erkenntnis völlig abstreiten. Welches aber ist nun, positiv gewendet, das Wesen des Denkens, wenn es kein Abbilden ist? Mit dieser Frage kämen wir auf das psychologische Problem zurück, von dem wir ausgingen. Und zwar beantworte ich diese Frage: Denken ist nicht Vorstellen, sondern Stellungnehmen.

Dieser Begriff des Stellungnehmens bedarf einer Erläuterung. Ich unterscheide passive und aktive Stellungnahmen, zwischen denen es jedoch keinen prinzipiellen Unterschied gibt, sondern die vielmehr ineinander übergehen. — Und zwar nenne ich passive Stellungnahme alle Gefühle, zu denen ich außer Lust und Unlust mit Wundt, Lipps u. a. auch Gefühle des Bekannt- und Fremdseins, der Größe usw. rechne. Aktive Stellungnahmen sind alle Tätigkeitsdispositionen, Handlungen usw.

Ich erläutere das durch ein Beispiel: wenn ein Satz zu mir gesprochen wird und ich ihn verstehe, so beruht dieses Verstehen nicht in einem reproduktiven Vorstellen, sondern ich verstehe den Satz, wenn er meine Stellungnahme in irgendwelcher Weise herausfordert, sei es, daß er meine Gefühle erweckt, mich zu Tätigkeiten veranlaßt usw. Vorstellungen sind meist dabei überflüssig. Diese Stellungnahme kann auch indifferent sein, aber auch die Indifferenz ist in der Psychologie wie in der Politik eine ganz positive Stellungnahme. Ein Satz, den ich verstehe und der mich gleichgültig läßt, berührt mich ganz anders als ein Satz in chinesischer Sprache, die ich nicht kenne. Auch meine Indifferenz ist eine Stellungnahme. Gewiß können auch Vorstellungen anklingen, aber sie sind sekundär. Das ist selbst für das poetische Verständnis durch die neuere Ästhetik klargelegt worden und gilt für jedes Verständnis überhaupt.

Denken, Verstehen, Erkennen heißt Stellungnehmen. Stellungnahmen aber sind ihrem Wesen nach auch die Begriffe. Nach der alten falschen Lehre waren diese „durch ein Wort repräsentierte Allgemeinvorstellungen", und diese wurden wieder als „Komplexe von Einzelvorstellungen" erklärt. Diese Anschauung kann nach der modernen Kritik als unmöglich gelten. Wenn ich den Begriff: „schöne Frau" z. B. ausspreche, so habe ich nicht etwa, und sei es noch so verschwommen, im Kopfe die Bilder aller der großen und kleinen, schwarzen und blonden, graziösen und imposanten Gestalten, die ich darunter zusammenfasse. Das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Das Wesen bei jenem Begriff ist eine ganz bestimmte typische Stellungnahme, eine spezifische Gefühlsbetonung jenes Wortes, die Fähigkeit, mit diesem Begriff zu operieren. Diese Stellungnahmen machen, wie das Wesen jedes Verstehens, auch das Wesen des Begriffes aus.

Und ein weiterer Hauptunterschied gegen die alte Psychologie sei noch erwähnt: diese erklärte das Denken kausal, die neue erklärt es teleologisch. Es liegt das im Wesen des Stellungnehmens, das nach vorwärts orientiert. Mit

einem Worte, das Denken nach der neuen Psychologie wird nichts Passives sein, sondern etwas Aktives, kein mechanisches Nachbilden, sondern ein organisches Formen, Gestalten und Handeln. Daß es dabei nicht in wilde Spekulation ausarten wird, ergibt sich durch die Beschreibung als Anpassung oder Orientierung von selbst.

Ich habe hier nur ein paar Grundzüge einer Entwicklung andeuten können, die noch in den Anfängen steht. Aber schon heute sind die Fernsichten, die sie eröffnet, außerordentlich. Man lese Vaihingers reiches Buch von der Philosophie des Als-Ob, um zu erkennen, welche Rolle das produktive Denken auf den verschiedensten Gebieten spielt und doch ist Vaihinger noch lange nicht erschöpfend. Wir haben die Zuversicht, daß die Zukunft einer Erkenntnislehre gehören wird, die Erkennen nicht als Abbilden, sondern als ein Schaffen ansieht und die darum nicht abseits stehen wird vom übrigen Leben, sondern die mitten hineinführen und damit nicht bloße abstrakte Theorie bleiben wird, sondern eben dadurch, daß sie die Geistesarbeit zu klarem und vollem Bewußtsein ihrer selbst bringt, lebensfördernd im höchsten Sinne sein wird*).

Die Jahresausstellung des Deutschen Künstlerbundes in Mannheim

Von Professor Th. Hänlein in Weinheim

Der Jahresschau des Deutschen Künstlerbundes ist diesmal in Mannheim eine gastliche Stätte bereitet. Sämtliche Bildersäle der seit wenigen Jahren erst bestehenden Kunsthalle sind ihr eingeräumt, nur in dem großen Lichthof begrüßen den Eintretenden die Meisterwerke neuer französischer und deutscher Kunst, die der Sammlung durch den hingebenden Eifer ihres Leiters Dr. Wichert und die opferwillige Mitwirkung der Stadtgemeinde und der Bürgerschaft in der letzten Zeit gewonnen worden sind. Für die Aufnahme des Dargebotenen ist gerade in Mannheim der Boden gut vorbereitet durch die entschlossenen und zielbewußten Bemühungen, die neuerdings die Bevölkerung der Stadt zum Ver-

*) Die hier kurz umrissenen Gedanken, zugleich ausführliche Nachweise der sehr ausgedehnten Literatur, findet man ausführlich begründet in meinen Forschungen, die in folgenden Fachzeitschriften erschienen sind: Archiv f. ges. Psychologie Bd. XXXIII u. XXXVII, Zeitschr. f. Psychologie Bd. LX u. LXIV, Vierteljahrsschrift f. wiss. Philosophie 1910 u. 1913, Zeitschr. f. angew. Psychologie VII, Annalen f. Naturphilosophie Bd. VIII usw. In einem von mir vorbereiteten Werke: „Das Denken und die Phantasie" werden sie zusammengefaßt werden.

ständnis moderner Kunst hingeleitet und den Willen zu einer kräftigen Anteilnahme am Kunstleben der Gegenwart in ihr wachgerufen haben. Solchem Verlangen gibt denn auch die Ausstellung reiche Nahrung. Dank einer sorgsamen, weitblickend gerechten Wahl gewährt sie eine sehr aufschlußreiche Gesamtanschauung von den schaffenden Kräften, die heute in der deutschen Kunst am Werke sind, von beruhigter, geklärter Meisterschaft und von ungestümem und ungebärdigem Suchen nach neuen Zielen.

An Jugend fehlt es nicht in der Ausstellung, an unbekümmertem Drauflosmagen auch nicht. Und gerade das ganz Unausgegorene nimmt hier wie immer besonders gern die machtvolle Gebärde gelassener Selbstsicherheit an. So sind denn auch der Selbstbildnisse nicht wenige, und sie zeigen meist ein noch recht in der Entwicklung begriffenes Antlitz.

Der Wille zum Neuen in den Bildern der Jüngsten ist nicht unbeträchtlich, und er entbehrt nicht einer gewissen Einheitlichkeit der Richtung. Was auch die einzelnen Gruppen an eindrucksvollen Schlagworten auf ihre Fahnen schreiben mögen, sie alle trachten doch schließlich nach einer neuen Eindringlichkeit des Sehens und Gestaltens. Das brauchte an sich ja auch nicht mehr zu bedeuten als ein neues artistisches Feldgeschrei. Und wer nicht gerade dem Wellengang der Jahresmoden oder Jahrzehntmoden der „Augenkultur" mit hochklopfendem Herzen folgt, dem könnte es sehr gleichgültig sein, wie man just des letzten Herbstes Äpfel gemalt hat. Daß man ihnen nun wieder derbe Umrißlinien gibt, ihnen die Bestimmtheit ihrer Form beläßt, ja sie ins Wuchtige steigert und von ihrer Farbe nur eine einheitlich starke Gesamtvorstellung zu wecken sucht — das ist eine Abstraktion, so gut wie es einst die Auflösung aller gegenständlichen Begrenztheit im Wogen der Atmosphäre und im Weben des Lichtes war. Selbst wenn diese neue Errungenschaft wirklich etwas so ganz Unerhörtes wäre, könnte man sie als eine neue Weise künstlerischer Abkürzung ohne Erregung hinnehmen. Aber da und dort klingen die stammelnden Laute der neuen Sprache doch so, als wollten sie Erlebnissen von neuartiger Einfachheit und Geschlossenheit ihren notwendigen Ausdruck erringen. Erscheinungen der Alltagswirklichkeit treten vor das Auge in neuer Eindrucksmacht, leibhaftig hingestellt und doch zu einer höheren, allgemeineren Gültigkeit erhoben.

Freilich, die Wahl des Gegenstandes und seine Ausgestaltung zum Bilde bestimmt oft so ausschließlich der Augenreiz, daß dem Nacherleben nur eine kümmerlich einseitige oder gründlich grobe Nahrung bleibt. Ist es für den Beschauer wirklich der Mühe wert, um eines Bewegungsmotivs oder eines Farbeneffektes willen sich wieder und wieder die aufgeputzte und herausgeschminkte Widerlichkeit von „Dancinggirls" und „Panamagirls" zuzumuten? Und soll ihm der grelle koloristische Akkord eines goldgelben Vorhangs und eines Menschenkörpers ein halbtierisches Scheusal von liegendem Weib schmackhaft machen? An allen besonderen kubistischen und globistischen oder rotistischen Narrheiten kann man ruhig vorübergehen: die mögen sich austollen. Aber auch außerhalb

ihrer Bereiche vermag man des öfteren die Frage nicht abzuweisen: ist dem Aufnehmenden ein Dienst erwiesen, wenn man ihm die Natur und die menschliche Erscheinung, die er in ihrer Wahrheit oder in ihrer Größe sehen lernen möchte, nur im allgemeinsten, flüchtigsten, plump vergröbernden Nachfahren vor Augen rückt?

Und doch regt sich zwischen solcher selbstherrlichen Artistenwillkür ein Verlangen und ein Kräfterecken nach neuen Aufgaben. Einer Kunst von großen, einfach ausdrucksvollen Formen gilt das tastende Suchen, und die Gebilde der Natur wie die Erscheinung des lebenden Menschen sollen sich in Darstellungen von klar beherrschter Ruhe oder gefühlsberedter Bewegtheit zusammenschließen.

Solche Zusammenfassung und Steigerung zu vollbringen, vermöchten freilich nur Künstlerpersönlichkeiten, in denen sich Reichtum und Macht des inneren Erlebens mit einer ebenbürtigen Gestaltungskraft vermählte. Was die Ausstellung aus dem Schaffen der Jungen und Jüngsten ausgewählt hat, das weckt einstweilen höchstens Erwartungen. Aber soviel wird doch deutlich: die Phantasie kommt in der Kunst allgemach wieder zu Ehren; mit besonderer Eindringlichkeit sind da und dort religiöse Stoffe zur Geltung gebracht, und sogar eine riesige Amazonenschlacht wagt sich zwischen Vorstadthäuser, Eisenbrücken, Atelier- und Cafészenen. Und „das Geistige" ist ja mit soviel Entdeckerstolz als eine ganz zukünftige Eroberung der Kunst ausgerufen worden, daß bald niemand so rückständig mehr sein wird, sich nicht dazu zu bekennen. Ja sogar das Gefühl ersteht schon in ungeahnten Morgenröten, einstweilen noch gern von den Nebeln eines feierlich faden Allegorisierens umwallt. Was aus diesen ungeklärten Versuchen einst erwachsen könnte, wird eine Kunst der ausdrucksmächtigen Gebärde sein, die auf Grund einer kraftvoll selbständigen Bewältigung der Natur Erlebnisse des inneren Schauens in Gestalten bannt.

Auch die Landschaftsmalerei sucht aus der Vereinfachung und Steigerung ihrer elementarsten Ausdrucksmittel neue Wirkungen zu gewinnen. Rein befriedigende Lösungen wollen ihr aber noch nicht gelingen. Was auf den besten Bildern lebendig anmutet, ist die feste Straffheit ihrer Formen und die hellkräftige Klarheit ihrer Farben: das gibt den Arbeiten von Th. von Brockhusen, Waldemar Rösler und Kurt Tuch ihre lebhafte Frische. Aber doch wirkt bei ihnen die schnellfertige Reduktion der einzelnen Bildelemente oft gewaltsam oder flüchtig, und das unbekümmerte Durcheinanderführen harter und eckiger Formen schafft eine verwirrende Unruhe statt zwingend klarer Ordnung. Anderwärts wird die Malmaterie schließlich die Hauptsache. Der Gegenstand, der den farbigen Augenblickseindruck gewährt, bleibt im Grunde gleichgültig, der Strich, der Zug des Pinsels herrscht, und in sein krausborstiges Dahinwühlen wird der Kampf von Wolken, Rauch und Licht übersetzt; Flußwellen, Rasen- und Sandstreifen streicht er in dicken Farbströmen aus. Und wo der „Pinselhieb" nicht genügt, um die Farbmassen oder die isolierte Farbintensität recht aufdringlich herauszuheben, da wird schließlich ein zäher Farbbewurf auf das Bild gedrückt.

Um so wohltuender wirkt unter soviel Vortragstemperamenten und Stilsuchern ein Stück klar gesehener und schlicht wahrhaftig gestalteter Natur wie Ulrich Hübners Lübeck, eine Häuserreihe am Wasser, von frischem, vollem Baumgrün umhegt, von grünen Turmhelmen überragt, niedertauchend in eine klar und ruhig spiegelnde Tiefe. Oder Pietzschs leuchtender Blütenbaum auf blauflutendem Himmelsgrund im golden durchblühten Gartenwinkel.

Die unbefangene Weitherzigkeit, die bei der Auslese der Kunstwerke maßgebend war, hat neben den Neuerern Landschafter genug aufgenommen, die einfache Wege durch altvertraute Bereiche gehen — Thoma etwa, Hans von Volkmann, Stadler, Otto —, haben sie ruhig neben Naturumformungen eingereiht, die wie die Bilder von Erbshöh oder Feigerl die Laubmassen der Bäume eckig zurechtstutzen und die einzelnen Kronenstücke zu wulstigen Massen ineinanderkeilen.

Dieser Gerechtigkeit dankt die Ausstellung überhaupt manchen freundlichen Ausgleich. Es fehlt natürlich nicht an Stilleben von primitivster Wucht, auf denen Flaschen und Töpfe mit verzogenem Umriß, als wären sie aus Gummi, in einer Farbfläche schweben, aber daneben dürfen sich doch auch stillere Geschwister bescheidentlich behaupten, die mit einer friedlichen Freude dem organischen Eigenleben der Dinge nachgehen, ihren Oberflächenschimmer und das Schillern farbiger Widerscheine zart und behutsam einfangen. Und auch im Bildnis braucht ja schließlich nicht einzig und überall die Selbstherrlichkeit der Pinselführung Form und Ausdruck der Persönlichkeitswiedergabe zu bestimmen, seine farbige Erscheinung kann doch auch einmal mehr festhalten wollen als nur einen Augenblickszufall ganz äußerlicher Art oder einen Augenreiz des Malers. So ist denn da und dort einem Porträt Raum gegönnt, das dem Physischen mit schlichter Deutlichkeit gerecht wird und in das Seelische liebevoll eingeht, wie das ausgezeichnete, warm lebendige und malerisch feine Herrenbildnis von Schmurr. Bietet sich dann gar als Gegenstand der Darstellung eine von der Natur so vollrund entfaltete Leiblichkeit wie sie der Domkapitular Schnütgen sein eigen nennen darf, so mag einem Künstler wie dem Grafen Kalckreuth freilich ein Werk voll kräftiger Lebensfrische gelingen.

Kalckreuth hat sich mit seinen übrigen Werken den Leitern und Richtern des Künstlerbundes zugesellt, die in der höchsten, reinlichsten Zelle von ihrem Schaffen Rechenschaft geben. Hier hat im „Tromphaus" ein Malertraum von bannender Schönheit durch ihn seine Gestaltung empfangen. Aus dem grünüberschatteten Häuserwinkel am stillen, blanken Wasserlauf wird ein wunderbar zartes Gewebe von klarem Spiegeln und schwimmendem, schwebendem Widerschein, schmiegsamem Licht und lebendig spielenden Dämmerungen. Liebermann hat zwei tonfeine Strandbilder beigesteuert, deren freie Helligkeit neben dem gedämpften Innenlicht der älteren „Kinderschule" doppelt eindringlich wirkt. Clarenbach gibt Winterlandschaften von fein durchgebildeter Harmonie heller Silbertöne, wohlabgewogen in den Formmassen und klar im Durchblick. Vielgestaltig und wandlungsfähig erscheint Max Slevogt. Eine kleine Landschaft

läßt im Gewühl zerrissener Wolken warmes Abendgold über ferneblauen Bergen aufglühen. Oder es breitet sich lichthelles Weideland in dem warmen Flimmern des Sommertages hin. Die Klarheit sicherer Reife waltet in dem Reiterbildnis von 1902: die Mannesgestalt sitzt schlank und leicht im Sattel, in ungezwungener Einheit mit dem Tier, und mit dem Grau und Braun wirkt das Laub des herbstlichen Waldes einen gedämpften Vollklang von sachlicher Zurückhaltung und meisterlicher Vornehmheit. Lovis Corinth läßt eine verschleierte Maske halbentblößt ihre Üppigkeit zur Schau bieten — Rubenssche Sinnenlust und die malerische Delikatesse Goyas sind hier zu einem kräftig reichen Akkord zusammengezwungen. Und dieselbe Hand hat daneben einen Apostel Paulus geschaffen, streng, knapp und bestimmt in der Linienführung, klar und klangvoll in der farbigen Erscheinung. Vor einer Teppichwand eine hohe, hagere Gestalt, in herbfrisches Blau gekleidet. Die Linke preßt mit ausgespreizten Fingern die Bibel an die Brust, die knochige Rechte gestikuliert heftig dem Beschauer entgegen; auf einem sehnigen Hals reckt sich ein Kopf mit zerzausten Haaren empor, der weitgeöffnete Mund weist seine Zahnlücken, unter der hohen, gefurchten Stirn sind die Augen weit aufgerissen — man mag von Paulus sich ein anderes Bild machen, aber die Gestalt eines leidenschaftlichen Eiferers hat Corinth jedenfalls mit überzeugender Eindringlichkeit hinzustellen vermocht. Sehr überraschend führt sich Albert Weisgerber, der bisher nur durch satirische Zeichnungen in der Münchener Jugend allgemein bekannt geworden ist, als religiöser Maler ein. Er gestaltet einen nackten Jeremias, der sich in leidenschaftlicher Verzweiflung langhin zur Erde wirft, und er bietet eine neue Darstellung der Marter des Sebastian. Zwischen den grauen Stämmen eines Waldes ist der Heilige in die Knie gesunken, die Brust von Pfeilen durchbohrt; er hängt an den Stricken, die ihm über dem Haupt die Fäuste zusammenknebeln. Helles Licht flutet herab über den jugendlichen Körper, webt sich um den Scheitel und schimmert durch die hängenden Haarsträhnen hinein auf die gramvolle Stirn, über das in schweigendem Dulden sich niederneigende Antlitz. Und dies Ausbluten einsamer Qual ist umfangen von dem warmen Leben des Lichtes zwischen den schlanken, hohen Bäumen und dem junghellen Laubgrün. Erschütternder Ernst und tiefe Innerlichkeit geben der Sprache dieser stummen Tragödie ihre unvergeßliche Eindrucksmacht.

Neben den Meistern der Tribuna hat man Wilhelm Trübner einen besonderen Raum zugebilligt. Er zeigt darin Porträts, Reiter und Pferde, Landschaften und Akte. Sie alle beweisen aufs neue die Breite und Vollkraft seines Strichs, die Wucht, mit der er das Gesamtgefüge der körperlichen Erscheinung sicherstellt und die farbigen Oberflächenwerte herausarbeitet. Die Stärke dieser Kunst liegt ganz und gar im Malerischen. Das wird namentlich an den neueren Bildnissen deutlich, die sich um eine reichere und feinere Belebung des Ausdrucks nur wenig bekümmern. Es erweist sich auch in der Unbefangenheit, mit der Trübner etwa einem beliebigen Freilichtakt eine Schüssel mit dem Haupte

Johannes des Täufers in die Hände gibt. Die Landschaften holen ihren Vorwurf aus dem Odenwald und vom Starnberger See und meistern ihn mit rauhem, derb und breit zusammenfassendem Strich und in saftiger Farbigkeit.

Schließlich hat der Künstlerbund, um Ferdinand Hodler im Jahre seines sechzigsten Geburtstags noch besonders zu ehren, in einem großen Saal nur Werke seiner Hand vereinigt. Es sind zumeist kleinere Bilder, viele darunter stammen aus frühen Schaffensjahren des Künstlers: Porträts und Köpfe, harmonisch in ihren verhaltenen Tönen, sparsam und gelassen in der Formbehandlung, liebevoll in der Lichtführung. Daneben Landschaftliches: eine Seebucht mit ein paar Bäumen, über denen sich in der Ferne ein breiter Bergrücken hindehnt; eine Kuh, samtgrau und weiß auf graugrüner Bergwiese, ruhig grasend, sicher und ohne alle Absichtlichkeit in schlichter Größe gegeben — eines wie das andere von köstlicher Weichheit und Feinheit des Kolorits. Das große, hellwarme Innenstück der Madrider Uhrmacherwerkstatt gehört auch noch zu diesen Frühwerken voll sorgsam abgestimmten Lichtlebens. Neben ihnen strahlen Landschaften aus neuer und neuester Zeit in freier, frischer Leuchtkraft: junges Grün am Wassersaum und reichblühende Grasgärten unter schlanken Frühlingsbäumen; Seespiegel, flutend in lichtem Blau, von Zacken und Zinken überragt, die sich aus wallenden Morgenschleiern in lautere Klarheit heben. Oder Alpentäler, von ganz hoch oben dem Blick sich öffnend; die Nebel sinken in die Falten der tiefblauen Berge und darüber sprüht durch die weite Himmelshöhe das Gold der ersten Frühe. Die wenigen Figurenbilder sind leider doch nicht imstande, von Hodlers persönlichster Leistung eine hinreichende Vorstellung zu geben, seine körperbeseelende Rhythmik in ihrer monumentalen Einfachheit und gesammelten Ausdruckskraft offenbar zu machen. Sein Werk könnte sonst klarer und eindringlicher als irgendein Versuch der Jüngeren zur Anschauung bringen, nicht nur, wo heute die Malerei ihre Ziele sucht, sondern auch wo durchschlagende persönliche Kraft und reife künstlerische Meisterschaft bereits vollgültige Lösungen gefunden haben.

Daß solche Lösungen sich schließlich gar nicht so himmelweit von allem seither Gewohnten und Gekannten entfernen werden, das wird wohl mehr und mehr zutage treten, wenn sich nur erst aus der wilden Selbstverzückung und tastenden Ungelenkheit der Jugend klare, sichere Werte herausläutern. Einstweilen steht doch noch über allem anderen die Kunst der Älteren in ihrer meisterlichen Reife ehrfurchterzwingend da und weiß sich gar leicht Liebe zu gewinnen. Ihr wächst wie von selber ein zuversichtliches Vertrauen entgegen, daß nur ihr Werk als dauernde Mehrung in den Schatz deutscher Kunst eingehen wird. Aber mögen sich die Jungen derweilen ausstürmen: irgendwann wird es auch sie doch wieder nach sicheren Grundlagen auf der alten Erde verlangen. Was sie mit den Meistern von heute schließlich eint, werden sie dann auf eigenen Wegen sich erkämpft haben, und das wird ihres Suchens dauernder Gewinn bleiben.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Volkswirtschaft

Fleischversorgung. Eine politische Korrespondenz verbreitet in diesen Tagen die Nachricht, die Schweinebestände hätten in den letzten Monaten ganz erheblich zugenommen. Diese Nachricht widerspricht folgenden Berechnungen vollständig, die den Nachweis liefern, daß wir im Herbst dieses bis Frühjahr nächsten Jahres einer schweren Schweinenot entgegengehen. Am 10. Januar 1873 waren im Deutschen Reiche vorhanden:

Rinder*)	Schafe	Schweine
15 776 702	24 999 406	7 124 088,

am 2. Dezember 1907:

Rinder	Schafe	Schweine
20 630 544	7 703 710	22 146 532

Die Bevölkerung Deutschlands wuchs von rund 41 500 000 Einwohnern im Jahre 1873 auf rund 62 000 000 im Jahre 1907.

Geschlachtet werden im Durchschnitt jährlich etwa $^2/_5$ der Rinder, $^1/_3$ der Schafe, $^1/_1$ der Schweine.

Das Lebendgewicht der Schlachttiere beträgt im Mittel ungefähr:

5 Zentner beim Rindvieh, 1 Zentner bei den Schafen, 2 Zentner bei den Schweinen; das Schlachtgewicht:

2,50 Zentner beim Rindvieh, 0,50 Zentner bei den Schafen, 1,60 Zentner bei den Schweinen.

1873 ergaben danach:

die geschlachteten Rinder
rund 15 800 000 Zentner Fleisch,
1907:
rund 20 600 000 Zentner Fleisch,
die geschlachteten Schafe
rund 4 200 000 Zentner Fleisch,
1907:
rund 1 300 000 Zentner Fleisch,
die geschlachteten Schweine
rund 11 400 000 Zentner Fleisch,
1907:
rund 35 400 000 Zentner Fleisch.

Auf den Kopf der Bevölkerung entfielen:

1873 .	an Rindfleisch	$38^1/_{10}$	Pfund,
1907 .	„ „	$33^2/_{10}$	„
1873 .	„ Schaffleisch	$10^1/_4$	„
1907 .	„ „	$2^1/_{10}$	„
1873 .	„ Schweinefleisch . .	$27^5/_{10}$	„
1907 .	„ „	$57^1/_{10}$	„

Diese überschläglichen Zahlen zeigen, wie sehr und wie immer mehr die Fleischversorgung Deutschlands auf der Schweinehaltung beruht; und sie lassen erkennen, daß, da in normalen Jahren bekanntlich nur etwa 5 Prozent des Fleischbedarfs aus dem Auslande eingeführt werden, die deutsche Landwirtschaft mittels der Schweinehaltung dem großen Mehrbedarf an Fleisch geschmeidig gefolgt ist — nicht nur entsprechend dem Anwachsen der Bevölkerungszahl, sondern auch entsprechend dem Mehranspruch auf den Kopf der Einwohner infolge

*) Immer einschließlich der Kälber.

besserer Lebenshaltung (1873 pro Kopf $75^{7}/_{10}$ Pfund, 1907 pro Kopf $92^{4}/_{10}$ Pfund).

Wenn in normalen Zeiten ausreichend — um diesen Zustand zu sichern, ist das beste Mittel die kräftige Förderung der inneren Kolonisation —, aber in der Regel doch nicht Überfluß an Fleisch vorhanden ist, so ist es natürlich, daß im Gefolge von Fehlernten Knappheit an Fleisch und anziehende Preise eintreten, solange wir eine gesunde Landwirtschaft und deren Schutz vor Seucheneinschleppung für das Vaterland für nützlich halten.

Nach der letzten an Heu, Stroh und Hackfrucht schlechten Ernte im Jahre 1911 hat aber die Fleischknappheit und Teuerung wesentlich länger angehalten, als die Futterknappheit; ja wir haben heute noch Preise, die im Verhältnis zu den im letzten Jahre geernteten Futtervorräten hoch erscheinen müssen. Woran liegt das?

Schlechte Futterernten und besonders schlechte Hackfruchternten sind nicht von gleichem Einfluß auf die Rindviehhaltung, wie auf die Schaf- und die Schweinehaltung. Verhältnismäßig am wenigsten werden davon die Schafbestände berührt. Die werden meist auf großen Gütern gehalten; und nur ausnahmsweise kann die Futtersnot vereinzelt so groß sein, daß es nicht möglich ist, die Herde der nötigenfalls sehr genügsamen Tiere durchzuhalten.

Wesentlich stärker wirkt mangelhafte Futterernte auf die Haltung des Rindviehs. Immerhin sind dessen Produzenten noch zu sehr hohem Prozentsatz die größeren Wirtschaften, die selten so stark Vieh halten, daß das Stroh dabei knapp wird, und die ihre Rinderbestände, wenn nicht mästen, so doch mit Rauh- und Kraftfutter erhalten können. Und auch der kleinere Landwirt vermindert die Zahl seiner Rinder erst, wenn er unbedingt muß. Dennoch tritt natürlich vorübergehend verstärkte Zufuhr zu den Schlachtviehmärkten ein — vorzeitiges Abstoßen eigentlich zum Mästen bestimmter Tiere — und darauf Knappheit — Überhalten bis zur neuen Futterernte.

Daß nach der Futtermißernte 1911 auch das Rindfleisch andauernd teuer blieb, ist auf das Zusamentreffen der schlechten Ernte mit den üblen Folgen der Maul- und Klauenseuche und in der Hauptsache auf die Knappheit an Schweinefleisch zurückzuführen.

Viel eingreifender als auf Schaf- und Rinderhaltung wirkt eine schlechte Futterernte auf die Schweinehaltung. Die liegt zumeist in den Händen der kleineren und kleinsten landwirtschaftlichen Betriebe, in denen der Kleinbauern, der Büdner, der Kätner, der Deputanten, der Instleute und sonstiger auf dem Lande lebender Arbeiter. Und diese kleinsten Betriebe besonders sind zumeist ganz auf die Schweinehaltung und den Gewinn daraus zugeschnitten. Etwas Brotkorn, etwas Rauhfutter für die Ziege. Das Sommerkorn, die Kartoffeln besonders — sei es, daß sie als Lohn, sei es, daß sie auf dem kleinen Besitz oder Pachtacker geerntet — sind in der Hauptsache für die Schweine bestimmt. Kartoffeln sind für diese mit die Hauptnahrung. Schlägt die Ernte darin fehl, so müssen die genannten kleinsten Landwirte die Schweinehaltung aufgeben, die etwas größeren sie stark einschränken; und auch die mittleren Wirte finden dann oft größeren Nutzen im Verkauf teuerer Eßkartoffeln als in der Schweinemästung.

Dann kommen, wie im Winter 1911/12, unreife Schweine in Massen an den Markt und im Sommer darauf fängt die Knappheit an. Damit müssen wir uns abfinden: Mißernte bringt Teuerung.

Wie aber die Schweinehaltung überhaupt, so liegt auch die der Muttertiere zu sehr erheblichem Teile in den Händen der kleinen Betriebe. Gerade mit Ferkelzucht und Verkauf befassen sich — besonders im Osten — gerne landwirtschaftliche Arbeiter, deren Einkommen oft nur insofern noch in Naturalien besteht, als ihnen ein Stück Land zum Bepflanzen mit Kartoffeln und zu deren Aberntung überwiesen wird. Von diesen Leuten und von kleinen selbständigen Wirten im Osten, für die der Grund zur Ferkelzucht zumeist in der Schwierigkeit liegt, die Milch anders angemessen zu verwerten, bezieht der Zwischenhandel in großen Mengen Ferkel und Läuferschweine, die in großen Wirtschaften dann gemästet werden.

Geraten nun die Kartoffeln schlecht — so schlecht wie 1911 — so ist für solch einen Arbeiter die Möglichkeit, Schweine zu füttern,

meist ganz genommen, für etwas größere Betriebe stark eingeschränkt. Erntet der Arbeiter statt 160 Zentner Kartoffeln beispielsweise nur 90, so muß eine Zuchtsau fort; auch die zweite am liebsten. Denn die 30 Zentner, die für die Familie, die Ziege, die Hühner, zuweilen das Schlachtschwein, nicht gebraucht werden, lassen sich besser durch Verkauf von Eßkartoffeln, als durch Verfütterung verwerten. 30 Zentner à 2,50 Mark sind 75 Mark. Soviel ist an der Zuchtsau längst nicht zu verdienen; denn die Ferkel kosten ja kein Geld bei der Futterknappheit, nur Arbeit; sind überhaupt kaum loszuwerden. Also erstens teure Kartoffeln füttern, womöglich zukaufen, und dann die Ferkel halb verschenken: das wäre sehr unvorteilhaft. — Aus solchen Erwägungen schafft auch der kleine selbständige Landwirt aus seinem Schweinebestande oft zuerst die Zuchtsau fort, deren Fütterung für längere Zeit keinen Nutzen, sondern Kosten bringt.

Von größeren Viehverwertungsgenossenschaften kann man erfahren, wieviel gut brauchbare junge Mutterfauen im Herbst 1911 abgeschafft worden sind. Die Zahlen der großen Schlachtviehmärkte geben kein richtiges Bild; die schweren Sauen kommen nur zum Teil dorthin. Die behalten gern die Fleischer in der Abgabegegend. „Man schätzt mich in der Steuer nach der Zahl der Tiere, die ich schlachte," meinte einer, „da komme ich besser weg, wenn die Schweinchen 4 anstatt 2 Zentner wiegen".

War durchschnittlich etwa der Oktober 1911 der Termin, zu dem die Sauen von seiten kleinerer Landwirte wegen Futtermangels zum Teil abgeschafft wurden — manche früher, manche später —, so wurden von ihren Besitzern vielleicht im Mai 1912, als die Hoffnung auf bessere Zeit erwachte, Ferkel gekauft. Aber gewiß nur ein Teil der Leute tat es in der Absicht, die Ferkelzucht wieder aufzunehmen; sie ist mühsam und hat zuletzt Verlust gebracht. Jedenfalls gab es bei denen, die damit wieder anfingen — Winterferkel kränkeln — zumeist Frühjahr 1913 erst wieder Ferkel; wenig, weil von Erstlingssauen. Wie knapp sie waren und noch sind, zeigen die Preise; unter 20 Mark wurde aus der ersten Hand das sechs Wochen alte Tier bis vor kurzem nicht verkauft; muntere, gesunde Achtwochenferkel bringen wohl heute noch gut 30 Mark. Viele Landwirte stellen bei solchen Preisen Schweine zur Mast nicht ein.

Danach ist anzunehmen, daß die Schlachtschweine noch teuer sein werden, wenn die jetzigen Ferkel als solche heran sind, November, Dezember 1913.

Also im Winter 1913/14 hohe Fleischpreise als Nachwirkung der Futtermißernte 1911.

Die Viehzählung in Preußen am 1. Dezember 1911 ergab rund 17 250 000 Schweine, die vom 2. Dezember 1912 deren 15 450 000; also 1 800 000 weniger als im Vorjahr, d. h. $10^1/_2$ Prozent. Die sind im wesentlichen daran schuld, daß die Preise so hohe wurden.

Rechnet man durchschnittlich im Jahr von jedem Muttertier zwölf Ferkel und nimmt man das Durchschnittsalter der Schweine auf zwölf Monate an, so ergibt sich, daß das Fehlen von 150 000 Sauen das Weniger von 1 800 000 Schweinen verursacht hat. Wahrscheinlich, daß die Zahl nicht genau stimmt; es mögen auch 140 000 oder 160 000 fehlende Sauen daran schuld sein. Andere Gründe aber liegen meines Erachtens nicht vor; denn die Abschaffung der unreifen Schweine infolge Futtermangels von 1911 her hatte für Dezember 1912 keinen Einfluß mehr.

Mir scheint nun diese Zahl von 150 000 Sauen — auf jede Provinz kommen 12 500, auf jeden Kreis vielleicht 300 — nicht groß im Vergleich zu der Wirkung, die ihr Fehlen gehabt hat: Anhalten der Fleischteuerung und Knappheit weit über die Zeit der Futterknappheit hinaus. Allenfalls zwei bis drei Monate pausieren hätten die braven Tiere sollen in ihrer Zweckbeschäftigung, Ferkel zur Welt zu bringen; anstatt dessen wurden sie tot gemacht. Denen, die sie abgeschafft haben, war das nicht zu verdenken; so um 4 Millionen Mark hätte das Überhalten der 150 000 Tiere Arbeiter und kleinste Landwirte zunächst wohl gekostet, weil sie die Nahrung hätten kaufen müssen und von „nebenher mit durchfüttern" in so kleinen Betrieben keine Rede sein kann. Es müßten sich aber wohl Maßnahmen durchführen lassen, durch die erreicht

wird, daß nach neuem Futtermißwuchs Mutterschweine zur rechtzeitigen Produktion von Ferkeln, um die leeren Ställe wieder zu füllen, nicht fehlen.

Das zunächst Notwendige beim Bevorstehen einer schlechten Futterernte wäre meines Erachtens rechtzeitige Feststellung und Kontrolle der Mutterschweinbestände; Anmeldung jeder Abschaffung von Muttertieren in dieser Zeit.

Sodann dringende Mahnung an alle Landwirte, die Mutterschweine nicht abzuschaffen, und an die größeren die Forderung sogar, im Winter nach der Mißernte Jungschweine belegen zu lassen; die Kosten, die das Überhalten von Mutterschweinen verursacht, werden durch die guten Preise, die nach Aufhören der Futterknappheit gezahlt werden, reichlich aufgewogen. Man würde der städtischen Bevölkerung die Forderung nach Öffnung der Grenzen bei Fleischteuerung nicht verdenken können, wenn die Landwirtschaft nicht alles täte, was nötig und zweckmäßig und ohne große Opfer möglich erscheint, um andauernder Fleischknappheit vorzubeugen. Ich glaube, es wäre nach der Ernte 1911 zu so starker Verminderung der Schweinebestände nicht gekommen, wenn die Landwirtschaft sich klar gemacht hätte, was das rücksichtlich der Folgen sorglose Abschaffen der Mutterschweine auf sich hat.

Wird aber die Mißernte wieder einmal sehr groß, so daß die Landwirtschaft allein die Forderung, die Zahl der Mutterschweine nicht zu verringern, nicht erfüllen kann, dann verursacht es nicht unerschwingliche Kosten, wenn der Staat im Dezember—Januar soviel Sauen und zu belegende Jungschweine kauft, als seit der Fehlernte Mutterschweine abgeschafft worden sind; sagen wir wieder 150 000.

Ställe dafür kosten 15 Millionen Mark. Die Schweine sind im Winter noch sehr billig. Die Kosten für sie und für das Futter (höchstens 6 Monate) werden durch den Verkauf im Frühjahr und im Sommer reichlich herausgeschlagen. Bleiben verloren die Zinsen der 15 Millionen und die jährlichen Unterhaltungskosten für die Ställe. Die würden die Steuerzahler wohl tragen, die das Fehlen von 1 800 000 Schweinen jeden Monat mit mindestens 30 Millionen Mark bezahlen und daneben sich in der Fleischnahrung Beschränkungen auferlegen müssen.

Zur Vollständigkeit unserer Rüstung gehört die Sicherung ausreichender Fleischversorgung für den Fall eines Feldzuges.

Pitsch in Frankfurt a. O.

Das Erbrecht des Reiches. Die Regierungsvorlage über das Erbrecht des Staates ist in der Budgetkommission des Reichstages mit einigen Abänderungen, von denen noch die Rede sein wird, angenommen. — Auch das preußische Herrenhaus hat sich mit der Frage beschäftigt. Geheimrat Adolf Wagner, bekanntlich einer der Mitunterzeichner des in den Grenzboten veröffentlichten Aufrufes für das Erbrecht des Reiches, führte zugunsten der Vorlage folgendes aus:

Auch die Gestaltung des Erbrechts muß der modernen Entwicklung des Lebens folgen. Ist es zu rechtfertigen, daß wir neben unserer eigenen Persönlichkeit immer nur die Familie als berücksichtigenswert hinstellen? Nein, weder der einzelne, noch die blutsverwandte Familie kommt allein in Betracht. Die weiteren Kreise des Volkes kommen ebenfalls in Betracht und diese sind im Staat vereint. Gerade vom geschichtlichen Standpunkt aus muß die Veränderung unserer gesamten Lebensverhältnisse auch in der Gestaltung des Erbrechts zum Ausdruck gelangen. Der verwandtschaftliche Zusammenhang ist heute nicht mehr derselbe, wie in vergangener Zeit. Die Verpflichtungen, die dem weiteren Verband der Familie oblagen, sind verschwunden. Sie sind längst auf den größeren Verband, den des Staates, übergegangen. Aus diesen Gründen hat sich die Ansicht gebildet und weite Verbreitung gefunden, es müsse ein staatliches Erbrecht an die Stelle der Erbansprüche der entfernten Verwandten treten, die kein moralisches Recht mehr auf die Erbschaft haben. Mit gutem Grunde werden sie als testamentslose Erben ausgeschaltet und durch den Staatsverband ersetzt, dem wir für unsere wirtschaftliche und sittliche Entwicklung so viel verdanken. „Das ist durchaus keine radikale Forderung, sondern eine naturgemäße Weiterentwicklung des Rechts." B.

Kunst

Eine nationale Porträtgalerie. Ein Plan, der fast so alt ist wie das Deutsche Reich, ist jetzt endlich zur Ausführung gelangt. Bereits 1872 und im folgenden Jahre forderte Kaiser Wilhelm der Erste zu wiederholten Malen den Kultusminister auf, Vorbereitungen zu treffen zur Einrichtung einer Bildnisgalerie, „um der Nation ihre großen Männer und deren Wirksamkeit gegenwärtig zu erhalten. Seine Majestät beklagte, daß z. B. von Stein, Hardenberg, Humboldt sich nirgends Porträts fänden." Ein Gutachten über eine solche Sammlung arbeitete im Auftrage des Ministers Leopold von Ranke aus. Eigene Räume in der gerade damals im Bau befindlichen Nationalgalerie sollten zur Aufnahme und wirkungsvollen Gruppierung der Bildnisse geschaffen werden. Da jedoch die einzigen hierfür geeigneten Säle schon für die Corneliusschen Kartons vorausbestimmt waren und andere Räumlichkeiten nicht zur Verfügung standen, geriet die ganze Angelegenheit ins Stocken, und zwar so gründlich, daß man nicht einmal daran dachte, das Wichtigste — die Bilder selbst — anzukaufen. Damit begann man erst, als im Jahre 1878 der Kronprinz Friedrich Wilhelm als Protektor der königlichen Kunstsammlungen die dringende Mahnung aussprach, endlich den wirklichen und sichtbaren Anfang zur Realisierung eines Planes zu machen, der ihm sehr am Herzen liege, und den er vor einer Verschleppung und Versäumnis zu bewahren wünsche, die in späteren Jahren vielleicht nicht wieder gutzumachen wäre. Man kaufte und bestellte nun zwar eine Reihe von Porträts hervorragender Männer der Diplomatie, des Militärs, der Künste, der Wissenschaften, der Technik; aber da man die Kunstwerke nicht zusammenhängend gruppieren konnte, verfehlten sie den Zweck, dem sie dienen sollten. Sie vergrößerten lediglich den Bestand der Nationalgalerie. Immerhin war doch ein Grundstock vorhanden, auf dem man hätte weiterbauen können. Aber schon nach diesem ersten Schritte blieb man wieder im Sande stecken. Dreißig Jahre lang geschah — außer gelegentlichen Erwerbungen von Porträts — in der Sache nichts, bis 1907 der Generaldirektor Bode dem Abgeordnetenhause ein Programm über die Entwicklung der königlichen Museen und die Entlastung einzelner Abteilungen vorlegte. Darin war auch auf den alten, fast vergessenen Plan zurückgegriffen. Direktor Justi machte 1910 dem Kultusminister den Vorschlag, die Porträts bedeutender Persönlichkeiten aus der Nationalgalerie auszuscheiden und in der Schinkelschen Bauakademie zu einer Bildnissammlung zu vereinigen. Der Antrag fand die Zustimmung der maßgebenden Instanzen. Somit war die Platzfrage befriedigend gelöst. Vom Landtage, wo man die Vorlage verständnisvoll begrüßte, wurden die zur Einrichtung der neuen Galerie geforderten Mittel bewilligt, so daß die „Bildnissammlung der königlichen Nationalgalerie" zum Regierungsjubiläum des Kaisers eröffnet werden konnte.

Freilich — das sei gleich vorneweg betont —, was uns jetzt geboten wird, das „darf durchaus nur als Anfang betrachtet werden, als Versprechen". In diesem Sinne will es Justi auch ausdrücklich aufgefaßt wissen. „Nach dem Interesse jedoch, das Seine Majestät der Kaiser und König, die königliche Staatsregierung und der Landtag der Monarchie für den Plan der Bildnissammlung bewiesen haben, steht zu hoffen, daß im Laufe der nächsten Jahre weitere Räume sowie Mittel zum gleichartigen Ausbau der Sammlung bereitgestellt werden" Diesem Wunsche kann man sich nur nachdrücklich anschließen. Auch durch private Stiftungen wird die Galerie gewiß manche Bereicherung erfahren; darf doch jede Familie stolz darauf sein, wenn das Bild eines ihrer Angehörigen in diese Galerie aufgenommen wird.

Schon in ihrer jetzigen Verfassung macht die Sammlung beim ersten flüchtigen Rundgang einen durchaus erfreulichen und verheißungsvollen Eindruck, der sich bei eindringenderem Betrachten noch steigert. Mit feinem Empfinden und entschiedenem Erfolg hat Justi das vorhandene, sehr ungleichartige Material in den wenigen, beschränkten Räumen verteilt. Die Aufgabe, für die einzelnen Gruppen den geeigneten dekorativen Rahmen zu schaffen, hat der Architekt der königlichen Museen, Bauinspektor Wille, reizvoll und diskret gelöst.

Der „Führer" ist ein kleines Kunstwerk für sich, sowohl dem Inhalte als auch der drucktechnischen Ausstattung nach. (Verlag von Bruno Cassirer in Berlin, Druck von Otto von Holten.) Prof. Hans Mackowsti, der die Galerie zu leiten berufen ist, hat sich nicht mit der trockenen Aufzählung der Kunstwerke begnügt; er hat vielmehr jede der im Bilde dargestellten Persönlichkeiten, ihre Wirksamkeit und ihre Bedeutung für die deutsche Geschichte, das deutsche Geistes- oder Wirtschaftsleben kurz charakterisiert, häufig durch glücklich gewählte Zitate. So ist das Museum unter den günstigsten Auspizien als eine neue Quelle der Belehrung und Erhebung dem Volke zugänglich gemacht worden.

Den Besucher grüßt am Eingange die überlebensgroße Figur des Alten Fritz, ein vergoldeter Gipsabguß nach dem im Ständehaus zu Stettin befindlichen Marmororiginal von Schadow. Das erste Kabinett beherbergt Bildnisse von Mitgliedern des Königshauses: Abgüsse der Schadowschen Büsten Friedrich Wilhelms des Dritten und der Königin Luise, die Marmorbüsten des ersten Kaisers (von Joseph von Kopf) und seiner Gemahlin (von Bernhard Römer), ferner das von Max Koner 1890 gemalte Ölbild des regierenden Kaisers, das in der Erfassung des geistigen Wesens Wilhelms des Zweiten als das ähnlichste gilt. Es folgen im nächsten Raum neun berühmte Gelehrte: Helmholtz, Mommsen, Zeller, Neumann, Curtius, Lepsius, Droysen, Weber, Ranke. Daran schließen sich Generäle aus den Feldzügen von 1866 und 1870. Im vierten Zimmer sind Zeichnungen und Büsten von Gelehrten, Dichtern, Staatsmännern, Technikern im bunten Wechsel zur Schau gebracht, darunter Werner von Siemens, ein Meisterwerk Adolf Hildebrands, vier Aquarelle Menzels und die glänzende Kohlezeichnung Stauffer-Berns, Conrad Ferdinand Meyer darstellend. Künstler aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sind im Raum V gruppiert. Darunter befindet sich als einzige Ausländerin die herrliche Sängerin Jenny Lind; ihre Bedeutung für das künstlerische Leben in Berlin, der Sturm der Begeisterung und Verehrung, den sie in ganz Deutschland entfachte, rechtfertigt sicherlich ihre Aufnahme in die Galerie. Die zwei nächsten Säle repräsentieren die Zeit der Romantik und das Zeitalter Goethes. Diese Gruppierungen sind bedingt durch die rein äußerliche Scheidung in Zeichnungen und Ölgemälde. Trotz des ziemlich starken Bestandes von fünfundfünfzig Bildnissen empfindet man in diesen Gruppen das Fehlen vieler bedeutender Deutscher besonders stark. Gluck, Wagner, Liszt und Hans von Bülow sind in der Galerie vertreten, aber Beethoven, Haydn, Bach, Mozart suchen wir noch vergebens. Mit Vergnügen gewahren wir die köstliche Goethebüste Klauers, auch Lessing, Tieck, Fontane, Hebbel, Heine und andere, selbst der alte Hans Sachs fehlen nicht; aber die großen Weimaraner Wieland, Herder, Schiller und so manche andere am deutschen Dichterhimmel strahlende Sterne erster und zweiter Größe vermissen wir noch. Und wie vor vierzig Jahren, so ist es auch heute noch zu beklagen, daß Porträts von Stein, Hardenberg, Humboldt nicht zu finden sind.

Ein letzter Saal enthält Bildnisse aus dem langen Zeitraum von der Reformation bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts; die hier ausgestellten Porträts sind Leihgaben aus der Gemäldegalerie und dem Kupferstichkabinett.

Heinz Amelung in Berlin-Wilmersdorf

Tagesfragen

Der Breslauer „Skandal". Die Angelegenheit des abgebrochenen Hauptmannschen Festspieles schlägt immer weitere Kreise; sie ist zu einer politischen Frage geworden. Das Hineinziehen der Parteipolitik ist von linksliberaler Seite geschehen. Die Proteste kommen u. a. von Kriegervereinen und Katholiken; beide widersetzen sich natürlich nicht aus künstlerischen Gründen, sondern die einen aus nationalen, die anderen aus religiösen. Beider Gründe sind gut! Mit Parteipolitik hatte das Hauptmann-Festspiel im Grunde gar nichts zu tun; die kam erst hinein, als von linksliberaler Seite entdeckt wurde, daß hier wieder einmal eine Gelegenheit sei, „die Geistesfreiheit" zu reklamieren.

Man ließ das teils durch eine frühere Sozialistin besorgen, die besonders als solche ja hervorragend geeignet ist zur Beurteilung nationaler und religiöser Beschwerden,

und dann durch einen Dichter, Herrn Hardt, der allen denen, die anderer Meinung sind als er, kurzerhand bestritt, daß sie „auch nur ein Blatt unserer Geschichte verstanden hätten". Nun wollen wir unsererseits an dem Verstand dieser Herrschaften nicht zweifeln, aber Geschichte wird nicht mit dem Verstand allein erfaßt, sondern auch mit dem Herzen. Gewiß genügt es für ein gutes Theaterstück noch nicht, eine gute Gesinnung zu haben; umgekehrt aber ist ein nationales Festspiel ohne die Möglichkeit, in wirklich breiten Kreisen einen Widerhall des nationalen Gefühls zu wecken, ein Unding. Und wenn man gegen das Hauptmannsche Festspiel einwenden kann und einwenden muß, daß es sich gründlich im Tone vergreift, daß es Taktlosigkeiten enthält, die von vornherein gewisse Kreise des Volkes abstoßen mußten, so ist es gerichtet. Ein Festspiel ist keine Vorlesung; es soll erbauen, emporreißen! Es ist auch nicht für einen kleinen Kreis literarisch und nur literarisch Interessierter bestimmt, sondern für große Massen. Diese Grundforderungen sind in Hauptmanns Werk unberücksichtigt geblieben. Schweigen wir von den großen allgemein künstlerischen Schwächen des Werkes und seinen kleinen künstlerischen Vorzügen, prüfen wir die Gesinnung des Festspieles und seine allgemeinste Form.

Schlagen wir das Buch auf, das im Verlage S. Fischer, Berlin, erschienen ist, so finden wir ein mehrere Seiten langes Vorspiel auf dem Theater nach sehr berühmten Mustern, ein Zwiegespräch zwischen dem Direktor — eines Puppenspieles! — und seinem Helfer. Will die Masse, wollen wir bei solcher Gelegenheit so sehr an das Theater erinnert werden? Wir finden es geschmacklos, wenn die Hauptheldeu des Jahres 1813 hier im Theaterjargon und ironisch als Akteure bezeichnet werden, die damals ihre Rolle gespielt haben. Gerade damals haben die Leute weniger als sonst im Leben Komödie gespielt! Dazu war der Ernst des Jahres 1813 zu groß. Wohl interessierte es im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhundert einige Literaten, die alte Marionettenbühne zu erneuern, aber war dies hier eine Gelegenheit dazu? Hauptmann hat sich also von vornherein so schlimm, wie nur möglich, im Maßstabe vergriffen. Das Werk ist in seiner Gesamtform, in seinem Puppenspielcharakter, dem der Ablauf wirklich entspricht, der Masse des Volkes überhaupt nicht verständlich. Und wenn am Schluß nach großen weihevollen Reden Athene-Deutschlands der Direktor zu Blücher sagt:

„Marsch marsch in die Holzwolle, die Hobelspäne, das Seegras.
Du bist ein Püppchen meines Personals,
Der Schatten eines toten Generals,"

so schmeckt das vielleicht kaltherzigen Literaten, aber sonst niemandem. Und mit wieviel Literatur, mit wieviel fremden Literaturen ist das Buch vollgestopft. Man braucht kein Gegner jedes Fremdwortes zu sein, aber eine Häufung von solchen, wie in diesem nationalen Festspiel, wird einem kaum vorgekommen sein. Was sollen die Leute damit?

Und der Inhalt: Gewiß ist es töricht, wenn Anstoß genommen worden ist an den Worten Napoleons über Schill und seine Offiziere; Napoleon mußte doch dargestellt werden und konnte sich dann nicht anders äußern (redete Napoleon sonst nur in diesem Festspiel überall napoleonisch!) Es ist auch töricht, wenn von anderer Seite beanstandet wurde, daß erwähnt wird, wie der Papst nach Paris gekommen sei, um Napoleon zu krönen, weil dieser es nicht der Mühe für wert hielt, deshalb nach Rom zu gehen. Aber es ist nicht töricht, wenn man sich von Versen abgestoßen fühlt wie von den folgenden des Direktors, der eine Art Herrgott darstellen soll, über Napoleon:

„Er brachte die ganze Welt ins Gedränge,
Und schließlich kam ich selbst in Gefahr,
obgleich ich doch sein Direktor war.
Da setzte ich ihn auf die schwarze Liste
und warf ihn zurück in die Puppenkiste.
Es tat mir leid, doch es mußte geschehn,
sollte die Firma nicht untergehn."

Wer empfindet das nicht frivol in der Erinnerung an das Jahr 1813, in dem auch die religiöse Erhebung keine kleine Rolle spielte? Daß der Herrgott gerade damals „lächelnd hinter seiner Wand saß und die Fäden in seiner Hand hielt", wird nicht als eine angemessene Vorstellung erscheinen. Das Lachen konnte damals, so meinen wir Menschen, selbst einem Gott vergehen. Wenn es dann

mit Bezug auf die folgende gesamte Aktion der Puppen heißt:

„Sie erscheinen steif, doch sind sie beweglich
und ganz unsäglich unverträglich,"

so werden die meisten von uns wieder für diese Sorte Humor keinen Sinn haben. Und eben nach dem Kriege 1813 durfte die Athene-Deutschland den Krieg nicht den „nackten Mord und eine Missetat" nennen. Und weiter: gerade in Breslau, in der so stark katholischen Provinz Schlesien, die doch 1813 eine hervorragende Rolle spielte, durfte in einem Festspiel, das für das ganze Volk gelten sollte, nicht Friedrich der Große fast nur dazu auftreten, um den Katholiken Grobheiten zu sagen. Er wird aufgefordert, den deutschen Aar zu befreien, und antwortet mit dem ganz abliegenden Gedanken:

„Hab' ich Deutschland nicht gelehrt,
wie man stolz sich selber ehrt?
Wie man seinen eignen Geist
aus dem Pflanzenschlafe reißt?
Wie mans macht, um unter Kutten
nicht zum Halbtier zu verbutten?
Wie man mit dem bloßen Schwert
den Gewissensknechtern wehrt?
Hätt ich Deutschland nicht geweckt,
wäre dieser längst verreckt!
(Er berührt den Adler mit dem Krückstock.)
Und die römischen Prälaten
hätten ihn am Spieß gebraten.
Und ihr fänget jetzt, auf Ehre,
statt zu eures Königs Ruhm:
miserere! miserere!"

Was hat das hier zu tun? Und warum muß der große König hier in dem Moment, wo es gegen Frankreich geht, in einer ganz übertrieben französelnden Weise deutsch radebrechen, als wäre er kein geborener Deutscher gewesen und könnte nicht das H in dem Worte „Haben" aussprechen! Daß Friedrich Wilhelm der Dritte sodann nicht der Held der Bewegung war, wissen wir, aber der Aufruf „An mein Volk" ist doch erschienen und hat gewirkt — kein Wort davon hören wir hier, wo selbst Ludwig der Sechzehnte, der schon zwanzig Jahre vorher hingerichtet war, eine ganze Reihe wohlwollender Verse für sein mutiges Sterben bekommt, das mit dem Märtyrertod Jesu verglichen wird.

Der Geist, der in dem allen waltet, ist uns fatal bekannt. Wenn am Schluß nach dem Frieden ein großer Zug erscheint von allerlei Kulturträgern, so kommen zuletzt „auch einige Herrscher, die sich um die echte Kultur ihrer Völker verdient gemacht haben". Und der Dichter dieses Werkes und seine jetzigen unentwegten Freunde wollen über Parteigeist klagen? Wir anderen sehen in dem Festspiel ein Erzeugnis jenes unpolitischen Ideologentums, das so naiv ist zu glauben, daß auf politischem Gebiete eine Weltanschauung, wie etwa die des Berliner Tageblatts, die freiheitliche und moderne Weltanschauung überhaupt bedeute. Daß Blätter dieser Art jetzt einen Skandal aus der Angelegenheit machen wollen, das ist ein Kulturskandal für uns Deutsche.

* * *

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 26/27.

YD 11455

AP30
G7
v.72:2

276165

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY